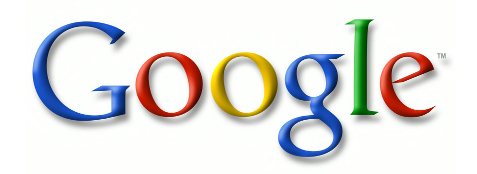
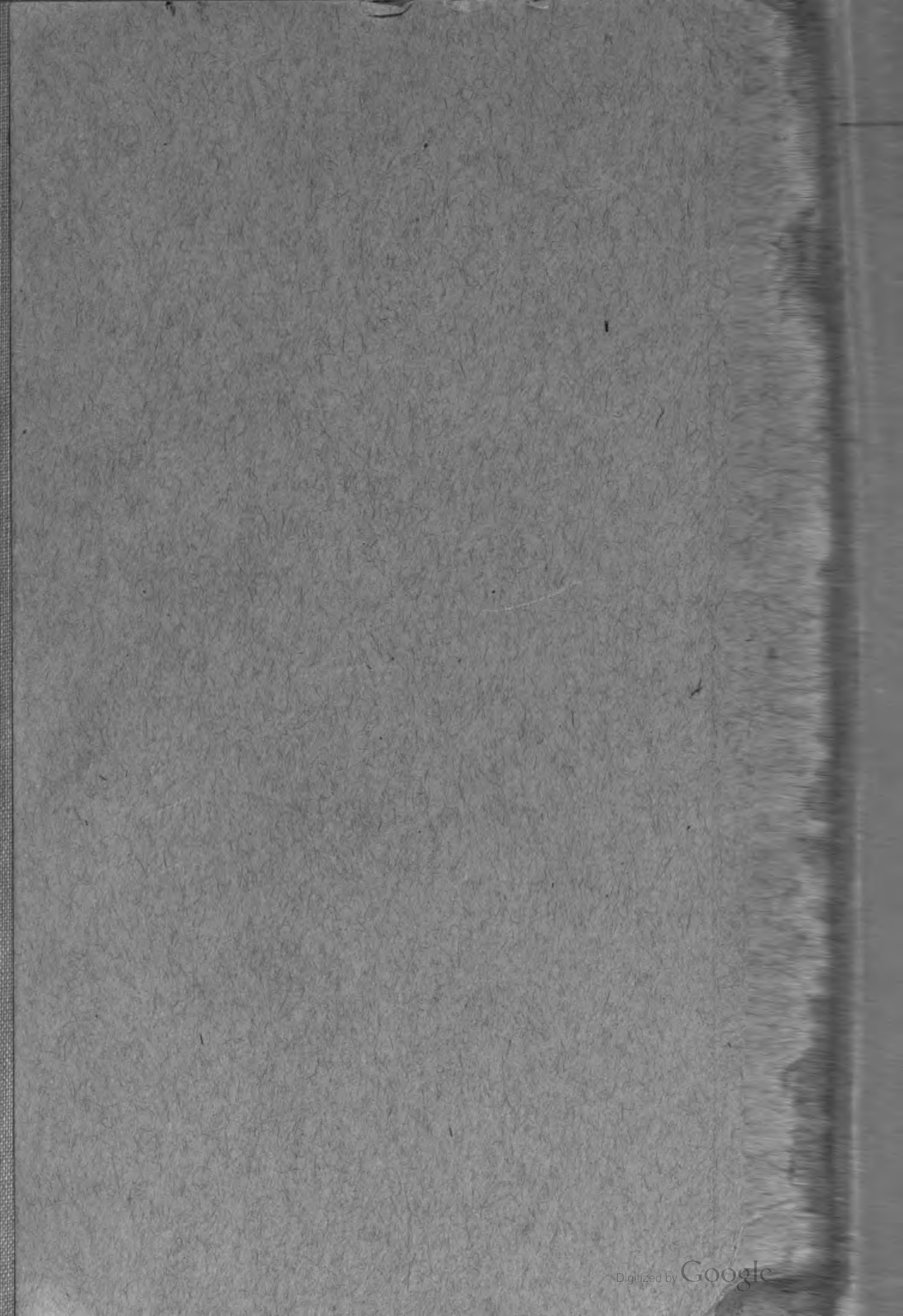
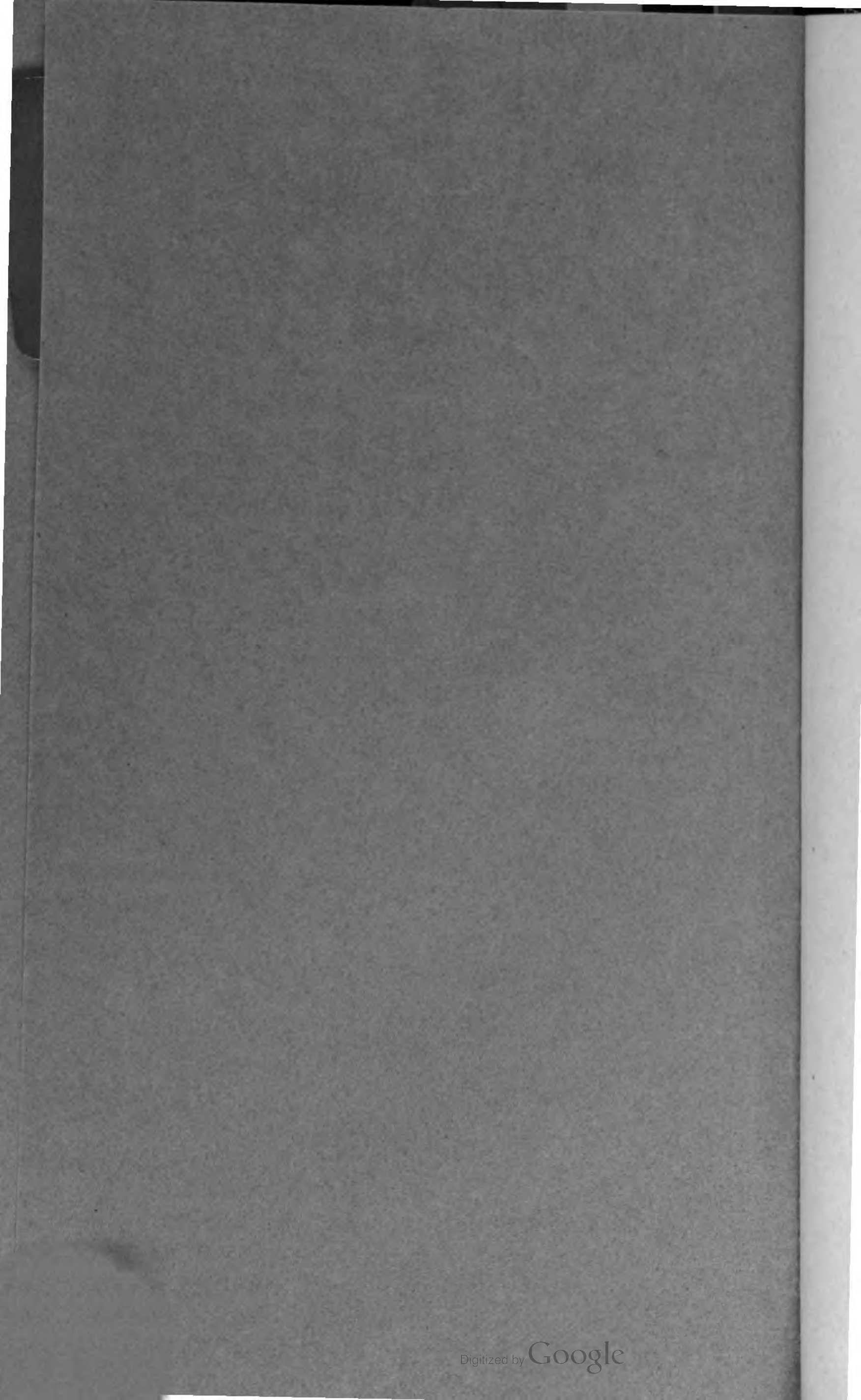













Insel Almanach
auf das Jahr
1936
Im Insel Verlag zu Leipzig



Insel-Almanach

auf das Jahr

1936

Im Insel-Verlag
zu Leipzig



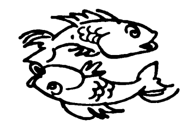
Kalendarium

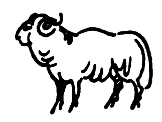
Und ein Gott ist, ein heiliger Wille lebt,
Wie auch der menschliche wanke,
Hoch über der Zeit und dem Raume webt
Lebendig der höchste Gedanke;
Und ob alles in ewigem Wechsel kreist,
Es beharret im Wechsel ein ruhiger Geist.

*

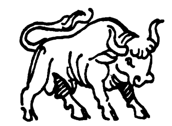
Schiller

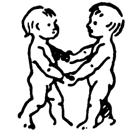


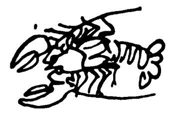




Januar			Februar			März		
1	Neujahr	☽	1	Sonnabend		1	Invokavit	
2	Donnerstag		2	4. Sonnt. n. Ep.		2	Montag	
3	Freitag		3	Montag		3	Dienstag	
4	Sonnabend		4	Dienstag		4	Mittwoch	
5	Sonnt. n. Neuj.		5	Mittwoch		5	Donnerstag	
6	Epiphanias		6	Donnerstag		6	Freitag	
7	Dienstag		7	Freitag	○	7	Sonnabend	
8	Mittwoch	○	8	Sonnabend		8	Reminiszere	○
9	Donnerstag		9	Septuagesima		9	Montag	
10	Freitag		10	Montag		10	Dienstag	
11	Sonnabend		11	Dienstag		11	Mittwoch	
12	1. Sonnt. n. Ep.		12	Mittwoch		12	Donnerstag	
13	Montag		13	Donnerstag		13	Freitag	
14	Dienstag		14	Freitag		14	Sonnabend	
15	Mittwoch		15	Sonnabend	☾	15	Okuli	
16	Donnerstag	☾	16	Sexagesima		16	Montag	☾
17	Freitag		17	Montag		17	Dienstag	
18	Sonnabend		18	Dienstag		18	Mittwoch	
19	2. Sonnt. n. Ep.		19	Mittwoch		19	Donnerstag	
20	Montag		20	Donnerstag		20	Freitag	
21	Dienstag		21	Freitag		21	Sonnabend	
22	Mittwoch		22	Sonnabend	●	22	Lätare	
23	Donnerstag		23	Estomihi		23	Montag	●
24	Freitag	●	24	Montag		24	Dienstag	
25	Sonnabend		25	Dienstag		25	Mittwoch	
26	3. Sonnt. n. Ep.		26	Mittwoch		26	Donnerstag	
27	Montag		27	Donnerstag		27	Freitag	
28	Dienstag		28	Freitag		28	Sonnabend	
29	Mittwoch		29	Sonnabend	☽	29	Judika	☽
30	Donnerstag					30	Montag	
31	Freitag	☽				31	Dienstag	







April

1 Mittwoch
2 Donnerstag
3 Freitag
4 Sonnabend

5 Palmarum
6 Montag ○
7 Dienstag
8 Mittwoch
9 Gründonnerst.
10 Karfreitag
11 Sonnabend

12 Ostersonntag
13 Ostermontag
14 Dienstag ☾
15 Mittwoch
16 Donnerstag
17 Freitag
18 Sonnabend

19 Quasimodog.
20 Montag
21 Dienstag ●
22 Mittwoch
23 Donnerstag
24 Freitag
25 Sonnabend

26 Mis. Domini
27 Montag
28 Dienstag ◑
29 Mittwoch
30 Donnerstag

Mai

1 Tag der Arbeit
2 Sonnabend

3 Jubilate
4 Montag
5 Dienstag
6 Mittwoch ○
7 Donnerstag
8 Freitag
9 Sonnabend

10 Kantate
11 Montag
12 Dienstag
13 Mittwoch
14 Donnerstag ☾
15 Freitag
16 Sonnabend

17 Rogate
18 Montag
19 Dienstag
20 Mittwoch ●
21 Himmelfahrt
22 Freitag
23 Sonnabend

24 Exaudi
25 Montag
26 Dienstag
27 Mittwoch
28 Donnerstag ◑
29 Freitag
30 Sonnabend

31 Pfingstsonntag

Juni

1 Pfingstmontag
2 Dienstag
3 Mittwoch
4 Donnerstag
5 Freitag ○
6 Sonnabend

7 Trinitatis
8 Montag
9 Dienstag
10 Mittwoch
11 Donnerstag
12 Freitag ☾
13 Sonnabend

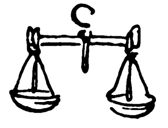
14 1. S. n. Trinit.
15 Montag
16 Dienstag
17 Mittwoch
18 Donnerstag
19 Freitag ●
20 Sonnabend

21 2. S. n. Trinit.
22 Montag
23 Dienstag
24 Mittwoch
25 Donnerstag
26 Freitag ◑
27 Sonnabend

28 3. S. n. Trinit.
29 Montag
30 Dienstag

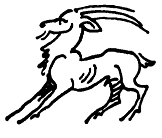






Juli	August	September
1 Mittwoch	1 Sonnabend	1 Dienstag ⊕
2 Donnerstag	2 8. S. n. Trinit.	2 Mittwoch
3 Freitag	3 Montag ⊕	3 Donnerstag
4 Sonnabend ⊕	4 Dienstag	4 Freitag
5 4. S. n. Trinit.	5 Mittwoch	5 Sonnabend
6 Montag	6 Donnerstag	6 13. S. n. Trin.
7 Dienstag	7 Freitag	7 Montag
8 Mittwoch	8 Sonnabend	8 Dienstag ☾
9 Donnerstag	9 9.S.n.Trinit. ☾	9 Mittwoch
10 Freitag	10 Montag	10 Donnerstag
11 Sonnabend ☾	11 Dienstag	11 Freitag
12 5. S. n. Trinit.	12 Mittwoch	12 Sonnabend
13 Montag	13 Donnerstag	13 14. S. n. Trin.
14 Dienstag	14 Freitag	14 Montag
15 Mittwoch	15 Sonnabend	15 Dienstag ●
16 Donnerstag	16 10. S. n. Trin.	16 Mittwoch
17 Freitag	17 Montag ●	17 Donnerstag
18 Sonnabend ●	18 Dienstag	18 Freitag
19 6. S. n. Trinit.	19 Mittwoch	19 Sonnabend
20 Montag	20 Donnerstag	20 15. S. n. Trin.
21 Dienstag	21 Freitag	21 Montag
22 Mittwoch	22 Sonnabend	22 Dienstag
23 Donnerstag	23 11. S. n. Trin.	23 Mittwoch ☽
24 Freitag	24 Montag	24 Donnerstag
25 Sonnabend	25 Dienstag ☽	25 Freitag
26 7.S.n.Trinit. ☽	26 Mittwoch	26 Sonnabend
27 Montag	27 Donnerstag	27 16. S. n. Trin.
28 Dienstag	28 Freitag	28 Montag
29 Mittwoch	29 Sonnabend	29 Dienstag
30 Donnerstag	30 12. S. n. Trin.	30 Mittwoch ⊕
31 Freitag	31 Montag	





	Oktober		November		Dezember
1	Donnerstag	1	21. S. n. Trin.	1	Dienstag
2	Freitag	2	Montag	2	Mittwoch
3	Sonnabend	3	Dienstag	3	Donnerstag
4	Erntedankfest	4	Mittwoch	4	Freitag
5	Montag	5	Donnerstag	5	Sonnabend ☾
6	Dienstag	6	Freitag ☾	6	2. Advent
7	Mittwoch ☾	7	Sonnabend	7	Montag
8	Donnerstag	8	22. S. n. Trin.	8	Dienstag
9	Freitag	9	Montag	9	Mittwoch
10	Sonnabend	10	Dienstag	10	Donnerstag
11	18. S. n. Trin.	11	Mittwoch	11	Freitag
12	Montag	12	Donnerstag	12	Sonnabend
13	Dienstag	13	Freitag	13	3. Advent
14	Mittwoch	14	Sonnabend ●	14	Montag ●
15	Donnerstag ●	15	23. S. n. Trin.	15	Dienstag
16	Freitag	16	Montag	16	Mittwoch
17	Sonnabend	17	Dienstag	17	Donnerstag
18	19. S. n. Trin.	18	Bußtag	18	Freitag
19	Montag	19	Donnerstag	19	Sonnabend
20	Dienstag	20	Freitag	20	4. Advent
21	Mittwoch	21	Sonnabend	21	Montag ☽
22	Donnerstag	22	Totensonntag ☽	22	Dienstag
23	Freitag ☽	23	Montag	23	Mittwoch
24	Sonnabend	24	Dienstag	24	Donnerstag
25	20. S. n. Trin.	25	Mittwoch	25	1. Weihnachtstag
26	Montag	26	Donnerstag	26	2. Weihnachtstag
27	Dienstag	27	Freitag	27	Sonntag
28	Mittwoch	28	Sonnabend ○	28	Montag ○
29	Donnerstag	29	1. Advent	29	Dienstag
30	Freitag ○	30	Montag	30	Mittwoch
31	Reformationsfest			31	Silvester

Die Vorsprüche
der Insel-Almanache 1906 bis 1935
Dem dreißigsten Jahrgang des Insel-Almanachs zum Geleit

Auf das Jahr 1906

Ältestes bewahrt mit Treue,
Freundlich aufgefaßtes Neue –

*

Auf das Jahr 1907

Überall trinkt man guten Wein,
Jedes Gefäß genügt dem Zecher;
Doch soll es mit Wonne getrunken sein,
So wünsch ich mir künstlich griechischen Becher.

Goethe

*

Auf das Jahr 1908

Mein Erbteil wie herrlich, weit und breit!
Die Zeit ist mein Besitz, mein Acker ist die Zeit!

Goethe

*

Auf das Jahr 1909

Was kündest du für Feste mir? Sie lieb ich nicht:
Erholung reichet Müden jede Nacht genug.
Des echten Mannes wahre Feier ist die Tat.

Goethes Pandora

*

Auf das Jahr 1910

Wie das Gestirn,
Ohne Hast,
Aber ohne Rast,
Drehe sich jeder
Um die eigne Last.

Goethe

Auf das Jahr 1911

Ein jeder kehre vor seiner Tür,
Und rein ist jedes Stadtquartier.
Ein jeder übe sein' Lektion,
So wird es gut im Rate stohn.

Goethe,
am 6. März 1832

*

Auf das Jahr 1912

Frühling soll mit süßen Blicken
mich entzücken und berücken,
Sommer mich mit Frucht und Myrten
reich bewirten, froh umgürten.

Herbst, du sollst mich Haushalt lehren,
zu entbehren, zu begehren,
und du, Winter, lehr mich sterben,
mich verderben, Frühling erben.

Aus Clemens Brentanos
Frühlingskranz

*

Auf das Jahr 1913

Und wenn mich am Tag die Ferne
Blauer Berge sehnlich zieht,
Nachts das Übermaß der Sterne
Prächtig mir zu Häupten glüht –
Alle Tag und alle Nächte
Rühm ich so des Menschen Los:
Denkt er ewig sich ins Rechte,
Ist er ewig schon und groß.

Goethe 1828

Auf das Jahr 1914

Niemand ist vor seinem Tode glücklich zu preisen.

Solon

*

Auf das Jahr 1915

Niemand hat größere Liebe, denn die, daß er sein Leben lässet für seine Freunde.

Ev. Johannis 15, 13

*

Auf das Jahr 1916

Bleibt uns nur das Ewige jeden Augenblick gegenwärtig, so leiden wir nicht an der vergänglichen Zeit.

Goethe an Auguste Gräfin Bernstorff, geb. Stolberg

*

Auf das Jahr 1917

Manches Herrliche der Welt
Ist in Krieg und Streit zerronnen;
Wer beschützet und erhält,
Hat das schönste Los gewonnen.

Goethe

*

Auf das Jahr 1918

Die Zukunft decket
Schmerzen und Glücke.
Schrittweise dem Blicke,
Doch ungeschrecket
Dringen wir vorwärts.

Und schwer und schwerer
Hängt eine Hülle
Mit Ehrfurcht. Stille
Ruhn oben die Sterne
Und unten die Gräber.

Betracht sie genauer,
Und siehe, so melden
Im Busen der Helden
Sich wandelnde Schauer
Und ernste Gefühle.

Doch rufen von drüben
Die Stimmen der Geister,
Die Stimmen der Meister:
„Versäumt nicht, zu üben
Die Kräfte des Guten.

Hier winden sich Kronen
In ewiger Stille,
Die sollen mit Fülle
Die Tätigen lohnen!
Wir heißen euch hoffen.“ Goethe

*

Auf das Jahr 1919

Komm! wir wollen dir versprechen
Rettung aus dem tiefsten Schmerz;
Pfeiler, Säulen kann man brechen,
Aber nicht ein freies Herz:
Denn es lebt ein ewig Leben,
Es ist selbst der ganze Mann,
In ihm wirken Lust und Streben,
Die man nicht zermalmen kann.

Goethe. Aus „Des Epimenides Erwachen“

*

Ein Almanach auf das Jahr 1920 ist nicht erschienen.

*

Auf das Jahr 1921

Es wird auch diese Zeit ihre Sonnenwende finden. Das Menschenherz verstäubt, aber nie sein Ziel. Wie nach den Naturkündigern ein ganzes Pflanzen- und Tierreich niederschlagen mußte als Blumenerde und Unterlage für das Menschenreich: so ist die Asche der schlimmern Zeiten das Düngesalz der bessern. Jeder verbessere und revolutioniere nur vor allen Dingen statt der Zeit sein

Ich; dann gibt sich alles, weil die Zeit aus Ichs besteht. Er arbeite und grabe still mit seiner Lampe an der Stirn in seinem dunkeln Bezirke und Schachte fort, unbekümmert um das Auf- und Abrauschen der Wasserwerke; und falls die Flamme, worein die Grubenlichter die Bergschwaden setzen, ihn ergriffen: so wäre doch für die künftigen Knappen die Luft gesäubert.

Jean Paul

*

Auf das Jahr 1922

Laßt fahren hin das Allzuflüchtige!
Ihr sucht bei ihm vergebens Rat:
in dem Vergangnen lebt das Tüchtige,
verewigt sich in schöner Tat.

Und so gewinnt sich das Lebendige
durch Folg aus Folge neue Kraft;
denn die Gesinnung, die beständige,
sie macht allein den Menschen dauerhaft.

Goethe

*

Auf das Jahr 1923

Wer in der Weltgeschichte lebt,
Dem Augenblick sollt er sich richten?
Wer in die Zeiten schaut und strebt,
Nur der ist wert, zu sprechen und zu dichten.

Goethe

*

Auf das Jahr 1924

Was machst du an der Welt? Sie ist schon gemacht,
Der Herr der Schöpfung hat alles bedacht.
Dein Los ist gefallen, verfolge die Weise,
Der Weg ist begonnen, vollende die Reise:
Denn Sorgen und Kummer verändern es nicht,
Sie schleudern dich ewig aus gleichem Gewicht.

Goethe

Auf das Jahr 1925

Die Tat ist alles, nichts der Ruhm

Goethe

*

Auf das Jahr 1926

Wenn nicht mehr Zahlen und Figuren
Sind Schlüssel aller Kreaturen,
Wenn die, so singen oder küssen,
Mehr als die Tiefgelehrten wissen,
Wenn sich die Welt ins freie Leben
Und in die Welt wird zurückbegeben,
Wenn dann sich werden Licht und Schatten
In echter Klarheit wieder gatten
Und man in Märchen und Gedichten
Erkennt die wahren Weltgeschichten,
Dann fliegt vor Einem geheimen Wort
Das ganze verkehrte Wesen fort.

Novalis

*

Auf das Jahr 1927

Nichts vom Vergänglichen,
Wie's auch geschah!
Uns zu verewigen,
Sind wir ja da.

Goethe

*

Auf das Jahr 1928

Und bang und sinnlos sind die Zeiten,
Wenn hinter ihren Eitelkeiten
Nicht etwas waltet, welches ruht.

Rainer Maria Rilke

Auf das Jahr 1929

Wir bauen an dir mit zitternden Händen,
und wir türmen Atom auf Atom.
Aber wer kann dich vollenden,
du Dom.

Rainer Maria Rilke

*

Auf das Jahr 1930

Wenn was irgend ist geschehen,
Hört mans noch in späten Tagen:
Immer klingend wird es wehen,
Wenn die Glock ist angeschlagen.
Und so laßt von diesem Schalle
Euch erheitern, viele, viele!
Denn am Ende sind wir alle
Pilgernd Könige zum Ziele.

Goethe

*

Auf das Jahr 1931

Von Jahren zu Jahren
Muß man viel Fremdes erfahren;
Du trachte, wie du lebst und leibst,
Daß du nur immer derselbe bleibst.

Goethe

*

Auf das Jahr 1932 (Goethe-Almanach)

Alles geben die Götter, die unendlichen,
Ihren Lieblingen ganz,
Alle Freuden, die unendlichen,
Alle Schmerzen, die unendlichen, ganz.

Goethe

Auf das Jahr 1933

Unsre Tage sind zu dunkel, um nicht eine neue Sonne zu verheißen. Auf diese Sonne warte ich.

Paul de Lagarde

*

Auf das Jahr 1934

Auf denn, nicht träge denn,
strebend und hoffend hinan!
Weit, hoch, herrlich der Blick
rings ins Leben hinein.
Von Gebirg zu Gebirg
schwebet der ewige Geist,
ewigen Lebens ahndevoll.

Goethe

*

Auf das Jahr 1935

Wo ein Volk das Schöne liebt, wo es den Genius in seinen Künstlern ehrt, da weht wie Lebensluft ein allgemeiner Geist, da öffnet sich der scheue Sinn, der Eigendünkel schmilzt, und fromm und groß sind alle Herzen, und Helden gebiert die Begeisterung. Die Heimat aller Menschen ist bei solchem Volk, und gerne mag der Fremde sich dort verweilen.

Hölderlin

*

Zwei Briefe Hölderlins

Liebste Mutter!

Ihr reines Wohlwollen, das mich auch wieder in Ihrem letzten lieben Briefe so innigst erfreute, auch Ihre zum Teil gerechte Sorge für meine Gesundheit läßt mich hoffen, daß Sie die längst vorbereitete Veränderung meiner Lage nicht mißbilligen werden. Ich muß Ihnen zuvörderst zeigen, wie sicher und in jeder Rücksicht angemessen meine jetzige Lage ist, und wenn ich dann noch die Gründe nenne, die mich veranlassen mußten, meine vorige Lage zu verlassen, nach langem Harren und vieler Geduld, so werden Sie mehr Ursache zur Zufriedenheit als zur Unzufriedenheit in diesem Briefe finden. Durch Schriftstellerarbeit und sparsame Wirtschaft mit meiner Besoldung hab ich mir in den letzten anderthalb Jahren meines Aufenthaltes in Frankfurt 500 fl. zusammengebracht. Mit fünfhundert Gulden, glaub ich, ist man in jedem Orte der Welt, der nicht so teuer ist wie Frankfurt, wenigstens auf ein Jahr von ökonomischer Seite völlig gesichert. Ich hatte also insofern alles Recht, die Gesundheit und die Kräfte, die durch die anstrengende Verbindung meiner Berufsgeschäfte und meiner eignen Arbeiten sich notwendig schwächten, wiederherzustellen durch eine ruhigere Lebensart, die ich mir nicht ohne Mühe auf diese Art möglich gemacht hatte. – Hierzu kam, daß mein Freund, der Regierungsrat von Sinklair in Homburg, der an meiner Lage in Frankfurt schon lange teilgenommen hatte, mir riet, zu ihm nach Homburg hinüberzuziehen, Kost und Logis um ein geringes bei ihm zu nehmen und mir durch ungestörte Beschäftigung endlich einen geltenden Posten in der gesellschaftlichen Welt zu bereiten. Ich wandte ihm vieles ein, unter anderem auch, daß ich auf diese Art in eine gewisse Dependenz von ihm geriete, die Freunden nicht anständig wäre. Um diesen Einwurf zu heben, besorgte er mir ein Logis und Kost außer seinem Hause, wo ich äußerst angenehm und ungestört und gesund wohne und für die Zimmer, Bedienung und Wäsche jährlich 70 fl.

zahle. Für das Mittagessen, welches wirklich im Verhältnis mit seinem Preise außerordentlich gut zubereitet ist, zahle ich täglich 16 kr. Abends bin ich lange gewöhnt, nur Tee zu trinken und etwas Obst zu mir zu nehmen; (da ich überflüssig viele Kleider, die freilich in Frankfurt alle notwendig waren, mit mir hierher brachte, so sehn Sie wohl, wie weit ich mit meinem Geldvorrat hinreichen kann.) Sinklairs Familie besteht aus vortrefflichen Menschen, die mich alle schon längst bei meinen Besuchen mit zuvorkommender Güte behandelten und, seit ich wirklich hier bin, mit so viel Teilnahme und Aufmunterung mich überhäuften, daß ich eher Ursache habe, mich um meiner Geschäfte und um meiner Freiheit willen zurückzuziehen, als zu fürchten, daß ich gar zu einsam leben möchte. Am Hofe hat mein Buch einigermaßen Glück gemacht, und man hat gewünscht, mich kennen zu lernen. Die Familie des Landgrafen besteht aus echtedeln Menschen, die sich durch ihre Gesinnungen und ihre Lebensart vor andern ihrer Klasse ganz auffallend auszeichnen. Ich bleibe übrigens entfernt, aus Vorsicht und um meiner Freiheit willen, mache meine Aufwartung und lasse es dabei bewenden. Sie trauen mir zu, daß ich dies alles nur insofern erzähle, als es Ihnen angenehm und mir vielleicht im Notfall nützlich ist. Wesentlich ist aber der geistreiche, verständige, herzliche Umgang meines Sinklair. Bei einem solchen Manne ist jede Stunde für den anderen Gewinn an Seele und Freude. Sie können sich denken, welchen Einfluß dies auf meine Beschäftigungen und auf meinen Charakter haben muß. Ich erspare es auf ein ander Mal, der Kürze wegen, Ihnen noch manches zu sagen, was Sie überzeugen wird, wie sehr dieser Ort und meine gegenwärtige Lage für meine reellsten Bedürfnisse gemacht ist. Nötig war es schlechterdings, mich irgendeinmal in einer unabhängigen Lage für mein künftiges Fach vorzubereiten, und urteilen Sie selbst, ob der Platz, den ich dazu gewählt, angemessener sein könnte. – Ich gestehe Ihnen, ich hätte sehr gewünscht bei allem dem, in meiner vorigen Lage noch länger zu bleiben, einmal, weil es mir unendlich schwer wurde, mich von meinen guten wohl-

geratenen Zöglingen zu trennen, und dann auch, weil ich wohl sah, daß jede Veränderung meiner Lage, auch die notwendige und günstige, Sie beunruhigen würde. Auch hätt ich sicher nicht die Mühe gescheut, die es mir kostete, meine eigenen Arbeiten neben meiner Erziehung zu betreiben, wiewohl ich sagen darf, daß eben das Interesse, das ich für diese Kinder fühlte, mir schlechterdings nicht erlaubte, meine Erziehung mir auf irgendeine Art bequem zu machen. Die Liebe, die sie zu mir hatten, und der glückliche Erfolg meiner Bemühungen erheiterte mich dann auch oft und machte mir das Leben leichter. Aber der unhöfliche Stolz, die geflissentliche tägliche Herabwürdigung aller Wissenschaft und aller Bildung, die Äußerungen, daß die Hofmeister auch Bedienten wären, daß sie nichts Besonderes für sich fordern könnten, weil man sie für das bezahlte, was sie täten, usw. und manches andre, was man mir, weils eben Ton in Frankfurt ist, so hinwarf – das kränkte mich, so sehr ich suchte, mich darüber wegzusetzen, doch immer mehr, und gab mir manchmal einen stillen Ärger, der für Leib und Seele niemals gut ist. Glauben Sie, ich war geduldig! Wenn Sie jemals mir ein Wort geglaubt, so glauben Sie mir dies! Sie werden es für übertrieben halten, wenn ich Ihnen sage, daß es heutzutage schlechterdings unmöglich ist, in solchen Verhältnissen lange auszudauern: aber, wenn Sie sehen könnten, auf welchen Grad besonders die reichen Kaufleute in Frankfurt durch die jetzigen Zeitumstände erbittert sind, und wie sie jeden, der von ihnen abhängt, diese Erbitterung entgelten lassen, so würden Sie erklärlich finden, was ich sage. – Ich mag nicht mehr und nicht bestimmter von der Sache sprechen, weil ich wirklich ungern mich entschließe, von den Leuten schlimm zu sprechen. – Diese beinahe täglichen Kränkungen waren es eigentlich, was meine Berufsarbeiten und andere Beschäftigungen unsäglich mir erschwerte und mich für beides wirklich unnütz gemacht hätte, wenn ich nicht in eben dem Grade Anstrengung aufgewandt hätte, in welchem ich litt. Das konnte jedoch nur eine Weile

dauern. Vorigen ganzen Sommer mußt ich beinahe müßig gehen, wenn ich fertig war mit meinen Kindern, weil ich meist zu kränklich oder doch zu müde war zu etwas andrem. – Ich schäme mich, in diesem Tone von mir zu sprechen, und nur Ihnen zulieb, nur, um Sie von der Notwendigkeit einer Veränderung zu überzeugen, kann ich mich dazu verstehn. – Ich mußte mich endlich entschließen, zu dem schweren Abschied von den guten Kindern, dem ich so lange und der Himmel weiß! mit wieviel Mühe und Sorge ausgewichen war. Auch um meiner Ehre willen fand ich es nicht schön, so leidend, wie mich meine Freunde sahn, noch länger vor ihnen zu erscheinen. Ich erklärte Herrn Gontard, daß es meine künftige Bestimmung erfordere, mich auf eine Zeit in eine unabhängige Lage zu versetzen, ich vermied alle weitern Erklärungen, und wir schieden höflich auseinander. Ich möchte Ihnen noch gerne von meinem guten Henry viel erzählen; aber ich muß fast alle Gedanken an ihn mir aus dem Sinne schlagen, wenn ich mich nicht zu sehr erweichen will. Er ist ein trefflicher Knabe, voll seltner Anlagen, und in so manchem ganz nach meinem Herzen. Er vergißt mich nie, so wie ich niemals ihn vergesse. Ich glaub auch einen festen guten Grund in ihm gelegt zu haben, auf den er weiter bauen kann. Es freut mich, daß ich nur drei Stunden von ihm entfernt bin; so kann [ich] doch von Zeit zu Zeit erfahren, wie es ihm geht. – Ich muß schnell abbrechen, um den Brief noch auf die Post zu bringen. Erfreuen Sie mich bald mit einem gütigen Briefe. Empfehlen Sie mich in Blaubeuren. Ich will auch nächstens dahin schreiben; tausend Grüße an den l. Karl; es soll auch diese Woche noch, wenns möglich ist, ein langer Brief an ihn abgehn. Wie befindet sich die Frau Großmama? Machen Sie ihr meine herzlichsten Empfehlungen. Ich bin, wie immerhin, mit kindlicher Ergebenheit

Homburg vor der Höhe, d. 10. Okt. 1798.

Ihr

Fritz.

Hier unsern Hyperion, Liebe! Ein wenig Freude wird diese Frucht unserer seelenvollen Tage Dir doch geben. Verzeih mirs, daß Diotima stirbt. Du erinnerst Dich, wir haben uns ehemals nicht ganz darüber vereinigen können. Ich glaubte, es wäre, der ganzen Anlage nach, notwendig. Liebste! alles, was von ihr und uns, vom Leben unseres Lebens hie und da gesagt ist, nimm es wie einen Dank, der öfters um so wahrer ist, je ungeschickter er sich ausdrückt. Hätte ich mich zu Deinen Füßen nach und nach zum Künstler bilden können, in Ruhe und Freiheit, ja ich glaube, ich wär es schnell geworden, wonach in allem Leide mein Herz sich in Träumen und am hellen Tage und oft mit schweigender Verzweiflung sehnt.
Es ist wohl der Tränen alle wert, die wir seit Jahren geweint, daß wir die Freude nicht haben sollten, die wir uns geben können, aber es ist himmelschreiend, wenn wir denken müssen, daß wir beide mit unsern besten Kräften vielleicht vergehen müssen, weil wir uns fehlen. Und sieh! das macht mich eben so stille manchmal, weil ich mich hüten muß vor solchen Gedanken. Deine Krankheit, Dein Brief – es trat mir wieder, so sehr ich sonst verblinden möchte, so klar vor die Augen, daß Du immer, immer leidest, – und ich Knabe kann nur weinen darüber! – Was ist besser, sage mirs, daß wirs verschweigen, was in unserm Herzen ist, oder daß wir uns es sagen! – Immer hab ich die Memme gespielt, um Dich zu schonen, – habe immer getan, als könnt ich mich in alles schicken, als wär ich so recht zum Spielball der Menschen und der Umstände gemacht und hätte kein festes Herz in mir, das treu und frei in seinem Rechte für sein Bestes schlüge, teuerstes Leben! habe oft meine liebste Liebe, selbst die Gedanken an Dich mir manchmal versagt und verleugnet, nur um so sanft, wie möglich, um Deinetwillen dies Schicksal durchzuleben, – Du auch, Du hast immer gerungen, Friedliche! um Ruhe zu haben, hast mit Heldenkraft geduldet und verschwiegen, was nicht zu

ändern ist, hast Deines Herzens ewige Wahl in Dir verborgen und begraben, und darum dämmerts oft vor uns, und wir wissen nicht mehr, was wir sind und haben, kennen uns kaum noch selbst; dieser ewige Kampf und Widerspruch im Innern, der muß Dich freilich langsam töten, und wenn kein Gott ihn da besänftigen kann, so hab ich keine Wahl, als zu verkümmern über Dir und mir oder nichts mehr zu achten als Dich und einen Weg mit Dir zu suchen, der den Kampf uns endet.

Ich habe schon gedacht, als könnten wir auch von Verleugnung leben, als machte vielleicht auch dies uns stark, daß wir entschieden der Hoffnung das Lebewohl sagten.

Aus Hölderlins Gesammelten Briefen

*

Rudolf Alexander Schröder / Von Mond und Lerche

Da nun der Tag gewendet
unter die Erde flieht,
spür ich und schau, geblendet,
hinter verschloßnem Lid

Leuchten unendlich reine,
Schein eines Widerscheins,
Lächeln, als wärs das deine,
Blicken, als wär es meins.

Ein andres

Schau den Mond zu gleicher Zeit
droben mit der Sonne:
Er verging vor Seligkeit,
er verblich vor Wonne.

Von ungefähr

Den ich gespürt
von ungefähr,
Hauch, der mich rührt,
wohin, woher?

Hauchst du mir, Mund,
aus totem Land,
tust du mir kund,
was auferstand?

Sprichst mir von dem,
das längst verscholl,
das wieder käm,
das werden soll?

Seit ichs gespürt,
blüht all mein Sinn;
Hauch, der mich führt,
woher, wohin?

Traum im Traum

Mir ist, als ob mir ein Etwas fehle,
und wenn ichs denke, so weiß ichs nicht.
Als spräche der Traum zum Traum: „O Seele,
o Seele süße, süßes Gesicht!"

Denn es ist nicht, daß ichs nicht hätte,
nicht, daß mirs über Tag gebricht.
Ist nur im Traum eine leere Stätte,
ist nur ein Schatte: dort war Licht.

Nicht, daß michs ängstige, daß michs quäle:
Und doch, ich sinn und ersinn es nicht,
daß mir dein Gruß und dein Lächeln fehle,
süße Seele, süßes Gesicht!

Halb und Halb

Halb und halb, als wärs zum Spiele,
gibt mir ein Gespenst Geleite,
mir vor Augen, mir zur Seite,
da! – und dort, wohin ich ziele.

Unterbricht und bringt ins Wanken
Reime, die sich kaum gefunden,
tritt mir zwischen die Gedanken,
und gedenk ich, ists verschwunden.

Wie die Frucht, vom Baum umnachtet,
die mein Gaumen nicht genossen,
wie die Rose halberschlossen,
deren Duft ich kaum geachtet,

eben klarer, eben trüber,
hellen Auges, heller Wangen,
halb Gelüst und halb Verlangen,
Geist und Schatte, schwebt vorüber

Antlitz, das ich nicht beschreibe,
Traum, den ich im Traum begrüße
heimlich halb gewährter Süße,
halb genossener. – Bleib! Oh, bleibe!

Eine Lerche

Ists die Lerche schon, die ruft
  aus verklärtem Raum?
Eine Lerch im Morgenduft?
  Ich vernahm sie kaum.

Lag der Morgen dunkelfahl
  vor dem grauen Tag;
doch mein Herz mit einem Mal
  schlug geschwinderen Schlag,

schlug, als ob mich einer rief,
  und vernahm doch kaum,
da die Welt noch lag und schlief,
  eine Lerch im Traum.

*

Duff Cooper / Talleyrands Rat und Rede

Die Nationalversammlung

Die Tagung der Reichsstände wurde in den ersten Maitagen des Jahres 1789 zu Versailles eröffnet. Die erste Frage, die ihre Aufmerksamkeit beanspruchte, galt der Geschäftsordnung; aber von ihrer Regelung hing alles Künftige ab. Es waren drei Stände vertreten: die Geistlichkeit, der Adel und der Dritte Stand, dessen Vertreter sich eigentlich zuerst, nach dem englischen Vorbild, als „die Gemeinen" bezeichnen wollten. Nun erhob sich die Frage: Sollten die drei Stände in gemeinsamer Versammlung tagen und nach Stimmenmehrheit beschließen, oder sollten drei getrennte Sitzungen mit ebenso getrennter Abstimmung stattfinden? Der Dritte Stand war zahlenmäßig stärker als die beiden anderen Stände zusammen genommen. Von

der Lösung dieser Frage hing es also ab, ob dem Dritten Stand beherrschender und entscheidender Einfluß zufallen – oder ob er gegenüber den beiden anderen in machtloser Minderheit bleiben sollte. Erstaunlicherweise hatte die Regierung nicht vorausgesehen, daß diese Frage auftauchen mußte, hatte ihre lebenswichtige Bedeutung nicht erkannt, hatte keinerlei politische Vorbereitungen für ihre Lösung getroffen. Es blieb den Ständen überlassen, sie unter sich auszumachen. Die Regierung ließ weder Vorschlag noch Rat noch Anweisung vernehmen – bis es zu spät war. Der Dritte Stand trat vom ersten Tage für gemeinsame Sitzung ein und verweigerte vor der Bewilligung dieser Forderung jede weitere Arbeit. Der Adel stand, obwohl er eine kleine Minderheit von Liberalen in seinen Reihen hatte, beinahe ebenso geschlossen auf der Gegenseite. Der Klerus war unschlüssig. Bei ihm waren viele Vertreter der niederen Geistlichkeit, und ihr Los war ebenso hart, ihre Klagegründe waren ebenso zahlreich wie beim Dritten Stand. Hier war die schwache Stelle in der Front der beiden bevorrechtigten Stände; und sie wurde ihnen zum Verderben. Angehörige der niederen Geistlichkeit schlossen sich dem Dritten Stande an, und ihrem Beispiel folgten bald auch Geistliche aus den höheren kirchlichen Ämtern.

Als es offenbar wurde, daß der Sieg des Dritten Standes gesichert war, versuchte der König einzugreifen. Als die Abgeordneten eines Morgens zu ihrer gewohnten Tagungsstätte kamen, fanden sie die Türen verrammelt. Sie traten im nächstbesten passenden Gebäude, einem Ballhause, zusammen und leisteten einen Eid, nicht eher wieder auseinander zu gehen, als bis ihre Arbeit abgeschlossen sei. In diesem gefährlichen Augenblick ließ der König ihnen zum ersten Male mitteilen, daß die drei Stände getrennt tagen sollten. Aber seine Autorität, die in einem früheren Augenblick vielleicht gesiegt hätte, war jetzt machtlos geworden. Der Dritte Stand, der sich nun bereits als Nationalversammlung bezeichnete, hatte den Kampf in dem Augenblick gewonnen, da die Geistlichkeit zögerte. Dem Beispiel des Klerus folgte schließ-

lich der Adel. Der Befehl des Königs wurde nicht befolgt, und die Revolution war zur Tatsache geworden.
Talleyrand ergriff in dieser Auseinandersetzung nicht offen Partei. Aber er war für Reform und gegen Revolution, und er sah klar voraus, was kommen mußte, wenn der Dritte Stand zur Macht gelangte. Er würde ein Zweikammersystem nach dem englischen Vorbild vorgezogen haben; dabei wären dem Dritten Stand die Befugnisse des Unterhauses zugefallen, und daneben wäre eine zweite Körperschaft aus den einflußreicheren Mitgliedern des Adels und den Häuptern der Geistlichkeit geschaffen worden, mit einem maßgeblichen Einfluß auf die Gesetzgebung, wie ihn damals das Oberhaus hatte.
Talleyrand war nicht unter den ersten Geistlichen, die ihr Schicksal mit dem des Dritten Standes verbanden – nicht einmal unter den ersten Bischöfen. Er entschloß sich erst dazu, als der fernere Verlauf der Ereignisse sich deutlich abzeichnete und weiterer Widerstand nutzlos gewesen wäre. Sein Freund und Verbündeter in dieser Zeit war wieder einmal Mirabeau, der damals bereits die Nationalversammlung beherrschte und der seine Begeisterung für die konstitutionelle Monarchie als Regierungsform teilte. Die beiden hätten gern eine Regierung nach diesem Grundsatz gebildet. Als Mirabeau sich einmal in einer langen Aufzählung der Eigenschaften erging, die ein Minister unter diesen besonderen Voraussetzungen haben müßte und dabei fast alle seine *eigenen* Wesenszüge aufgezählt hatte, fiel ihm Talleyrand ins Wort: „Nun solltest du eigentlich noch hinzufügen, daß ein solcher Mann ohne heftige Pockennarben nicht zu denken ist."
Aber die Lenkung der Ereignisse entglitt rasch den Händen der gemäßigten Führer. Sogar Mirabeau vermochte ihren Lauf nicht mehr aufzuhalten. Inwieweit er oder Talleyrand jetzt oder später den Hof insgeheim berieten oder von ihm bezahlt wurden, ist heute kaum noch festzustellen; sicher dagegen ist, daß beide dem Könige ihren Rat anboten und daß er ihn ausschlug.
Talleyrands wichtigster Verbindungsweg zu Ludwig dem Sech-

zehnten führte über des Königs jüngeren Bruder, den Grafen von Artois, der auf den König und auf Marie Antoinette einigen Einfluß hatte. Die letzte Unterredung zwischen Talleyrand und Artois fand im Juli statt. Das war nach der Erstürmung der Bastille. Talleyrand besuchte ihn mitten in der Nacht und beschwor ihn, dem König dringlichst klarzumachen, daß die letzte Hoffnung für das Königtum jetzt in der Auflösung der Reichsstände durch königlichen Befehl und, wenn nötig, durch die Anwendung von Gewalt liege.

Talleyrands Beweisführung machte auf den jungen Prinzen einen so tiefen Eindruck, daß er wieder aufstand (er war bereits zu Bett gegangen), sich ankleidete, eine Audienz beim König durchsetzte und leidenschaftlich bemüht war, ihn zu überzeugen. Aber Ludwig wollte nichts von irgendwelchen Plänen hören, die zum Blutvergießen führen konnten. Am nächsten Morgen verließ der Graf von Artois Frankreich und gab damit das erste Zeichen zur Auswanderung des Adels. Das Schicksal wollte, daß er Talleyrand erst fünfundzwanzig Jahre später wiedersah, als er gleich nach dem Einmarsch der siegreichen verbündeten Streitkräfte erschien, um im Namen seines Bruders (Ludwigs des Achtzehnten) das wiedererrichtete Königtum in Besitz zu nehmen. Talleyrand sandte ihm an diesem Tage einen Boten, um ihn an jene mitternächtliche Unterredung zu erinnern. Der Graf von Artois entsann sich ihrer sehr wohl, und es war die erste Amtshandlung der wieder auf den Thron gelangten Dynastie, daß sie sich den Rat des Mannes sicherte, gegen den sie einst mit so verhängnisvollen Folgen taub gewesen war. Wenn die Bourbonen auch im Vierteljahrhundert ihrer Verbannung sonst nichts gelernt hatten – das eine hatten sie immerhin begriffen: daß man den Rat Talleyrands nicht mißachten durfte.

Der Wiener Kongreß

Der Kongreß, der sich im Herbst des Jahres 1814 in Wien versammelte, zog die glanzvollsten Namen und Persönlichkeiten

Europas in die österreichische Hauptstadt. Die führenden Staatsmänner eines jeden Landes erschienen, und in den meisten Fällen wurden sie von den regierenden Fürsten begleitet. Der kaiserliche Palast hat damals, so wird berichtet, gleichzeitig zwei Kaiser und zwei Kaiserinnen, vier Könige, eine Königin, zwei Thronerben, zwei Großfürstinnen und drei Prinzen beherbergt. Die Fürstlichkeiten geringeren Grades waren noch zahlreicher. Die Höflinge kamen im Gefolge ihrer Staatsoberhäupter. Die Blüte des europäischen Adels, alles, was durch Reichtum, durch Vornehmheit, durch Schönheit berühmt war, alles, was im politischen oder gesellschaftlichen Leben irgendeine Rolle spielte, strömte in Wien zusammen. Diese Herrschaften waren in ihrer Mehrzahl nicht fürs Arbeiten. Sie hatten niemals gearbeitet und hatten auch nicht die mindeste Absicht, es jemals zu tun. Die aus dem achtzehnten Jahrhundert überlieferte Vergnügungssucht war noch nicht aus der Welt verschwunden. Es war eine seltsam dazu passende Fügung, daß der achtzigjährige Fürst von Ligne, die lebendige Verkörperung des achtzehnten Jahrhunderts, nach Wien kam und sich da beweiskräftig umtat; daß er über den Kongreß das allbekannte Witzwort prägte: „Le Congrès ne marche pas, mais il danse"; daß er selbst dort getanzt und geliebt und bis zum letzten seiner Erdentage manches mitternächtliche Stelldichein bestanden hat; und daß er schließlich inmitten all dieses leichtfertigen Trubels starb, noch bevor der Kongreß auseinanderging. Als sein Ende nahe war, bemerkte er mit einem Lächeln, er freue sich, daß er dem Kongreß noch ein ganz neues Schauspiel bieten könne, nämlich die Bestattung eines Feldmarschalls und Ritters vom Goldenen Vlies.

Es war eine endlose Folge von Bällen und Banketten, Jagden aller Art und musikalischen Veranstaltungen. In den Theateraufführungen spielten bald die berühmtesten Berufsschauspieler Europas, bald Liebhaberdarsteller adeligen Geblüts. Es gab ein mittelalterliches Turnier, bei dem die Paladine des neunzehnten Jahrhunderts die Kampfessitten ihrer Ahnherren nachäfften und

in Rüstungen um die Gunst ihrer Damen buhlten, wobei sie sich so sachgerecht benahmen, daß einer der Prinzen bewußtlos aus der Arena getragen werden mußte. An Maskenbällen fehlte es nicht, und ihr ganz besonderer Zauber bestand darin, daß jeder geheimnisvolle Fremde der Beherrscher eines großen Königreiches sein und jeder Domino eine Königin bergen konnte.

Unter den vielen Gästen, die damals aus keinem anderen Grunde nach Wien kamen, als weil es nun einmal zur Mode gehörte, war der Graf von la Garde-Chambonas; wir verdanken ihm ein Buch, das sich ausschließlich mit dem gesellschaftlichen Teil des Kongresses befaßt. Er ging überallhin und sprach mit jedem, der wichtig war; so schildert er uns auch seinen ersten Besuch in der französischen Gesandtschaft: „Es ist ein denkwürdiges Ereignis im Leben eines jeden Menschen, wenn er einem Darsteller, der auf der Weltbühne eine Hauptrolle gespielt hat, persönlich gegenübertreten darf. – Ich kam schon frühzeitig in die Gesandtschaft und traf nur Herrn von Talleyrand, den Herzog von Dalberg und die Gräfin von Périgord an. Der Fürst begrüßte mich mit dem erlesenen Anstand, der ihm zur zweiten Natur geworden ist; er ergriff meine Hand mit jener gütigen Gebärde, die an ein versunkenes Zeitalter erinnert, und sagte: ‚Ich mußte also nach Wien kommen, Monsieur, damit ich das Vergnügen habe, Sie in meinem Hause zu begrüßen.‘

Ich hatte ihn seit dem Jahre 1806 nicht mehr gesehen, aber ich war wieder einmal tief angerührt von der großartigen Geistigkeit seines Ausdrucks, von der unzerstörbaren Gelassenheit seiner Züge, von der ganzen Haltung dieses außerordentlichen Mannes, in dem ich – gleich allen damals in Wien versammelten Besuchern des Kongresses – den größten Diplomaten der Zeit erblickte. Unverändert war der ernste und tiefe Klang seiner Stimme, unverändert waren die ungezwungenen und natürlichen Umgangsformen, unverändert auch seine tief verwurzelte Vertrautheit mit den Sitten der besten Gesellschaft; alles dies wirkte damals schon wie eine vom Schicksal aufbewahrte Spiegelung einer Welt,



Alfred Croquis delt

Talleyrand
Zeichnung von Daniel Maclise
(Alfred Croquis) 1833

die nicht mehr bestand und die er als einer ihrer letzten Vertreter verkörperte. Er beherrschte, so schien es mir, die ganze erlauchte Versammlung durch den Zauber seines Geistes und die unwiderstehliche Kraft seines Genies."

An einem anderen Tage war der Graf bei der Morgentoilette des Fürsten zugegen. Es war Talleyrands einundsechzigster Geburtstag, und mehrere seiner Bewunderer erlebten in seinem Schlafzimmer den Augenblick, da sein Kopf zwischen den schweren Vorhängen des Bettes erschien. „Der Fürst, in einen weitfaltigen und gekräuselten Morgenmantel aus Seidenmull gehüllt, widmete sich nun zunächst der Pflege seines üppigen Haares; er überließ es zwei Haarkünstlern, die nach ausgiebigem Arm- und Kammgeschwinge endlich die uns allen bekannte Lockenfülle herrichteten. Dann kam der Barbier daran, der den Schluß seiner Tätigkeit in eine Puderwolke hüllte. Nachdem sie ihre Arbeit am Kopf und an den Händen beendet hatten, wandten sie sich der Pflege der Füße zu – ein etwas weniger erquicklicher Vorgang, da das Barègewasser, das der Fürst zur Kräftigung seines lahmen Beines brauchte, einen keineswegs angenehmen Geruch ausströmte. Nachdem alle Waschungen mit Wasser und Duftmitteln beendet waren, war die Reihe an seinem obersten Kammerdiener, der sich bisher auf die Überwachung des Ganzen beschränkt hatte und der nun des Fürsten Halsbinde zu einem höchst zierlichen Knoten knüpfte. Ich muß aber sagen, daß der Fürst bei dieser ganzen Verwandlung zur Tagesgestalt die gelassene Zwanglosigkeit des Grandseigneurs und eine Unbekümmertheit wahrte, die immer in den Grenzen der guten Haltung blieb; so daß wir immer nur den Mann sahen und uns über seine Verwandlung nicht den Kopf zu zerbrechen brauchten.

Bei Tisch gab sich Herr von Talleyrand mit gewohnter Liebenswürdigkeit und heiterer Umgänglichkeit – ja, er war sogar noch liebenswürdiger, als er es in seinen Empfangsräumen zu sein pflegte. Verschwunden war seine sonstige Schweigsamkeit, von der einmal jemand gesagt hat, er habe aus ihr eine Kunst der

Beredsamkeit gemacht – gerade wie er aus seiner Erfahrung eine Art von Ahnungsvermögen gemacht hat. Daß sein Gespräch hier weniger tiefgründig war, vergrößerte vielleicht noch seinen Reiz. Seine Rede kam geradenwegs aus dem Herzen und floß ohne Hemmung dahin."

Wenn auch die Hauptsorge des Kongresses in der Jagd auf das Vergnügen zu bestehen schien, so wurde doch auch wirkliche Arbeit geleistet, und in sechs Monaten wurde eine große Leistung vollbracht. Talleyrand war am 23. September angekommen und hatte alsbald entdeckt, daß die Großmächte – Rußland, Österreich und England – bereits verhandelt hatten, obwohl die feierliche Eröffnung des Kongresses erst am 1. Oktober stattfinden sollte. Die Ausschließung Frankreichs von diesen Verhandlungen war gerade das, was Talleyrand vorausgesehen hatte und zu verhindern entschlossen war. Unverweilt machte er sich daran, die Unzufriedenheit der kleinen Nationen zu schüren und ihnen seinen Beistand zuzusagen. Ein Frankreich, das allein stand, durften die Großmächte vielleicht ungestraft übersehen, aber ein Frankreich, das der Führer des ganzen übrigen Europas war, wurde mit einem Schlage ein gefährlicher Gegner.
Talleyrand vermied es sorgsam, sich zu beschweren oder gar höflichst um Einlaß zu bitten; aber er wußte es einzurichten, daß die Mächte über den von ihm beabsichtigten Kurs unterrichtet wurden: mit dem Ergebnis, daß er am 30. September von Metternich zu einer privaten Besprechung am Nachmittag eingeladen wurde. Eine ähnliche Einladung erhielt der spanische Bevollmächtigte, mit dem Talleyrand zusammengearbeitet hatte.
Talleyrand kam pünktlich, aber die anderen waren schon da. Castlereagh saß am oberen Ende des Tisches und schien den Vorsitz zu führen. Zwischen ihm und Metternich war ein leerer Stuhl, auf den Talleyrand sich setzte. Er fragte sogleich, weshalb er allein und nicht gemeinsam mit den anderen französischen Bevollmächtigten geladen sei. Antwort: Weil man es für richtig gehalten

hatte, daß die einleitenden Besprechungen nur von den Häuptern der Abordnungen geführt würden. Frage: Weshalb war dann der Spanier Labrador anwesend, der doch nicht der Führer der spanischen Abordnung war? Antwort: Weil der Führer der spanischen Abordnung noch nicht in Wien eingetroffen war. Frage: Weshalb denn aber war Preußen außer durch Hardenberg auch durch Humboldt vertreten? Antwort: Wegen der körperlichen Behinderung des Fürsten Hardenberg. (Er war so gut wie völlig taub.) „Nun, wenn es auf die körperlichen Behinderungen ankommt, so können wir ja alle damit aufwarten und Kapital daraus schlagen." Worauf man ihm versicherte, man werde in Zukunft nichts dagegen einwenden, daß jede Abordnung sich durch zwei Mitglieder vertreten ließ. Talleyrand hatte den ersten Stich gemacht; und wenn es auch ein kleiner Gewinn war, so sind doch in der Diplomatenkunst wie in der Feldherrnkunst die Kleinigkeiten bedeutsam, und jeder gewonnene Stützpunkt ist ein Schritt auf dem Wege zur ersehnten überlegenen Stellung.

Castlereagh verlas dann einen Brief des portugiesischen Bevollmächtigten, der zu wissen wünschte, weshalb man ihn von einer Besprechung, zu der die Vertreter Frankreichs und Spaniens zugelassen wurden, ausgeschlossen hatte. Das war eine sehr begründete Frage; Talleyrand und Labrador pflichteten ihm bei; ein Beschluß darüber wurde bis zur nächsten Sitzung vertagt.

„Es ist der Zweck der heutigen Besprechung," sagte Castlereagh, „Sie mit der Arbeit bekannt zu machen, die von den vier Mächten hier bereits geleistet worden ist." Er wandte sich zu Metternich und bat ihn um das Protokoll. Es wurde Talleyrand übergeben, der nur einen einzigen Blick darauf warf und gleich mit dem ersten Griff das Wort „Verbündete" packte.

Dieser Ausdruck, sagte er, zwinge ihn denn doch zu der Frage, wo man sich eigentlich befinde? Ob man immer noch in Chaumont sei? oder in Laon? Soviel er wisse, sei doch inzwischen Frieden geschlossen? Wenn man aber noch Krieg führe – gegen wen richte er sich? Gegen Napoleon nicht, denn er sei auf Elba; gegen den

König von Frankreich ganz gewiß auch nicht, denn er sei der Bürge für einen dauernden Frieden. „Lassen Sie uns doch offen reden, meine Herren: Wenn es hier immer noch ‚verbündete Mächte' gibt, so bin ich fehl am Ort."

Die anderen Minister wußten darauf nicht viel zu antworten. Sie hätten, sagten sie, das beanstandete Wort nicht gebraucht, um damit irgendeine böse Absicht auszudrücken; es sei nur der Bequemlichkeit und der Kürze halber angewendet worden. „Kürze", erwiderte Talleyrand, „sollte niemals auf Kosten der Richtigkeit erstrebt werden." Und er versenkte sich abermals in die Betrachtung des Protokolls. Gleich darauf legte er es aus der Hand und sagte: „Das verstehe ich nicht!" – nahm es wieder auf und tat, als bemühe er sich angestrengt, seinen Sinn zu erfassen. „Ich verstehe immer noch nicht!" rief er schließlich. „Für mich gibt es zwei festgelegte Tage, und dazwischen ist gar nichts: Der eine ist der 30. Mai, an dem beschlossen wurde, diesen Kongreß zu veranstalten; der andere ist der 1. Oktober, an dem der Kongreß eröffnet werden soll. Alles, was in der Zwischenzeit stattgefunden hat, ist, soweit ich damit zu tun habe, nicht vorhanden."

Abermals mußten die anderen Minister sich geschlagen bekennen. Sie legten, sagten sie, dem Schriftstück wenig Bedeutung bei und waren bereit, es zurückzuziehen. Tatsächlich wurde es zurückgezogen, und es war niemals wieder die Rede davon.

Sodann aber kam ein bedeutsameres Schriftstück zum Vorschein; es enthielt den von den Mächten gefaßten Beschluß über das von ihnen gewünschte Verhandlungsverfahren. Die Mächte schlugen vor, daß alle Gegenstände, mit denen sich der Kongreß zu befassen hatte, in zwei Gruppen eingeteilt würden; jede dieser Gruppen sollte dann einem oder zwei Ausschüssen überantwortet werden, und erst wenn diese Ausschüsse ihre Arbeit beendet hatten, sollte der eigentliche Kongreß beginnen. Der wahre Zweck dieses Vorschlages war, daß die Großmächte sich die Regelung aller bedeutsameren Fragen vorbehalten wollten. Talleyrand erkannte sogleich die Gefahr. Solange die früheren Verbündeten einträchtig

zusammenarbeiteten, mußten er und sein spanischer Amtsgenosse immer in einer Minderheit von Zwei zu Vier bleiben und bei jeder Gelegenheit überstimmt werden. Deshalb sagte er, das sei ein völlig neuer Vorschlag, und er müsse Bedenkzeit haben. Wenn man alles schon vor Eröffnung des Kongresses regeln wolle, so heiße das nach seiner Meinung ans Ende setzen, was an den Anfang gehöre. Castlereagh gab Talleyrand recht oder vielmehr nicht ganz unrecht, und es setzte eine allgemeine Erörterung ein, ohne daß man zu einer Entscheidung kam.
Irgend jemand erwähnte den König von Neapel und meinte Murat. „Von welchem König von Neapel sprechen Sie?" fragte Talleyrand kühl und fügte hinzu: „Der fragliche Herr ist uns nicht bekannt." Die Unverfrorenheit dieser Behauptung aus dem Munde eines Mannes, der jahrelang in den Diensten Napoleons gestanden hatte, muß selbst die abgebrühten Diplomaten dieser Tafelrunde verblüfft haben. Und doch war der ganze Vorgang dermaßen gesättigt mit Ironie der Weltgeschichte, daß außer dem englischen Vertreter keiner von den Herren es sich hätte leisten können, Talleyrand an die Vergangenheit zu erinnern. Der Preuße mußte daran denken, daß sein König sich einmal sehr artig bei Napoleon bedankt hatte, weil ihm immerhin ein Bruchteil seines Königreichs gelassen worden war; der Russe hatte es miterlebt, daß sein Landesvater in Tilsit Napoleon mit inbrünstigen Lobpreisungen geradezu überschüttete; der Österreicher war stolz darauf gewesen, daß er die Tochter seines Kaisers an Napoleons Ehebett geleiten durfte. Wie hätte es ihnen da zu Gesicht gestanden, den guten Glauben des Mannes anzuzweifeln, der Seine Allerchristlichste Majestät vertrat – den einzigen Herrscher also, der kein Eroberer gewesen war? Als bei einer anderen Gelegenheit Zar Alexander mit Beziehung auf den König von Sachsen bitter von den „Verrätern an der Sache Europas" sprach, antwortete Talleyrand ihm mit Recht: „Das, Sire, ist nur eine Frage des Datums."

Aus dem Werk: Talleyrand

*

Es ist eine Tatsache, die den Tugendfreund immer verwirren wird und die doch nicht abzustreiten ist, daß Christus lieber mit den Sündern als mit den Pharisäern, den gebildeten, moralischen Menschen der israelitischen Gesellschaft umging. Er nahm die Einladung des Zöllners an und litt Frauen um sich, die keinen guten Ruf hatten und außer der Gesellschaft standen; wir dürfen uns vorstellen, daß Christus zwischen diesen Wilden, Scheelangesehenen, Ausgestoßenen, die sich im selben Maße leidenschaftlich an ihn drängten, wie die herrschenden Klassen mißtrauisch gegen ihn wurden, sich unbefangen wohl fühlte als ein Verschwender unter Verschmachtenden. Mit der Moral ist es niemals zu vereinigen, daß im Himmel mehr Freude ist über einen Sünder, der Buße tut, als über neunundneunzig Gerechte, die der Buße nicht bedürfen. Der Vorwurf des tadellosen Sohnes, daß der Vater ihm nie ein Kalb schlachtete, wie er dem verlorenen tut, wäre berechtigt, wenn sich einem nicht der Zweifel aufdrängte: wäre er neidisch, wenn er wirklich so gut wäre, wie es den Anschein hat und wie er selbst glaubt? Die schneidende Ironie in den Worten des Erlösers, er sei zu den Kranken gesandt, die Gerechten bedürften des Arztes nicht, ist nicht zu verkennen. Denn wer hätte mehr des Arztes bedurft als gerade die Pharisäer? Die Sache ist die, daß diejenigen, die gerecht zu sein glauben, am weitesten davon entfernt sind. Wer sich auf das Gesetz beruft, dem ist es zur Hemmung geworden; erst wer es übertreten hat, steht auf dem Kreuzungspunkte, wo der Weg zu Gott hin und die Wege von Gott fort sich scheiden. Dabei ist vorausgesetzt, daß er nicht, wie es jetzt wohl geschieht, absichtlich übertrat, um vor den Gerechten die billige Glorie des natürlich ungestraften, womöglich bewunderten Sünders vorauszuhaben.

Es wird zuweilen bezweifelt, ob der Gott des Christentums Gott-Natur sei; gerade das beweist aber das Verhältnis des Erlösers zu den Sündern. Die Natur sündigt dadurch, daß sie individuell ist; zugleich aber offenbart sich Gott in ihr. Nirgends bemerken wir bei

Christus eine Abneigung gegen die Sünder oder Mangel an Verständnis für sie, solange es ihre Natur war, die sich offen äußerte. Er bezeugt ihnen immer herzliche Milde, verkehrt zutraulich mit ihnen; wäre ihre Sünde blutrot, Gott kann sie reinwaschen. Diesen Zusammenhang mit der Natur verkennen und verlieren die Asketen der katholischen wie die der protestantischen Kirche. Wegen des Zusammenhangs mit der Natur wurde Luther von katholischer wie von protestantischer Seite gelästert. Wenn man den Kirchen die Aufrichtung eines von der Natur losgelösten Geistes als herrschendes Prinzip zum Vorwurf machen kann, so niemals Christus. Wenn Goethe sagt, von Gott-Natur dürfe man bei Christen nicht sprechen, so trifft das weder Christus noch die Propheten des Alten Testaments. Es ist nämlich unmöglich, daß das Genie in diesen Fehler verfallen könnte, diejenigen Menschen, in denen Gott sich offenbart; denn sie wurzeln in der Natur.

Nicht um der Sünde willen, das ist selbstverständlich, zog Christus die Sünder vor, sondern um der Ehrlichkeit willen, mit welcher sie ihren sündigen Trieb äußerten und sich nachher als Sünder erkannten und bekannten. Er liebte nicht die verstockten, sondern die reuigen Sünder; hassen tat er aber nur diejenigen, die ihre Sünde versteckten. Sündig ist jeder Mensch, der ein eigener Mittelpunkt neben Gott ist, jedes bewußte Individuum, das gesund ist und deshalb wachsen, sich ausbreiten, herrschen möchte, dieser Machttrieb kann überwunden, aber er soll nicht verdrängt werden. Ins Innere zurückschlagend, wird er zu Gift, frißt um sich und höhlt das Innere aus, so daß die Seele jenen übertünchten Gräbern gleicht, von denen Christus spricht. Das Mittelalter gebrauchte, um dasselbe zu bezeichnen, das Bild von der äußerlich schön geputzten Frau Welt, die inwendig voll Gewürm und Unflat ist. Das Ziel der Welt ist, die Frucht der Sünde zu genießen, sich aber der Strafe zu entziehen, oder aber nicht zu sündigen, ja den Gesetzen gemäß zu leben, um nicht gestraft werden zu können, vielmehr geachtet und bewundert zu werden. Man kann Habsucht,

Neid, Eifersucht unter der Decke, auf Schleichwegen äußern, so daß man mit der Konvention der Gesellschaft in Übereinstimmung bleibt; man kann sich bereichern auf Kosten anderer, Schwächere unglücklich machen, ohne gesetzliche Strafen auf sich zu ziehen; man kann auch innerlich von Neid, Haß und Habgier verzehrt werden, ohne daß etwas anderes als vielleicht Bitterkeit und üble Laune und Wunderlichkeit ans Licht kommt. Das letztere ist das noch Schlimmere; der heimliche Sünder kann doch vielleicht einmal ein offenbarer werden; der Werkheilige, der Pharisäer, ist unheilbar vergiftet. Es kommt ein Augenblick, wo er nicht mehr weiß, daß er heuchelt, weil er an das Verbergen der Gefühle gewöhnt ist; er hat keine mehr, und wenn er auch wollte, könnte er sie nicht mehr äußern, außer in einer krampfhaften und verzerrten Art, die er selbst nicht versteht. Sowie aber jemand sich überhaupt nicht mehr äußern kann, ist er geistig tot; denn unser geistiges Leben ist Sichäußern, ist Bewegung von innen nach außen.

Wenn die Menschen sich nicht äußern können, entsteht jene Art Kunst oder Unkunst, die sich Expressionismus nennt, weil die Betreffenden sich eines krampfartigen Willens und zugleich Unvermögens zur Äußerung bewußt sind. Keine Art der vernünftigen Äußerung genügt ihnen; sie verfallen auf ein kindisches, halb blödsinniges Stammeln, und es würde nicht in Erstaunen setzen, wenn sie schließlich nur tierische Laute ausstießen; denn es kommt ihnen tatsächlich nur auf die Äußerung an sich an.

Der Gottesherrschaft oder göttlichen Ordnung steht als Welt oder menschliche Ordnung jede Einrichtung gegenüber, die auf erzwungenem Gehorsam oder denn auf Ausschaltung des persönlichen Willens überhaupt beruht. Eine Republik ist nicht weniger weltlich als eine Monarchie und eine beschränkte Monarchie nicht weniger als eine absolute, ja eher mehr; denn die Beschränkungen des festen Mittelpunktes beweisen zwar das Mißtrauen, das man gegen ihn hegt, aber nicht, daß man Vertrauen zu dem wahren, göttlichen Mittelpunkt haben würde, wenn man seiner bedürfe

und wenn er erschiene. Im Gegenteil erhält sich die Glaubens- und Gehorsamsfähigkeit eines Volkes je besser, desto mehr Raum die Verfassung einem persönlichen Willen läßt; je klüger hingegen eine Verfassung den Willen auf verschiedene Punkte verteilt, desto mehr unterdrückt sie den Glauben an den Berufenen, den sie doch niemals ersetzen kann. Im Altertum und Mittelalter gab es keine Republiken im heutigen Sinne; vielmehr waren gerade die Republiken groß durch die Führerschaft großer Männer, denen das Volk sich freiwillig unterordnete. Noch jetzt finden sich in der Schweiz Spuren von Neigung im Volke, Vertrauensmännern die Führung der allgemeinen Angelegenheiten zu überlassen: In diesem abgesonderten Winkel hat sich ein Überbleibsel des alten Römischen Reichs Deutscher Nation erhalten, der einzigen Gottesherrschaft im großen Stile in der nachchristlichen Welt.

Die mittelalterlichen Kaiser waren geniale Männer, die die Not der Zeit und das Volk beriefen. Wenn die Untauglichkeit ihrer dekadenten Nachkommen sich erwiesen hatte, erhob sich ein neues, blühendes Geschlecht. Ein wunderbarer Bau von kleinen Kreisen, die durch selbstgewählte Führer vertreten waren, die wieder höheren Führern dienten, mit dem Gipfel des Kaisers, dessen Kraft im freien Volke wurzelte, war dies Römische Reich; nur möglich durch ebendies freie Volk, die freie Bauernschaft, die dem Kaiser die Kraft gibt, durch die er seinen Willen ausführt. Er durfte sich frei Mehrer des Reichs nennen; denn er wollte nichts für sich, er ließ nur wachsen. Unendlich assimilationsfähig vermählte sich das Reich mit den verschiedensten Völkern, eins gab und nahm vom anderen und entfaltete sich reicher im glücklichen Austausch. Es konnte Stämme und Stände geben, denn die Verschiedenen fanden im Kaiser, der die Quelle des Rechts und der Freiheit war, die Einheit wieder. Anders als in einem persönlichen Willen, der alle vertritt, können verschiedene Individuen nicht eins werden. Was allzu eigenwillig das Haupt erhob und nicht mehr unter dem Kaiser sein wollte, verlor, was es nur zu Lehen hatte, und endlich

auch die Freiheit, die auf dem freiwilligen Gehorsam beruht. Von Anfang an wurde das Römische Reich Deutscher Nation bekämpft durch die Kirche, die die Tradition des alten Römischen Reiches, der eigentlichen Welt, aufgenommen hatte; sie unterstützte den Individualismus des Adels, der sich gegen den Kaiser auflehnte. Schließlich wird aber auch die kaiserliche Gottesherrschaft weltliches Fürstentum: die Habsburger schufen sich eine erbliche Hausmacht. Seitdem gab es keinen Kaiser im eigentlichen Sinne mehr und auch keinen freien starken Bauernstand. Das Römische Reich ging zugrunde, weil der Adel die freien Bauern legte, der Kaiser, der nicht mehr Kaiser war, sie den Fürsten auslieferte und diese wiederum sie dem Adel preisgaben. Der Eine war nicht mehr da, der die Idee der Volkseinheit in seiner Person vertrat.
Satan hatte Gott überwunden in dem ewigen Götterkampfe. Der Herrschaft der Stärkeren konnte nun nur noch durch Zwang entgegengearbeitet werden, dem wiederum durch Zwang entgegengewirkt wurde, so daß reines Recht auf keiner Seite mehr war. Revolutionen mußten von Zeit zu Zeit einen verhältnismäßigen Rechtszustand schaffen, der aber auch nur auf Zwang gegründet war.
Die Gottesherrschaft geht aus von gegenseitiger Treue und persönlicher Verantwortung des jeweils Höheren, es herrschen innerliche Beziehungen, die fließend, stets bewegt und wandelbar sind; die äußerlichen Beziehungen der Menschensatzung sind starr; sie beruhen auf dem Gesetz und suchen die Verantwortung zu teilen oder ganz auszuschalten.

Einst wird die Gottesherrschaft wiederkehren; es wird keine Könige, keine amtliche noch erbliche Obrigkeit irgendwelcher Art mehr geben, weil das Volk freiwillig den Propheten, den berufenen Herren, den Großen und Guten gehorchen wird. Die Menschen bedürfen dann keines Mittlers mehr zu Gott, weil sie unmittelbar unter Gott, also unbewußt sind. Die vollkommene Erkenntnis mündet wieder in dem Unbewußten ein: wie Wille und Vorstel-

lung eins waren, so werden sie auch wieder eins werden. Nicht als ob die Menschen dann alle überein sein würden oder zu herdenhaft lammsmütig, um ein Unrecht zu begehen: aber weil sie an den einen Gott glauben, der aller Vater ist, werden sie ein Gewissen haben und die Strafe annehmen, die den gestörten Frieden wieder ausgleicht. Die Persönlichkeit wird nicht so weit abweichen, daß sie ihres Ursprungs und ihrer Zusammengehörigkeit mit den anderen vergäße. Der einzelne wird fühlen, daß er nur als Teil eines Ganzen ein Ding für sich sein kann; er wird es fühlen, weil er das Ganze in sich fühlt. Denn gesagt wird das ja jetzt auch, uhd es ist eine Binsenwahrheit, die in jeder Zeitungsspalte zehnmal steht; aber das Erkennen nützt nicht, das tun die Teufel auch und zittern. Wenn man tatsächlich durch Individualisation so vom Ganzen abgewichen ist, daß man sein Siegel nicht mehr trägt, daß durch den allzu dünnen und lang ausgezogenen Wurzelfaden kein Saft mehr steigt, so hilft die Erkenntnis nicht und nicht einmal die Sehnsucht nach dem Ganzen. Wo diese sehr stark ausgeprägt ist, ist schon starke Abweichung da; wo nur geringe ist, so daß man noch im Ganzen geborgen ruht, wo das Paradies nicht verloren ist, kann auch kein Verlangen, es wiederzugewinnen, sein.

Daß die Gottesherrschaft wiederkommen wird, ist uns gesagt; nicht aber, auf welche Weise. Wir haben in der Geschichte erlebt und können uns deshalb vorstellen, daß sie durch ein junges Volk kam, wie das im Beginn unserer Zeitrechnung durch die Germanen geschah. Gibt es aber jetzt noch ein junges Volk? Sind nicht alle Völker, die jetzt auf einer tieferen Kulturstufe stehen als die europäischen Nationen, schon entartete? Abkömmlinge von einst blühenden Völkern, die, nachdem ihre Entwicklung vorüber war, in ein ungeschichtliches, unproduktives Dämmern zurückfielen?

Aus: Quellen des Lebens
(Insel-Bücherei)

*

Die Geschichte von dem Gewande, um das gestritten wurde

Da waren einmal drei Frauen von Kaufherren in einem Badehause und badeten; während sie in dem Badehause waren, sahen sie ein goldgesticktes Gewand bei der Badefrau hängen. Da sprach eine von ihnen zu ihr: „Willst du dies Gewand verkaufen?" Darauf kam die zweite und sagte: „Willst du dies Gewand verkaufen?" Schließlich kam auch noch die dritte und fragte: „Willst du dies Gewand verkaufen?" Die Badefrau nun war in Verlegenheit, wem sie das Gewand verkaufen sollte, und sie sprach zu ihnen: „Schaut, eine jede soll ihrem Manne einen Streich spielen, und die, deren Streich der beste von allen ist, soll das Gewand erhalten." Die Frauen waren damit einverstanden und begaben sich nach Hause. Die erste sprach zu ihrem Manne: „Ehrenwerter Mann, bring uns eine Last Wassermelonen!" „Gern", sagte er; und am nächsten Tage ging er auf den Markt und schaffte eine Last Wassermelonen herbei. Am Abend setzten sie sich, um zu speisen; und da sprach er zu ihr: „Edle Frau, hole uns eine Wassermelone!" „Gern", gab sie ihm zur Antwort. Nun hatte sie aber – o Zuhörer, den Gottes Schutz behüten möge! – in die Mitte einer jeden Melone einen Fisch getan; und als sie die Melone geholt hatte und zerschnitt, fiel ein Fisch aus ihr heraus. Da rief sie: „Was ist das, du ehrenwerter Mann, ich habe in meinem ganzen Leben noch nie Wassermelonen gesehen, in denen Fische sind; dies ist das erste Mal." Er sagte darauf: „Hol die anderen, damit wir nachsehen!" Nun holte sie noch eine Melone; sie zerteilten sie und fanden auch darin einen Fisch. So holten sie eine Melone nach der andern, zerteilten sie alle und fanden in jeder einen Fisch. Darüber war der Mann sehr erfreut, und er sprach: „Schau her, brate diese Fische; ich will morgen die Söhne der Kaufleute zum Mittagsmahl bei mir einladen, und dann sollen sie von diesen Fischen essen; denn das ist ja das größte Wunder." „Gern, du ehrenwerter Mann", erwiderte sie.

Dann ruhten die beiden jene Nacht über; und am nächsten Tage – Guten Morgen, ihr Zuhörer! (Auch dir guten Morgen, o Erzähler!) – ging jener Kaufmann auf den Markt und lud die Söhne der Kaufleute zur Mahlzeit bei sich ein um die Mittagszeit. Dann nahm er sie mit sich und ging nach Hause; dort trat er ein, setzte sich eine Weile, und danach rief er seine Frau. Als sie kam, sprach er zu ihr: „Trag auf für uns, damit wir die Fische essen, die aus den Wassermelonen herausgekommen sind." Doch sie entgegnete ihm: „Schweig still, Mann! Es wäre eine Schande, wenn deine Freunde dich hörten. Gibt es denn jemals Wassermelonen, in denen Fische sind?" „Wie denn," fuhr er fort, „haben wir beide, ich und du, sie nicht zusammen herausgeholt?" Sie erwiderte: „Pst doch! Du hast vielleicht einen Traum gehabt, da doch dein Verstand noch gesund ist." Darauf schwieg er, der Arme, und strafte sich selber Lügen; man brachte andere Speisen, und die Gäste aßen, während er befürchtete, sie würden, wenn er noch einmal davon spräche, von ihm sagen, er sei von Sinnen. Als die Gäste fortgegangen waren, sprach er zu ihr: „Haben wir beide, ich und du, nicht die Fische aus den Melonen herausgeholt?" „Wann denn?" „Gestern abend." „Mann, das ist vielleicht ein Traum. Werden denn jemals Fische in Wassermelonen gefunden? Sag das einem Verrückten; wir werden sehen, daß er es nicht glaubt." Da schwieg er still; die Frau aber ging zu der Badefrau und erzählte ihr davon. Die sprach: „Laß uns die Streiche deiner Freundinnen abwarten!" „So sei es!" erwiderte die andere.

Zu der zweiten, bei deren Nachbarn eine Hochzeit stattfand, hatte ihr Mann gesagt: „Geh nicht zu dem Fest!", und sie hatte ihm versprochen, es nicht zu tun. Nun war dort aber ein unterirdischer Gang von ihrem Hause zu dem Hause, in dem die Hochzeit stattfand; durch ihn ging sie, nachdem sie sich festlich gekleidet und geschmückt hatte, am Abend zu der Feier. Wie ihr Mann sie erblickte, war er außer sich, und er sprach in Gedanken: „Die da gleicht meiner Frau; und ich habe ihr doch gesagt, sie solle nicht

zu der Hochzeit gehen." Dann begab er sich nach Hause, um dort nachzuschauen. Sie aber hatte ihn beobachtet und lief rasch durch den unterirdischen Gang nach Hause, legte die Festkleider ab und setzte sich. Gleich darauf kam er und klopfte an die Tür; sie öffnete ihm und fragte ihn: „Was willst du?" Er antwortete: „Höre mal, edle Frau, ich habe im Hochzeitshause eine gesehen, die dir gleicht." Darauf sagte sie: „Ehrenwerter Mann, viele Leute gleichen einander." Nun ging er zum Fest zurück; aber sie legte ganz rasch wieder die Kleider an und kam ihm zuvor. Wie er sie dort fand, erstaunte er und sprach bei sich: „Das ist aber eine Sache! Dies ist doch meine Frau!" Dann wandte er seine Augen von ihr ab und sagte in Gedanken: „Gott mache den Teufel zuschanden!" Darauf kam sie auch noch zu den Männern herein und tanzte; er sagte sich: „Ist das aber eine Geschichte!" Als nun die Zeit des Abendessens kam, speisten die Leute, und wie nach der Mahlzeit die Männer ihre Hände wuschen, goß sie das Wasser für sie aus. Alle wuschen sich, und wie die Reihe an ihn kam, schaute er sie während des Waschens an; dann aber nahm er die Seife und schlug ihr damit auf die Stirn, so daß ihr das Blut rann. Da sagte er sich: „Jetzt habe ich sie gezeichnet", machte sich auf, ging nach Hause und klopfte an die Tür. Nun war sie bereits gekommen, hatte ihre Festgewänder abgelegt und sich gesetzt. Sowie er an die Tür klopfte, zog sie Stelzpantoffeln an, die eine Handspanne hoch waren, und ging hinab, um ihm zu öffnen. Während sie nun hinunterging, fiel sie von den Stufen und rief: „Weh, was ist denn das? Du machst mich ganz verrückt mit deinem ewigen Kommen und Gehen. Sieh, jetzt bin ich von der Treppe gefallen und habe mich verwundet." Da sprach er bei sich: „Mein Genüge ist bei Gott, und vortrefflich ist der Beschützer![1] Ich habe sie durch die Seife besonders gekennzeichnet; und nun ist sie von der Treppe gefallen!" Und zu ihr sagte er: „Ich habe dich bei der Hochzeit gesehen." Doch sie entgegnete ihm: „Wir sind jetzt seit zwanzig Jahren verheiratet. An welchem

[1] Nach Koran, Sure 3, Vers 167.

Tage hätte ich je deinem Worte zuwider gehandelt" – dabei weinte sie und legte ihre Hand an ihre Stirn – „so daß du durch dein Kommen und Gehen mich verwirrtest und ich hinfiel und mich verwundete? Und dabei sagst du noch, ich wäre auf der Hochzeit gewesen. Zum Henker mit allen Hochzeiten!" Nun strafte er sich selber Lügen. Am nächsten Tage aber ging sie zu der Badefrau und berichtete ihr; die wunderte sich und sprach zu ihr: „Nun muß ich noch von der dritten hören."

Jene dritte sprach zu ihrem Manne: „Ich wollte, du brächtest sechs Pfund Nudelgebäck." „Gern", sagte er und ging und holte sechs Pfund von dem Gebäck. Dann setzte er sich zu Hause nieder, um das Gebäck zuzubereiten, und wie er bei der Arbeit war, wurde er müde und sprach zu seiner Frau: „Edle Frau, stopfe mir die Pfeife!" Sie füllte ihm die Pfeife, tat aber auch Bändsch hinein; so wurde er, während er rauchte, betäubt. Darauf schor sie ihm den Schnauzbart und den Kinnbart ab, schaffte ihn fort und warf ihn vor der Stadt nieder. Gegen Morgen erwachte er, und wie er bemerkte, daß er keinen Kinnbart und keinen Schnauzbart hatte, machte er sich auf den Weg und begab sich in eine andere Stadt. Sie aber – o Herr, der du uns zuhörst! –, als sie erfuhr, daß er fortgegangen war, ging auf den Markt, suchte einen Mann, der ihm glich, und ließ ihn im Laden sitzen, indem sie zu ihm sprach: „Verkauf nichts, sondern bleib nur hier sitzen" – dabei zeigte sie ihm die Gewohnheiten ihres Mannes – „ich will dir jeden Tag einen Medschidi-Taler geben." Der war damit einverstanden; und so legte er Kleider von denen ihres Mannes an und ging jeden Tag zu dem Laden. Auch der Kaffeewirt kam jeden Tag, brachte ihm Kaffee und nahm seinen Lohn. Ferner hatte jener Kaufmann eine Schwester, die jeden Samstag zu ihm kam und der er drei Piaster zu geben pflegte; die kam jetzt wieder am Samstag, der Ersatzmann gab ihr drei Piaster, und sie ging dann fort. So übte der andere alle die Gewohnheiten, die der Mann jener Frau hatte. Nachdem er aber etwa drei Jahre fortgeblieben war, saß sie eines Tages im Erker und sah plötzlich

ihren Mann kommen. Da schickte sie rasch jemanden, der ihn betäubte und ins Haus brachte. Der Tag, an dem er fortgegangen war, war ein Freitag gewesen, und zufällig war der Tag, an dem er zurückkam, auch ein Freitag. Und nun ließ sie rasch Nudelgebäck kommen, bereitete es zur Hälfte zu und stopfte ihm die Pfeife; inzwischen hatte sie auch dem Manne, den sie an Stelle ihres Gatten im Laden hatte sitzen lassen, seinen Lohn gegeben, ihm gesagt, er brauche nicht mehr zu kommen, und hatte sich den Schlüssel von ihm geben lassen. Darauf – o Herr, der du uns zuhörst! – weckte sie ihren Mann durch das Gegenmittel von Bändsch auf, und als er aufwachte, rief er: „Im Namen Gottes, des barmherzigen Erbarmers, wo bin ich?“ Und sie erwiderte ihm: „Gottes Name beschütze dich! Wo du bist? Hier bist du ja. Mach doch das Gebäck fertig, das du gebracht hast!“ „Was für Gebäck?“ „Das Nudelgebäck, da liegt es vor dir!“ Da schaute er hin, sah das Nudelgebäck und fuhr sie an: „Heda, ich bin doch drei Jahre lang fern gewesen?“ Sie gab ihm zur Antwort: „Was? Schweig doch! Niemand darf dich hören; sonst heißt es, du seiest von Sinnen.“ Doch er entgegnete ihr: „Wie kann man sagen, ich wäre von Sinnen? Ich sage dir, ich bin drei Jahre lang fort gewesen.“ Nun trat sie an ihn heran, sprach den Namen Gottes über ihm und sagte: „Laß gut sein! Mach nur das Nudelgebäck fertig!“ Da machte er das Nudelgebäck zurecht, und als es fertig war, aß er davon und legte sich zum Schlafen nieder; aber er konnte nicht schlafen. Am nächsten Morgen ging er zu dem Laden, und da kam der Kaffeewirt und setzte ihm Kaffee vor. Den schaute er an, indem er zu ihm sprach: „Warum wünschest du mir nicht Glück zu meiner wohlbehaltenen Heimkehr?“ Jener sagte darauf: „Warum denn? Wo bist du denn gewesen? Es war doch so, daß du jeden Tag kamst und ich dir Kaffee brachte.“ Aber der Kaufmann erwiderte ihm: „Ich bin drei Jahre lang in der Ferne gewesen!“ Der Kaffeewirt schaute ihn an und ging fort, indem er bei sich sprach: „Was mag wohl mit dem sein?“ Wie der Kaufmann dann eine Weile nachdenklich dagesessen hatte,

kam seine Schwester; er gab ihr drei Piaster und sagte zu ihr: „Warum begrüßest du mich nicht zur Heimkehr?“ Sie erwiderte: „Warum denn? Wo bist du gewesen? Ich bin doch noch am letzten Samstag zu dir gekommen, und du hast mir drei Piaster gegeben.“ Schließlich sagte er sich: „Also war dies wirklich ein Traum. Gott mache den Satan zuschanden!“ Und er schlug es sich aus dem Sinne. Am nächsten Tage begab seine Frau sich eilig zu der Badefrau und erzählte ihr von dem Streich. Die aber sprach: „Ich will das Gewand nicht verkaufen, keiner einzigen; ihr seid alle Töchter der Sünde, eure Streiche verwirren die Sinne.“ Mit diesen Worten kehrte sie nach Hause zurück und empfand Reue; auch ihre Freundinnen, die an ihren Männern so gehandelt hatten, bereuten es. Aber der Streich der Badefrau war doch der größte von allen; sie legte das Gewand in die Truhe und behielt es für sich.

Daus, daus – die Geschichte ist aus!

Aus: Enno Littmann, Arabische Märchen



Aus Lafontaines Fabeln

Heinrich von Kleist
Über die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden

Wenn du etwas wissen willst und es durch Meditation nicht finden kannst, so rate ich dir, mein lieber, sinnreicher Freund, mit dem nächsten Bekannten, der dir aufstößt, darüber zu sprechen. Es braucht nicht eben ein scharfdenkender Kopf zu sein, auch meine ich es nicht so, als ob du ihn darum befragen solltest: nein! Vielmehr sollst du es ihm selber allererst erzählen. Ich sehe dich zwar große Augen machen und mir antworten, man habe dir in frühern Jahren den Rat gegeben, von nichts zu sprechen, als nur von Dingen, die du bereits verstehst. Damals aber sprachst du wahrscheinlich mit dem Vorwitz, andere, ich will, daß du aus der verständigen Absicht sprechest, dich zu belehren, und so könnten, für verschiedene Fälle verschieden, beide Klugheitsregeln vielleicht gut nebeneinander bestehen. Der Franzose sagt, l'appétit vient en mangeant, und dieser Erfahrungssatz bleibt wahr, wenn man ihn parodiert, und sagt, l'idée vient en parlant. Oft sitze ich an meinem Geschäftstisch über den Akten und erforsche, in einer verwickelten Streitsache, den Gesichtspunkt, aus welchem sie wohl zu beurteilen sein möchte. Ich pflege dann gewöhnlich ins Licht zu sehen, als in den hellsten Punkt, bei dem Bestreben, in welchem mein innerstes Wesen begriffen ist, sich aufzuklären. Oder ich suche, wenn mir eine algebraische Aufgabe vorkommt, den ersten Ansatz, die Gleichung, die die gegebenen Verhältnisse ausdrückt und aus welcher sich die Auflösung nachher durch Rechnung leicht ergibt. Und siehe da, wenn ich mit meiner Schwester davon rede, welche hinter mir sitzt und arbeitet, so erfahre ich, was ich durch ein vielleicht stundenlanges Brüten nicht herausgebracht haben würde. Nicht, als ob sie es mir, im eigentlichen Sinne, sagte; denn sie kennt weder das Gesetzbuch, noch hat sie den Euler oder den Kästner studiert. Auch nicht, als ob sie mich durch geschickte Fragen auf den Punkt hinführte, auf

welchen es ankommt, wenn schon dies letzte häufig der Fall sein mag. Aber weil ich doch irgendeine dunkle Vorstellung habe, die mit dem, was ich suche, von fern her in einiger Verbindung steht, so prägt, wenn ich nur dreist damit den Anfang mache, das Gemüt, während die Rede fortschreitet, in der Notwendigkeit, dem Anfang nun auch ein Ende zu finden, jene verworrene Vorstellung zur völligen Deutlichkeit aus, dergestalt, daß die Erkenntnis, zu meinem Erstaunen, mit der Periode fertig ist. Ich mische unartikulierte Töne ein, ziehe die Verbindungswörter in die Länge, gebrauche auch wohl eine Apposition, wo sie nicht nötig wäre, und bediene mich anderer, die Rede ausdehnender Kunstgriffe, zur Fabrikation meiner Idee auf der Werkstätte der Vernunft, die gehörige Zeit zu gewinnen. Dabei ist mir nichts heilsamer als eine Bewegung meiner Schwester, als ob sie mich unterbrechen wollte; denn mein ohnehin schon angestrengtes Gemüt wird durch diesen Versuch von außen, ihm die Rede, in deren Besitz es sich befindet, zu entreißen, nur noch mehr erregt und in seiner Fähigkeit, wie ein großer General, wenn die Umstände drängen, noch um einen Grad höher gespannt. In diesem Sinne begreife ich, von welchem Nutzen Molière seine Magd sein konnte; denn wenn er derselben, wie er vorgibt, ein Urteil zutraute, das das seinige berichten konnte, so ist dies eine Bescheidenheit, an deren Dasein in seiner Brust ich nicht glaube. Es liegt ein sonderbarer Quell der Begeisterung für denjenigen, der spricht, in einem menschlichen Antlitz, das ihm gegenübersteht; und ein Blick, der uns einen halbausgedrückten Gedanken schon als begriffen ankündigt, schenkt uns oft den Ausdruck für die ganze andere Hälfte desselben. Ich glaube, daß mancher große Redner, in dem Augenblick, da er den Mund aufmachte, noch nicht wußte, was er sagen würde. Aber die Überzeugung, daß er die ihm nötige Gedankenfülle schon aus den Umständen und der daraus resultierenden Erregung seines Gemüts schöpfen würde, machte ihn dreist genug, den Anfang, auf gutes Glück hin, zu setzen. Mir fällt jener „Donnerkeil“ des Mirabeau ein, mit welchem er den Zeremonienmeister ab-

fertigte, der nach Aufhebung der letzten monarchischen Sitzung des Königs am 23ten Juni, in welcher dieser den Ständen auseinanderzugehen anbefohlen hatte, in den Sitzungssaal, in welchem die Stände noch verweilten, zurückkehrte und sie befragte, ob sie den Befehl des Königs vernommen hätten? „Ja," antwortete Mirabeau, „wir haben des Königs Befehl vernommen" – ich bin gewiß, daß er, bei diesem humanen Anfang, noch nicht an die Bajonette dachte, mit welchen er schloß; „ja, mein Herr," wiederholte er, „wir haben ihn vernommen" – man sieht, daß er noch gar nicht recht weiß, was er will. „Doch was berechtigt Sie" – fuhr er fort, und nun plötzlich geht ihm ein Quell ungeheurer Vorstellungen auf – „uns hier Befehle anzudeuten? Wir sind die Repräsentanten der Nation." – Das war es, was er brauchte! „Die Nation gibt Befehle und empfängt keine" – um sich gleich auf den Gipfel der Vermessenheit zu schwingen. „Und damit ich mich Ihnen ganz deutlich erkläre" – und erst jetzo findet er, was den ganzen Widerstand, zu welchem seine Seele gerüstet dasteht, ausdrückt – „so sagen Sie Ihrem Könige, daß wir unsre Plätze anders nicht als auf die Gewalt der Bajonette verlassen werden." – Worauf er sich, selbstzufrieden, auf einen Stuhl niedersetzte. – Wenn man an den Zeremonienmeister denkt, so kann man sich ihn bei diesem Auftritt nicht anders als in einem völligen Geistesbankerott vorstellen; nach einem ähnlichen Gesetz, nach welchem in einem Körper, der von dem elektrischen Zustand Null ist, wenn er in eines elektrisierten Körpers Atmosphäre kommt, plötzlich die entgegengesetzte Elektrizität erweckt wird. Und wie in dem elektrisierten dadurch, nach einer Wechselwirkung, der ihm inwohnende Elektrizitätsgrad wieder verstärkt wird, so ging unseres Redners Mut, bei der Vernichtung seines Gegners, zur verwegensten Begeisterung über. Vielleicht, daß es auf diese Art zuletzt das Zucken einer Oberlippe war oder ein zweideutiges Spiel an der Manschette, was in Frankreich den Umsturz der Ordnung der Dinge bewirkte. Man liest, daß Mirabeau, sobald der Zeremonienmeister sich entfernt hatte, aufstand und vorschlug: 1. sich sogleich als

Nationalversammlung und 2. als unverletzlich zu konstituieren. Denn dadurch, daß er sich, einer Kleistischen Flasche gleich, entladen hatte, war er nun wieder neutral geworden und gab, von der Verwegenheit zurückgekehrt, plötzlich der Furcht vor dem Chatelet und der Vorsicht Raum. – Dies ist eine merkwürdige Übereinstimmung zwischen den Erscheinungen der physischen und moralischen Welt, welche sich, wenn man sie verfolgen wollte, auch noch in den Nebenumständen bewähren würde. Doch ich verlasse mein Gleichnis und kehre zur Sache zurück. Auch Lafontaine gibt in seiner Fabel: „Les animaux malades de la peste", wo der Fuchs dem Löwen eine Apologie zu halten gezwungen ist, ohne zu wissen, wo er den Stoff dazu hernehmen soll, ein merkwürdiges Beispiel von einer allmählichen Verfertigung des Gedankens aus einem in der Not hingesetzten Anfang. Man kennt diese Fabel. Die Pest herrscht im Tierreich, der Löwe versammelt die Großen desselben und eröffnet ihnen, daß dem Himmel, wenn er besänftigt werden solle, ein Opfer fallen müsse. Viele Sünder seien im Volke, der Tod des größesten müsse die übrigen vom Untergang retten. Sie möchten ihm daher ihre Vergehungen aufrichtig bekennen. Er, für sein Teil, gestehe, daß er, im Drange des Hungers, manchem Schafe den Garaus gemacht; auch dem Hunde, wenn er ihm zu nahe gekommen; ja, es sei ihm in leckerhaften Augenblicken zugestoßen, daß er den Schäfer gefressen. Wenn niemand sich größerer Schwachheiten schuldig gemacht habe, so sei er bereit zu sterben. „Sire," sagt der Fuchs, der das Ungewitter von sich ableiten will, „Sie sind zu großmütig. Ihr edler Eifer führt Sie zu weit. Was ist es, ein Schaf erwürgen? Oder einen Hund, diese nichtswürdige Bestie? Und: quant au berger", fährt er fort, denn dies ist der Hauptpunkt: „on peut dire"; obschon er noch nicht weiß, was? „qu'il méritoit tout mal"; auf gut Glück; und somit ist er verwickelt: „étant"; eine schlechte Phrase, die ihm aber Zeit verschafft: „de ces gens-là", und nun erst findet er den Gedanken, der ihn aus der Not reißt: „qui sur les animaux se font un chimérique empire".

Und jetzt beweist er, daß der Esel, der blutdürstige! (der alle Kräuter auffrißt), das zweckmäßigste Opfer sei, worauf alle über ihn herfallen und ihn zerreißen. – Ein solches Reden ist ein wahrhaftes lautes Denken. Die Reihen der Vorstellungen und ihrer Bezeichnungen gehen nebeneinander fort, und die Gemütsakten, für eins und das andere, kongruieren. Die Sprache ist alsdann keine Fessel, etwa wie ein Hemmschuh an dem Rade des Geistes, sondern wie ein zweites, mit ihm parallel fortlaufendes Rad an seiner Achse. Etwas ganz anderes ist es, wenn der Geist schon, vor aller Rede, mit dem Gedanken fertig ist. Denn dann muß er bei seiner bloßen Ausdrückung zurückbleiben, und dies Geschäft, weit entfernt ihn zu erregen, hat vielmehr keine andere Wirkung, als ihn von seiner Erregung abzuspannen. Wenn daher eine Vorstellung verworren ausgedrückt wird, so folgt der Schluß noch gar nicht, daß sie auch verworren gedacht worden sei; vielmehr könnte es leicht sein, daß die verworrenst ausgedrückten grade am deutlichsten gedacht werden. Man sieht oft in einer Gesellschaft, wo, durch ein lebhaftes Gespräch, eine kontinuierliche Befruchtung der Gemüter mit Ideen im Werk ist, Leute, die sich, weil sie sich der Sprache nicht mächtig fühlen, sonst in der Regel zurückgezogen halten, plötzlich, mit einer zuckenden Bewegung, aufflammen, die Sprache an sich reißen und etwas Unverständliches zur Welt bringen. Ja, sie scheinen, wenn sie nun die Aufmerksamkeit aller auf sich gezogen haben, durch ein verlegnes Gebärdenspiel anzudeuten, daß sie selbst nicht mehr recht wissen, was sie haben sagen wollen. Es ist wahrscheinlich, daß diese Leute etwas recht Treffendes und sehr deutlich gedacht haben. Aber der plötzliche Geschäftswechsel, der Übergang ihres Geistes vom Denken zum Ausdrücken, schlug die ganze Erregung desselben, die zur Festhaltung des Gedankens notwendig wie zum Hervorbringen erforderlich war, wieder nieder. In solchen Fällen ist es um so unerläßlicher, daß uns die Sprache mit Leichtigkeit zur Hand sei, um dasjenige, was wir gleichzeitig gedacht haben und doch nicht gleichzeitig von uns geben können, wenigstens so schnell

als möglich aufeinanderfolgen zu lassen. Und überhaupt wird jeder, der, bei gleicher Deutlichkeit, geschwinder als sein Gegner spricht, einen Vorteil über ihn haben, weil er gleichsam mehr Truppen als er ins Feld führt. Wie notwendig eine gewisse Erregung des Gemüts ist, auch selbst nur, um Vorstellungen, die wir schon gehabt haben, wieder zu erzeugen, sieht man oft, wenn offene und unterrichtete Köpfe examiniert werden und man ihnen, ohne vorhergegangene Einleitung, Fragen vorlegt, wie diese: was ist der Staat? Oder: was ist das Eigentum? Oder dergleichen. Wenn diese jungen Leute sich in einer Gesellschaft befunden hätten, wo man sich vom Staat oder vom Eigentum schon eine Zeit lang unterhalten hätte, so würden sie vielleicht mit Leichtigkeit, durch Vergleichung, Absonderung und Zusammenfassung der Begriffe, die Definition gefunden haben. Hier aber, wo diese Vorbereitung des Gemüts gänzlich fehlt, sieht man sie stocken, und nur ein unverständiger Examinator wird daraus schließen, daß sie nicht wissen. Denn nicht wir wissen, es ist allererst ein gewisser Zustand unsrer, welcher weiß. Nur ganz gemeine Geister, Leute, die, was der Staat sei, gestern auswendig gelernt und morgen schon wieder vergessen haben, werden hier mit der Antwort bei der Hand sein. Vielleicht gibt es überhaupt keine schlechtere Gelegenheit, sich von einer vorteilhaften Seite zu zeigen, als grade ein öffentliches Examen. Abgerechnet, daß es schon widerwärtig und das Zartgefühl verletzend ist und daß es reizt, sich stetig zu zeigen, wenn solch ein gelehrter Roßkamm uns nach den Kenntnissen sieht, um uns, je nachdem es fünf oder sechs sind, zu kaufen oder wieder abtreten zu lassen: es ist so schwer, auf ein menschliches Gemüt zu spielen und ihm seinen eigentümlichen Laut abzulocken, es verstimmt sich so leicht unter ungeschickten Händen, daß selbst der geübteste Menschenkenner, der in der Hebeammenkunst der Gedanken, wie Kant sie nennt, auf das Meisterhafteste bewandert wäre, hier noch, wegen der Unbekanntschaft mit seinem Sechswöchner, Mißgriffe tun könnte. Was übrigens solchen jungen Leuten, auch selbst den unwissendsten noch, in den

meisten Fällen ein gutes Zeugnis verschafft, ist der Umstand, daß die Gemüter der Examinatoren, wenn die Prüfung öffentlich geschieht, selbst zu sehr befangen sind, um ein freies Urteil fällen zu können. Denn nicht nur fühlen sie häufig die Unanständigkeit dieses ganzen Verfahrens: man würde sich schon schämen, von jemandem, daß er seine Geldbörse vor uns ausschütte, zu fordern, viel weniger, seine Seele: sondern ihr eigener Verstand muß hier eine gefährliche Musterung passieren, und sie mögen oft ihrem Gott danken, wenn sie selbst aus dem Examen gehen können, ohne sich Blößen, schmachvoller vielleicht als der eben von der Universität kommende Jüngling, gegeben zu haben, den sie examinierten. H. v. K.

*

Rudolf G. Binding / Astronomisches Gespräch

Sieh den Mond mit schlanken Sichelarmen
glühend zücken nach dem schönsten Sterne.
Süße Ferne,
wo Gestirne liebend sich umarmen!

„Meinst du gar sie werden sich erreichen?
Wird der junge Mond den Stern umfangen?
Hold Verlangen,
fern von dir zu stehn, dem Stern zu gleichen!"

Menschenaugen werden's nicht erspähen.
Doch im Licht des Tages scheu verborgen
mag der Morgen
der uns trennt sie bei einander sehen.

Und wenn Tag mit flammenden Alarmen
auf mich scheucht vom Lager der Geliebten
liegen wohl im Ungetrübten
Mond und Stern sich liebend in den Armen.

„Freund, so laß mich lieber dich umschlingen.
Gib den Tag als Mantel den Gestirnen.
Von den Firnen
schwand das Licht um uns die Nacht zu bringen."

*

Edzard H. Schaper / Der Kannel-Spieler

Aus den Aufzeichnungen des Pilgers Makarius

Unter den mannigfaltigen Aufzeichnungen, die der ehrwürdige Pilger Makarius im Kuremaa-Kloster zu Ehren der Himmelfahrt Mariä hinterließ, als er sich eines Morgens, sehr zum Schrecken einer jungen Novize, die ihm aufwartete, nicht mehr aus dem Sarge erhob, in dem er zwischen dem Mitternachts- und dem Morgengebet zu ruhen pflegte, – als er so diese Welt verlassen hatte und von den Nonnen seine an Äußerem arme Hinterlassenschaft geordnet wurde, fanden sich unter seinen Papieren mit Betrachtungen, Lehrstücken, Gebeten und Gleichnissen auch ein paar Blätter mit Aufzeichnungen über sein Leben, von des Ehrwürdigen eigener Hand geschrieben, denn sein Augenlicht war bis ins höchste Alter hinein ungetrübt. Als diese Berichte des Greises nun endlich gelesen wurden, ergriff die Leser große Bestürzung, und die Erinnerung an den Tod eines anderen Mannes mit dem Namen Makarius – von ihnen einstmals zur Unterscheidung Makari genannt – den Tod, den dieser vor noch nicht einem Jahr unter den Wölfen erlitten, ward in ihnen überwältigt durch des Pilgers Geständnis.

Über den Inhalt dieser Aufzeichnungen ist indessen wenig verlautet, es sei denn bis in den sehr engen Kreis von Freunden des Klosters und seiner geistlichen Welt. Sie wollen in den Geständnissen den schweren Sieg erblicken, den die Seele des Pilgers, dem geistlichen Auftrag des Pilgeramtes getreu, zu erringen vermag.

Das Pilgertum ist fast stets mit der Übung des „klugen Tuns" verbunden, die „das Herz erwärmen" und so zum unaufhörlichen

Gebet leiten soll; aber spricht aus den Aufzeichnungen auch nicht „das uneigennützige Wohlgefallen an der Welt", wie es eine jede Pilgerschaft erfüllen soll, so vermag die Zeit, die der greise Jüngstverstorbene an jene Aufzeichnungen verwandte, dem angebeteten Heiligtum seines Lebens doch nicht verloren erscheinen, denn das uneigennützige Wohlgefallen dünkt in seinem oftmals schmerzlichen Bericht verwandelt in das Gefühl väterlicher, sorgender Liebe für jenen Makari, den inneren Streit zwischen Weisheit und Weltentsagung, – verwandelt am Ende in jenes seltsame: Gott untertan sein und ihm dennoch widerstehen; es gäbe aber viele Worte des Herrn, solche Torheit des Herzens vor allem klugen Tun zu loben.

Der erste Teil jener Erzählungen spricht mit sparsamen Worten von der Jugend des Ehrwürdigen in einem Dorf des südlichen Estland, von seinen frühen Mannesjahren und den ersten Zeiten der Ehe.

Der spätere Pilger war zu Anfang Lehrer einer kleinen Landgemeinde. Dort heiratete er ein Mädchen seines Dorfes, und alsbald wurde ihm ein Söhnchen geboren, das nach dem Vater Makarius genannt ward. Es war ein friedliches Leben, das der künftige Pilger dort lebte, von nichts anderem erfüllt als der Liebe zu Weib und Kind, einem behutsamen Dienst an den Schülern, die ihm anvertraut waren, und einer Neigung, gar Liebe zu den Wissenschaften, die so wenig genährt wurde in der äußeren Ärmlichkeit seines Daseins, wie sie niemals erkaltete und sich, gleich einer Blüte, wenn sie zur unrichtigen Zeit zu erwachen droht, lange im Stillstand gedulden mußte, bis ihre Zeit angebrochen war, um dann nicht Wissen zu erlangen, sondern Gewißheit und Weisheit darin.

Dieses gesegnete Leben zerstörte erst ein Aufstand der estnischen Bauern gegen die russische Obrigkeit, und dabei kam durch einen Irrtum das Weib des nachmaligen Pilgers ums Leben. So erzog nun Makarius seinen mutterlosen Sohn ganz allein, und weil der Knabe stets Liebe zum Ackerbau gezeigt, gab er ihn nach seinem vierzehnten Jahre auf den Hof eines Bauern im Westen des Landes zur Lehre. Er selbst war nun von allen verlassen und ward damals unter Umständen, die näher zu berichten er sich scheut,

zum Pilger. Er nennt die Stunde seiner Berufung nur „die Stunde, da das Licht kam und verzehrte die Finsternis".

Nun war er ein Pilger, der keine bleibende Statt hat, das Fernste zum Nächsten macht, das Nächste aber auch abweist von sich; ein Mann, dessen eigentliches Lehramt in der Gestalt ruht, die er seinem Wesen zu geben vermag: er lehrt sich selbst, der er zur Vollkommenheit und zum Vorbild strebt.

Die Mannesjahre seines Lebens füllten weite Wanderungen aus: zum Heiligen Lande, zum Berge Athos, kreuz und quer durch das rechtgläubige Land, und in all diesen Jahren verlor er seinen Sohn nicht aus dem Sinn. Aber dann kam der Krieg und riß die Nächsten zu Fernsten auseinander und führte die Fernsten einander zu, und dann kam die Blutwelle der Revolution und der Kriege nach dem großen Krieg, in denen jedes Wissen der Nächsten umeinander ertränkt ward. In Kriegen und Revolutionen vergaß Makarius seinen Sohn, und nur sein Herz, das allem Anhang in dieser Welt schon entsagt, bewahrte Liebe für ihn, der von ihm tot gewähnt werden mußte, denn der Sohn war schon vom ersten Krieg an Soldat.

Der Pilger hebt erst wieder an, von seinem Leben zu berichten in Zeiten des Friedens. Es sind zwei Jahre, bevor er diese Welt verließ, daß er die Wanderung zum Kloster der Auferstehung Mariä antritt, und dort wird er bleiben. Die Pilgerschaft ist zu Ende, „der Engel, der uns heimruft, will mit Andacht erwartet sein", spricht Makarius in biblischen Jahren. Aber er, der sich selbst unaufhörlich als Lehre gab und reiner und vollkommener zu werden getrachtet hat, um der Reinheit der Lehre willen, er, dessen Leben ein einziger Weg der Nachfolge war, – er spricht jetzt das Lob der Stätte:

Hier steht nun das erste Kloster der heiligen rechtgläubigen Kirche, und hier steht ihr letztes. Der Feind, der die Grenze im Osten überschritt und in dunklen Nächten vorstürmt, eräugt es als die erste Burg des Friedens; und der Pilger, der aus der Abendröte in den künftigen Morgen zieht, gewahrt es auf dem einsamen

Berge im Moor als eine große, vieltürmige Arche; ich wußte nicht, ob von den Zeiten der ersten Sündflut geblieben oder gerüstet für die künftige Drangsal eines himmlischen Zorns. Aber sehet: das gelbe Mauerwerk glüht gen Osten immer aufs neue rosig wider von Gottes Langmut, die da Licht leuchten läßt über Gerechte und Ungerechte, und lange, nachdem die Sonne gesunken ist, strahlen die blauen Kuppeln noch auf dem einsamen Berge gleich Blumen, die sich allmählich ins Dämmern entfalten und eins werden mit dem Staub der Nacht, die sich über die Tiefe der Moore ringsum gesenkt hat, bis, wie der Rauch von unzähligen Opfern, der Nebel wunderbar zu steigen anhebt.

O gesegneter Friede, in den mein Leben einging!

Gleichwie der Berg, den der Mensch erstiegen, ihn unwillkürlich hinanhebt zum Himmel, so dünkte mich, nirgends wäre schöner auf den rufenden Engel zu warten als hier. Aber nun erst fühlte ich das letzte Stück der Pilgerschaft nahen: den Weg nach innen. Er ist der schwerste, aber er ist der köstlichste, denn stehet nicht geschrieben: „So sehet ihr mich in euch, wie irgendeiner von euch sich erblickt im Wasser oder im Spiegel ...?“

O heiliges Herz! und darin du heiligstes Unterpfand, das du im Geiste angebetet werden willst, und im Geiste der Wahrheit!

Wie ward ich nicht müde, meine Blicke gleich den Gedanken zur Höhe schweifen zu lassen, und wie beseligt empfand ich den Berg, auf den mich Gott im Alter enthoben! Meine letzte Wohnstatt vor der endlichen steht innerhalb des Mauerkranzes, der den Gipfel des Berges umzieht; vielfenstrig blicken allein die Häuser der Geweihten ins Land. Doch wenn ich vor die Mauer trat, schwindelte mich fast in der Weite, die sich nach allen Seiten hin auftat: die Moore, die unendlichen Moore, inmitten deren das Kloster steht. Ein einziger Weg, gewunden und steil gegen sein Ende, führte zu ihm hinauf. Zu allen Seiten dehnte sich das Moor und abermals Moor, wie ein düsteres Meer, von Kiefern spärlich bestanden und stillen Gewässern durchzogen, in deren dunkle Tiefe alles Leben zum Schlaf gebannt schien.

Wo die Kraft des Auges endete, begann in allen vier Winden der Wald, ein schier unendlicher Wald, ein dunkler Wall am Horizont. Aber hinter dem Wald ...? Ich wußte, hinter diesem Wald endete einmal die gläubige Welt; wie oft war ich doch dort gewandert! Gen Osten zog sich dort wie eine ewig offen gehaltene Wunde eine breite Rodung durch den Wald, von Norden nach Süden. Dort waren die wilden Dornsträucher des Waldes unter der Menschen Hand zu Stacheldrähten erstarrt, dort erhoben sich Türme, furchtbarer Waffen voll, dort verlief die Grenze zum Roten Reich. Und in jener Wunde, die man dem Wald geschlagen, zog sich auch ein Gewässer hin, trübe und faulig vom Auswurf schnell fahrender Schiffe, unüberquerbar unter dem Licht von künstlichen Leuchten, die ein Hälmchen und einen Fisch aus der Geborgenheit der Nacht zu reißen vermögen, und von dort kam alles Unheil für uns, gar für die Welt, wenn das Eis die Gewässer bedeckte. Nur flüchtig gebannt von den grellen Strahlen hüben und drüben, schleichen im Winter die Wölfe über das Eis und die Rodung, tollwütige Hunde, Ratten und Katzen, – tollwütig sie alle und von Hunger geplagt, nach Westen gejagt aus den Reichen der darbenden Fron. Es fallen Schüsse hüben und drüben, wie bösartige Arme tasten die Strahlen des Lichts von den Türmen; sie suchen Bären und Wölfe, die vor Hunger fast verdorrt sind, sie greifen nach den Hunden und Katzen mit der Ruhelosigkeit ihrer Tollwut, den Ratten endlich, die mit heißem, offenem Rachen zwischen den Baumwurzeln hasten – und dann und wann auch den Menschen, wenn ein Schlitten voller Flüchtlinge von Osten nach Westen jagt und in den nachgesandten Salven liegen bleibt.
Nur der Tollheit Getier rettet sich in die tiefen Wälder, und wenn es die mit gestilltem Heißhunger durchquert hat, betritt es spähend unsere Moore. Die Hasen flüchten von ihrer heimlichen Moosbeerenernte bis in unseren Hof hinein, der ihnen Frieden verheißt, alles Getier rettet sich gen Westen vor den hungrigen und tollen Botschaftern des Antichrist. Wie oft, wenn ich des Abends vor das Tor trat, sah ich im Mondlicht die Wölfe ruhelos

über die Einöde schweifen; sie kauerten sich in den Schnee und schrieen auf zu mir. Und wie oft bekümmerten mich die verderbengeladenen, unruhigen Schatten auf allen Seiten des Berges, so gequält von ihrer Sichtbarkeit auf der weißen Öde, gequält vom Hunger, von ihrer Feigheit und Vorsicht. Ja, die Hölle hatte ihre Boten zu uns entsandt; wie segnete ich den Berg, der unseren Frieden trug, und wie schloß ich inniglich jeden Tag alle Wandernden und Fahrenden in meine Fürbitte ein!

Aber ich gestehe es, mein Herr und Gott, dem alles offenbar ist – es schweiften meine Gedanken zu nächtlicher Stunde oft ab vom Gebet, denn in jener Öde unter dem Berg, tief in jenen eisigen Bezirken, da der Hunger aufschreit und den Rachen wider sich selbst richtet, wußte ich seit ein paar Wochen einen Menschen, einen Menschen gleich mir, der ich im Frieden weilte; es hatte ihm Gott der Herr auch meinen Namen zu tragen auferlegt: Makarius lebte dort fern im Moor, der Torfstecher des Klosters, kurz Makari genannt von allen, seitdem ich ins Kloster gekommen war.

Dort, wo das größte der Moorgewässer, der Kaldama-Bach, sich zur Rechten und Linken ein breites, sandiges Bett angeschwemmt hat, darin die Wasser still zu liegen scheinen, – dort hatte sich Makari, der das runde Jahr hindurch im Moor lebte, des Sommers den Torf stach und ihn zu Winterszeiten auf breiten Schlitten zum Klosterhang fuhr, eine tiefe, geräumige Höhle in die Erde gegraben, die das Gotteslicht nur durch die Tür, wenn sie offen stand, und aus einem winzigen Fenster empfing, das er in die zum Hügel gewölbte Decke eingelassen. Man hatte mir vieles von ihm erzählt, weil er meinen Namen trug und auch sonst im Umkreis seltsamen Ruf genoß.

Schon vor vielen Jahren hatte er sich dem Kloster verdingt: ein getreuer, fleißiger Knecht, ohne Ansprüche, es sei denn das Essen, das er in gewaltigen Vorräten mitnahm, wenn er seine Torflasten im Kloster abgeliefert. Im Sommer war er fast unsichtbar. Das Moor schien ihn verschluckt zu haben, denn wer ihn, wie es bisweilen vorkam, dort suchte, mußte lange und laut nach ihm

rufen, bis er irgendeiner tiefen Torfgrube entstieg. Und im Winter – ich habe ihn erlebt, aber in jener Zeit war sein Herz voll, und der Mund ging davon über, denn ehedem soll er sehr schweigsam gewesen sein und verschlossen.
Wie die lebendig gebliebene Sage, fast wie ein Märchen, das der abergläubende Mund der Bauerngeschlechter in den Fluß der Zeiten wirft, daß es weitergehe vom Ahnen zum Enkel, lebte Makari dort hinten im Moor, gleich einem noch nicht gebannten Naturgeist, vom Aberglauben der Einfalt umwoben. Alles von ihm klang düster, gegen das Licht unseres Heils gesehen: er lebte tief unter der Erde, und seine Seele hatte tausend Wurzeln in die düstere Unwegsamkeit der Moore gesenkt, das mählich dem Licht entsinkende Land. Wohl glaubte er unseren erhabenen Glauben, aber nur wie eine dünne Lichtschicht auf einem Schattenreich von Quellgeistern, Moorgeistern, Baum- und Erdwichteln und Göttern; er hätte sich einen Schrat geschnitzt aus Wacholderwurzeln und ihm Odem eingeblasen, auf daß er lebendig und dienstbar würde wie unser Herr seinen ersten Geschöpfen, erzählten die Leute. Über die finstere Unterwelt solcher Naturgeister hatte er gleichsam Christus als oberster Herrscher eingesetzt. Ja, er war ein Mensch unserer Tage, aber befangen geblieben in der Vorzeit oder wieder hinabgestiegen zur Dämmerung furchtsamen Wahns, in die, von uns Menschen einstmals so schwer erkannt, das große Licht gefallen ist, das die Augen der Heiligen für diese Welt immer geblendet hat. Aber dieser düstere Bewohner der Düsternis wußte die Gefahren der Einöde zu bannen, und ich habe ihn fröhlich lachen hören eines Winters. Er hatte ein Michaelsschwert gegen den Alp seiner Welt ...
Wie oft in dunkler Nacht gedachte ich seiner, über dem das Verderben wachte in hungrigen Rachen! Aber siehe, Gott hatte ihn aller Fährnis enthoben. Etwas Uraltes und Hehres schirmte ihn, ein Geschenk des Himmels, das unter unzähligen Händen geheiligt ward und mit der Menschheit gottseligsten Zungen; geheiligt durch die Würde, die man ihm verliehen, heilig von Gott

und geheiligt vom Menschen. Oh, David, König, der du Saul die Finsternis entrangst ohne Schwert, mit der Leier! Oh, ihr alle, himmlische Heerscharen, die ihr klingend in den Unfrieden niedergeschwebt!

Standen dort fern im Moor die Wölfe im Kreis um den hohen Hügel am Kaldama-Bach, aus dem ein schwarzes Ofenrohr stach, und scharrten gierig den Schnee mit den Läufen, – siehe, es sprühten Funken aus dem Rohr, der Torfrauch strich fahl über den Schnee hin, und mit einem Mal durchwob die frostharte Erde ein Klingen, das die Wölfe in Scharen davonstürmen ließ. Es konnte Makari getrost seine Tür öffnen und zum nächtlichen Gefild aufsteigen – kein Rachen gähnte gegen ihn, denn er hatte die mächtigste Waffe in Händen, ein köstliches Gut, einen Schatz, wie er sagte: das Kannel, die vielsaitige Harfe. Kein Untier wagte sich in den Bann der Töne; solange das Kannel erklang, hatte die Einöde Frieden mit seinem Ton; es bauten das Lied und der Saitenklang mächtige Mauern um den einsamen Mann. Darum auch trug Makari das Kannel bei sich, wo immer er war. Habe ich es nicht selbst später einmal in einer Sommernacht weithin über die Moore hallen hören? Mein Gott und Herr, du weißt es, daß ich erbebte, als Makari dort im Verborgenen sang! Oh, diese einfältigen Worte: ... Liebes Kannel, teures Kannel, goldensaitiges Kannel, du, ... komm, o komme, komme doch, du Windchen, trag des Kannels Töne fort ... Mir war, als trüge der Sommernachtwind, der aus der ewigen Helle um des Täufers Fest strich, meine eigene Jugend mir Greise zu ...

Ja, das war der Klang des Kannel, jener kleinen Harfe, der die Liebe unseres Volkes von den ältesten Zeiten an gilt, und das jetzt fast ausgestorben ist, wie alles, worin das Alter der Völker auf Erden noch lebt, die Ferne, die Vorzeit. Das war der Klang, der auch die Vorzeit meines Geschlechtes durchwob, der Klang, den jeder unserer Ahnen dem Enkel weitergab im Wissen um die Kunst des Spiels, im Schatz uralter Gesänge und Gesetze; denn wir sind ein Geschlecht, das von alters her dem Kannel untertan



Matthias Grünewald: Kreidezeichnung

und dienstbar war, ein Geschlecht, in dem diese kleine Harfe vom Sarg zur Wiege weitergegeben ward, wir standen lange im Ruhm der Sänger, Seher und Spieler und wahrten darin ein gottseliges Erbe von Jubals Zeiten an, eine Berufung, ein Geheimnis am Ende. Oh, ich kenne das stille, süße Lied wohl, das mich mein Vater gelehrt hat, wie es ihn einst gelehrt worden war vom Ahnen, und das jetzt Makari im Dunkel dort sang. Hatte ich selbst es nicht auch meinen Sohn gelehrt? Komm, o komme, komme doch du Windchen, trag des Kannels Töne fort ... Der Sommernachtwind, der leise, von Kühle getränkte wie aus dem Mund eines Engels – er trug sie fort. Ich saß am Brunnen vor der Mauer, wo ich gern verweile, gleich den biblischen Wanderern, und ich weinte, von meiner Jugend angerührt, indes der Wind das verhallende Lied zu mir trug.

Geliebte Brüder: Es stehet geschrieben: „Siehe, der Mensch ist wie eine Leier, und ich fliege hinzu wie ein Plektron. Der Mensch schläft, und ich wache."

Der letzte eines Geschlechtes von Spielern der Leier, bin ich selbst einmal in ferner Zeit zur Leier geworden, und der Herr kam wie ein Plektron, und ich erklang ihm zum Lobe. Dennoch rührte mich, dessen Saiten Gott bald zum Verstummen bringen wird, in jener Nacht noch einmal der Wind an, ein Hauch meiner Jugend, und brachte mich in Torheit zum Tönen. Und fast – erbarme dich meiner! – fast kam mich eine schwindelnde Lust an, noch einmal in die Saiten zu greifen; ich, selbst gespielt vom erhabensten Plektron und spielend mit jenem Griff, den das Wissen meines Geschlechtes mir vermacht hat. Einmal schon hatte ich es weitergegeben – doch in den Tod hinein, da nichts mehr klingt und alle Saiten entspannt sind. In jenem unsichtbaren Menschen nun, der noch eigenmächtig die Saiten rührte, ehe er vielleicht zur Leier wurde und selbst zu tönen anfing, ehrte und liebte ich die Allmacht, den göttlichen Ratschluß, der erwählen und berufen kann, der den einen selbst klingen und den anderen die Saiten rühren läßt. Ich liebte in Makari, dem fernen, unsichtbaren

Sänger, meine Jugend und das Geheimnis unseres Geschlechts, und ich segnete sein Tun, wie man ein geheiligtes Werk des Menschen, darin sich das unvergängliche Leben all seiner Vorfahren und die göttliche Gnade kundgeben, auch segnen muß.

Es kam die Stunde der Stille nach Mitternacht. Der Wind war zur Ruhe gegangen; langsam zog der Glanz des vergangenen Tages hinüber gen Osten, wo aus der glühenden Asche alsbald die erneute Flamme aufsteigen würde. Endlich umschloß Morgen und Abend und Mitternacht in den Himmeln ein purpurnes Band; es lohte noch einmal das Ende, vom Aufgang gespeist, und es lieh das Ende dem Anfang die goldene Schwinge. Still war es geworden über den Mooren, still eine letzte Stunde lang vor dem neuen Tag, der auf dem Morgenwind kam ...

Ich wähnte den Sänger jetzt schlafend. Mit einem Male da ertönte seine Stimme näher denn je. Es hatte den Anschein, als wäre er in der Stille nur ausgeschritten und stünde jetzt unter dem Berge. Ich hörte ihn in die Saiten greifen – ein Hauch des Morgens schon rührte mich an – und da erscholl auch seine klare Stimme, klar wie der aufbrechende Tag. Anfangs lauschte ich still, aber mit jedem Ton, der zu mir drang, war es, als lausche mehr und mehr in mir, bis endlich meine arme Seele ein Schauer durchrann, ein Erkennen, ein Entzücken ... ach, ein Träumen durchschäumte und ein Leuchten erhellte, wie ein Blitz, und Finsternis abermals in ihr zusammenschlug. Bänglicher Jubel, der mich durchhallte, zagendes Fragen! War es das Lied? Und war er der Sänger? Es erklang die Stimme und tönte das Kannel wie vor meinem Angesicht; ich schloß die Augen und tat mein Herz auf für verblaßte Bilder und längst verklungene Worte. Er war es! ich erkannte ihn in den Tönen! – und doch wünschte ich sehnlich, meine Ohren und mein Herz verschließen zu können. Dennoch: es war dieses Lied, nur dem Geschlecht der Sänger und Seher von ältester Zeit an bekannt, und meinem Geschlechte eigen. Was ich einstmals meinen Sohn gelehrt, – ich hörte es nun, gleichsam als Echo von der Wand der Jahre, die

sich erhoben. Er mußte es sein! So griff nur in die Saiten, wem ich selbst einst die Finger gelenkt; so konnte nur singen, wem mein eigener Mund Wort und Ton anvertraut! Es hatte die lange Reihe der Ahnen ihr Wissen und Wesen in die Hände eines Enkels gelegt und in seine weithallende Stimme, und diese Hände rührten jetzt die Saiten für einen, der selbst zur Leier Gottes geworden war. Denn der Mann, der dort im Unsichtbaren sang und spielte, selbst verborgen bleibend, als riefe er: Rufer für ein ganzes Geschlecht, mich zu Ahnen und Enkeln zurück mit der gebieterischsten, weil dem Geschlechte heiligsten Formel: dieser Mann mußte von meinem Geschlecht, es konnte nur und mußte mein eigener Sohn sein!



Holzschnitt von Hans Alexander Müller
zu Edzard H. Schaper, Die Arche, die Schiffbruch erlitt

Georg Bessell / Das Bürgertum als neue Macht

Vryheit do ick ju openbar,
de Karl und mennich vorst vorwar
desser stede ghegheven hat,
des danket gode is min radt.

So lautet die Umschrift auf dem Schilde des steinernen Rolands, den die Stadt Bremen im Jahre 1404 auf dem Markte zu Zeichen ihrer Freiheit errichten ließ. Es war zweihundert Jahre nach der Zerstörung der Witteborg. Der Kampf, der damals begonnen hatte, war, wenn auch noch nicht rechtlich – erst 1646 hat Bremen formell den Rang einer Freien Reichsstadt erhalten –, so doch tatsächlich gewonnen. Als in demselben Jahr der Graf von Hoya sich bei den Bremern beschwerte, weil sie angeblich den Delmenhorstern, mit denen er in Fehde lag, Vorschub geleistet hätten, da sprach der Rat, indem er den Vorwurf zurückwies, in seiner Antwort offen aus, was er für Recht hielt: „Wy hebben eine vrie stad."

Das war ein langer und zäher Kampf gewesen, den das Bürgertum, in Bremen wie anderswo in Deutschland, auszufechten gehabt hatte, ein namenloser Kampf, ohne Einzelhelden und große Entscheidungen. Die Kriege, die zur gleichen Zeit die Schweizer um ihre Unabhängigkeit geführt haben, sind in Sage und Dichtung vielfach verherrlicht, von Sieg und Niederlage der schwäbischen Städte erzählen Uhlands Balladen, und selbst kleine Bauernschaften, wie die Stedinger und die Dithmarscher, haben den Ruhm ihres Freiheitsringens bis heute lebendig erhalten. Aber von dem Aufstieg der norddeutschen Städte kündet kein Lied, kein Heldenbuch. Er vollzieht sich in der unscheinbaren, wirtschaftlichen Arbeit des Tages, in endlosen Fehden mit kleinen und großen Gegnern, denen jeder bürgerliche Gewinn nur als eine geeignete Gelegenheit zu mühelosen Einnahmen erscheint, in der Abwehr kurzsichtiger Begehrlichkeit auch innerhalb der eigenen Mauern. Seine Stationen sind Urkunden, Rechtsbücher und Verträge, von dem Reichtum und der kulturellen Leistung legen heute nur

noch Kirchen und Tore, Rathäuser und Patrizierbauten ihr stummes Zeugnis ab, das Gedächtnis jedes Einzelerfolges ist eingegangen in den großen Ruhm der deutschen Hanse.

Die Gemeinschaft ist alles in diesen zwei bis drei Jahrhunderten vom Sturz der Hohenstaufen bis zum Beginn der Reformation, die wir das bürgerliche Mittelalter nennen. Nirgends mehr tritt jetzt in Deutschland, wie es in der vorhergehenden Epoche der Fall gewesen war, die einzelne Persönlichkeit beherrschend hervor, kein Kaiser und kein Herzog, kein Bischof und kein Mönch, aber auch kein Bürger und selbst kein Künstler. Die großen Führer der Kaiserzeit haben gleichsam den Rahmen, die Formen geschaffen, die nun die erwachte Nation mit dem unübersehbaren bunten Reichtum ihrer Lebensäußerungen füllt. Und die Nation hat gezeigt, daß sie mündig geworden war. Die deutsche Geschichte kennt keine reichere und lebensvollere, sie kennt auch keine „deutschere" Zeit als diese Jahrhunderte. Fast möchte man sagen, es sei auch die glücklichste gewesen. Noch umgab sie der Glanz von Kaiser und Reich. Denn auch hier galt, und in noch höherem Maße, das, was sich schon nach Adalberts Sturz gezeigt hatte: das Ansehen, das die Reihe der großen Herrscher von Kaiser Karl bis Barbarossa in vier Jahrhunderten dem deutschen Namen gewonnen hatte, war für sich eine Macht, deren Wirkung den Untergang des deutschen Staates um Generationen überdauert hat. Noch immer bezeichneten die Deutschen sich im Auslande mit Stolz als „Kaufleute des Römischen Reiches", und es wird niemand entscheiden können, wie weit solches Bewußtsein einer ererbten und berechtigten Herrenstellung ihren geschäftlichen Erfolgen zugute gekommen sein mag oder umgekehrt wirtschaftliche Überlegenheit dies Herrentum befördert hat. Wohl hatte das Reich längst aufgehört, ein festgefügter und machtvoller Staat zu sein; aber die anderen Länder hatten noch kaum angefangen, es zu werden, und darin vor allem war es begründet, daß Deutschland sich noch lange Zeit unbestritten des Vorsprungs erfreuen konnte, den ihm seine jahrhundertelange Vormachtstellung kultu-

rell, politisch und wirtschaftlich verschafft hatte. Dazu kam die Gunst der Mittellage zwischen dem Kulturgebiet des Südens und Westens und dem Kolonialland des Nordens und Ostens, die dem deutschen Kaufmann nördlich der Alpen ein ähnliches Monopol gewährte, wie es im Mittelmeer der Italiener besaß. So konnten die Städte mehr als jeder andere Stand sich als die Haupterben der Herrlichkeit des Reiches betrachten. Noch sollte der Niedergang und die Schwäche des Kaisertums sie nicht ernstlich berühren. Niemals war in den Zeiten ihres Aufstiegs die Rede davon, daß sie das „Reich" vermißt hätten. Sie brauchten nicht nach seiner Hilfe zu rufen; denn sie selbst waren das Reich.

Sicherlich hatten die süddeutschen Städte die reichere Kultur, in ihrem Bürgertum war die größere Regsamkeit des Geistes zu finden, und ihr Handel stand an Großzügigkeit dem der hansischen Kaufleute gewiß nicht nach. Aber rein räumlich waren doch durch die nahe Nachbarschaft eines so überlegenen Handelsvolkes, wie es die Italiener damals waren, ihrem Unternehmungsgeiste weit engere Grenzen gesetzt, als es im Norden der Fall war. Eroberungen waren nur dort zu machen, an der Küste und über See, und noch immer waren die Grundlagen, von denen sie ausgingen, im wesentlichen die gleichen wie zu den Zeiten Ansgars, Adalberts und Heinrichs des Löwen: das Land und die Menschen des sächsischen Stammes. Aus Westfalen waren die Ahnherren der ältesten Lübecker Patrizierfamilien gekommen, ein Bremer Domherr hatte Riga gegründet, und das Vermögen der hansischen Niederlassung in Nowgorod verwalteten satzungsgemäß vier Elterleute aus Wisby, Lübeck, Dortmund und Soest. Wieder schien es so, als wollte der große Zwiespalt die Nation zerreißen und der sächsische Volksteil, im Bewußtsein seiner Kraft und seiner alten germanischen Sonderart, eigene Wege gehen. Aber es schien doch nur so. Gerade die Genossenschaft der deutschen Kaufleute in Wisby auf Gotland war es, die in ihrem Namen ihre Herkunft aus dem Römischen Reiche betonte, obwohl sie ausschließlich aus Norddeutschen, zum größten Teil aus Westfalen, bestand, und als sich

im vierzehnten Jahrhundert die bis dahin ganz lose Vereinigung der Städte eine festere Organisation zu geben begann und 1358 zum ersten Mal der seither so berühmt gewordene Name auftaucht, da wird der Bund immer nur die „deutsche Hanse" genannt. Diese Sachsen hatten das Reich Karls des Großen, in dem sie es nun mehr als einmal zu so hohen Ehren gebracht hatten, auch innerlich anerkannt. Wohl waren sie nach wie vor stolz auf ihre Freiheit. Aber es war eine Freiheit innerhalb der großen Ordnung des christliches Abendlandes, wie Kaiser Karl sie begründet hatte, und wenn sie, wie die Bremer auf ihrem Roland es taten, dieser Freiheit sich rühmten, so meinten sie nicht, daß sie selber sie sich errungen hätten, sondern gedachten des Kaisers, der sie ihnen gegeben habe.

So nahmen diese Menschen, die jetzt seit einigen Geschlechtern begannen, in den Städten aus der schlichten Gebundenheit der Natur sich zu lösen, dafür ein waches Bewußtsein der anderen lebendigen Zusammenhänge in sich auf, in denen sie nun lebten und wirkten. Freilich nannten sie sie nicht mit den Namen, die uns heute geläufig sind, nicht Vaterland, Nation oder Menschheit. Für sie war die große umfassende Gemeinschaft, der sie geistig mit Selbstverständlichkeit angehörten, die Christenheit, deren Einheit sich im römischen Papsttum und, für den Deutschen, auch immer noch im römischen Kaisertum verkörperte. Und diese Gemeinschaft war doch nicht nur rein idealer Art. Wie sie mit ihren Festen das Jahr einteilte und mit ihren Symbolen das ganze Leben durchdrang, so konnte sie unter Umständen noch ganz unmittelbar in die Regelung durchaus weltlicher Verhältnisse hineinwirken. Es ist eine merkwürdige Episode in der bremischen Geschichte, wie der Rat Anfang der neunziger Jahre des vierzehnten Jahrhunderts die Zustimmung des Papstes glaubt einholen zu müssen, um eine Änderung in der Ordnung der Ratswahl vornehmen zu können. Im Jahre 1305 war eine Bestimmung getroffen worden, die seitdem alljährlich neu beschworen wurde, daß der Rat stets zu je einem Viertel aus jedem der vier alten

Kirchspiele der Stadt gewählt werden sollte. Als man fast ein Jahrhundert später zugunsten einer freien Regelung davon abgehen wollte, hielt man es für nötig, daß zuvor das Oberhaupt der Christenheit von dem geschworenen Eide entbände, und erst als das geschehen war, wurde die an sich geringfügige Verfassungsänderung durchgeführt. Noch wagte die weltliche Gemeinschaft nicht den Anspruch zu erheben, über all und jedes Gesetz selbstherrlich zu entscheiden.

Im ganzen freilich war ja die Kirche, genau wie das Reich, nur eine geahnte Einheit, die kaum je in Erscheinung trat, gleichsam nur ein Ausdruck für die dunkel empfundene Verbundenheit in einem gemeinsamen Kulturbewußtsein. Die wirklich gefühlten, übersehbaren Gemeinschaften, in denen sich das tätige Leben abspielte und die den Werktag der Menschen regierten, waren die Städte. Ihre Entstehung, ihr erstes Aufblühen und das allmähliche Emporsteigen des städtischen, bürgerlichen Geistes zur wirtschaftlich, kulturell und bald auch politisch führenden Macht innerhalb der Kulturentwicklung, dieser Vorgang, dessen Anfänge bis in das elfte und zehnte Jahrhundert zurückgehen, gehört gewiß zu den entscheidendsten, von denen die Geschichte zu berichten hat. Aber zugleich ist er auch wieder einer von denen, die keine Vorstellung anschaulich machen kann. Wir sehen seinen Beginn in den Marktgründungen der sächsischen und salischen Kaiser, und wir sehen das Ergebnis in der Unabhängigkeit, die die Städte seit dem dreizehnten Jahrhundert, zuerst einzeln, jede gegenüber ihrem Landesherrn, schließlich vereinigt als die stärkste Macht Nordeuropas, als glänzende Mittelpunkte des nationalen Lebens gewonnen haben. Dazwischen liegt die lange Zeit des unmerklichen Reifens, in der die junge Pflanze in ihrem alles überwindenden Lebensdrang die besten Kräfte des Landes, aus dem sie emporwächst, an sich zieht, bis sie zuletzt dasteht als die Herrscherin, für die allein alle Fruchtbarkeit des Bodens dagewesen zu sein scheint. Es kann kaum zweifelhaft sein, daß auch jene Jahrhunderte bereits genau dieselbe Anziehungskraft der Städte gekannt haben,

die wir heute, am Ende einer Entwicklung, als so verhängnisvoll zu betrachten gewohnt sind. Aber ebenso gewiß ist auch, daß diese Erscheinung in dem damaligen Jugendalter der Nation noch einen ausschließlich aufbauenden Sinn gehabt hat. Freiheit ist, damals wie heute, die lockende und gefährliche Zauberformel, die das Wesen der Stadt bezeichnet, Freiheit in der ganzen vielfachen Bedeutung des Wortes, von der rein rechtlichen äußeren Freiheit an, die der Hörige gewinnt, wenn es ihm gelungen ist, sich ein Jahr lang unangefochten in der Stadt aufzuhalten – denn „Stadtluft macht frei" –, bis zu der Freiheit des Schaffens, die der Künstler braucht und die auch er nun vornehmlich in den Aufgaben findet, die die Städte ihm stellen. Aber auch hier ist es eine Freiheit, die ihre Grenzen findet an einer umfassenderen Ordnung, aus der und innerhalb der sie entstanden ist, so wie die Städte dieser Zeit, selbst die größten, noch eingebettet erscheinen in die Landschaft, zu der sie gehören. Und nun ist es seltsam, wie auf der anderen Seite gerade die Freiheit an der Stätte ihrer neuen Herrschaft im besonderen Maße gemeinschaftsbildend wirkt. Denn indem die Freiheit für alle diese Menschen, ob sie sich ihrer bewußt sind oder nicht, ob sie sie in diesem oder in jenem Sinne auffassen, das eine ist, um dessentwillen sie die Stadt aufsuchen oder in ihr bleiben, wird sie ihnen der höchste und wertvollste gemeinsame Besitz, zu dessen Schutz sie sich vor allem andern verbunden wissen.

Diese noch deutlich empfundene Absonderung, das Gefühl einer neuen, noch nicht alltäglich gewordenen Überlegenheit über den Bauern ist das genaue Gegenstück zu der scharfen Grenze, die überall auch äußerlich sichtbar die Stadt vom Land und vom Dorfe scheidet und ihre Bewohner in einem engen Ringe fest zusammenschließt, auch wenn das Stadtbild durchaus noch nicht so, wie wir es aus späterer Zeit kennen, von Stein- und Holzbauten beherrscht wird. Die heutige Dichtigkeit der Bebauung ist noch bis zum Ende des Mittelalters immer nur an wenigen Stellen vorhanden gewesen, und der Besitz einer gemeinsamen

Weide weist ja, ebenso wie mancher bis heute erhaltene Straßenname, darauf hin, wieviel Landwirtschaft damals mit dem Wohnen selbst in größeren Städten noch vereinbar war. Aber von Anfang an, solange es überhaupt eine Stadt gibt, ist der entscheidende Unterschied vorhanden, daß der Städter nicht mehr, wie der Bauer, von dem leben kann, was die eigene Scholle ihm gibt. Damit ist die andere, die reale Grundlage der neuen Gemeinschaft bezeichnet: diese Menschen können wirtschaftlich ihr Leben nicht mehr für sich allein führen – hier zum ersten Mal wird der Handel, im kleinen oder im großen, eine Lebensnotwendigkeit. Noch einmal wird hier, von einer anderen Seite her, deutlich, wie eng die wirtschaftliche Entwicklung einer Stadt wie Bremen mit der Tatsache zusammenhängt, daß sie von Anfang an ein bedeutender Mittelpunkt kirchlichen Lebens gewesen ist. Denn auch die Kirche, und gerade sie, braucht ja den Handel für den weiten Kreis der Menschen, den sie in ihren Bereich zieht, und für ihren vielfachen Bedarf, den auch sie nicht aus eigener Arbeit zu decken vermag. Sie ist gewiß einer der ersten und größten Abnehmer für den bremischen Kaufmann von jeher gewesen und wird eine nicht unbeträchtliche Bedeutung in dieser Hinsicht auch noch zu den Zeiten bewahrt haben, in denen ihr politischer Einfluß hinter dem anderer Mächte zurücktrat. Auch darin, daß die Termine der beiden großen Jahrmärkte, die in der Stadt abgehalten wurden, mit dem Pfingstfest und dem Willehadstag zusammenfielen, lag eine Förderung, die der Handel unmittelbar durch die Kirche erfuhr. Denn nicht leicht konnte es ja für den Kaufmann eine günstigere Gelegenheit geben als das Zusammenströmen einer großen Volksmenge, das an solchen Tagen naturgemäß in der Hauptstadt eines Erzbistums besonders lebhaft war.

Wie zwischen Ländern und einzelnen Menschen, so erfüllte der Handel damit auch zwischen den Ständen und Gruppen des eigenen Volkes die Aufgabe, die mit seinem Wesen gegeben ist: Brücken zu schlagen. Der Bauer mag, ebenso wie auf der andern Seite der religiöse Mensch, eine Zeit lang wenigstens, für sich

allein bestehen können. Für den Kaufmann aber ist Leben gleichbedeutend mit Gemeinschaft und menschlich-weltlicher Ordnung. Sie herzustellen, zu sichern und zu erhalten in dem Bereich, den er überblickt, und in dem Maße, wie er sie für seinen Beruf braucht, an die Stelle regelloser Willkür den Frieden und die bürgerliche Sicherheit zu setzen, die geordnete Freiheit, die allein ihm seine gewinnbringende und notwendige Tätigkeit ermöglicht: das ergibt sich von selbst als der Inhalt seiner Bemühungen und Wünsche gegenüber der staatlichen Gewalt, von der Frühzeit an, da er als ihr Untertan sich für seinen Markt den Königsfrieden von ihr erbitten muß, bis zu den bürgerlichen Jahrhunderten, in denen er selbst als Ratsherr und Vertreter eines Bundes von Stadtrepubliken es unternehmen kann, seine wirtschaftliche Herrschaft durch ein ganzes System von Handelsvorrechten in fremden Königreichen mit Staatsverträgen zu befestigen.

Auch in dieser Entwicklung kommt die Verweltlichung des Kulturlebens zum Ausdruck, wie sie schon die Wandlung Bremens vom Missionszentrum zur Handelsstadt an einem Orte sinnbildlich darstellt. Das Wirtschaftliche, ursprünglich im Dienste eines durchaus religiös gedachten und mit der Kirche eng verbundenen Kaisertums, erstarkt und verselbständigt sich mit der Zeit so sehr, daß es in immer höherem Maße auf die Ordnung aller weltlichen Beziehungen, insbesondere auf die Gestaltung der politischen Verhältnisse bestimmend einwirkt. Wieder erscheint so der Kaufmann, der der Träger dieser wirtschaftlichen Veränderungen ist, als der Pionier alles Fortschritts. Man wird gewiß nicht sagen können, daß alle Wandlungen im Leben einer Nation nur auf wirtschaftliche Gründe zurückzuführen seien. In Wirklichkeit ist das menschliche Geschehen, wie es sich im Bild der Geschichte darstellt, ein unentwirrbares Geflecht von Wechselwirkungen bewegender Kräfte, unter denen man niemals mit Sicherheit eine einzige als die erste Ursache aller Dinge wird herausheben können. Wohl aber tritt für unsern Blick in einzelnen Epochen die eine oder andere besonders hervor und wird dann leicht als die

führende gelten, auch wenn sie in Wahrheit nur die Aufgabe eines Vortrupps haben mag, der seinerseits von einer übergeordneten, ihm selbst vielleicht unbekannten Macht seine Weisung empfängt. So sehen wir heute in diesem spätmittelalterlichen Bürgertum die ersten Führer auf dem Weg zu der Auffassung von Staat und Gesellschaft, die in der Neuzeit überall die herrschende geworden ist. Es ist die Auffassung, die, ohne die religiösen Bindungen, die mit allem Leben gegeben sind, zu verkennen, dem Staate in erster Linie die einheitliche und unabhängige Ordnung und Leitung aller weltlichen Verhältnisse als Aufgabe zuweist und die damit also, mag sie sich dessen bewußt sein oder nicht, dem wirtschaftlichen Moment, der rein rationalen Zweckmäßigkeit einen entscheidenden Anteil bei allen politischen Erwägungen einräumt. Es hängt damit zusammen, daß von den Städten ja auch geradezu Wirtschaftspolitik getrieben werden muß. Hier zum ersten Mal wird einer Regierung die Verantwortung auferlegt, über die Sicherheit der Ernährung für eine große Menschenmenge, über die richtige Verteilung der angebotenen Güter zu wachen. Schon daraus ergibt sich alsbald die Notwendigkeit, allmählich eine vielgliedrige Verwaltung durch Beamte aufzubauen, ein ganzes System von Behörden, wie es das weltbeherrschende Kaisertum niemals gekannt hat. Schließlich ist es in all diesen Verhältnissen begründet, daß die Mitglieder einer solchen städtischen Obrigkeit, wie sie ja ursprünglich auch nur als Vertrauensleute einer Genossenschaft zu ihren Ämtern gekommen sind, viel stärker von der äußeren und inneren Zustimmung der Beherrschten abhängig sind, als es bis dahin bei den staatlichen Machthabern des Mittelalters der Fall gewesen war. Auch darin liegt etwas, was uns an diesen Gemeinwesen schon ganz modern anmutet. Hier ist keine Rede mehr von irgendwelcher religiösen Begründung dieser Regierungsgewalt. Ihre Inhaber führen das Amt in viel schlichteren Formen, gewiß nicht ohne Sinn für Würde und Repräsentation, aber im ganzen doch einfach als die bestellten Sachwalter der Gemeinschaft. Faßt man dies alles zusammen,

die Entstehung der neuen Gebilde aus dem gemeinsamen Bewußtsein der bürgerlichen Freiheit, die enge wirtschaftliche Verbundenheit und gegenseitige Abhängigkeit ihrer Glieder, die Ausbildung eines umfassenden, rein weltlichen Behördenaufbaus aus dem Geiste der Selbstverwaltung und der sozialen Verantwortung, so erkennt man, welche Bedeutung diesen Städten des Mittelalters auch in der inneren Entwicklung der Nation zukommt: sie sind die Keimzellen des modernen Staates.

Diese kleinen Gemeinschaften mit ihren noch übersehbaren Grenzen, die doch den Menschen zum ersten Mal vor höhere, über die einfachsten Lebensverhältnisse hinausgehende Aufgaben stellen, werden für einen nicht geringen Teil der Nation die erste hohe Schule politischen, staatsbürgerlichen Erkennens und Handelns. Es ist kein Zufall, daß das zu derselben Zeit geschieht, in der die Nation als Ganzes die große und gerade politisch so folgenreiche Tat der Eroberung des Ostens vollbringt. Überall wird es spürbar, daß diese beiden Jahrhunderte, das zwölfte und das dreizehnte, von Barbarossa bis zu Rudolf von Habsburg, trotz des Zusammenbruches der kaiserlichen Macht, ein Zeitalter großartigen Aufblühens sind. Überall sprengt die Kraft des erwachenden Volkstums die natürlichen Grenzen, von denen es bis dahin noch umschlossen geblieben war; erst jetzt tritt menschliches Wollen der Natur in größerem Maße als selbständige und gestaltende, als Kultur schaffende Macht, in Gesellschaft und Wirtschaft wie in Wissenschaft und Kunst, gegenüber. Und wie beinahe alles, was wir als mittelalterliche Kultur bewundern, in dieser Epoche seine Wurzeln hat, so hat sie auch für das staatliche Dasein der Nation sowohl nach außen hin die Grenzen gezogen, die dann nicht mehr überschritten worden sind, wie auch im Innern einen wesentlichen Teil der Formen entwickelt, innerhalb deren sich künftig das politische Leben abspielte. Nur dem Aufschwung und der Expansion des neunzehnten Jahrhunderts ist die tiefgreifende Umwälzung zu vergleichen, die Deutschland damals in der Zeit des Übergangs vom ritterlichen zum bürgerlichen Mittelalter

erlebt hat, und es wird immer des Nachdenkens wert sein, wie die neue staatliche und wirtschaftliche Machtbildung, die dem deutschen Volke in seiner zweiten Jugend, nach der Katastrophe des Dreißigjährigen Krieges, noch einmal gelingt, gerade von den beiden Kräften ausgeht, die sich auch in jener ersten Blütezeit nach dem Untergange des alten Kaisertums als die politisch und wirtschaftlich stärksten und erfolgreichsten erwiesen haben: der Staat des Deutschritterordens in Preußen und das Bürgertum der hansischen Städte.

Von Anfang an gehören diese beiden Bewegungen, der Aufstieg der Hanse und die Besiedlung des Ostens, zusammen. Die eine Leistung ist nicht ohne die andere denkbar. Die Ausbreitung des Deutschtums über die Elbe hinaus bedeutete, zumal da sie sich ja an der Küste am schnellsten vollzog, zugleich die Entscheidung darüber, daß die Ostsee ein deutsches, nicht ein slawisches oder dänisches Meer wurde. Sie bedeutete für den deutschen Kaufmann eine Erweiterung des Handelsgebietes, die in mehr als einer Hinsicht von besonderem Wert war. Denn es war ein Neuland, das seit der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts auch politisch vollständig unter deutscher Herrschaft stand und damit dem deutschen Handel von vornherein eine ganz andere Stellung gewähren konnte, als es in fremden Staaten selbst unter den günstigsten Verhältnissen möglich war. Weder von der einheimischen Bevölkerung noch von irgendeiner anderen Nation konnte es hier einen nennenswerten Mitbewerb geben in der Pflege der besonders engen und vielfachen Beziehungen, die sich sofort zwischen dem Mutterland und dem so erstaunlich rasch besiedelten Kolonialland entwickeln mußten. Es war in der Tat eine Lage, so glücklich und erfolgversprechend, wie der deutsche Kaufmann sie kaum jemals, selbst im neunzehnten Jahrhundert nicht wieder, gehabt hat. So sind die Deutschen unter den großen Kolonialvölkern des Abendlandes das erste gewesen, und es war natürlich nicht ein Nachteil, sondern ein Vorteil, wenigstens für die damalige Zeit, wenn ihre Kolonieen in Europa lagen. Genau wie später in Spanien,

Holland und England war auch dies, im Gegensatz zu den Kreuzzügen, eine überwiegend bürgerliche Bewegung, und wie das Bürgertum überall in diesen Kolonisationszeiten zugleich die Epoche seiner größten politischen und kulturellen Leistungen gehabt hat, so steht auch hier sein Aufstieg im engsten Zusammenhang mit diesem großen Werk, das ja, wie alles Bedeutende, gewiß nicht aus einem im schlechten Sinne händlerischen, kleinlich rechnenden Gewinnstreben, sondern aus einer im Kern noch ritterlichen Freude am Wagnis und Abenteuer, im tiefsten doch aus dem Willen zur Unabhängigkeit und zum Herrschen hervorgegangen ist.

Aus: Bremen, die Geschichte einer deutschen Stadt

*

Goethe über Schauspielerheiraten

Der Fall Deny

Ein junger Mann von etlichen zwanzig Jahren, brauchbar, aber von mäßigen Anlagen, der sich schwerlich in eine höhere Sphäre erheben wird, um hier oder auswärts auf große Gagen Anspruch machen zu können, ist gegenwärtig in seinem Ökonomischen rangiert, war mit seinem Zustande zufrieden, gutwillig und tätig.
Er hatte ein früheres Verhältnis zu einem Mädchen; sie trennten sich und sind nun etwa vier Jahre auseinander. Sie befindet sich indessen als Schauspielerin bei verschiedenen Gesellschaften.
Unvermutet kommt sie nach Weimar als Durchreisende. Sie scheint frühere Gesinnungen und Versprechungen geltend zu machen; manche heiratbefördernde Frauen mischen sich in die Sache; Zudringlichkeiten, Klätschereien bringen leidenschaftliche Bewegungen hervor, und der junge Mensch wird zu einem Entschluß gedrängt.
Jeder Vorgesetzte hat zu seinen Untergebenen ein väterliches Verhältnis. Es war dieses glücklicherweise bei dem weimarischen Theater im höchsten und besten Sinne herkömmlich. Junge Schau-

spieler bildeten sich hier, die mit nichts als einigem Talent hierher kamen. Man sorgte für sie, man begünstigte sie, und sollte nun im Heiratsfalle, der eine neue Bestimmung fürs ganze Leben herbeiführt, nicht die Einwilligung solcher Vorgesetzten wichtiger als selbst der Eltern sein, die entfernt und gleichgültig einem erwachsenen Sohne, der sich selbst ernährte, wenig vorzuschreiben haben?

Hier soll nun ein Schauspieler, der dem heutigen Theater seine ganze Bildung und Existenz zu danken hat, von einer hergefahrenen Person, deren Charakter, Betragen, bisherige Lebensweise man nicht im mindesten kennt, nur so weggeheiratet werden.

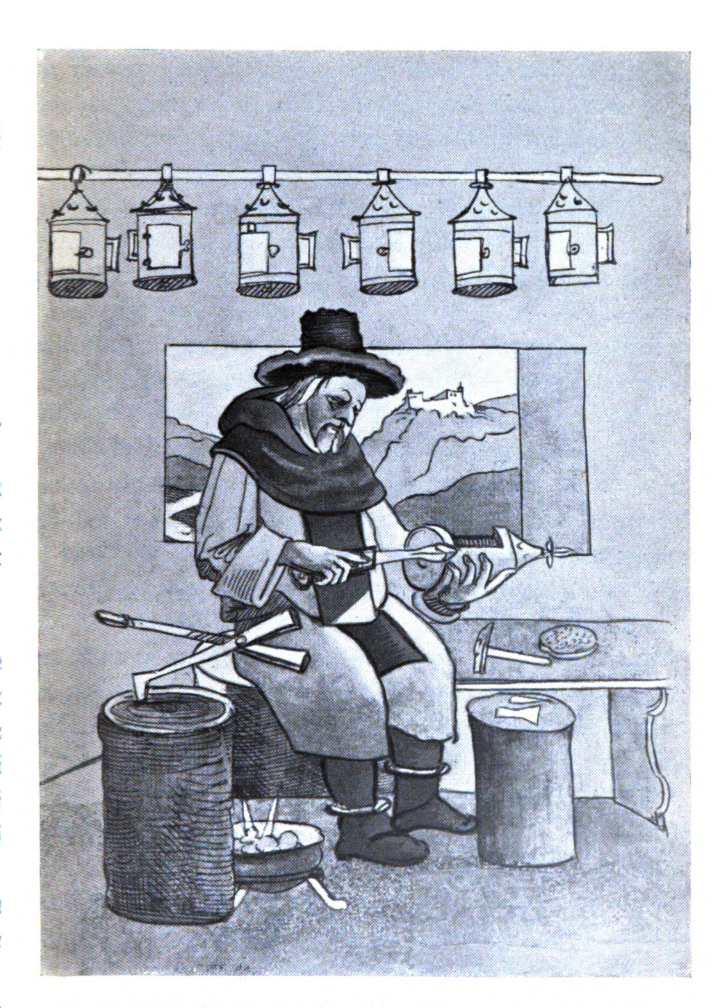
Hierzu kommt, daß sie selbst Schauspielerin ist, von deren Talent man so wenig als von ihren Sitten weiß. Willigte man von seiten herzoglicher Kommission in die Heirat, so würde man in wenig Wochen eine neue Zudringlichkeit erleben; man würde verlangen, Proberollen zu spielen, und sich durch hunderterlei Intrigen und Wege auf ein Theater zu drängen suchen, das gegenwärtig mit jungen Frauenzimmern zum Überfluß gesegnet ist, die man durch Rollen zu befriedigen und zu bilden sich keineswegs imstande befindet.

Bisher hat sich der junge Mann, durch Wirtschaft und gutes Betragen, in leidlichen Umständen befunden. Er konnte sich mit seiner Gage begnügen und durch Treue und Fleiß sich im ruhigen Gange einer Verbesserung wert machen. Für zwei Personen ist sein Einkommen unzulänglich, und es ist nichts klarer, als daß der Anschlag schon gemacht ist, diese Person auf Kosten der Kasse zu ernähren.

Ich habe diese meine Überzeugung im besonderen Falle, nebst meinen Überzeugungen im allgemeinen über die Heiraten der Schauspieler bei dieser Gelegenheit zu den Akten geben wollen, wie ich künftig immer tun werde, wenn leidenschaftliche Zudringlichkeiten uns aus unserm Gleise zu verdrängen drohen.

W., 23. März 1809. G.

Aus: Jahrbuch der Sammlung Kippenberg, Zehnter Band



Deutsches Handwerk im Mittelalter: Laternmacher

Ernest Claes

Bruder Jakobus' Flucht aus dem Kloster

Die Brüder schlafen. Vigila super nos, aeterne Salvator, ne nos apprehendat callidus tentator. Bruder Pflaume hat im Schlaf etwas gemurmelt, aber niemand ist davon wachgeworden. Bruder Bernardus schnarcht wie eine stumpfe Säge in der Hand eines Faulpelzes, und Bruder Pförtner macht Bläschen: ph ... ph ... ph ... Sie schlafen fest und ruhig, alle Brüder, nach der schweren Arbeit, so wie sie jede Nacht schlafen unter dem heiligen Dach von Zevesote.

Nur Bruder Jakobus ist wach. Er hat es elf Uhr schlagen hören, er hat es zwölf Uhr schlagen hören. Im Bett in der Ecke, in dem Bruder Servatius geschlafen hat, liegt er mit offenen Augen da und grübelt. Oder vielmehr, er grübelt nicht mehr, er stöhnt. Sein Kopf ist wie ein kochender Wasserkessel. Er hört sein Herz dumpf klopfen in seiner Brust, schnell, gerade als zähle es hastig etwas. An seinen Schläfen pocht es immer wie mit einem kleinen Hammer. Er versucht ruhig zu denken, einen Gedanken an den anderen zu knüpfen zu einer sinnvollen Folge, aber immer wieder wird alles in seinem Kopf holterdiepolter! durcheinandergeworfen, alle Gedanken zugleich. Es kocht und brodelt wie in einem Kessel, in dem mit jeder Blase etwas anderes vom Boden aufsteigt.

Und das alles ist so, seitdem er Mariechen Korneman über dem Wasser gehalten hat.

Die Turmglocke schlägt ein Uhr. Er hört den Schrei einer Eule über dem Dach des Klosters.

Er wirft sich im Bett auf die Kniee und blickt durch das Fenster. Der Mond steht wieder über dem Garten. Wie Milch ist das Licht auf den Bäumen. Ein leichter Nebelschleier breitet sich unten über die Erde. Er sieht kein Gespenst. Die Gespenster hocken nun in ihm selbst. Eine Nachteule fliegt dicht an seinem Fenster vorbei. Bruder Jakobus erschrickt und blickt hinter sich in das Dunkel

des Schlafraumes. Nein, sie schlafen alle fest wie Kieselsteine. Bruder Bernardus sägt langsam und bedächtig weiter, und Bruder Pförtner macht Blasen: ph ... ph ...
Wie lange hat Bruder Jakobus so dagesessen?
Die Kühle tut ihm gut. Er drückt seine heiße Stirn gegen die Fensterscheibe, die wie ein Stück Eis ist. Er hört das Klopfen seiner Schläfen und seines Herzens nicht mehr.
Nein, hier bleibt er nicht, er muß fort.
Vorsichtig setzt er seine beiden nackten Füße auf den kalten Fußboden. Es ist ein angenehmes Gefühl. Die Kälte steigt an seinen Beinen hoch, er bekommt eine Gänsehaut und schauert. Aber es ist trotzdem ein angenehmes Gefühl, gerade wie vorhin, als er die Stirn gegen die Fensterscheibe drückte.
Nein, er kann nicht hierbleiben ...
Bruder Jakobus sitzt auf dem Rand seines Bettes, die Hände auf den bloßen Knieen, und starrt mit heißen Augen durch das Fenster in die Nacht hinaus. Er lauscht dem Atem der Brüder hinter sich. Ihm ist, als wären sie lauter fremde Menschen, die er zwar kennt, weil sie ihm früher einmal begegnet waren, aber mit denen er nichts gemein hat. Er ist schon weit weg von ihnen.
Und er denkt nach. Ja, gewiß, im Grunde seines Herzens hat er es schon immer gewußt. Und Vater Broos wußte es auch, vielleicht auch Bruder Brauer. Er blickt hinter sich auf Bruder Brauers Bett. Er war mit der besten Absicht hierhergekommen, um heilig zu werden. Er hatte geglaubt, daß hier alles ganz anders wäre, daß es hier von selbst gehen und er an nichts anderes mehr denken würde. Er hatte in den Brüdern eine Art Menschen vermutet, die eigentlich keine Menschen mehr waren, sondern immer erhaben hoch über der Welt in einer heiligen Stimmung lebten, immer glücklich und zufrieden. Eine Ahnung dieses schlichten Glückes hatte er in den Augen der Hagemuhme entdeckt. Und es sind hier wirkliche Menschen, wirkliches Leben. Er weiß nicht, wie das über ihn gekommen ist, wohl fühlt er, daß dieser Traum in

ihm tot ist, für ewig dahin. Und er weiß nun auch, daß er nichts Böses tut, wenn er von hier weggeht. Er hat noch keine Gelübde abgelegt.

Heute nacht noch muß er gehen.

Uh!... Fast zu Tode erschrocken sieht er plötzlich jemand neben sich stehen, und Bruder Brauer legt die Hand auf seine Schulter. Flüsternd fragt er: „Bruder Jakobus, was ist denn, mein Junge?"

„Ach, Bruder Gerlachus... Ich muß fort von hier."

Bruder Brauer setzt sich dicht neben ihn auf den Bettrand. Er legt väterlich den Arm um Bruder Jakobus' Schulter, und eine große gütige Wärme geht von ihm aus. Einen Augenblick bleibt er so sitzen. Leise fragt er dann: „Hast du gut darüber nachgedacht, Bruder Jakobus?"

„Jawohl, Bruder Gerlachus, ich fühle, daß ich nicht hätte hierher kommen sollen, ich kann jetzt nicht mehr."

„Bruder Jakobus, vor Jahren habe ich hier eines Nachts auf demselben Bett neben Bruder Servatius gesessen. Ich hatte gerade von dem Nönnlein geträumt, das nun im Himmel ist... Ich habe das immer von dir gedacht."

„Ist das wahr, Bruder Gerlachus?"

„Jawohl... Vom ersten Tage an; und Pater Zellier wahrscheinlich auch. Du warst von Anfang an zu fromm, zu tiefsinnig, du dachtest, hier gleich mit einem Schlag ein Heiliger zu sein."

Bruder Jakobus lehnt seinen Kopf an Bruder Brauers Schulter. Es kommen Tränen in seine Augen. Er ist so unsagbar froh, daß Bruder Brauer neben ihm sitzt und das gesagt hat. Ihm ist, als wäre das Schlimmste nun vorüber, und sein Herz schlägt ruhiger. Bruder Brauer klopft ihm mit den Fingern leicht auf die Schulter, und diese dicken Finger sagen genau dasselbe, was aus seiner runden, warmen Stimme spricht: „Ich bin bei dir, mein Junge."

Das Dämmerlicht des Mondes wirft einen matten Glanz auf seinen kahlen Kopf.

„Bruder Jakobus, sag mir aufrichtig, es ist nicht ... Sünde, die dich fortgehen heißt?“
„Nein, Bruder Gerlachus, das ist es nicht. Aber ...“ Den Kopf an die starke Schulter gelehnt und mit geschlossenen Augen fängt er an zu erzählen:
Von dem, was die Amsel sang, und vom Bruder Servatius, der ihm erschienen war.
„Das kommt vielleicht daher, weil du in seinem Bett schläfst, Bruder Jakobus, dem Bett, auf dem wir sitzen, und du weißt doch, wer bei dem Hund schläft, bekommt seine Flöhe, wie man so sagt.“
Vom Heiland, der ihm auf dem Sandweg erschienen war und den Möhrenstummel aufgehoben hatte.
„Der Heiland selbst wird das wohl nicht gewesen sein, Bruder Jakobus, der hat für solche Dinge keine Zeit. Ich glaube, daß es vielmehr die Hitze war. So ähnlich geht es einem, wenn man zuviel getrunken hat, dann sieht man auch immer alles mögliche.“
Und von Mariechen Korneman, die er über den Bach gehoben hatte.
„Das ist doch keine Sünde, Bruder Jakobus, wenn das Mädchen eben nicht hinüberspringen konnte.“
„Gewiß, Bruder Gerlachus, aber als ich sie über dem Bach hielt, habe ich in das Wasser geblickt.“
„Und? ...“
„Und ...“
„Das ist ernster, Bruder Jakobus, das ist wirklich ernster ...“
Sie schwiegen eine Weile, in schweren Gedanken versunken. Sie blicken durch das Fenster in den mondhellen Garten und sehen dort viele Dinge. Ihre nackten Füße auf dem Fußboden werden eiskalt. Dann sagt Bruder Brauer, indem er den Kopf schüttelt:
„Bruder Jakobus, ich weiß nicht, was das alles zu bedeuten hat, denn ich bin kein gelehrter Mann. Es gibt Dinge, die man immer ernst nehmen soll, wenn man Klosterbruder ist, aber ich sehe dennoch

keine Sünde darin, ein so braves Mädchen ... das ist wenigstens meine Meinung."
Seine linke Hand ergriff plötzlich die Hand des Bruders Jakobus.
„Bruder Jakobus, wollen wir nun erst zehnmal den Englischen Gruß beten, und dann gehe ich mit dir bis an das Tor."
Und sie beteten zehnmal den Englischen Gruß und zählten an den Fingern mit, der heilige Bruder Brauer, der die Sechzig schon überschritten hatte und Gastwirt gewesen war, und Bruder Jakobus, dem das Leben noch offen stand. Sie waren beide im Hemd, und ihre Augen blickten in die mondhelle Nacht über dem schlafenden Klostergarten. Als sie ihre Gebete gesprochen hatten, fragte Bruder Brauer: „Sind deine Kleider noch in deinem Koffer?"
„Jawohl, Bruder Gerlachus."
„Dann zieh dich an, aber gib acht, daß du niemand weckst."
Er geht zu seinem eigenen Bett hinüber, um in seine Kutte zu schlüpfen. Bruder Jakobus holt vorsichtig seinen Koffer unter dem Bett hervor, nimmt seine Hose, seine Jacke, den schwarzen steifen Hut von der Osterkerze und zieht sich an. Er kommt sich gleich völlig verwandelt vor. Er nimmt seinen Rosenkranz vom Kopfende des Bettes und steckt ihn in die Hosentasche. Das ist das einzige, was er aus dem Kloster mitnimmt. Seine Schuhe trägt er in der Hand, um keinen Lärm zu machen im Gang. Er wirft einen letzten Blick auf die beiden Reihen der schlafenden Brüder, die jeder in ihrem abgetrennten Kämmerchen daliegen. Dann öffnet Bruder Brauer leise die Tür, und sie gehen.
Der Mond lugt durch das hohe Fenster. Er blickt auf das leere Bett des Bruders Jakobus, auf dem die graue Kutte liegt, wie er vor Jahren auf dasselbe Bett geschienen hat, damals, als die verlassene Kutte des Bruders Servatius darauf lag.
Sie gehen durch den stillen Klostergang, dicht an den Wänden entlang, weil der Fußboden dort weniger knackt, und steigen die Treppe hinunter. Alles schläft nun. In der dunklen Klosterkapelle

schimmert die Gotteslampe vor dem Tabernakel, wo der Herrgott ewig wacht über die Ruhe des Klosters von Zeveslote. Non timebis a timore nocturno ... Scuto circumdabit te veritas ejus.

Als sie die Vordertür aufmachen, stehen sie im Hof vor der Klosterkapelle. Dort hängt an der Mauer ein altes Bildwerk der Madonna des guten Rates. In der kleinen Laterne darunter brennt eine Kerze, die nun fast aufgebrannt ist. Es ist ein sehr altes Bildwerk, vermutlich so alt wie das Kloster selbst, und die Patres behaupten, daß ein Kreuzritter es mitgebracht und dort aufgestellt hat. Das Jesuskind hat keinen Kopf mehr, und niemand kann sich erinnern, das Köpfchen jemals darauf gesehen zu haben, so alt ist dieses Bildwerk.

Bruder Brauer und Bruder Jakobus bleiben einen Augenblick vor diesem Bildwerk stehen und werfen einen Blick darauf.

Jetzt schiebt Bruder Brauer die beiden schweren Riegel zurück, das Tor öffnet sich, und sie stehen draußen.

Vor ihnen liegt die helle Sommernacht. Der Vollmond steht hoch über den Wäldern des Kempenlandes, und der Sandweg gerade vor dem Klostertor schimmert im blassen Licht. Die Grillen geigen hier und da, sonst rührt sich nichts.

Bruder Brauer fragt: „Du gehst doch wohl nach Hause?"

„Nein, Bruder Gerlachus, später vielleicht ... Ich gehe in irgéndein Dorf, ich will erst unter Menschen sein und Gutes tun."

Bruder Brauer betrachtet ihn eine Weile und schüttelt den Kopf. Er begreift das nicht.

„Wie bist du auf den Gedanken gekommen?"

„Heute nacht, als ich an den Heiland dachte, der auf dem Sandweg an mir vorbeiging und den Stummel meiner Möhre auflas ... Hier kann ich nicht bleiben, Bruder Gerlachus, aber ich will etwas tun, ich will mir Mühe geben, ein heiliges Leben zu führen. Wie ein einfacher Mensch möchte ich unter den Menschen wohnen und überall Gutes tun, wo ich nur kann."

„Wie du willst," sagt Bruder Brauer, „ich täte das nicht, aber du mußt nun selber wissen, was du tust."
So stehen sie da beisammen. Es ist, als könnten sie nicht auseinandergehen, sie blicken auf den blassen Sandweg und lauschen den Grillen. Dann legt Bruder Brauer die Hand auf Bruder Jakobus' Schulter.
„Geh nun", sagt er. Und dann mit ganz veränderter Stimme: „Siehst du, Bruder Jakobus, ich bin nur ein einfacher Klosterbruder, und in der Welt habe ich es nur bis zum Brauergesellen und Gastwirt gebracht. Aber das muß ich dir sagen, mein Junge, das Leben ist das Leben, ganz gleich, wo man steht und geht, und man muß es nehmen, so wie es ist. Launen, das hat in den Augen unseres Herrgottes keinen Sinn ... Ich glaube nicht, daß ich noch lange leben werde, Bruder Jakobus, ich habe heute nacht wieder von diesem Nönnlein geträumt, und sie sagte: ‚Bruder Brauer, dein Platz wartet auf dich ...' Aber solange Bruder Brauer noch leben wird, mein Junge, wird er jeden Tag für dich beten ... Nun geh!"
Er blickt ihm lange nach, wie er den Sandweg hinaufschreitet, im Mondschein und im leichten Nebel tief am Boden. Er sieht seine langen Arme, die neben seinem hageren Leib baumeln, und den runden steifen Hut auf seinem Kopf. Dann wird er zu einem schwarzen Schattenstreifen zwischen den Bäumen und über dem Nebel – und dann ist nichts mehr zu sehen. Bruder Brauer seufzt, wirft links und rechts einen Blick über die schweigenden Tannenwälder, auf den vollen Mond, hört die zirpenden Grillen – und kehrt ins Kloster zurück.
Im Mondlicht schreitet Bruder Jakobus dahin über den Sandweg, dem Osten zu, woher der neue Tag kommen muß. Als der erste blasse Lichtschein am Himmel sichtbar wird und ein rosiger Streifen am Horizont höher steigt, hört er hinter sich, fern, die Glocke des Klosters von Zeveslote, die jetzt zur Frühmette läutet. Er steht einen Augenblick still und lauscht.
Nun stehen die Brüder und Patres auf: Vater Abt, Pater

Prior, Pater Zellier ... und Bruder Pförtner, Bruder Pflaume, Bruder Honig ... Deus, Deus meus, ad Te de luce vigilo. Ding ... Ding ... Ding ...
Er holt seinen Rosenkranz aus der Hosentasche.
Und Bruder Jakobus ging seinen Weg.

Als Bruder Brauer den Beichtstuhl Pater Zelliers verließ, warf er sich vor dem Kruzifix auf die Kniee. Er hob beide Arme in die Höhe. Pater Zellier kniete auf dem Stuhl neben dem Beichtstuhl. Und plötzlich sah er, daß über Bruder Brauers dicke Wangen Tränen rannen. Und diesmal blickte Pater Zellier auf Bruder Brauer mit großer, großer Liebe.

Aus dem Roman: Bruder Jakobus



Zeichnung von Fritz Fischer zu Hauff, Das kalte Herz

Ein Brief von Rainer Maria Rilke

Château de Muzot s/Sierre/Valais,
am 26. Februar 1924

Sehr geehrter Herr Dr. Schaer,

eine längere, durch Unwohlsein verursacht gewesene Abwesenheit von Muzot hat mich in Arbeit und Korrespondenz so weit in Rückstand gebracht, daß ich mir, auch Ihnen gegenüber, ein arges Versäumnis vorzuwerfen habe; Ihr aufmerksamer Brief trägt das Datum des 3. Februar!

Wenn schon die Güte Ihrer Zuwendung mir an sich verpflichtend sein mußte, so wird mein Spätsein um so schuldiger vor der Tatsache, daß Ihr Schreiben zwei Fragen enthält, die raschere Beantwortung verdient hätten.

Die eine Anfrage zu beantworten, ist kurz und einfach: es ist, seit den beiden Bänden der Neuen Gedichte (Neue Gedichte und der Neuen Gedichte anderer Teil) keinerlei Veröffentlichung von Versen aus meinen Beständen erfolgt, bis zu den beiden neuen Büchern, die Sie ja kennen und nennen.

Was aber die zweite Erkundigung angeht, so wissen Sie selbst, wie schwer und langwierig eine Beantwortung des in ihr eröffneten Themas sein möchte; ja ich muß sofort gestehen, daß ich mich dazu nicht recht fähig fühle. In meiner frühesten Zeit, vor fünfundzwanzig, vor dreißig Jahren, konnte wohl von „Einflüssen", die sich einfach und namentlich anführen lassen, die Rede sein. Der Name Jacobsen für sich allein bedeutet da eine ganze bestimmte Epoche meines Lebens: er war wirklich der „Jahres-Regent" meines Himmels-Erdenjahrs. Und wenn ich an den Bang (des Grauen und Weißen Hauses) denke, so möchte da ein Stern erster Größe verzeichnet sein, nach dessen Erscheinung und Stellung ich mich eine ganze Weile in dem Dunkel meiner Jugend (die anders dunkel war und anders zwielichtig, als heute Jugenden sind) zurechtfand. Liliencrons Namen war mir sehr wunderbar in jenen Jahren, der Dehmels hart und bedeutend;

Hofmannsthals Dasein bewies einem irgendwie, daß der unbedingteste Dichter als Zeitgenosse möglich sei –, und in Stefan Georges unnachgiebiger Gestaltung ahnte man das wiederentdeckte Gesetz, dem keiner fortan, wenn es ihm um das Wort als Magie zu tun ist, sich würde entziehen können. In diese so erfahrenen Beziehungen wirkten die Russen hinein, Turgeniew zuerst, und, der mich auf diesen Meister hingewiesen hatte, Jacob Wassermann, durch seine Person sowohl, wie durch seine ersten, schon eigentümlich beherrschten Arbeiten. Gerhart Hauptmann, zu dem auch persönliche Beziehungen bestanden – Michael Kramer zu erkennen, war ein Stolz jener Jahre. Mit der ersten Reise nach Rußland (1899) und dem Erlernen der russischen Sprache, in der ich dann rasch und fast nicht mehr gehemmt, die Bezauberung Puschkins und Ljermontows, Njekrassows und Fets und so vieler anderer Einfluß erfuhr . . ., mit diesen entscheidenden Einbeziehungen verändert sich dann die Situation so gründlich, daß ein Verfolgen von Beeinflussungen absurd und unmöglich erscheint: es sind unzählige! Was hat nicht alles gewirkt! Das eine durch seine Vollkommenheit, anderes, weil man sofort begriff, daß es besser oder anders zu machen sei. Dies, weil man es gleich als zugehörig und maßgebend erkannte, jenes, weil es sich aufdrängte, mit Feindschaft, ohne faßlich, ja beinah ohne erträglich zu sein. Und das Leben! Die Gegenwart des plötzlich unerschöpflich eröffneten Lebens, das mir in Rußland noch wie ein Bilderbuch sich aufschlug, in das ich dann aber, seit meiner Übersiedlung nach Paris (1902), mich einbezogen wußte, überall mitteilend, mitgefährdet, mitbeschenkt! Und die Kunst . . . die Künste! Daß ich Rodins Sekretär gewesen sei, ist nicht viel mehr als eine hartnäckige Legende, erwachsen aus dem Umstande, daß ich ihm einmal, vorübergehend, während fünf Monaten (!), in seiner Korrespondenz behilflich war . . . Aber sein S c h ü l e r bin ich viel besser und viel länger gewesen: denn auf dem Grunde aller Künste wirkte die eine, gleiche Forderung, die ich nie so rein übernommen habe, wie durch die Gespräche mit dem gewaltigen Meister, der

damals noch, obwohl im höchsten Alter, voll von lebendiger Erfahrung war; im eigenen Metier besaß ich einen sehr großen und rühmlichen Freund, Emile Verhaeren, den in seiner harten Herrlichkeit so menschlichen Dichter, – und als das stärkste Vorbild stand, seit 1906, das Werk eines Malers vor mir, Paul Cézannes, dem ich dann, nach dem Tode des Meisters, auf allen Spuren nachging.

Aber ich frage mich oft, ob nicht das an sich Unbetonte den wesentlichsten Einfluß auf meine Bildung und Hervorbringung ausgeübt hat: der Umgang mit einem Hund; die Stunden, die ich zubringen konnte, in Rom einem Seiler zuschauend, der in seinem Gewerb eine der ältesten Gebärden der Welt wiederholte, ... genau wie jener Töpfer, in einem kleinen Nil-Dorf, neben dessen Scheibe zu stehen, mir unbeschreiblich, in einem geheimsten Sinne ergiebig war. Oder daß es mir vergönnt gewesen ist, mit einem Hirten durch die Landschaft der „Baux" zu gehen, oder in Toledo, mit ein paar spanischen Freunden und ihren Gefährtinnen, in einer verarmten kleinen Pfarrkirche eine uralte Novene singen zu hören, die einmal, im 17ten Jahrhundert, als man die Überlieferung dieses Gebrauchs unterdrückte, in derselben Kirche von Engeln gesungen war... Oder daß ein so inkommensurables Wesen wie Venedig mir vertraut ist, bis zu dem Grade, daß Fremde mich in der Vielwendigkeit der „Calli" mit Erfolg nach jedem Ziele fragen konnten, das ihnen erwünscht war..., dies alles, nicht wahr?, war „Einfluß" –, und der größeste bleibt vielleicht zu nennen: daß ich allein sein durfte in so viel Ländern, Städten und Landschaften, ungestört, mit der ganzen Vielfalt, mit allem Gehör und Gehorsam meines Wesens einem Neuen ausgesetzt, willig ihm zuzuhören und doch wieder genötigt, mich von ihm abzuheben...

Nein, in diese einfachen Vollziehungen, die das Leben mit uns begeht, können, wenigstens später, Bücher nicht ganz entscheidend herüberwirken; vieles, was, aus ihnen, mit seinem Gewicht sich in uns legt, mag da rein aufgewogen sein durch die Begegnung

mit einer Frau, durch eine Verschiebung in der Jahreszeit, ja durch den bloßen Wechsel des Luftdrucks..., dadurch zum Beispiel, daß unversehens zu einem so und so beschaffenen Morgen ein „anderer" Nachmittag gehört –, oder was Ähnliches dergleichen uns fortwährend widerfährt.
Die Frage nach „Einflüssen" ist natürlich möglich und zulässig, und es mag Fälle geben, wo die Antwort die überraschendsten Aufschlüsse mit sich bringt; indessen, wie immer sie auch lautet, sie muß sofort wieder an jenes Leben, aus dem sie stammt, zurückgegeben werden und gewissermaßen aufs neue in ihm aufgelöst. Diesem Gefühle folgend, versuchte ich hier, um überhaupt zu antworten, schon so etwas wie eine „Lösung" zuzubereiten. Möge sie, sehr geehrter Herr Doktor, in Ihrem Probierglas nicht zu verdünnt erscheinen und noch einige Eigenschaften beweisen, die die Untersuchung und Überwachung, die Sie daran wenden wollen, lohnen.

Empfangen Sie den Ausdruck meiner vollkommenen Ergebenheit:

Rainer Maria Rilke

*

Wo dir Gottes Sonne zuerst schien, wo dir die Sterne des Himmels zuerst leuchteten,
wo seine Blitze dir zuerst seine Allmacht offenbarten
und seine Sturmwinde dir mit heiligem Schrecken durch die Seele brausten,
da ist deine Liebe, da ist dein Vaterland.

Ernst Moritz Arndt

*



F. E. Sillanpää / Wehmut des ersten Schnees

Draußen im Hof geht ein Naturspiel vor sich, ununterbrochen... und das Sonderbare daran ist, daß es – Stille schafft. Schwer, es irgendwie neu auszudrücken, ... es ist ganz einfach ein stiller Schneefall. Und wirkt doch, jetzt wie schon manches Mal vordem und auf mich wie auf manch anderen Dichter, wirkt durch die Fensterscheiben hindurch zu mir hier drinnen. Dämpft in Wahrheit und auch dichterisch gesprochen alles Laute, gießt Stille und irgendwie auch Wärme in Leib und Seele und geistige Schau.

Müde bin ich und belastet, möchte ganz vergehn. Nicht daß ich darüber klagen will, – aber es ist so grausam wahr. Spottet drum nicht, wenn ich bitte: laßt mich ein wenig ruhen im Zauberbann des stillen Flockenfalls! Senkt sich so unerwartet tiefer Friede in Herz und Sinne, dann fühle ich besonders stark, wie erschreckend groß jene Friedlosigkeit gewesen – und weiter sein wird, wenn ich aus der Verzauberung wieder erwache – jene Unrast, die, wenn wir lange Zeit ihre Beute sind, uns schließlich als natürliches Lebensgesetz erscheint.

Dieser erste Schnee – deckt er nicht eine kleine Zeitspanne voller Ungeheuerlichkeiten zu? Und zu welch neuen bildet er den Auftakt...?

Jetzt aber, in dieser Stunde, ist nichts als dieses tiefgesättigte Schweigen, während die Flocken niedersinken – eine kurze Grenzspanne zwischen zwei Zeiträumen ... Und wehrlos fühle ich mich anheimgegeben dem Zurückschweifen, dem Untertauchen meines ganzen Bewußtseins in vergangene Zeiten. Jahreszahlen schweben hervor, die allein schon den leisen Duft des alten Hauskalenders meines Kindheitsheims aufsteigen lassen. Ich stütze die Ellbogen aufs Fensterbrett, wie vor Zeiten so manch liebes Mal, und schließe blinzelnd halb die Augen, so daß ich nur die Schneeflocken sehe ... Ach, Jahreszahl du ... bist du etwa achtzehnhundertfünfundneunzig? Wie fern sind Erleben und Stimmung deines Novembermonats! Wie ist es überhaupt möglich, daß ich dir so weit entrückt und doch immer noch am Leben bin?

– – –

Eine kleine Einödhütte. Ein Spätherbsttag. Die Freiwoche des Gesindes ist schon vorüber, mit tiefverhangenen, tropfendnassen Tagen, mit kotigen Wegen und des Hähers Schrei an der Korndarre. Kalt ist die Luft, der Boden festgefroren, am Himmel treiben die Wolken so düster und blauschwarz, als könnte jäh ein Blitzstrahl daraus hervorbrechen. Ein Eichhörnchen flitzt durchs Fichtengeäst; die letzten Kronsbeeren verdorren an ihren Stielen auf den Moosbülten.

Der einzige Junge des kleinen Häuslerheims kümmert sich um all diese Dinge nicht als um den leisen Hauch seines Atems; all das ist ja dort draußen hinterm Ackerzaun, und er, er ist halt grade hier drinnen hinterm Fenster. Ein Hemd hat er an, Kammgarnhosen an einem Leibchen, Jacke und Strümpfe, dazu seine kleinen Schaftstiefel. Not leidet er nicht; soeben hat er sein Brot und seine Dickmilch verzehrt. Und sind auch die Wolken düster, ein Blitz kommt um diese Jahreszeit nicht aus ihnen gefahren.

Der Knabe träumt und wartet – wartet, ohne zu wissen, worauf. Hinter ihm ruht die Stube in Schweigen. Der altersgeschwärzte Fußboden glänzt nach dem Scheuern; eine Bürde Holz liegt vor dem Herd; auf dem Ofensims dehnt sich die Katze. Ticktack,

geht die Uhr ihren Gang. Oh, wie genau er das alles kennt! Ein tiefer seufzender Atemzug gibt Kunde davon.
Jetzt miaut die Katze. Aber der Junge wendet nicht den Kopf, denn all sein Sinnen ist auf das gerichtet, was sich da draußen in der düster-bläulichen Luft zusammenbraut. War nicht schon eine vereinzelte Flocke da drüben irgendwo heruntergetaumelt? Oder kamen sie doch wohl schon auf mehreren Stellen? Denn jetzt fallen sie bereits in Massen, immer größere ... und immer lautloser wird die Stille. Vom Himmel her kommen sie, das sieht und begreift man. Und das Kind läuft auf den Hof hinaus, um ihrem Rieseln ganz aus der Nähe zu lauschen. Sieben Jahre lang ist er erst auf dieser Welt, der kleine Kerl, aber er weiß doch schon recht gut: das bedeutet Winter.
An seinen Händen, seinen Ärmeln haften die Schneeflocken. Gleich kleinen, geheimnisvoll bewegten Lebewesen sind sie, aber gar nicht Furcht einflößend. Da verflüchtigt sich schon eine, schmilzt. Aber man hat nicht das Gefühl, daß sie stirbt; nein, gleich kommt eine andere an ihre Stelle. Es ist nur eine Art kleiner Kniff, den sie alle anwenden, wie sie da so als ein dichter Schwarm umherwirbeln und duftende Kühle ausströmen. Und blickt man höher hinauf, sind überall welche, die ganze Luft ist erfüllt von ihrem Wallen und Wirbeln. Sogar in den offenen Mund stehlen sie sich hinein, wenn das Auge blinzelnd zu erspähen versucht, bis in welche Höhe man sie verfolgen kann. Sie kommen vom Himmel nieder, und nirgends scheint ihrem Flattern eine Grenze gesetzt: allüberall ein und dieselbe flockenerfüllte Himmelsluft, bis hinunter zu dem schauenden Knaben.
Vernehmbarer als vorher rauscht der Fluß. In Jokela drüben, beim Nachbarn, knallt eine Tür zu. Ach, wo ist denn Jokela? Gar nicht mehr zu sehen! Und die leichten, molligen Schneeflocken auf seinen Kleidern wandert der Junge zum Fluß hinab und von dort nach Jokela, um in des Nachbars gemütlicher alter Kate einzuschauen.

– – –

Die Fensterbänke und Fensterrahmen in jener Hütte waren dazumal schon durch die Ausdünstung der Scheiben vermorscht gewesen –, aber ihr alter, friedenspendender Geruch lag mir noch im Sinn, als ich mich – wieder zu der Bedrängnis meiner friedlosen Gegenwart erwacht – neben einem roh übertünchten Fensterrahmen fand. Wie um mir schüchtern Trost zu bringen, schmiegte sich ein kleiner Junge zwischen meine Kniee. Seiner Haut entströmte der Duft frischgefallenen ersten Schnees, vermengt mit jenem ganz eigenen Geruch von Knabenhaut, der an Teer erinnert. Ein kleines Weilchen half er mir noch – hinweg von „des Bewußtseins Qual".

Aus dem Finnischen übertragen von Rita Öhquist

*

Karl von Clausewitz / Der kriegerische Genius

Von allen großartigen Gefühlen, die die menschliche Brust in dem heißen Drange des Kampfes erfüllen, ist, wir wollen es nur gestehen, keins so mächtig und konstant wie der Seelendurst nach Ruhm und Ehre, den die deutsche Sprache so ungerecht behandelt, indem sie ihn in „Ehrgeiz" und „Ruhmsucht" durch zwei unwürdige Nebenvorstellungen herabzusetzen strebt. Freilich hat der Mißbrauch dieser stolzen Sehnsucht gerade im Kriege die empörendsten Ungerechtigkeiten gegen das menschliche Geschlecht hervorbringen müssen; aber ihrem Ursprunge nach sind diese Empfindungen gewiß zu den edelsten der menschlichen Natur zu zählen, und im Kriege sind sie der eigentliche Lebenshauch, der dem ungeheuren Körper eine Seele gibt. Alle anderen Gefühle, wieviel allgemeiner sie auch werden können oder wieviel höher manche auch zu stehen scheinen: Vaterlandsliebe, Ideenfanatismus, Rache, Begeisterung jeder Art, sie machen den Ehrgeiz und die Ruhmbegierde nicht entbehrlich. Jene Gefühle können den ganzen Haufen im allgemeinen erregen und höher stimmen, geben

Der gute Kamerad.

Ich hatt' einen Kameraden,
Einen bessern findst du nit.
Die Trommel schlug zum Streite,
Er ging an meiner Seite
In gleichem Schritt und Tritt.

Eine Kugel kam geflogen,
Gilt's mir oder gilt es dir?
Ihn hat es weggerissen,
Er liegt mir vor den Füßen,
Als wär's ein Stück von mir.

Will mir die Hand noch reichen,
Derweil ich eben lad'.
Kann dir die Hand nicht geben,
Bleib du im ew'gen Leben
Mein guter Kamerad!

L. Uhland.

aber dem Führer nicht das Verlangen, mehr zu wollen als die Gefährten, das ein wesentliches Bedürfnis seiner Stelle ist, wenn er Vorzügliches darin leisten soll; sie machen nicht, wie der Ehrgeiz tut, den einzelnen kriegerischen Akt zum Eigentum des Anführers, welches er dann auf die beste Weise zu nutzen strebt, wo er mit Anstrengung pflügt, mit Sorgfalt sät, um reichlich zu ernten. Diese Bestrebungen aller Anführer aber, von dem höchsten bis zum geringsten, diese Art von Industrie, dieser Wetteifer, dieser Sporn sind es vorzüglich, welche die Wirksamkeit eines Heeres beleben und erfolgreich machen. Und was nun ganz besonders den höchsten betrifft, so fragen wir: Hat es je einen großen Feldherrn ohne Ehrgeiz gegeben, oder ist eine solche Erscheinung auch nur denkbar?

Die Festigkeit bezeichnet den Widerstand des Willens in bezug auf die Stärke eines einzelnen Stoßes, die Standhaftigkeit in bezug auf die Dauer. So nahe beide beieinander liegen und sooft der eine Ausdruck für den andern gebraucht wird, so ist doch eine merkliche Verschiedenheit ihres Wesens nicht zu verkennen, insofern die Festigkeit gegen einen einzelnen heftigen Eindruck ihren Grund in der bloßen Stärke eines Gefühls haben kann, die Standhaftigkeit aber schon mehr von dem Verstande unterstützt sein will; denn mit der Dauer einer Tätigkeit nimmt die Planmäßigkeit derselben zu, und aus dieser schöpft die Standhaftigkeit zum Teil ihre Kraft.

Wenden wir uns zur Gemüts- oder Seelenstärke, so ist die erste Frage, was wir darunter verstehen sollen.

Offenbar nicht die Heftigkeit der Gemütsäußerungen, die Leidenschaftlichkeit, denn das wäre gegen allen Sprachgebrauch, sondern das Vermögen, auch bei den stärksten Anregungen, im Sturm der heftigsten Leidenschaft, noch dem Verstande zu gehorchen. Sollte dies Vermögen bloß von der Kraft des Verstandes herrühren? Wir bezweifeln es. Zwar würde die Erscheinung, daß es Menschen von ausgezeichnetem Verstande gibt, die sich nicht in ihrer Gewalt haben, noch nichts dagegen beweisen, denn man

könnte sagen, daß es einer eigentümlichen, vielleicht einer mehr kräftigen als umfassenden Natur des Verstandes bedürfe. Aber wir glauben der Wahrheit doch näher zu sein, wenn wir annehmen, daß die Kraft, sich auch in den Augenblicken der heftigsten Gemütsbewegung dem Verstande zu unterwerfen, welche wir die Selbstbeherrschung nennen, in dem Gemüte selbst ihren Sitz hat. Es ist nämlich ein anderes Gefühl, das in starken Gemütern der aufgeregten Leidenschaft das Gleichgewicht hält, ohne sie zu vernichten, und durch dieses Gleichgewicht wird dem Verstande erst die Herrschaft gesichert. Dieses Gegengewicht ist nichts anderes als das Gefühl der Menschenwürde, dieser edelste Stolz, dieses innerste Seelenbedürfnis, überall als ein mit Einsicht und Verstand begabtes Wesen zu wirken. Wir würden darum sagen: ein starkes Gemüt ist ein solches, welches auch bei den heftigsten Regungen nicht aus dem Gleichgewicht kommt.

Werfen wir einen Blick auf die Verschiedenartigkeit der Menschen in Beziehung auf das Gemüt, so finden wir erstens solche, die sehr wenig Regsamkeit besitzen und die wir phlegmatisch oder indolent nennen.

Zweitens sehr Regsame, deren Gefühle aber nie eine gewisse Stärke überschreiten und die wir als gefühlvolle, aber ruhige Menschen kennen.

Drittens sehr Reizbare, deren Gefühle sich schnell und heftig wie Pulver entzünden, aber nicht dauernd sind; endlich viertens solche, die durch kleine Veranlassungen nicht in Bewegung zu bringen sind und die überhaupt nicht schnell, sondern nach und nach in Bewegung kommen, deren Gefühle aber eine große Gewalt annehmen und viel dauernder sind. Dies sind die Menschen mit energischen, tief und versteckt liegenden Leidenschaften.

Dieser Unterschied der Gemütskonstitution liegt wahrscheinlich dicht an der Grenze der körperlichen Kräfte, die sich in dem menschlichen Organismus regen, und gehört jener Amphibiennatur an, die wir Nervensystem nennen, die mit der einen Seite der Materie, mit der andern dem Geiste zugewendet scheint. Wir mit

unserer schwachen Philosophie haben in diesem dunklen Felde nichts weiter zu suchen. Wichtig ist es uns aber, bei der Wirkung einen Augenblick zu verweilen, welche diese verschiedenen Naturen in der kriegerischen Tätigkeit haben, und zu sehen, inwiefern eine große Seelenstärke von ihnen zu erwarten ist.

Die indolenten Menschen können nicht leicht aus dem Gleichgewicht gebracht werden, aber freilich kann man das nicht Seelenstärke nennen, wo es an aller Kraftäußerung fehlt. Es ist aber nicht zu verkennen, daß solche Menschen eben wegen ihres beständigen Gleichgewichts im Kriege von einer gewissen einseitigen Tüchtigkeit sind. Es fehlt ihnen oft das positive Motiv des Handelns, der Antrieb, und als Folge davon die Tätigkeit, aber sie verderben nicht leicht etwas.

Die Eigentümlichkeit der zweiten Klasse ist, daß sie von kleinen Gegenständen leicht zum Handeln angeregt, von großen aber leicht erdrückt wird. Menschen dieser Art werden eine lebhafte Tätigkeit zeigen, einem einzelnen Unglücklichen zu helfen, aber von dem Unglück eines ganzen Volkes nur traurig gestimmt, nicht zum Handeln angeregt werden.

Im Kriege wird es solchen Männern weder an Tätigkeit noch an Gleichgewicht fehlen, aber etwas Großes werden sie nicht vollbringen, es müßte denn sein, daß in einem sehr kräftigen Verstande die Motive dazu vorhanden wären. Es ist aber selten, daß sich mit solchen Gemütern ein sehr starker, unabhängiger Verstand verbindet.

Die aufbrausenden, aufflammenden Gefühle sind an sich für das praktische Leben und also auch für den Krieg nicht sehr geeignet. Sie haben zwar das Verdienst starker Antriebe, aber diese halten nicht vor. Wenn indessen in solchen Menschen die Regsamkeit die Richtung des Mutes und des Ehrgeizes hat, so wird sie im Kriege auf niedrigen Stellen oft sehr brauchbar aus dem bloßen Grunde, weil der kriegerische Akt, über den ein Führer der niederen Stufen zu gebieten hat, von viel kürzerer Dauer ist. Hier reicht oft ein einzelner mutiger Entschluß, eine Aufwallung der Seelenkräfte

hin. Ein kühner Anfall, ein kräftiges Hurra ist das Werk weniger Minuten, ein kühner Schlachtenkampf ist das Werk eines ganzen Tages und ein Feldzug das Werk eines Jahres.

Bei der reißenden Schnelligkeit ihrer Gefühle ist es solchen Menschen doppelt schwer, das Gleichgewicht des Gemüts zu behaupten; daher verlieren sie häufig den Kopf, und dies ist für die Kriegführung die schlimmste ihrer Seiten. Aber es würde gegen die Erfahrung sein, zu behaupten, daß sehr reizbare Gemüter niemals stark, d. h. auch in ihren stärksten Regungen im Gleichgewicht sein könnten. Warum sollte auch das Gefühl für die eigene Würde in ihnen nicht vorhanden sein, da sie in der Regel den edleren Naturen angehören. Dies Gefühl fehlt ihnen selten, es hat aber nicht Zeit, wirksam zu werden. Hinterher sind sie meist von Selbstbeschämung durchdrungen. Wenn Erziehung, Selbstbeobachtung und Lebenserfahrung sie früh oder spät das Mittel gelehrt haben, gegen sich selbst auf der Hut zu sein, um in Augenblicken lebhafter Anregung sich des in ihrer Brust ruhenden Gegengewichts noch beizeiten bewußt zu werden, so können auch sie einer großen Seelenstärke fähig sein.

Endlich sind die wenig beweglichen, aber darum tief bewegten Menschen, die sich zu den vorigen wie die Glut zur Flamme verhalten, am meisten geeignet, mit ihrer Titanenkraft die ungeheuren Massen wegzuwälzen, unter welchen wir uns bildlich die Schwierigkeiten des kriegerischen Handelns vorstellen können. Die Wirkung ihrer Gefühle gleicht der Bewegung großer Massen, die, wenn auch langsamer, doch überwältigender ist.

Obgleich solche Menschen nicht so von ihren Gefühlen überfallen und zu ihrer eigenen Beschämung fortgerissen werden wie die vorigen, so wäre es doch wieder gegen die Erfahrung, zu glauben, daß sie das Gleichgewicht nicht verlieren und blinder Leidenschaft nicht unterwürfig werden könnten; dies wird vielmehr immer geschehen, sobald ihnen der edle Stolz der Selbstbeherrschung fehlt oder sooft er nicht stark genug ist. Wir sehen diese Erfahrung am häufigsten bei großartigen Männern roher Völker, wo die ge-

ringe Verstandesausbildung immer ein Vorherrschen der Leidenschaft begünstigt. Aber auch unter den gebildeten Völkern und in den gebildetsten Ständen derselben ist ja das Leben voll solcher Erscheinungen, wo Menschen durch gewaltsame Leidenschaften fortgerissen werden, wie im Mittelalter die auf Hirschen angeschmiedeten Wilddiebe durch das Gehölz.

Wir sagen es noch einmal: Ein starkes Gemüt ist nicht ein solches, welches bloß starker Regungen fähig ist, sondern dasjenige, welches bei den stärksten Regungen im Gleichgewicht bleibt, so daß trotz den Stürmen in der Brust der Einsicht und Überzeugung wie der Nadel des Kompasses auf dem sturmbewegten Schiff das feinste Spiel gestattet ist.

Mit dem Namen der Charakterstärke oder überhaupt des Charakters bezeichnet man das feste Halten an seiner Überzeugung, sie mag nun das Resultat fremder oder eigener Einsicht sein, und mag sie Grundsätzen, Ansichten, augenblicklichen Eingebungen oder was immer für Ergebnissen des Verstandes angehören. Aber diese Festigkeit kann sich freilich nicht kund tun, wenn die Einsichten selbst häufigem Wechsel unterliegen. Dieser häufige Wechsel braucht nicht die Folge fremden Einflusses zu sein, sondern er kann aus der eigenen fortwirkenden Tätigkeit des Verstandes hervorgehen, deutet dann aber freilich auf eine eigentümliche Unsicherheit desselben. Offenbar wird man von einem Menschen, der seine Ansicht alle Augenblicke ändert, wie sehr dies auch aus ihm selbst hervorgehen mag, nicht sagen: er hat Charakter. Man bezeichnet also nur solche Menschen mit dieser Eigenschaft, deren Überzeugung sehr konstant ist, entweder weil sie tief begründet und klar, an sich zu einer Veränderung wenig geeignet ist oder weil es, wie bei indolenten Menschen, an Verstandestätigkeit und damit an dem Grunde zur Veränderung fehlt, oder endlich, weil ein ausdrücklicher Akt des Willens, aus einem gesetzgebenden Grundsatz des Verstandes entsprungen, den Wechsel der Meinungen bis auf einen gewissen Grad zurückweist.

Nun liegen im Kriege in den zahlreichen und starken Eindrücken

welche das Gemüt erhält, und in der Unsicherheit alles Wissens und aller Einsicht mehr Veranlassungen, den Menschen von seiner angefangenen Bahn abzudrängen, ihn an sich und andern irre zu machen, als dies in irgendeiner andern menschlichen Tätigkeit vorkommt.

Der herzzerreißende Anblick von Gefahren und Leiden läßt das Gefühl leicht ein Übergewicht über die Verstandesüberzeugung gewinnen, und in dem Dämmerlicht aller Erscheinungen ist eine tiefe, klare Einsicht so schwer, daß der Wechsel derselben begreiflicher und verzeihlicher wird. Es ist immer nur ein Ahnen und Herausfühlen der Wahrheit, nach welchem gehandelt werden muß. Darum ist nirgends die Meinungsverschiedenheit so groß als im Kriege, und der Strom der Eindrücke gegen die eigene Überzeugung hört nie auf. Selbst das größte Phlegma des Verstandes kann kaum dagegen schützen, weil die Eindrücke zu stark und lebhaft und immer zugleich gegen das Gemüt mit gerichtet sind.

Nur die allgemeinen Grundsätze und Ansichten, welche das Handeln von einem höheren Standpunkt aus leiten, können die Frucht einer klaren und tiefen Einsicht sein, und an ihnen liegt sozusagen die Meinung über den vorliegenden individuellen Fall gewissermaßen vor Anker. Aber das Halten an diesen Resultaten eines früheren Nachdenkens gegen den Strom der Meinungen und Erscheinungen, welchen die Gegenwart herbeiführt, ist eben die Schwierigkeit. Zwischen dem individuellen Fall und dem Grundsatz ist oft ein weiter Raum, der sich nicht immer an einer sichtbaren Kette von Schlüssen durchziehen läßt, und wo ein gewisser Glaube an sich selbst notwendig ist und ein gewisser Skeptizismus wohltätig. Hier hilft oft nichts anderes als ein gesetzgebender Grundsatz, der, außer das Denken selbst gestellt, dasselbe beherrscht; es ist der Grundsatz, bei allen zweifelhaften Fällen bei seiner ersten Meinung zu beharren und nicht eher zu weichen, bis eine klare Überzeugung dazu zwingt. Man muß stark sein in dem Glauben an die bessere Wahrheit wohlgeprüfter Grundsätze, und

bei der Lebhaftigkeit der augenblicklichen Erscheinungen nicht vergessen, daß ihre Wahrheit von einem geringeren Gepräge ist. Durch dieses Vorrecht, welches wir in zweifelhaften Fällen unserer früheren Überzeugung geben, durch dieses Beharren bei derselben gewinnt das Handeln diejenige Stetigkeit und Folge, die man Charakter nennt.

Wie sehr das Gleichgewicht des Gemüts die Charakterstärke befördert, ist leicht einzusehen, daher auch Menschen von großer Seelenstärke meistens viel Charakter haben.

Die Charakterstärke führt uns zu einer Abart derselben, dem Eigensinn.

Sehr schwer ist es oft, im konkreten Falle zu sagen, wo jene aufhört und dieser anfängt, dagegen scheint es nicht schwer, den Unterschied im Begriffe festzustellen.

Eigensinn ist kein Fehler des Verstandes; wir bezeichnen damit das Widerstreben gegen bessere Einsicht, und dieses kann nicht ohne Widerspruch in den Verstand als das Vermögen der Einsicht gesetzt werden. Der Eigensinn ist ein Fehler des Gemüts. Diese Unbeugsamkeit des Willens, diese Reizbarkeit gegen fremde Einrede haben ihren Grund nur in einer besonderen Art von Selbstsucht, welche höher als alles andere das Vergnügen stellt, über sich und andere nur mit eigener Geistestätigkeit zu gebieten. Wir würden es eine Art von Eitelkeit nennen, wenn es nicht allerdings etwas Besseres wäre; der Eitelkeit genügt der Schein, der Eigensinn aber beruht auf dem Vergnügen an der Sache.

Wir sagen also: die Charakterstärke wird zum Eigensinn, sobald das Widerstreben gegen fremde Einsicht nicht aus besserer Überzeugung, nicht aus Vertrauen auf einen höheren Grundsatz, sondern aus einem widerstrebenden Gefühl entsteht. Wenn diese Definition uns auch, wie wir schon eingeräumt haben, praktisch wenig hilft, so wird sie doch verhindern, den Eigensinn für eine bloße Steigerung der Charakterstärke zu halten, während er etwas wesentlich davon Verschiedenes ist, das derselben zwar zur Seite liegt und an sie grenzt, aber so wenig ihre Steigerung ist,

daß es sogar sehr eigensinnige Menschen gibt, die wegen Mangels an Verstand wenig Charakterstärke haben.
Nachdem wir in diesen Virtuositäten eines ausgezeichneten Führers im Kriege diejenigen Eigenschaften kennen gelernt haben, in welchen Gemüt und Verstand zusammenwirken, kommen wir jetzt zu einer Eigentümlichkeit der kriegerischen Tätigkeit, welche vielleicht als die stärkste betrachtet werden kann, wenn es auch nicht die wichtigste ist, und die ohne Beziehung auf die Gemütskräfte bloß das Geistesvermögen in Anspruch nimmt. Es ist die Beziehung, in welcher der Krieg zu Gegend und Boden steht.
Diese Beziehung ist erstens ganz unausgesetzt vorhanden, so daß man sich einen kriegerischen Akt unserer gebildeten Heere gar nicht anders, als in einem bestimmten Raume vorgehend, denken kann; sie ist zweitens von der entscheidendsten Wichtigkeit, weil sie die Wirkungen aller Kräfte modifiziert, zuweilen total verändert; drittens führt sie auf der einen Seite oft zu den kleinsten Zügen der Örtlichkeit, während sie auf der andern die weitesten Räume umfaßt.
Auf diese Weise gibt die Beziehung, welche der Krieg zu Gegend und Boden hat, seiner Tätigkeit eine hohe Eigentümlichkeit. Wenn wir an die andern menschlichen Tätigkeiten denken, die eine Beziehung zu jenem Gegenstande haben, an Garten- und Landbau, an Häuser- und Wasserbauten, an Bergbau, an Jägerei und Forstbetrieb, so sind alle auf sehr mäßige Räume beschränkt, welche sie bald mit genügender Genauigkeit erforschen können. Der Führer im Kriege aber muß das Werk seiner Tätigkeit einem mitwirkenden Raume übergeben, den seine Augen nicht überblicken, den der regste Eifer nicht immer erforschen kann und mit dem er bei dem beständigen Wechsel auch selten in eigentliche Bekanntschaft kommt. Zwar ist der Gegner im allgemeinen in demselben Fall, aber erstlich ist die gemeinschaftliche Schwierigkeit doch immer eine solche, und es wird der, welcher ihrer durch Talent und Übung Herr wird, einen großen Vorteil auf seiner Seite haben, zweitens findet diese Gleichheit der Schwierigkeit nur im

allgemeinen statt, keineswegs in dem einzelnen Fall, wo gewöhnlich einer der beiden Kämpfenden (der Verteidiger) viel mehr von der Örtlichkeit weiß als der andere.
Diese höchst eigentümliche Schwierigkeit muß eine eigentümliche Geistesanlage besiegen, welche, mit einem zu beschränkten Ausdruck, der Ortssinn genannt wird. Es ist das Vermögen, sich von jeder Gegend schnell eine richtige geometrische Vorstellung zu machen und als Folge davon sich in ihr jedesmal leicht zurecht zu finden. Offenbar ist dies ein Akt der Phantasie. Zwar geschieht das Auffassen dabei teils durch das körperliche Auge, teils durch den Verstand, der mit seinen aus Wissenschaft und Erfahrung geschöpften Einsichten das Fehlende ergänzt und aus den Bruchstücken des körperlichen Blicks ein Ganzes macht; aber daß dies Ganze nun lebhaft vor die Seele trete, ein Bild, eine innerlich gezeichnete Karte werde, daß dies Bild bleibend sei, die einzelnen Züge nicht immer wieder auseinander fallen, das vermag nur die Geisteskraft zu bewirken, die wir Phantasie nennen.

*

Um einen ganzen Krieg oder seine größten Akte, die wir Feldzüge nennen, zu einem glänzenden Ziele zu führen, dazu gehört eine große Einsicht in die höheren Staatsverhältnisse. Kriegführung und Politik fallen hier zusammen, und aus dem Feldherrn wird zugleich der Staatsmann.
Man gibt Karl dem Zwölften nicht den Namen eines großen Genies, weil er die Wirksamkeit seiner Waffen nicht einer höheren Einsicht und Weisheit zu unterwerfen, nicht damit zu einem höheren Ziele zu gelangen wußte; man gibt ihn nicht Heinrich dem Vierten, weil er nicht lange genug gelebt hat, um mit seiner kriegerischen Wirksamkeit die Verhältnisse mehrerer Staaten zu berühren und in dieser höheren Region sich zu versuchen, wo ein edles Gefühl und ritterliches Wesen nicht so viel über den Gegner vermögen wie bei der Besiegung inneren Widerstandes.

Um fühlen zu lassen, was hier alles mit einem Blick umfaßt und richtig getroffen sein will, verweisen wir auf unser erstes Kapitel. Wir sagen: der Feldherr wird zum Staatsmann, aber er darf nicht aufhören, das erstere zu sein; er umfaßt mit seinem Blick auf der einen Seite alle Staatsverhältnisse, auf der andern ist er sich genau bewußt, was er mit den Mitteln leisten kann, die in seiner Hand liegen.

Da hier die Mannigfaltigkeit und die unbestimmte Grenze aller Beziehungen eine große Menge von Größen in die Betrachtung bringen, da die meisten dieser Größen nur nach Wahrscheinlichkeitsgesetzen geschätzt werden können, so würde, wenn der Handelnde dies alles nicht mit dem Blick eines die Wahrheit überall ahnenden Geistes träfe, eine Verwickelung von Betrachtungen und Rücksichten entstehen, aus denen sich das Urteil gar nicht mehr herausfinden könnte. In diesem Sinne hat Bonaparte ganz richtig gesagt, daß viele dem Feldherrn vorliegende Entscheidungen eine Aufgabe mathematischer Kalkuls bilden würden, der Kräfte eines Newton und Euler nicht unwürdig.

Was hier von höheren Geisteskräften gefordert wird, ist Einheit und Urteil, zu einem wunderbaren Geistesblick gesteigert, der in seinem Fluge tausend halbdunkle Vorstellungen berührt und beseitigt, welche ein gewöhnlicher Verstand erst mühsam ans Licht ziehen und an denen er sich erschöpfen würde. Aber diese höhere Geistestätigkeit, dieser Blick des Genies, würde doch nicht zur historischen Erscheinung werden, wenn die Gemüts- und Charaktereigenschaften, von denen wir gehandelt haben, ihn nicht unterstützten.

Das bloße Motiv der Wahrheit ist in dem Menschen nur äußerst schwach und darum immer ein großer Unterschied zwischen dem Erkennen und Wollen, zwischen dem Wissen und Können. Den stärksten Anlaß zum Handeln bekommt der Mensch immer durch Gefühle und den kräftigen Nachhalt, wenn man uns den Ausdruck gestatten will, durch jene Legierungen von Gemüt und Verstand, die wir in der Entschlossenheit, Festigkeit, Standhaftigkeit und Charakterstärke kennen gelernt haben.

Wenn übrigens diese erhöhte Geistes- und Gemütstätigkeit des Feldherrn sich nicht in dem Totalerfolg seines Wirkens kund täte und nur auf Treue und Glauben angenommen würde, so würde sie nur selten zur historischen Erscheinung werden.
Was von dem Gange der kriegerischen Ereignisse bekannt wird, ist gewöhnlich sehr einfach, sieht einander sehr ähnlich, und niemand, der sich an die bloße Erzählung hält, sieht von den Schwierigkeiten, die dabei überwunden wurden, etwas ein. Nur hin und wieder kommt in den Memoiren der Feldherren oder ihrer Vertrauten oder bei Gelegenheit einer besonderen historischen Forschung, die sich auf ein Ereignis gerichtet hat, ein Teil der vielen Fäden an das Tageslicht, die das ganze Gewebe bilden. Die meisten Überlegungen und Geisteskämpfe, welche einer bedeutenden Ausführung vorhergehen, werden absichtlich verborgen, weil sie politische Interessen berühren, oder geraten zufällig in Vergessenheit, weil man sie als bloße Gerüste betrachtet, die nach Vollendung des Baues weggenommen werden müssen.
Wollen wir nun endlich noch, ohne uns an eine nähere Bestimmung der höheren Seelenkräfte zu wagen, einen Unterschied in der Verstandeskraft selbst gelten lassen nach gewohnten Vorstellungen, wie sie sich in der Sprache fixiert haben, und uns dann fragen, welche Art von Verstand dem kriegerischen Genius am nächsten angehört, so wird uns sowohl der Blick auf den Gegenstand als auf die Erfahrung sagen, daß es mehr die prüfenden als die schaffenden, mehr die umfassenden als die einseitig verfolgenden, mehr die kühlen als die heißen Köpfe sind, denen wir im Kriege das Heil unserer Brüder und Kinder, die Ehre und Sicherheit unseres Vaterlandes anvertrauen möchten.

Aus dem Werk: Vom Kriege

*

Frau Aja

Aus den Haimonskindern

Auf eine Zeit rief Reinold seinen Bruder Adelhart zu sich und sprach: „Lieber Bruder, du bist mein ganzer Trost. Es sind nun sieben ganze Jahr, daß ich unsere Mutter nicht gesehen habe. Darum ist mein Herz so traurig, daß ich sterben muß, wenn ich sie nicht bald sehe." Sprach Adelhart: „Lieber Bruder, was soll daraus werden? Du weißt doch, daß Vater und Mutter dem König Karl geschworen haben, uns in seine Hand zu liefern." Reinold antwortete: „Den Eid acht ich für nichts; denn es ist natürlich, daß Eltern ihre Kinder lieben." Und sprach weiter: „Ich weiß guten Rat. Wir wollen in den Wald reiten von Bordeele, und wenn dort Pilger durchfahren, wollen wir sie bitten, die Kleider mit uns zu tauschen. Dann gehen wir als Pilger zu unseren Eltern."

Also gingen die vier Brüder aus Montalban in den Wald und harrten nicht lange, da begegneten ihnen vier Pilger, kamen aus dem Heiligen Land. Reinold grüßte sie freundlich und sagte, sie sollten mit ihnen die Kleider tauschen. Die Pilger kannten Reinold wohl und sagten: „Wie, Reinold, bist du ein Räuber geworden? Fürwahr, wenn wir nach Frankreich kommen zu dem König Karl, so will ich dich bei ihm verklagen." Da zuckte Reinold das Schwert aus und wollte den Pilger töten; einer fiel dazwischen und sprach: „Nehmt unsere Kleider und tut, wie euch gefällt." Sie wechselten die Kleider, und die Pilger zogen ihre Straße.

Die Brüder wanderten zu Fuß und kamen an das Tor von Pierlapont. Der Pförtner fragte, wer sie wären und was sie begehrten. „Freund, laß uns ein!" sagte Reinold, „wir vier Pilger kommen von Rom und anderen heiligen Stätten, haben Hunger und Durst. Gebt uns Speise und gönnt uns Ruhe!" – „Die Bitte kann nicht gewährt sein," sprach der Hüter, „ich darf niemand einlassen. Aber ich sag Euch, wär Euer Bart nicht so lang, ich wollte glauben, Ihr wäret der stolze Reinold, meines

Herrn Jüngster." – „Gott schütze deinen Herrn Reinold und seine Brüder vor König Karls Zorn!" Das Wort gefiel dem Torhüter; er sprach: „Um der vier Herren willen wag ichs und führe euch zu meiner Herrin, daß sie euch speise." Schloß das Tor auf und ließ sie ein.

Sie fanden ihre Mutter im Saale sitzen und grüßten sie in Ehrfurcht, wie's armen Pilgern ziemt. Reinold sprach: „Herrin, wir armen Pilger kommen von Rom und St. Jakob, haben viel Hunger und andre Not gelitten und bitten Euch um Speise." Frau Aja antwortete: „Seids zufrieden! Ihr sollt euch satt essen und trinken." Sie hieß ihnen den Tisch richten und auftragen. Da aßen sie, tranken und wurden fröhlich. Zuletzt brachte Frau Aja vom besten Wein, goß eine silberne Schale voll und bot sie Reinold, daß er trinke. Als er getrunken hatte, sprach er: „Ach, liebe Frau, wenn Ihr des Weines noch mehr hättet! Es ist der beste Wein, den ich in allen Landen getrunken habe." Sie sagte: „Wenn er Euch schmeckt, so trinkt, soviel Ihr trinken mögt!" Reinold trank, daß er trunken ward, und sprach: „Noch einen Trunk davon! So will ich König Karl, meinen Vetter, nimmer fürchten!" Adelhart tadelte Reinold um des Wortes willen; so erkannte Frau Aja, wer ihre Gäste waren. Sie fiel Reinold um den Hals und wollte ihn nicht lassen, bis Adelhart sie aufnahm.

Nun war da ein untreuer Diener, der dem König Karl anhing; er sprach: „Herrin, ich sehe, daß diese Euere Söhne sind, die König Karls Sohn Ludwig erschlagen haben. Nun mahn ich Euch an den Eid, den Ihr geschworen habt: daß Ihr sie dem König gefänglich liefern wollt." Die Frau zürnte heftig und sprach: „Pfui, du böser Verräter! Du aßest viele Jahre mein Brot und willst meiner Kinder verderben? Und wenn ich Karl, meinem Bruder, tausend Eide geschworen hätte, wollte ich ihm meine Kinder nicht liefern, daß er sie henken ließ."

Der Böse lief zu dem Herrn Haimon und sagte ihm, daß seine Söhne bei der Herrin im Saale säßen: „Denkt an Euern Eid,

daß Ihr sie dem König liefern wollt! Tut Ihr das nicht, so will ich dem Herrn König die Kunde sagen.“ Haimon griff nach einem Prügel und schlug den Verräter, daß er tot niederfiel: „Nun bin ich sicher, daß du dem König nichts melden wirst!“
Dann rief er seine Herren und Knechte und hieß sie sich rüsten; sie sollten ihm helfen, seine Kinder zu fangen, wie er seinem Herrn, dem König Karl, geschworen hatte. Mit nackten Wehren zogen sie vor den Frauensaal. Adelhart sah sie kommen und sprach: „Gott steh uns bei! Ich seh unsern lieben Vater kommen mit all seinem Volk und nackten Schwertern, uns zu fangen. Liebe Mutter, was ratet Ihr zu unserer Hilfe? Reinold liegt in Unkraft wie ein Toter.“ Die Mutter sprach: „Tragt ihn hier neben in die Kammer! Es ist die festeste im Haus. Dann tretet vor die Tür und verwahrt sie mit den Waffen.“ Sie taten nach ihrer Mutter Rat und traten mit nackten Wehren vor die Tür. Und als Haimon kam mit seinem Volk, rief Adelhart: „Ihr Herren, weicht zurück! Und kommt uns nicht so nahe, daß unsere Schwerter euch träfen.“
Sie kamen aufeinander und stritten mit Haimons Volk, diesen Tag und den andern. Da wurden viele erschlagen. Auf den dritten Tag erwachte Reinold und sah die Brüder wider den Vater streiten, und daß sie gar müde waren. Er sprang vor sie mit gezuckter Wehr und sprach: „Gott soll mich strafen, wenn ich einen schonte – und wenns mein lieber Vater wäre!“
Sprang unter Haimons Volk, wo sie am dicksten standen, und trieb sie auseinander, daß sie flohen. Das sah Haimon und sprach: „Ich sehe wohl, daß meine Kinder diesmal ungefangen bleiben. Reinold ist stärker als alle miteinander, und wider sein Schwert schirmt nicht Helm noch Harnisch.“
Als Reinold sie weichen sah, drängte er gewaltig unter sie, daß er zum Vater käme. Die Brüder sahen es mit Angst und Trauer; Adelhart unterlief das Schwert, das schon gegen den Vater erhoben war, und rief: „Schlügest du den Vater, das bliebe uns Schande vor Gott und aller Welt.“ Sprach Reinold:

„Fürwahr, Bruder, ich will ihn lehren seine Kinder fangen."
Griff den Vater um den Leib, band ihm Hand und Fuß und legt ihn auf ein Pferd. Dann rief er einen Buben, dem befahl er, das Pferd mit dem Gebundenen dem König Karl zu bringen und zu sagen: das Geschenk sende ihm Reinold; er möge mit ihm tun, was er an seinen Kindern habe tun wollen.
Der Knabe mußte gehorchen, denn Reinold war sehr zornig. Nahm also den Zaum und führte das Pferd, bis er an des Königs Palast kam. Der Torhüter fragte: „Wen bringst du gefangen?" Der Knabe sprach: „Es ist Haimon von Dordogne." Der Torhüter fragte Haimon: „Wer ist so stolz, daß er Euch zu fangen wagte?" Haimon antwortete: „Das taten mir meine Kinder." Sie führten ihn auf dem Pferd und gebunden vor den König. Da ward er herabgehoben und losgebunden. Der König fragte: „Wer tat dir das, Haimon?" – „Das taten mir meine Kinder, Herr König. Als sie in mein Haus kamen, dachte ich des Eides, den ich Euch schwur, und wollte sie Euch gefangen liefern. Da wehrten sie sich so mannlich, daß sie mir bei Fünfhundert meines Volkes erschlugen."
König Karl zürnte, der Schande wegen, die Herrn Haimon von seinen Kindern geschehen war. Er ließ sein Heer aufblasen, daß sie mit ihm nach Dordogne ritten, Reinold und seine Brüder zu strafen.
Reinold stand auf der Zinne, als des Königs Heer vor Pierlapont geritten kam. Sie schlugen Hütten und Zelte auf im Felde. Reinold ging zu seiner Mutter und sagte: „Herzliebe Mutter, König Karls Heer hat uns eng umschlossen. Was Rat wisset Ihr uns?" Die Frau sprach: „Zieh dein Pilgerkleid an! Ich will dich auslassen durch die Grabenpforte." Reinold nahm Abschied von Mutter und Brüdern und wanderte heimlich nach Montalban. Da war große Trauer zwischen Frau Aja und ihren anderen Kindern. Die Mutter weinte und sprach: „Ich weiß keinen bessern Rat, als daß ihr euch demütigt vor dem König Karl, meinem Bruder, und ihn um Gnade bittet."

Die Brüder folgten dem Rat der Mutter; ohne Wehr, barfuß, in wollenem Rock gingen sie aus der Burg vor König Karl. Sie beugten die Kniee und baten, daß er ihnen um Gottes Güte das Leben lasse, so wollten sie ihm treulich dienen bis zum Tode.

König Karl sprach: „Wo habt ihr Reinold gelassen?" Sie antworteten: „Wir wissen es nicht, wo er ist." Da befahl der König, sie zu binden an Händen und Füßen und gefangen zu legen, bis er den Reinold auch finge; dann sollten sie alle sterben. Frau Aja erschrak zum Tode; sie fiel dem Bruder zu Füßen und bat für ihre Kinder. König Karl sprach: „Sie sollen alle sterben! Wenn ich Reinhold gefangen habe, will ich sie nach Paris führen und auf Montfalkon henken lassen."

Aus: Severin Rüttgers, Die Deutschen Volksbücher

*

Reinhold Schneider / Die Schlacht von Hastings

Auf Grund eines in rechtlicher Hinsicht unhaltbaren Erbanspruchs hat Herzog Wilhelm von der Normandie dem Könige Edward dem Bekenner das Versprechen abgenommen, ihn zu seinem Nachfolger zu machen, zugleich hat sich Herzog Wilhelm den Grafen Harold, den mächtigsten Mann Englands und Schwager des Königs, durch einen erlisteten Eid verpflichtet. Aber Edward bestimmt auf seinem Totenbette Harold zu seinem Nachfolger; und dieser wird der letzte tragische Verteidiger des alten England gegen seine norwegischen Feinde und die normannischen Eroberer. Unmittelbar nachdem König Harold von England die in Northumbrien eingefallenen Norweger bei Stamfordbridge geschlagen hat, empfängt er in York die Nachricht von der inzwischen geschehenen Landung der Normannen.

Der Norden war geschlagen und für immer; die Insel forderte eine geformtere Kraft. Als Harold in York beim Bankett saß, stürzte ein Than aus Sussex in die Halle: er habe die Bauern klagen und jammern hören an der Küste und dann eine Flotte

Herankommen sehen, die das Meer bedeckte. Hinter einem Hügel habe er sich verborgen und gesehen, wie die Segler Anker warfen, wie ein Fürst ans Land sprang, stürzte, aber dabei die Erde lachend faßte, als wolle er sie nicht mehr lassen. Ritter seien ihm nachgeeilt, diesen Bogenschützen und Knechte, die unter Schilden und Rüstungen keuchten, Zimmerleute mit Balken und Äxten, Schaufeln und Hacken; der Fürst habe, eine Standarte haltend, nach kurzem Suchen einen Platz bestimmt, und sie hätten begonnen, einen Graben auszuwerfen und einen Hügel aufzuschichten, dort, bei Pevensey, wo noch uraltes Mauerwerk lag aus der Zeit der Römer. Während sie die Palisaden aufsteckten, seien andere, die ihre Pferde aus den Booten gezogen, in das Land hinausgeschwärmt und noch immer Segler herangetrieben; er aber sei Tag und Nacht geritten, seinem Herrn zu berichten. – Bald darauf kam ein Bauer aus der Gegend von Hastings: das englische Land sei überschwemmt von einem fremden Heere, das so zahlreich sei wie die Sterne des Himmels, wie die Fische des Meeres; Feuerschein stände in der Nacht; sie zögen durch das Land, überfielen die Gehöfte, schleppten das Vieh mit, sengten und mordeten.

Auf der Straße, die er gekommen, durch dieselben Städte, jagte der König zurück mit den Housekarlen, deren mancher gefallen war bei Stamfordbridge, und wieder auf dem Marsche an Mannschaft erraffend, was immer zu folgen vermochte. Die Northumbrier sollten nachkommen; würden sie es tun? War auf die Grafen, die Brüder der Königin, Verlaß? Sie redeten im Heere vom Goldschatz des gefallenen Königs Harold Hardrada und murrten, weil ihn der Herr nicht verteilte. Aber wem gehörte das Gold, wenn nicht dem Lande? Wäre er, Harold, im Süden Englands gewesen, so wären die normannischen Räuber nimmer gelandet; er hätte sie im Meere ersäuft, ehe sie noch von ihren Schiffen gekommen wären. Warum durfte es nicht geschehen? Das war Gottes Wille; das Unglück, das er schickte, war größer als Menschenmacht. Gott hatte es angezeigt durch den feurigen

Stern, durch Stürme und Finsternis; Streit tobte draußen in der Welt; Roms Segen folgte dem Räuber, der Rom und die Welt mit seinen glatten Lügen betrog, Wilhelm, dem Bastard; der Fluch Roms aber lag auf dem, der seine Schuld wieder gut machen, das Alte wahren und das Recht wieder herstellen wollte. Warum? Ist es zu allem zu spät? Will die Schuld ihr Gericht, auch wenn das Gericht wieder Schuld und Unrecht ist?

Zehn Tage nach seinem Siege bei Stamfordbridge erreichte Harold London, das ihm seine besten Männer stellte; sie hatten das Recht, den König und seine Standarte zu schützen. Aus Kent kamen die Männer, deren Vorrecht es war, die Schlacht zu eröffnen; sie kamen aus Wessex und Ostanglien und einige selbst aus Mercien. Aus Northumberland kamen sie nicht. In Sussex hausten indessen die Plünderer, doch sie rückten nicht vor; nahe der Küste, wo er sich verschanzt hatte, Zuzug empfangen konnte, sich ohne Gefahr mit dem Gelände vertraut machte, erwartete Wilhelm den Feind. Noch einmal ritt der König nach Waltham, in seinem Münster zu beten. Er brachte die Reliquien aus seiner eigenen Kapelle als Opfergabe; lange kniete er vor dem Altar, sich Gott für den Fall des Sieges zum besonderen Dienst und für immer angelobend; er wollte fortan nur noch Werkzeug sein. Dann durchschritt er die Halle, gefolgt von den Geistlichen; vor dem Westtor, über dem das heilige Kruzifix von Waltham hing, kniete er nieder; sein Gesicht berührte die Steine, und so verharrte er betend; nur Thurkill, der Sakristan, bemerkte es, wie das Heilandsbild das Haupt neigte, so, als wolle es auf Erden keine Gnade mehr gewähren, aber die himmlische verheißen.

Noch immer, da die Entscheidung durch das Schwert völlig unvermeidlich war, suchte der Herzog den König durch Listen zu umstricken: er wollte ihn zu Fall bringen, um ihn dann um so leichter durch das Schwert zu töten. Wieder forderte sein Gesandter, ein normannischer Mönch, den König auf, vom Throne zu steigen; Wilhelm sei bereit, seine Sache vor englischen oder normannischen Richtern vorzubringen; falle ihr Spruch gegen

ihn, so möge Harold in Frieden herrschen; falle er für ihn, so möge ihm Harold die Krone überlassen. Den König packte der Zorn gegen den Normannen, der auch jetzt noch allein den Anschein des Rechtes, nicht das Recht suchte; fast vergriff er sich an dem Abgesandten; doch bestritt er in seiner Antwort weder den Eid, der unter Zwang geschehen sei, noch Edwards erstes Versprechen, das, gleich einem Testamente, vom Testator selbst rechtens aufgehoben worden sei. Für den Sonnabend bot er die Schlacht an; er wählte den Tag seiner Geburt, vielleicht weil er ihn für einen Glückstag hielt, vielleicht auch, weil er ganz eins sein wollte mit seinem Schicksal.

Gyrth, sein Bruder, wollte die Schlacht für ihn schlagen, um den König zu retten, der auch nach einer Niederlage von London aus sein Reich hätte verteidigen können; auch sollte der durch den Eid Gebundene das Gericht Gottes nicht herausfordern, indem er gegen Herzog Wilhelm kämpfte. Aber in der Entscheidung, die unumgänglich war, sollte ein Höherer entscheiden, in die Herzen blickend, nicht auf die Schuld. Der König kannte sein Land und war eins mit ihm; er kannte am besten den Ort, wo er dem Feinde begegnen konnte. So zog er südwärts durch die grünen Hügel und Weiden Kents und durch den Wald der Küste zu; es wurde erzählt, daß der Turm einer Kirche, in die er unterwegs eingetreten war, um zu beten, hinter ihm eingestürzt sei. Wenige Meilen von der See, auf dem Hügel von Senlac, der sich quer über die von Hastings nach London führende Straße wie ein Sperriegel legte, stellte er sein Heer auf; in der Mitte, hart an der Straße, wo der Hügel am höchsten war, pflanzte er die Standarte von Wessex ein, auf der ein goldener Drache leuchtete, und daneben die Königsstandarte, die einen in den Kampf ziehenden Krieger zeigte. Die Housekarlen umstanden die Feldzeichen mit ihren Äxten, leichter Gewaffnete bildeten die Flügel; Gräben und dreifache Palisaden, die in die Hänge eingerammt waren, umzogen das Heer, dessen vorderstes Treffen, Schild an Schild haltend, sich zu einem lebendigen Eisenwall

zusammenfügte. So ließen sie die Normannen, die in der Morgenfrühe des Spätherbsttages auf dem hügeligen Gelände eilig auf und nieder zogen, herankommen, die laufenden Bogenschützen und die Reiter, die ihre schweren Rüstungen abgelegt hatten und sie nun hastig umschnallten; Herzog Wilhelm und sein Bruder, der Bischof Odo von Bayeux, erschienen, vom päpstlichen Banner überweht und eisenbeschlagene Keulen tragend, in der Mitte. Das englische Heer stand unbewegt, der König wollte allein sein Land verteidigen, er hatte den Krieg nicht gesucht wie der Angreifer; nur um alten Rechtes willen, das er vertrat, sperrte er dem Feinde den Weg mit der alten Waffe, der zweihändigen Axt, die er, unter dem Königsbanner stehend, bereit hielt.
Vor dem französischen Reiterheer stand das Fußvolk der Insel auf seiner Höhe; beide Heere hatten zum Herrn gefleht, der Herzog am Morgen noch die Messe gehört, das Sakrament empfangen, der Bischof von Bayeux in der Nacht die Kreuzzugsbegeisterung geschürt; beide Heerführer sprachen zu den Ihren zum letzten Mal von ihrem Recht, von der Schuld des andern; sie gelobten sich Gott an, in dessen Namen sie zu kämpfen und zu sterben bereit waren.
Dann keuchte das normannische Fußvolk den Hügel empor, gedeckt von einem Pfeilschauer, die Palisaden niederzureißen; aber die Wucht der von oben geschleuderten Steine und Wurfspeere warf sie zurück; am Schildwall versagte der Ansturm der nachdrängenden Reiter, deren Lanzen und Kurzschwerter nichts ausrichteten; der linke Flügel der Angreifer, der von Bretonen und andern Hilfsvölkern gestellt wurde, floh, riß die Mitte nach; im Getümmel, das den Hang hinabstrudelte, wurde der Herzog sichtbar, der sich den Helm vom Kopfe riß, um zu zeigen, daß er noch lebe, und mit einem aufgegriffenen Speer die Fliehenden zurückjagte. Da wendeten sich die Bretonen plötzlich gegen ihre Verfolger, die, gegen den strengen Befehl ihres Königs, im Übermut des Sieges ihre Stellung verlassen hatten; eine Lücke klaffte im Schildwall auf dem rechten englischen Flügel und schloß sich

wieder. – Zum zweiten Mal führte Wilhelm seine Normannen gegen die lebendige Festung; er drang, die eisenbeschlagene Keule schwingend, bis zum Schildwall vor, fiel von dem durch einen Wurfspeer getöteten Pferd, schlug Gyrth, des Königs Bruder nieder und suchte diesen selbst; er machte sich wieder beritten, indem er einen französischen Ritter, der ihm sein Roß verweigerte, niederschmetterte, und verlor sein Tier noch einmal; indessen brach unter dem Druck des rechten normannischen Flügels die Umzäumung ein; aber die Eindringenden wurden von den Äxten zermalmt; der Schildwall stand. – Da besann sich der Herzog auf die List von Arques und auf die Flucht der Bretonen nach dem Scheitern des ersten Angriffs; er ließ sie wieder fliehen und lockte die Engländer vom westlichen Hange des Hügels, der am leichtesten ersteigbar war, herab; über die erklommene Höhe hinweg stürmten die Normannen von Westen gegen den goldenen Drachen. Aber Schilde und Äxte gaben nicht nach; fester zog sich der Ring der Gepanzerten zusammen, so daß selbst die Toten nicht niederfallen konnten; und auch als der Herzog seinen Bogenschützen befahl, die Pfeile in die Luft zu schießen, so daß die schweren Bolzen von oben niederstürzten, wankte der Wall nicht, in dessen Mitte der König die zweihändige Axt führte. Der umdrängte Haufe der Geharnischten unter den Bannern stand noch im Zwielicht des Oktobertages, von den Pfeilschauern wie von Nebelschwaden überweht, als sollte der Verlust der Hoffnung noch nicht den Mut vernichten; da bohrte sich ein Pfeil in das rechte Auge des Königs; er faßte danach, brach den Schaft ab, fiel vor der Standarte zu Boden, und die Meute normannischer Ritter machte sich über ihn und die Fahnen her; sie rissen das Königsbanner nieder, entführten den Drachen von Wessex, dann, in der viehischen Wut eines vielstündigen Kampfes, durchbohrten sie die Brust des noch atmenden Königs, enthaupteten ihn, hieben ein Bein ab, rissen den Leib auf und verstreuten die Eingeweide. Noch widerstand der Adel auf dem Schlachthügel, doch nur um den Tod zu finden, während die Geringeren flohen; aber auch sie

wendeten sich noch einmal in der namenlosen Erbitterung der verebbenden Schlacht, als hinter ihnen die normannischen Ritter über einen steilen Hang hinweg Hals über Kopf in den Sumpf schossen und schlugen, selbst als Besiegte, die Feinde tot.
Als die Frauen der Umgegend um die Erlaubnis baten, die Leichname ihrer Gefallenen bestatten zu dürfen und diese erhielten, kam auch die Dänin Gytha, Harolds Mutter, die bei Stamfordbridge ihren aufrührerischen Sohn Tostig und bei Hastings mit Harold auch ihre Söhne Gyrth und Leofric verloren hatte, und bat um den Leichnam ihres königlichen Sohnes, um ihn mit kirchlichen Ehren zu bestatten. Aber Wilhelm der Bastard schlug ihre Bitte ab; der Thronräuber, gegen den Gott selbst entschieden hatte bei Hastings, verdiente kein christliches Grab; gegen ihn war das Recht, er war schuldig am Blute aller, die hochgeschichtet auf dem Hügel von Senlac lagen; Gott selbst hatte ihn verdammt, Rom ihn ausgestoßen. Und als sie dann doch nach dem Leichnam des Helden suchten, um ihn wenigstens den Raben und den Geiern zu entreißen und in der Erde zu bergen, da erinnerten sie sich Eadgyths wieder, die Schwanenhals genannt wurde und die Geliebte des Herrn gewesen war, und riefen sie auf das Schlachtfeld. Sie erkannte den verstümmelten Leichnam an Zeichen, von denen nur die Liebe wußte, und folgte dem in ein purpurnes Tuch geschlagenen Toten zur letzten Ruhestätte auf den Höhen von Hastings. Nur aufgeschichtete Steine bezeichneten an der Küste das Grab des Königs, der sein Land nicht hatte retten können, weil Gott ihm seine Gnade verweigert hatte.

*

Bettina von Arnim an Goethe

Die Mutter ist listig, wie sie mich zum Erzählen bringt; so sagt sie: Heute ist ein schöner Tag, heut geht der Wolfgang gewiß nach seinem Gartenhaus, es muß noch recht schön da sein, nicht

wahr, es liegt im Tal? – Nein, es liegt am Berg, und der Garten geht auch bergauf, hinter dem Haus, da sind große Bäume, von schönem Wuchs und reich belaubt. – So! und da bist du abends mit ihm hingeschlendert aus dem römischen Haus? – Ja, ich habs Ihr ja schon zwanzigmal erzählt. – So erzähls noch einmal. Hattet ihr denn Licht im Haus? – Nein, wir saßen vor der Tür auf der Bank, und der Mond schien hell. – Nun! und da ging ein kalter Wind? – Nein, es war gar nicht kalt, es war warm und die Luft ganz still, und wir waren auch still. Die reifen Früchte fielen von den Bäumen; er sagte: da fällt schon wieder ein Apfel und rollt den Berg hinab; da überflog mich ein Frostschauer. – Der Wolfgang sagte: Mäuschen, du frierst, und schlug mir seinen Mantel um, den zog ich dicht um mich, und seine Hand hielt ihn fest, und so verging die Zeit – und wir standen beide zugleich auf und gingen Hand in Hand durch den einsamen Wiesengrund; – jeder Schritt klang mir wieder im Herzen, in der lautlosen Stille, – der Mond kam hinter jedem Busch hervor und beleuchtete uns, – da blieb der Wolfgang stehen und lachte mich an im Mondglanz und sagte zu mir: Du bist mein süßes Herz, und so führte er mich bis zu seiner Wohnung, und das war alles. – „Und das waren goldne Minuten, die keiner mit Gold aufwiegen kann, sagte die Mutter, und die sind nur dir beschert, und unter Tausenden wirds keiner begreifen, was dir für ein Glückslos zugefallen ist; ich aber versteh es und genieße es, als wenn ich zwei schöne Stimmen sich singend Red und Antwort geben hörte über ihr verschwiegenstes Glück."
Da holte mir die Mutter Deinen Brief und ließ mich lesen, was Du über mich geschrieben hast, daß es Dir ein großer Genuß sei, meine Mitteilungen über Dich zu hören; die Mutter meint, sie könne es nicht, es läg in meiner Art zu erzählen, das Beste.
Da hab ich Dir nun diesen schönen Abend beschrieben.
Ich weiß ein Geheimnis: wenn zwei miteinander sind und der göttliche Genius waltet zwischen ihnen, das ist das höchste Glück.

Adieu, mein lieber Freund.

Die Mutter ist nun immer gar zu vergnügt und freundlich, wenn ich von meinen Streifereien komme; sie hört mit Lust alle kleinen Abenteuer an, ich mache denn nicht selten aus klein groß, und diesmal war ich reichlich damit versehen, da nicht nur allein Menschen, sondern Ochsen, Esel und Pferde sehr ausgezeichnete Rollen dabei spielten. Du glaubst nicht, wie froh es mich macht, wenn sie recht von Herzen lacht. Mein Unglück führte mich gerade nach Frankfurt, als Frau von Staël durchkam, ich hatte sie schon in Mainz einen ganzen Abend genossen, die Mutter aber war recht froh, daß ich ihr Beistand leistete, denn sie war schon preveniert, daß die Staël ihr einen Brief von Dir bringen würde, und sie wünschte, daß ich die Intermezzos spielen möge, wenn ihr bei dieser großen Katastrophe Erholung nötig sei. Die Mutter hat mir nun befohlen, Dir alles ausführlich zu beschreiben; die Entervue war bei Bethmann-Schaaf, in den Zimmern des Moritz Bethmann. Die Mutter hatte sich – ob aus Ironie oder aus Übermut, wunderbar geschmückt, aber mit deutscher Laune, nicht mit französischem Geschmack, ich muß Dir sagen, daß, wenn ich die Mutter ansah, mit ihren drei Federn auf dem Kopf, die nach drei verschiedenen Seiten hinschwankten, eine rote, eine weiße und eine blaue – die französischen Nationalfarben, welche aus einem Feld von Sonnenblumen emporstiegen, – so klopfte mir das Herz vor Lust und Erwartung; sie war mit großer Kunst geschminkt, ihre großen schwarzen Augen feuerten einen Kanonendonner, um ihren Hals schlang sich der bekannte goldne Schmuck der Königin von Preußen, Spitzen von altherkömmlichem Ansehen und großer Pracht, ein wahrer Familienschatz verhüllte ihren Busen, und so stand sie mit weißen Glacéhandschuhen, in der einen Hand einen künstlichen Fächer, mit dem sie die Luft in Bewegung setzte, die andre, welche entblößt, war ganz beringt mit blitzenden Steinen, dann und wann aus einer goldnen Tabatiere mit einer Miniatüre von Dir, wo Du, mit hängenden Locken gepudert, nachdenklich den Kopf auf die Hand stützest, eine Prise nehmend.

Die Gesellschaft der vornehmen älteren Damen bildete einen Halbkreis in dem Schlafzimmer des Moritz Bethmann; auf purpurrotem Teppich in der Mitte ein weißes Feld, worauf ein Leoparde, – sah die Gesellschaft so stattlich aus, daß sie wohl imponieren konnte. An den Wänden standen schöne schlanke indische Gewächse, und das Zimmer war mit matten Glaskugeln erleuchtet; dem Halbkreis gegenüber stand das Bett auf einer zwei Stufen erhabenen Estrade, auch mit einem purpurnen Teppich verhüllt, an beiden Seiten Kandelaber. Ich sagte zur Mutter: die Frau Staël wird meinen, sie wird hier vor Gericht des Minnehofs zitiert, denn dort das Bett sieht aus wie der verhüllte Thron der Venus. Man meinte, da dürfte es manches zu verantworten geben. Endlich kam die Langerwartete durch eine Reihe von erleuchteten Zimmern, begleitet von Benjamin Constant, sie war als Corinna gekleidet, ein Turban von aurora- und orangefarbener Seide, ein ebensolches Gewand mit einer orangen Tunika, sehr hoch gegürtet, so daß ihr Herz wenig Platz hatte, ihre schwarzen Augenbrauen und Wimpern glänzten, ihre Lippen auch von einem mystischen Rot; die Handschuh waren herabgestreift und bedeckten nur die Hand, in der sie das bekannte Lorbeerzweiglein hielt. Da das Zimmer, worin sie erwartet war, so viel tiefer liegt, so mußte sie vier Treppen herabsteigen. Unglücklicher Weise nahm sie das Gewand vorne in die Höh statt hinten; dies gab der Feierlichkeit ihres Empfangs einen gewaltigen Stoß, denn es sah wirklich einen Moment mehr als komisch aus, wie diese ganz in orientalischen Ton überschwankende Gestalt auf die steifen Damen der tugendverschworenen Frankfurter Gesellschaft losrückte. Die Mutter warf mir einige couragierte Blicke zu, da man sie einander präsentierte. Ich hatte mich in die Ferne gestellt, um die ganze Szene zu beobachten. Ich bemerkte das Erstaunen der Staël über den wunderbaren Putz und das Ansehen Deiner Mutter, bei der sich ein mächtiger Stolz entwickelte. Sie breitete mit der linken Hand ihr Gewand aus, mit der rechten salutierte sie, mit dem Fächer spielend, und

indem sie das Haupt mehrmals sehr herablassend neigte, sagte sie mit erhabener Stimme, daß man es durchs ganze Zimmer hören konnte: „Je suis la mère de Goethe!“ „Ah, je suis charmeé“, sagte die Schriftstellerin, und hier folgte eine feierliche Stille. Dann folgte die Präsentation ihres geistreiches Gefolges, welches eben auch begierig war, Goethes Mutter kennen zu lernen. Die Mutter beantwortete ihre Höflichkeiten mit einem französischen Neujahrswunsch, welchen sie mit feierlichen Verbeugungen zwischen den Zähnen murmelte, – kurz, ich glaube die Audienz war vollkommen und gab einen schönen Beweis von der deutschen Grandezza. Bald winkte mich die Mutter herbei, ich mußte den Dolmetscher zwischen beiden machen; da war denn die Rede nur von Dir, von Deiner Jugend, das Porträt auf der Tabatiere wurde betrachtet; es war gemalt in Leipzig, eh Du so krank warst, aber schon sehr mager, man erkennt jedoch Deine ganze jetzige Größe in jenen kindlichen Zügen und besonders den Autor des Werthers. Die Staël sprach über Deine Briefe, und daß sie gern lesen möchte, wie Du an Deine Mutter schreibst, und die Mutter versprach es ihr auch; ich dachte, daß sie von mir gewiß Deine Briefe nicht zu lesen bekommen würde, denn ich bin ihr nicht grün; sooft Dein Name von ihren nicht wohlgebildeten Lippen kam, überfiel mich ein innerlicher Grimm; sie erzählte mir, daß Du sie Amie in Deinen Briefen nenntest; ach, sie hats mir gewiß angesehen, daß dies mir sehr unerwartet kam; ach, sie sagte noch mehr. – Nun riß mir aber die Geduld; – wie kannst Du einem so unangenehmen Gesicht freundlich sein? – Ach, da sieht man, daß Du eitel bist. – Oder sie hat auch wohl nur gelogen! – Wär ich bei Dir, ich litts nicht. So, wie Feen mit feurigen Drachen, würd ich mit Blicken meinen Schatz bewachen. Nun sitz ich weit entfernt von Dir, weiß nicht, was Du alles treibst, und bin nur froh, wenn mich keine Gedanken plagen.
Ich könnte Dir ein Buch schreiben über alles, was ich an den acht Tagen mit der Mutter verhandelt und erlebt habe. Sie konnte kaum erwarten, daß ich kam, um alles mit ihr zu rekapi-

tulieren. Da gabs Vorwürfe; ich war empfindlich, daß sie auf ihre Bekanntschaft mit der Staël einen so großen Wert legte; sie nannte mich kindisch und albern und eingebildet, und was zu schätzen sei, dem müsse man die Achtung nicht versagen, und man könne über eine solche Frau nicht wie über eine Gosse springen und weiterlaufen; es sei allemal eine ausgezeichnete Ehre vom Schicksal, sich mit einem bedeutenden und berühmten Menschen zu berühren. Ich wußte es so zu wenden, daß mir die Mutter endlich Deinen Brief zeigte, worin Du ihr Glück wünschest, mit diesem Meteor zusammen zu stoßen, und da polterte denn alle ihre vorgetragene Weisheit aus Deinem Brief hervor. Ich erbarmte mich über Dich und sagte: Eitel ist der Götterjüngling; er führt den Beweis für seine ewige Jugend. – Die Mutter verstand keinen Spaß; sie meinte: ich nehme mir zu viel heraus, und ich soll mir doch nicht einbilden, daß Du ein anderes Interesse an mir habest, als man an Kindern habe, die noch mit der Puppe spielen; mit der Staël könntest Du Weltweisheit machen; mit mir könntest Du nur tändeln. Wenn die Mutter recht hätte? – wenns nichts wär mit meinen neu erfundenen Gedanken, von denen ich glaubte, ich habe sie alleine? – Wie hab ich doch in diesen paar Monaten, wo ich am Rhein lebte, nur bloß an Dich gedacht. – Jede Wolke hab ich um Rat gefragt, jeden Baum, jedes Kraut hab ich angesprochen um Weisheit; und von jeder Zerstreuung hab ich mich abgewendet, um recht tief mit Dir zu sprechen. O böser, harter Mann, was sind das für Geschichten? Wie oft hab ich zu meinem Schutzengel gebetet, daß er doch für mich mit Dir sprechen soll, und dann hab ich mich still verhalten und die Feder laufen lassen. Die ganze Natur zeigte mir im Spiegel, was ich Dir sagen soll; wahrhaftig, ich habe geglaubt, alles sei von Gott so angeordnet, daß die Liebe einen Briefwechsel zwischen uns führt. Aber Du hast mehr Zutrauen in die berühmte Frau, die das große Werk geschrieben hat sur les passions, von welchem ich nichts weiß. – Ach glaub nur, Du bist vor die unrechte Schmiede gegangen, Lieben: das allein macht klug ... Bettine.

Hans Carossa / Porzellan

Aus einer Tagebuchdichtung

Auf zehn Uhr war die Besichtigung der Porzellanfabrik angesetzt. Wir legten die halbe Stunde zu Fuß zurück. Von einem leichten Morgenregen rauchten die Wälder. „Die Hasen backen Brot," sagte Barbara, „es wird weiterregnen am Nachmittag." Sie hatte ihr schönstes Kleid angezogen und beschenkte alle Kinder, die uns begegneten. Zwischen dicken viereckigen Mauertürmen hängt ein Holzgatter; durch dieses gelangen wir in den großen Park, der die Gebäude umgibt. Schmale Wege laufen auf eine haushohe weiße Porzellanvase zu, die sich mitten in einem Blumengarten erhebt. Ich erkannte in ihr das hübsche Signet jener ovalen Siegelmarke wieder, mit welcher die Freundinnen ihre Briefe verschließen. Von hier gehen wie Fächerstäbe Rabatten aus; mit Geruch des nassen Laubes mischten sich Düfte violetter Verbenen und weißer weinrot gestrichelter Nelken. Seitwärts fließt ein Kanal mit gelbem Wasser an hoher efeubewachsener Mauer hin; von dieser äugen Majolikapapageien herab, grüne, blaue und in der Mitte ein rosenpurpurner mit goldgezeichneten Federn. In der Lindenallee, die sich bis zum Haupteingang erstreckt, stehen Figuren, gleichfalls aus Majolika, aber nicht farbig, sondern weiß. Wären es Götter oder Könige, so sähe man sie vielleicht gar nicht an; doch sind es modisch gekleidete Männer und Frauen unserer Tage, die da weißglänzend im Schattengrün stehen, einige sogar in Sportkostümen, und diese Nachahmung unserer Alltäglichkeit macht sie gespenstisch. Arbeiter trugen hohe Ladungen starker Tonringe vor uns her in die Fabrik hinein, an deren Eingang uns Herr Hilger erwartete. Dieser machte mich mit vielem Neuen bekannt, wovon ich gleich einiges aufzeichnen will. Daß mich das Ganze freilich so sehr erregen, daß ich es wie eine lebendige Schöpfung empfinden würde, an der ich am liebsten mitschaffen möchte, das hätte noch vor wenigen Tagen der beste Erklärer nicht in mir bewirkt.

Ohne den dunklen Grund von Zersetzung und Gärung scheinen auch die reinen geistigen Eigenschaften des Porzellans nicht vollkommen zu werden. Wochenlang muß die Masse, sobald sie durch Filterpressen entwässert ist, im Keller faulen, um die höchsten Grade der Gestaltbarkeit zu erreichen. Als ich mich darüber verwunderte, lächelte Hilger und erzählte sagenhafte Dinge aus dem alten China. Dort habe man die Porzellanmischungen Jahrzehnte hindurch der Gärung überlassen und so eine unerhörte Feinheit erzielt. Nun besichtigten wir die Schlagmaschinen, wo der abgelagerte Brei noch einmal durchgeknetet und von den letzten Wasser- und Luftresten befreit wird. Hernach kamen wir in den Raum, wo Teller und Schüsseln gemacht werden. Ein Teller, der aus der drehenden Formerhand kommt, ist elastisch wie Gummi; er muß lange trocknen, muß zuletzt sogar verglühen, um so porös zu werden, daß er die halbflüssige milchige Glasiermischung, die man Schlicker nennt, gierig aufnimmt.
Alles Feuchte ist grau; je mehr es trocknet, um so weißer wird es. Aus der Tatsache, daß jedes geformte Stück beim Eintrocknen ein wenig schwindet, suchte mir der Führer zu erklären, wieviel bei diesem Vorgang verloren gehen kann. Ist nämlich die Masse nicht ganz gleichmäßig beschaffen, so erfolgt auch dieses Eingehen in verschieden starken Graden, und es gibt Sprünge. An einem Fenster sahen wir Sibylle stehen. Sie zog Tassen durch die Glasiermilch und stellte sie vorsichtig auf Untersätze von Gips. Barbaras Begrüßungsfreude war groß; die Freundin aber lächelte nur und unterbrach ihre Tätigkeit nicht, versprach jedoch, sich später uns anzuschließen. Durch die Wanderung ist sie erfrischt und gebräunt; ich spürte noch stärker als sonst, wie leicht und rein die Elemente ihres Wesens ineinandergreifen; ihre Figur wird keine Sprünge bekommen, wenn sie einmal altert.
„Das werden besonders kostbare Tassen, die durch Sibylles Hände gehen", bemerkte Barbara leise; „sie hilft aber nur gelegentlich aus, verpflichtet ist sie zu nichts, ein Mensch wie sie muß frei sein."

An den anderen Fenstern saßen junge Leute in weißen Kitteln, verschiedenartig beschäftigt. Einer klebte mit Schlicker ein Schweifchen an ein Pferd; ein anderer schnitt rautenförmige Stückchen aus dem breiten Saum eines Tellers und zeigte so, wie die zierlich durchbrochenen Teile des Porzellans entstehen. Auf den Stufen hoher Gestelle sind weiße Telegraphenglocken übereinander geschichtet; gegenüber stehen ganze Völker von Reitern, Jägern, Wanderburschen, Tigern, Katzen und Mäusen, – alles billige Dutzendware sicherlich; nie hätte ich dergleichen sonst beachtet; nun aber lächelt mich jedes dieser Geschöpfchen wie ein blutsverwandtes Wesen an. Freilich würde man sich alles anders wünschen, freier, lebendiger, schöner. Echte kleine Kunstgebilde zu erzeugen, sollte es nicht möglich sein in diesem großen einsamen Betrieb, der einem alten Sehnen der Seele so mächtig entgegenkommt? Schon beneidete ich ja jeden Angestellten um seinen stillen mitschöpferischen Platz; der Wunsch, nicht müßig hier herumzugaffen, sondern tätig zu sein, wenn auch als Lehrling, bewegte mich so, daß ich ihn schließlich äußerte. Barbara lachte; sie ist in viel zu glücklicher Stimmung, um dergleichen ernst zu nehmen.

Der Führer war zurückgeblieben, um Anordnungen zu treffen, holte uns jedoch wieder ein, während wir durch einen Hof in das nächste Gebäude hinübergingen. Hier ist ein großes Gelaß zu einem Drittel von dem Ofen eingenommen. Es gibt einen alten Stich, der auf naive Weise den babylonischen Turm darstellt; ich dachte daran beim Anblick dieses Ofenungeheuers. Es besteht aus mehreren Stockwerken; von acht Seiten strömen durch Kanäle die Flammen hinein. Bei tausend Grad entstehen die Glühscherben, die noch porös und rauh sind; aber die Glut muß bis zu vierzehnhundert gesteigert werden. Um die Gegenstände vor der unmittelbaren Feuerwirkung zu schützen, wird jeder einzelne in eine Kapsel aus feuerfestem Ton eingeschlossen. Wichtig ist es, den Ofen bis zum letzten Winkel zu füllen; es gibt sonst keinen gleichmäßigen Brand. Hilger fragte, ob uns die heiße Luft lästig

sei; Barbara verneinte es, und auch ich versicherte, mich wohl zu fühlen; doch entsprach es nicht ganz der Wahrheit. Eigentlich setzte mir die Sphäre des gewaltig arbeitenden Läuterungsofens gleich empfindlich zu; es war, als zöge er die Seele aus dem Leib heraus in seine Glut hinein. Wie beneidete ich die Arbeiter, die ihn bedienten! Ihnen, den Tätigen, kann er, so scheint es, nichts anhaben. Jetzt aber gelangten wir in den kühleren Raum, wo die Farben eingebrannt werden. Dazu genügen achthundert Grad. Manche Farben halten auch diese Temperatur nicht aus; namentlich Gold verbrennt bei starker Erhitzung leicht. Über breite Stufen stiegen wir zu dem langen, von Terpentin und Nelkenöl durchdufteten Saal der Maler hinauf. Sie saßen in Leinenmänteln an kleinen Fenstertischen und versahen Teller, Vasen und Figuren mit Bildern. Die Gewandtheit, mit welcher sie in wenigen Minuten eine Unzahl Schmetterlinge, Käfer, Gräser und blühende Zweige auf das Porzellan hinpinseln, hat etwas von Zauberei. Hilger bezeugte, daß eine solche Fertigkeit nur in vielen Jahren erworben werde, auch besitze jeder von diesen Kunstgewerblern seine eigene Handschrift, er wenigstens vermöge von jedem neuen Stück bestimmt zu sagen, wer es bemalt habe. „Sie werden aber gleich", setzte er leise hinzu, „in einem anderen Saal das begonnene Werk eines wirklichen Künstlers bewundern. Er läßt sich nicht gern bei der Arbeit zusehen, und wir müssen die halbe Stunde abwarten, die er drüben in der Kantine beim Mittagessen verbringt."

Auf den letzten Plätzen saßen alte Frauen, die man für taub halten konnte; ohne zu grüßen oder auch nur aufzublicken, hielten sie die grauen Häupter über ihr Tun gebeugt. Die Gefäße, die von ihnen behandelt werden, haben zunächst schmutzig braungelbe Ränder, und es klang märchenartig, als ich vernahm, diese Mißfarbe sei das Gold, das unerkannt bleiben wolle, was ihm aber nichts helfe; denn die Greisinnen reiben es unerbittlich mit Stiften von Blutstein oder Achat, bis es sich auf einmal nicht mehr halten kann und seinen Sonnenglanz entläßt.

Nun aber gesellte sich Sibylle zu uns. „Ich habe euch etwas mitgebracht", flüsterte sie bedeutsam und drückte jedem von uns beiden einen kleinen Stein in die Hand. „Es sind Bruchstücke von Serpentingestein; über solches bin ich gestern Stunden lang gegangen." Die Wanderung durch Böhmen scheint sie sehr froh gemacht zu haben; sie ist auch zu großen Lagern von Porzellanerde gekommen und meint, es gebe nirgends in der Welt eine schönere. Versonnen betrachtete Barbara ihren schwarz-grünlich schuppigen Steinbrocken; dieses Mitbringsel freute sie augenscheinlich ungemein, und so freute ich mich denn auch, mußte mich aber doch an gewisse elbische Geister erinnern, die, wie man sagt, mit Vorliebe die unscheinbarsten Dinge verschenken. Wohl dem, der sie dankbar annimmt, sie verwandeln sich später meistens in Gold.

Jetzt aber brannte Hilger darauf, mir die großen Vitrinen zu zeigen, worin die geglücktesten Erzeugnisse der Fabrik verwahrt sind, welche das Werk seit neunzig Jahren hervorgebracht hat, Gegenstände, von denen die meisten gar nicht mehr in den Handel kommen. Da sieht man porzellanene Schachbretter mit bunten Königen und Bauern, ferner Tafelgeschirre mit Blumen und Fruchtzweigen bemalt; aber die Früchte werden nach außen hin zu Reliefen und überragen als plastische Gebilde den Rand. Weithin schimmert eine kostbare Wiederkehr vergoldeter Leuchter, mit Sternchen von Platin geschmückt; dahinter lächeln Gärtnerinnen mit gelben Hüten, die Schürzen voll Veilchen. Abgesondert stehen Vasen mit jenen wundersamen Kristallglasuren, deren Zeichnung dem Spiel der Flammen überlassen wird. Es gibt alte Teetassen, dünn wie Eierschalen und durchscheinend wie trübes Eis; doch sprachen sie mich weniger an, als die königsblauen goldgesäumten Kaffeetassen mit ausgesparten Halmen in Weiß und Gold. Zu sehr muß ich mein Entzücken gezeigt haben. „Wollen wir ihm nicht eine schenken?" sagte Sibylle halblaut zu Barbara, und „Ja, das tun wir!" bekräftigte diese. Hilger erschrak vor so viel Gunst, faßte sich aber, als die Freundinnen seine Zu-

stimmung erbaten, was doch wohl nur aus Höflichkeit geschah. „Kaufen könnte sich solch ein Ding ja heutzutage doch niemand mehr", setzte er, sich tröstend, hinzu. Es wäre für mich wohl schicklich gewesen, die große Gabe abzulehnen; aber mir war wieder so heiß geworden wie vor dem babylonischen Ofenturm; das Herz ließ ein paar Schläge aus und suchte dann die Versäumnis mit ungeschickten Anstrengungen nachzuholen. Der Leiter betrachtete mich mit gefurchter Stirn und fragte, ob mir ein Glas Wermut angenehm wäre. Er winkte einen Angestellten herbei; aber Barbara selbst lief wie ein kleines wildes Mädchen hinaus und über die Stiege hinab, um den Wein zu holen. „Sie sind ganz blaß geworden," bemerkte Sibylle, – „bedeutet es Ihnen wirklich so viel, daß Sie nun Ihren Mokka nicht mehr aus unseren irdenen Schalen trinken müssen?" Sie hatte einen Finger im Henkel und ließ die Tasse schwingen; dann schnippte sie mit zwei anderen Fingern daran, es gab einen hellen, fast gläsernen Ton. – „Es kann auch nicht jeder den scharfen Balsamgeruch vertragen", meinte Hilger und ließ alle Fenster öffnen.

Barbara kam zurück, und ich folgte den Freundinnen in das Zimmer, wo von Zeit zu Zeit der Aufsichtsrat seine Sitzungen abhält. Heute war es leer. Außer einem länglichen Tisch und etlichen Stühlen hat es wenig Einrichtung. An einer Wand hängen Bilder von Barbaras Eltern und Großeltern; gegenüber glänzen die goldenen Preismedaillen, die sich das Unternehmen im Lauf der Jahre erworben. Die Mädchen waren in ein Gespräch über die körperlichen Übungen geraten, die ihnen so viel bedeuten. Sibylle scheint ein wenig zu befürchten, Barbaras turnerischer Eifer könnte sich vermindert haben. Während ich einige Gläschen leerte, stellten sich die beiden auf einmal nebeneinander, blickten andächtig zum Himmel, erhoben hoch die Arme und senkten sie dann, indem sie, bei gestreckten Knieen, langsam den Rumpf beugten, bis die Handflächen dem Fußboden auflagen. Vom Wein ermutigt stand ich auf und ahmte die Bewegung nach, erreichte aber nicht einmal mit den Fingerspitzen ganz den Boden und vermochte

die kleine Spanne mit keiner Anstrengung zu überwinden. Jetzt aber klopfte Hilger, winkte herein und entführte mich durch einen langen Gang zu dem entlegensten der Säle. Am Eingang mußte ich stehen bleiben; denn drinnen war der ganze Fußboden, bis zur Schwelle heran, mit Kacheln, teils leeren, teils bemalten, überdeckt. Ein wahres Weltbilderbuch scheint hier entstehen zu wollen. „Der Künstler hat versprochen, das Ganze in drei Wochen zu vollenden", erklärte Hilger. „Die Tanzraum-Wände eines riesigen Ozeandampfers sollen mit diesen Kacheln ausgelegt werden, – der größte Auftrag, den wir seit dem Krieg erhalten haben."

Man konnte zuerst an eine Landkarte denken. Die Meere ruhen wie von Ewigkeit; Strand und Land sind erst im Auftauchen. Mitten im blauesten Ozean, wie das Blatt einer Seerose, liegt eine grüne Insel; hier bedrohen sich Tiger und Elefanten, und nackte Mänaden rasen dem Ufer zu, wo braune Mönche einem Schiff entsteigen. Am Festlandufer ist ein Vulkan fast ausgeführt, aber nicht, wie man es gewöhnlich sieht, als behaglich qualmender ferner Berg; sondern ein Teil der Kraterwand ist abgetragen, man überblickt eine Strecke des grünlichgrauen Lavaschollengrundes, der da und dort noch raucht und aus tiefen Spalten die glühende Masse heraufscheinen läßt. Soweit ist alles naturgetreu; doch über den steilen Aschenkegel, der die Mitte einnimmt, flieht eine geisterhafte Wanderung unübersehbarer dunkler Völker schräg aufwärts in den Feuerqualm hinein, der dem unterirdischen Schlot entströmt. Hoch im Norden sind blühende Landschaften, die aber nach und nach einen eisengrauen Ton annehmen, und auf einmal bestehen ganze Städte, ja sogar das Laub der Wälder aus Metall. In einer anderen Gegend ziehen Krieger über gewölbte Brücken, Städte brennen, und aus fliegenden Geschwadern schillert Gift auf grüne Lande nieder. Frei im Himmel aber, wie mit Licht gezeichnet, schläft ein Kind in höchst unwirklichem Luftschiff. Aus einer Gondel, die der Mondsichel gleicht, wächst baumig stark ein Weinstock auf und verzweigt sich zur Sonne hin, die mit ihren Strahlen in das wundersame Fahrzeug hineingreift

und es durch den Äther trägt. Über den Wurzeln dieses Weinstockes, den Kopf in die Hand gelegt, ruht mit geschlossenen Augen das Kind. Von seinen flammenhellen Locken geht ein blauer Schein aus, der sich deutlich zart vom Azur unterscheidet. Und hier dringt einem die tiefe Seelenüberlegenheit des Künstlers ins Gefühl; man weiß auf einmal: diese ganze halb sichtbare, halb unsichtbare Welt samt Himmel und Erde, dies alles ist nur ein Traum des im Schlafe lächelnden Kindes.
Während nun der Blick zu den Einzelheiten der Festlandfläche zurückkehrte, legte sich auf jede meiner Schultern eine Hand. Es waren die Freundinnen; sie mahnten zum Weitergehen. Dicht neben dem Ausgang, in gewölbter Nische, steht ein Tischchen; darauf lagen unscheinbar drei faustgroße Steine, ein weißer kreidiger, ein alabasterheller fettglänzender und ein rötlichbrauner. „Das sind die Grundstoffe des Porzellans," erklärte mir Hilger, „Kaolin, Quarz und Feldspat. Ohne sie bestünde keins von den hübschen Dingen, die Sie heute gesehen haben."

*

Daß niemand weiß, was ihm die nächste Minute zutragen wird, ist natürlich; warum aber sogar in den Träumen, die doch aus der eigenen Seele kommen, das Unvorhergesehene geschieht, wie erklärt sich das? Wer ist auf dieser Bühne Spieler, und wer schaut zu? Letzte Nacht ängstigten mich Gesichte; doch wars immer, als hinderten mich nur Spinnwebfäden, eins zu werden mit der gewaltigen Bewegung der Welt. Ich war ein verbannter Fürst und ging durch meine frühere Hauptstadt. Es dämmerte stark; eine Truppe marschierte mit Musik die Straße herauf, durch die ich oft gefahren war, vom Volk umjubelt. Eine Fahne flatterte näher und näher im Fackelglanz. Es war Pflicht, sie zu grüßen, und zwar mit einer genau vorgeschriebenen Gebärde; wer diese unterließ, verfiel dem Tod. Ich wußte, daß unter den Heranmarschierenden sich auch mein Sohn befand, und sehnte mich, ihn zu sehen; aber die geforderte Form des Grußes fiel mir nicht

mehr ein. Das beste war, in eine Seitengasse einzubiegen, die ich kannte; aber wie es in Traumstädten geht: sie war nicht mehr da. Ich dachte mir eine Rede aus, die ich an die Abteilung halten wollte: „Liebe Zeitgenossen! Ehrwürdige Jugend!" wollte ich sagen, „ich bin nicht wert, von euch bestraft zu werden", – aber da streifte schon die Standarte mein Gesicht, und die sie trug, war Sibylle. Die Krempe ihres grauen Lederhutes, ihr Regenmantel, sogar ihre Schuhe waren mit porzellanenen Rosen besetzt. Ihr zur Seite schritt Barbara, gekleidet wie die Freundin, aber ohne Porzellanrosen. Mit der Linken hielt sie ein Fahnenband; mit der Rechten schlug sie die Trommel. Dann aber kamen lauter singende, lachende, rufende Knaben und Mädchen, alle mit Porzellanblumen. Sie hatten große Eile; niemand erwartete einen Gruß oder eine Ehrenbezeigung von mir, niemand bemerkte mich überhaupt.

*

Josef Mühlberger / Der Feldrain

Was ist denn schon viel an einem Feldrain, diesem dürren Stein- und Sandwall mit den spärlichen Kräutern und dem verdächtigen Geraschel und Geknister! Er ist etwas Nebensächliches, gewissermaßen Zufälliges am Weg entlang zwischen dem blauen Kornfeld und den breiten Wiesen, auf denen eben das erste Heu duftet. Man hat hier Steine aus den Feldern zusammengeworfen oder den Acker des Hanges durch eine Mauer dämmen müssen oder hat einen Fahrweg gebraucht – gleich hat sich allerlei Unkraut festgesetzt, das nicht einmal dicht genug wächst, daß man es abhaun könnte; die Sichel würde mit jedem Schlag eine Scharte bekommen. So ein Feldrain ist etwas richtig Nichtsnutziges.
Es ist wahr, es ist zunächst lange Zeit darauf nichts los: Schnee und Eis liegen noch zwischen den Steinen, wenn aus dem verwesenden Laub des Waldes längst die blauen Sterne des Leberblümchens leuchten und auf den feuchten Wiesen die Himmel-

schlüssel in üppigen Dolden stehen. Selbst zur Veilchenzeit, auch dann noch, wenn das weißliche Violett des Wiesenschaumkrautes alles Grün überdeckt, ist so ein Feldrain noch immer schmierig, grau und leblos. Seine Zeit kommt mit dem Sommer. So in den Tagen, wenn das Gras reif zu werden beginnt und die Wiesenblumen abblühen. Wenn dann die Landschaft hügelauf, hügelab einförmig grün zu werden anfängt, durchweht von den ersten Zeichen des Gilbens, erwacht der Feldrain. Da blüht alles langsam und bescheiden aus dem Sand und zwischen den Steinen hervor, darum vermögen auch Kraut und Blüte der größten Hitze zu trotzen. Ja, das kleine Zeug freut sich geradezu auf Dürre und Sonnenglut. An den Sand darf man gar nicht rühren, gleich fängt er an zu rieseln; so trocken ist er. Der Feldrain leuchtet vor Freude und Wohlbehagen. Die gelben Dolden der Wolfsmilch, der sommerblaue Günsel und die funkelnde Pechnelke, die fallen selbst dem auf, der flüchtig vorbeigeht. Aber unsichtbar regt sich ein vielfaches Leben: bescheidene Kräuter und Blüten, die klein und hart, aber zäh sind und lustig und munter bleiben, wenn die Landschaft, selbst bis in die Wälder hinein, matt und erschöpft liegt. Dann schlägt es uns aus dem Feldrain wie aus einem duftenden Bad entgegen. Der Thymian mit seinen bescheidenen Blütenflocken – weiß, zart rosa oder auch purpurrot – hat große Polster gebildet, aus welchen die Flämmchen der Steinnelke brechen, Mariä Tränen, wie sie das Volk nennt; stärker noch ist der Geruch von den Lavendelstengeln, darauf zwischen zwei, drei kleinen, mattgrünen Blättern vier, fünf und mehr zierliche, rötlichblaue Lippenblüten stehen: die Düfte des Thymians und Lavendels sind zugleich süß, bitter und herb und säuerlich; den süßesten Geruch strömt der Klee aus, weißer, gelber, roter; der gewöhnliche Steinklee ist hier auf dem kargen Sandboden ein anderer als auf Feld und Wiese; er ist purpurrot. Über ihm schweben, nur wie eine duftige Wolke, die schleierzarten, weißen Blüten des Labkrautes; sind sie gelb, dann duften sie honigsüß; dieses gelbe Labkraut nennt das Volk Unsrer Lieben Frauen Bettstroh.

Wer findet sich in dem Wirrwarr von rötlichblauem Ruprechtskraut, dunklen Kreuzblumen, Hirtentäschchen, Ehrenpreis, den silberweißen Stengeln und goldgelben Blüten des Fingerkrautes zurecht? Welch liebliche, duftende Wirrnis, durch welche sich die meterlangen Ranken der Ackerwinde („Unsrer Lieben Frauen Weinbecher" – fast alle Blumen hat das Volk in Beziehung zu Maria gesetzt–) und der verschiedenfarbigen Wicken schlängeln! Es müßte ein kleines Buch werden, die Blumenpracht eines solchen nichtsnutzigen Feldrains zu beschreiben! Wenn man erst von den kupfern oder grünspanig schillernden Eidechsen zwischen Halmgewirr und Steinbrocken, erst von den diamantfarbenen Schmetterlingen, die im brennenden Licht der Sonne über den Blüten ihre Flügel auseinanderbreiten, erzählen wollte! Und von den blauen Flämmchen, den roten Blutstropfen, den pechschwarzen Körnchen, den Käfern!

Zwischen der kahlen und heißen Dürre der Steine und des Sandes liegt, kaum eine Hand groß, dunkel, feucht und fruchtbar eine Ackerscholle. Sie mag mit einem Büschel verfilzter Wurzeln vom Feld hierher geworfen worden sein. Aber so etwas kann auch hier nicht müßig bleiben, es trägt einige schlanke Halme, die alles hoch überragen und auf denen die Kornähren im leichten Wind bedächtig schaukeln. Um dieses Stück guter Ackererde haben sich im Kranz Silberdisteln angesiedelt, vornehm und verhalten wie die Kornhalme, aber in bescheidenem Abstand. Beide schimmern in einem matten, kühlen Blau, beim Korn ist es goldgelb, bei der Distel silbern durchsponnen. – Ich erinnere mich des Altartuches, das ich in der Kapelle eines schwedischen Schlosses gesehen habe: auf zartblauem Grunde war mit silbernen Fäden eine Distelmusterung eingestickt. Es war ein sehr altes Tuch, und ich muß der sinnigen Hände, des Mädchens oder der Frau gedenken, die es gearbeitet haben mag. Dieses schlichte Muster zu dem heiligsten Amt aufgerufen, den Tisch des Herrn zu bedecken und zu zieren – welch schöner Einfall! Auf wie sanfte Art aber wandelt sich das unfaßbare Wunder der weihevollen Verwandlung auf



Das eingefrorene Posthorn
Aus Maria Distelis Münchhausen-Buch

diesem Tisch ins Faßbare, Schöne und Einfache zurück! Silberdisteln umstehen im Kranz die braunen Ähren des Kornes, wachsen zwischen Weinstöcken mit schweren blauen Reben. Das Unscheinbare ward Zierde des Größten, der lebendigen Nahrung des Leibes und der Seele. Ähre und Distel – welch ein versöhnliches Bild!

Am Abend, wenn es von den Wiesen feucht heraufschlägt und aus Wald und Kornfeld Kühle weht, erwachen die Düfte des Feldrains völlig, und den Steinen und dem Sand entströmt die Glut des Tages. Dann meint man: solche Feldraine mag es nur in Deutschland geben. Auf einem abendlich duftenden Feldrain müssen zum ersten Mal jene alten Volkslieder von Krauseminz und Siebenschön und rotem Klee gesungen worden sein. Der Feldrain mit seinem nutzlosen Blühen und Duften ist so recht der Ort der Liebe und des Singens! Dort, wo die Steine zu einem großen Haufen aufgeschüttet liegen, steht, ineinander verwachsen, seine Ranken übermütig auswerfend, mit etwas bleichen Blüten, der Wildrosenstrauch, daran sich der liebende Knabe verwundet hat...

Ganz anders ist es in der brütenden Mittagsglut auf dem Feldrain. Die gelben Schirme der Wolfsmilch sind jetzt schon abgeblüht, dafür wuchert ein anderes Gelb zwischen den Steinen: der Mauerpfeffer. Das ist schon in den ersten Tagen nach der Sonnenwende. Wenn auf dem Feldrain das Gelb vorzuherrschen beginnt, feiert der Sommer seine Hochzeit. Die roten Blumen, das sind die ersten; dann kommen die blauen, jetzt herrschen die gelben. Aber allenthalben ist ein feuriges Rot in länglichen Tropfen eingesprenkelt, die einzigen Früchte, die der karge Feldrain hervorbringt: Erdbeeren. Sie sind hier nicht so groß wie auf Waldhängen, wo der Boden feucht und beschattet ist; sie sind klein, dafür aber zuckersüß. Da meinen wir auch: diese kleine, rote Erdbeere müßte so etwas ausgesprochen Deutsches sein. Damals, als wir von unserer Wanderung zum Olymp aus brennend heißem Steingeklüft in schönen Fichtenwald kamen, wie wunderbar, wie selig und heimatvertraut berührte es uns, als wir in dem kühlen Gras Erdbeeren, rote, würzige Erdbeeren fanden!

Da sind wir auf einmal ganz von Erinnerungen südlicher Wandertage eingehüllt. Wir haben uns zurückgelegt, wir fühlen unter unseren Händen den heißen Sand, die heißen Steine, streicheln über das harte Grün des Thymians; die Sonne liegt brennend über uns; die Grillen zirpen; Duftwolken streichen über uns hin. Und da wir, in die weiße Glut blinzelnd, die Augen ein wenig öffnen, flammt es vor uns wie das goldhelle Braun einer Säule. Gluthitze, Duft und Grillenzirpen, das ist alles so, als rasteten wir, wohlig hingestreckt, am Fuße eines Tempels zwischen zerschlagenen Säulentrommeln.

... Wie das so durcheinanderklingt am abendlichen, am mittäglichen Feldrain! Bis in den toten Herbst hinein bleibt uns hier das Blühen und Duften treu. Selbst wenn das Heidekraut, das hier am farbigsten blüht, braun und räudig geworden ist, wenn in der Nacht schon Reif gefallen ist, sich aber tagsüber die Sonne noch einmal herbstselig und verschwenderisch über den Hang legt, rührt es sich zwischen den kalten Steinen und dem feuchten Sand, ein Duft steigt auf, stark und berückend, als verströme der Sommer seine letzte Süße.

*

Josef Mühlberger / Mohrenfalter

Hat das Schwarz von deinen Schwingen
eine lichte Hand gewischt,
daß sie nun die fremde Pracht
braunen Schmelzes Dämmernacht,
goldumsäumte Lichter tragen?
Sind in deinem Flügelschlagen
dunkle Schwere, leichtes Schweben,
taumelnd Traum und Tag gemischt?

Kamst du aus dem Reich der Schatten
in das irdische Sommerleuchten?

Liegt nicht lähmendes Ermatten
noch in deiner Schwingen Last?
Da sie sich zu süßer Rast
auf dem blauen Kelch ausbreiten,
bricht ein samtig dunkler Schimmer
durch den diamantnen Glast.

Taumelst weiter durch die Düfte,
ungewohnt und nicht ganz sicher,
doch schon erdentrunkner Gast.

Bote du aus jenen Reichen,
da sich Licht und Schatten finden
zu des Zwielichts weichem Dämmer;
wo sich Tag und Nacht versöhnen,
Tod und Leben sanft umwinden.

*

Heinrich Seuse / Wie manche Menschen unbewußt von Gott geführt werden

Es hatte sich ein wildes Gemüt bei seiner ersten Auskehr aus sich selbst verirrt in die Wege der Ungleichheit. Da begegnete ihm in geistlicher unsäglicher Erscheinung die Ewige Weisheit und führte den Menschen durch Süß und Sauer, bis sie ihn auf den rechten Pfad der göttlichen Wahrheit brächte. Und wie er die wunderlichen Wege recht überdachte, da sprach er zu Gott: Liebster Herr, mein Gemüt hat seit Kindestagen irgend etwas mit dürstendem Verlangen gesucht, Herr, aber was es ist, das habe ich noch nicht vollkommen begriffen. Herr, ich hab ihm viele Jahre heftig nachgejagt, und es konnte mir doch nie recht zuteil werden, denn ich weiß nicht recht, was es ist, und es ist doch etwas, das mein Herz und meine Seele an sich zieht und ohne das ich niemals recht zur Ruhe kommen kann. Herr, ich wollte es in den frühesten Tagen

meiner Kindheit suchen, wie ich es vor mir wirken sah in den Kreaturen, aber je mehr ich suchte, desto weniger fand ich, und je näher ich hinging, desto weiter entfernte ich mich davon; denn von jeder wahrgenommenen Erscheinung sprach es auf mich ein, ehe ich sie ganz erfahren hatte oder mich ihr mit Ruhe hingab: das ist es nicht, was du suchst. Und dieses Getriebensein ist mir immer und immer bei allen Dingen zuvorgekommen. Herr, nun wütet mein Herz danach, denn es hätte es gerne, und es hat immer wieder empfunden, was es nicht ist, Herr, aber was es ist, das ist ihm noch nicht gezeigt worden. Ach, geliebter Herr vom Himmelreich, was ist es, und wie ist es beschaffen, was so verborgen in mir spielt?

Antwort der Ewigen Weisheit: Erkennst du es nicht? Es hat dich doch liebend umfangen und hat dir oft den Weg verstellt, bis es dich nun für sich allein gewonnen hat.

Der Diener: Herr, ich sah es nie und hörte es nie, ich weiß nicht, was es ist.

Antwort der Ewigen Weisheit: Das ist nicht unbillig, denn das kommt von deiner Vertrautheit mit den Kreaturen und von deiner Fremdheit ihm gegenüber. Aber nun tu deine inneren Augen auf und schau, wer ich bin. Ich bin es, die Ewige Weisheit, die dich in Ewigkeit für sich auserwählt hat mit dem Umfangen meiner ewigen Vorsehung. Ich habe dir so oft den Weg versperrt, sooft du von mir geschieden wärest, wenn ich dich verlassen hätte. Du fandest in allen Dingen immer einen Widerstand; und das ist das sicherste Zeichen meiner Auserwählten, daß ich sie für mich selber haben will.

Der Diener: Liebliche schöne Weisheit, und bist du das, was ich so lange gesucht habe? Bist du das, wonach mein Gemüt immer und immer rang? Ach, Gott, warum erzeigtest du dich mir nicht schon lang? Wie hast du es so lange aufgespart? Wie hab ich mich so manchen mühsamen Weg geschleppt!

Antwort der Ewigen Weisheit: Hätte ich es damals schon getan, so würdest du mein Gut nicht so deutlich empfinden, wie du es jetzt erkennst.

Der Diener: Ach, grundloses Gut, wie hast du dich nun so süß in mir erfüllt! Als ich nicht war, da gabest du mir Wesen; als ich mich von dir geschieden hatte, da wolltest du nicht von mir scheiden; als ich dir entrinnen wollte, da hattest du mich so süß gefangen. Eia, Ewige Weisheit, könnte doch mein Herz in tausend Stücke aufbrechen und meine Herzenswonne dich umfangen und mit steter Liebe und vollem Lobe all meine Tage mit dir verbringen, das wäre meines Herzens Begierde! Wahrlich, der Mensch ist selig, den du so liebend behütest, daß du ihn niemals recht zur Ruhe kommen läßt, bis er in dir allein seine Ruhe sucht.

Ach, auserwählte liebliche Weisheit, da ich nun an dir gefunden habe, den meine Seele liebt, so verschmähe du nicht dein armes Geschöpf; sieh an, wie mein Herz so ganz verstummt ist all dieser Welt gegenüber in Lieb und in Leide! Herr, soll mein Herz auch immer stumm gegen dich sein? Erlaube doch, erlaube doch, geliebter Herr, meiner elenden Seele, ein Wort zu dir zu sprechen, denn mein volles Herz kann es nicht mehr allein ertragen; es hat doch in dieser weiten Welt niemanden, an dem es sich erquicke, außer dir, lieber auserwählter geliebter Herr und Bruder! Herr, du siehst und kennst allein die Natur eines liebreichen Herzens und weißt, daß niemand lieben kann, was er nicht auf irgendeine Weise erkennen kann. Da ich nun dich allein lieben soll, so gib dich mir noch besser zu erkennen, damit ich dich ganz mit meiner Liebe umfassen kann.

Antwort der Ewigen Weisheit: Den höchsten Ausfluß aller Wesen von ihrem ersten Ursprung nimmt man nach der natürlichen Ordnung durch die edelsten Wesen in die niedrigsten; aber den Wiedereinfluß zu dem Ursprung nimmt man durch die niedrigsten in die höchsten. Willst du mich darum anschaun in meiner ungewordenen Gottheit, so sollst du mich hier erkennen und lieben lernen in meiner erlittenen Menschheit, denn das ist der schnellste Weg zu ewiger Seligkeit.

Der Diener: Herr, so erinnere ich dich jetzt an die grundlose Liebe, daß du von deinem hohen Thron herabstiegst, von dem

königlichen Stuhl des väterlichen Herzens in Elend und Schmach dreiunddreißig Jahre lang, und an deine Liebe, die du zu mir und allen Menschen empfandest und am meisten in dem allerbittersten Leiden deines gräßlichen Todes erzeigtest. Herr, erinnere dich, daß du dich meiner Seele geistig erzeigtest in der lieblichsten Gestalt, zu der dich die unermeßliche Liebe jemals gebracht hat.

Antwort der Ewigen Weisheit: Je mehr ich verströme, je mehr ich sterbe aus Liebe, desto lieber bin ich einem recht geordneten Gemüt. Meine grundlose Liebe erzeigt sich an der großen Bitterkeit meines Leidens so wie die Sonne an ihrem Glanz, wie die schöne Rose an ihrem Duft und wie das starke Feuer an seiner inbrünstigen Hitze. Darum höre mit Andacht zu, wie herzlich um deinetwillen gelitten worden ist.

Aus: Das Büchlein der ewigen Weisheit (Insel-Bücherei)

*

Otto Nebelthau

Vom Apfel und von fruchtbarer Muße und Arbeit

Die Alten haben es nicht beschrieben, vielleicht aber dennoch gewußt, daß nicht nur der Samen des Apfels den merkwürdigen Hang hat, immer wieder zum Wildling zu werden, also ganz untreu zu fallen, wie es in der heutigen Gärtnersprache heißt, sondern daß der Apfelbaum auch eine sehr seltsame Fruchtbildung besitzt. Das haben erst unsere genauen Großväter in Schriften niedergelegt. Es werden beim Apfel nicht die im Innern der Blüte liegenden edelsten Teile, die Fruchtblätter, fleischig, sondern höchst rätselhafterweise der Blütenstiel. Der Apfel gibt sich wahrhaftig Mühe, sich deutlich von den übrigen Pflanzen und Bäumen zu unterscheiden.

Gewiß unterliegt die Birne nahezu denselben Gesetzen, auch in gewissem Grade die Pflaume, der Pfirsich und die Kirsche, in tropischen Ländern der Brotbaum, wenigstens was die Fort-

pflanzung der köstlichen Sorten anbetrifft, doch nirgendwo sonst hat es dem Schöpfer gefallen, den Menschen und die edle Frucht so ausschließlich aufeinander anzuweisen wie beim Apfel. Einmal zeigte er dem einen Menschen unter Millionen von Bäumen den einzigen, der süße Frucht trug, und überließ dem Menschen diesen Baum, daß er in aller Zukunft mit ihm verbunden bleibe, nicht durch ruhige und gedankenlose Hinnahme von edlen Früchten, sondern dadurch, daß der Mensch immer wieder von neuem die Arbeit der Veredlung machen müsse und so seinem Wunsch nach immer höherer Vollkommenheit nie mehr eine Grenze gesetzt sei.

Es hat denn ja auch der Apfel unter allen Früchten die größte Beispielskraft in der Geschichte der Menschheit gefunden! Er ist das Sinnbild der Fruchtbarkeit geworden, aber auch das Sinnbild des Zwistes. Der Apfel war es, der in der schönsten und einzigen welterfassenden Geschichte die Menschen sehend machte und sie die Sünde erkennen ließ, der ihnen alle Nöte und Laster dieser Welt auferlegte, aber auch die nie erlöschende Sehnsucht, zu Gott heimzufinden.

Bedenke ferner, daß der Apfelbaum mit dir die Dauer des Lebens gemeinsam hat, daß ihm durch sein Dasein hindurch in gleicher Verteilung die Kräfte und Säfte schwellen und wieder abnehmen – wie dir. Mit dem fünfzehnten Lebensjahr tritt er nach strenger Erziehung in das Alter der wirklichen Fruchtbarkeit und bleibt darin besonders stark bis zu seinem vierzigsten. Dann endlich weise und zäh geworden, hängt er wie du mit allen Wurzeln in seinem Umkreis, läßt nicht davon trotz Sturm, trotz Krankheit, trotz schwerer ärztlicher Eingriffe, wehrt sich gegen den Tod, der ihn dennoch, nehmt alles nur in allem, wie dich, im sechzigsten Jahre befällt.

*

Hast du schon einmal einen Bauern an einem Sonntagnachmittag im Winter auf seiner Obstwiese beobachtet?

Ich habe es oft getan.

Er hat seinen guten Rock an, er raucht seine Pfeife, er hat die rissigen Arbeitshände auf dem Rücken übereinandergelegt. Langsam geht er über seinen Grund.
Hin und wieder bleibt er stehn und sieht in die Krone einer seiner Bäume und brummelt etwas vor sich hin. Hin und wieder tritt er nah an einen Stamm heran und wendet den Rand eines Rindenblättchens um, oder er bückt sich und streicht mit dem Daumen über die Stelle, wo der Wurzelhals sitzt.
Er hat einen andern Blick als bei der Arbeit, sein Körper ist nicht gespannt, sondern locker. Was treibt er da wohl mit seinen Bäumen?
Im Umherschlendern, in einem ruhigen, bedächtigen Gang über seine Wiese, geht er mit ihnen zu Rate. Am Wochentag, während der Arbeit, sieht er sie kaum, da sind sie still. Heute teilen sie sich ihm mit, ihre Wünsche, ihre Nöte. Er beschließt, wie ihnen zu helfen sei.
Auch du solltest, ohne irgendein Gerät in der Hand zu haben, nur mit aufnahmebereiten Sinnen, einmal an einem Sonntagnachmittag an deinen Bäumen auf und ab schlendern, die Stämme betrachten, in die Kronen sehn, die Gabelung der Äste verfolgen, und wie die Zweige von den Ästen streben und wie die Zweige sich wieder verzweigen. Weiter nichts!

*

Was verlangst du eigentlich von deinen Bäumen? Gewiß doch nur eins: daß sie recht viele und wohlschmeckende Früchte bringen. Du hast sicher schon im Herbst bemerkt, daß die Äpfel, die schon von weitem sichtbar waren, die ganz außen an den Zweigen hingen, die schönste Färbung aufwiesen und den größten Wuchs, während die, die unter den Blättern versteckt und mehr zur Mitte hin reifen mußten, längst nicht die Schönheit erreichten. Woher kam das?
Ganz einfach daher, daß die schönen Früchte sich an mehr Luft und Licht ergötzen konnten.

Willst du nicht also auch ganz allgemein mehr Luft und Licht schaffen? Ich könnte gewiß mit andern und auch leichteren Fragen und Aufgaben anfangen; ist es Frühling oder Sommer, so eile auch rasch über diesen ernsten Beginn hinweg. Ich stelle ihn voraus, um die vernachlässigte Liebe zu dem unbelaubten Baume wieder zu wecken. Er kann uns einen Trost in den langen Wintermonaten geben, wenn wir seine Schönheit erkennen und auf sie bedacht sind. Das soll auch dem ganzen Büchlein voranstehn, im Obstgarten ist die größte Schönheit der größte Nutzen.

Je mehr wir Menschen uns mit dem Obstbau beschäftigten, um so mehr grübelten wir darüber nach, wie es möglich sei, die Kronen von Licht und Luft durchfluten zu lassen. Wir haben uns im Lauf der Zeit ein Idealbild davon aufgestellt, wie eine Krone beschaffen sein soll, damit sie nicht nur stark sei, sondern diese Voraussetzung zur Schönheit erfülle.

Du bist nun eben aus deinem Garten zurückgekehrt und hast dir, wie der Bauer, deine Bäume in Muße angesehn. Ich kann mir denken, daß du gewaltig erschrecken wirst, wenn du dir daraufhin das Bild in diesem Büchlein betrachtest, das den idealen Wuchs eines Apfelbaums zeigt, und zwar eines Hochstammes. Aber da du dir vorgenommen hast, ein tüchtiger Obstbaumpfleger zu werden, rate ich dir, es zu studieren und nicht viel Zeit zu versäumen. Deine Ernte im kommenden Jahre muß besser werden; du weißt es selbst. Aus: Mein Obstgarten (Insel-Bücherei)

*

Gebrüder Grimm / Die ungleichen Kinder Evas

Als Adam und Eva aus dem Paradies vertrieben waren, so mußten sie auf unfruchtbare Erde sich ein Haus bauen und im Schweiße ihres Angesichts ihr Brot essen. Adam hackte das Feld, und Eva spann Wolle. Eva brachte jedes Jahr ein Kind zur Welt, die Kinder waren aber ungleich, einige schön, andere häßlich. Nachdem eine geraume Zeit verlaufen war, sendete Gott einen Engel an die beiden und ließ ihnen entbieten, daß er kommen

und ihren Haushalt schauen wollte. Eva, freudig, daß der Herr so gnädig war, säuberte emsig ihr Haus, schmückte es mit Blumen und streute Binsen auf den Estrich. Dann holte sie ihre Kinder herbei, aber nur die schönen. Sie wusch und badete sie, kämmte ihnen die Haare, legte ihnen neugewaschene Hemden an und ermahnte sie, in der Gegenwart des Herrn sich anständig und züchtig zu betragen. Sie sollten sich vor ihm sittig neigen, die Hand darbieten und auf seine Fragen bescheiden und verständig antworten. Die häßlichen Kinder aber sollten sich nicht sehen lassen. Das eine verbarg sie unter das Heu, das andere unter das Dach, das dritte in das Stroh, das vierte in den Ofen, das fünfte in den Keller, das sechste unter eine Kufe, das siebente unter das Weinfaß, das achte unter ihren alten Pelz, das neunte und zehnte unter das Tuch, aus dem sie ihnen Kleider zu machen pflegte, und das elfte und zwölfte unter das Leder, aus dem sie ihnen die Schuhe zuschnitt. Eben war sie fertig geworden, als es an die Haustüre klopfte. Adam blickte durch eine Spalte und sah, daß es der Herr war. Ehrerbietig öffnete er, und der himmlische Vater trat ein. Da standen die schönen Kinder in der Reihe, neigten sich, boten ihm die Hände dar und knieten nieder. Der Herr aber fing an sie zu segnen, legte auf den ersten seine Hände und sprach: „Du





sollst ein gewaltiger König werden", ebenso zu dem zweiten: „Du ein Fürst", zu dem dritten: „Du ein Graf", zu dem vierten: „Du ein Ritter", zu dem fünften: „Du ein Edelmann", zu dem sechsten: „Du ein Bürger", zum siebenten: „Du ein Kaufmann", zu dem achten: „Du ein gelehrter Mann." Er erteilte ihnen also allen seinen reichen Segen. Als Eva sah, daß der Herr so mild und gnädig war, dachte sie: „Ich will meine ungestalten Kinder herbeiholen, vielleicht daß er ihnen auch seinen Segen gibt." Sie lief also und holte sie aus dem Heu, Stroh, Ofen, und wo sie sonsthin versteckt waren, hervor. Da kam die ganze grobe, schmutzige, grindige und rußige Schar. Der Herr lächelte, betrachtete sie alle und sprach: „Auch diese will ich segnen." Er legte auf den ersten die Hände und sprach zu ihm: „Du sollst werden ein Bauer", zu dem zweiten: „Du ein Fischer", zu dem dritten: „Du ein Schmied", zu dem vierten: „Du ein Lohgerber", zu dem fünften: „Du ein Weber", zu dem sechsten: „Du ein Schuhmacher", zu dem siebenten: „Du ein Schneider", zu dem achten: „Du ein Töpfer", zu dem neunten: „Du ein Karrenführer", zu dem zehnten: „Du ein Schiffer", zu dem elften: „Du ein Bote", zu dem zwölften: „Du ein Hausknecht dein Leben lang."
Als Eva das alles mitangehört hatte, sagte sie: „Herr, wie teilst du deinen Segen so ungleich! Es sind doch alle meine Kinder, die ich geboren habe: deine Gnade sollte über alle gleich ergehen." Gott aber erwiderte: „Eva, das verstehst du nicht. Mir gebührt und ist not, daß ich die ganze Welt mit deinen Kindern versehe: wenn sie alle Fürsten und Herrn wären, wer sollte Korn bauen, dreschen, mahlen und backen? wer schmieden, weben, zimmern, bauen, graben, schneiden und nähen? Jeder soll seinen Stand vertreten, daß einer den andern erhalte und alle ernährt werden, wie am Leib die Glieder." Da antwortete Eva: „Ach, Herr, vergib, ich war zu rasch, daß ich dir einredete. Dein göttlicher Wille geschehe auch an meinen Kindern."

Die Holzschnitte schuf Fritz Kredel

*

Noch vor Sonnenaufgang war ich in der Gesellschaft von zwei Bergbauingenieuren zu einer Autofahrt durch das südliche Madagaskar aufgebrochen und in die Riesensteppe des Dornen- und Wolfsmilchlandes hineingefahren. Die Herren wollten in der Nähe des Steppenflusses Menandra neue Glimmerfundstellen besichtigen, ich aber hatte die Absicht, am Fluß nach Kaimanen auszuschauen, von deren Vorkommen im Menandra mir ein eingeborener Silberschmied erzählt hatte. Der Wagen ratterte und knallte durch weite Gras- und Buschsteppen, mahlte sich durch tiefe Staubsandfurten, umsteuerte gefährliche, tiefeingerissene Wasserfurchen, deren Ränder abstürzten, und geriet zu einer mühseligen Fahrt in die furchtbaren Dickichte der Dornenbüsche, der Stachel- und Nadelpflanzen, wo nur Beile und Buschmesser vorwärts halfen. Als wir die Dornen hinter uns hatten, erwarteten uns die seltsamen, spukhaften Beseneuphorbien, Wolfsmilchbäume bis zu zehn Meter Höhe, deren Laub in der Hitze und Trockenheit zu winzigen Blättchen an den Zweigspitzen verkümmert und zurückgebildet war. Aschiggrau loderten die riesigen Besen in den glühenden Himmel.
Endlich nach achtstündiger Fahrt, bei der wir nur 47 Kilometer zurückgelegt hatten, war der Fluß Menandra erreicht. Er hatte ein tiefes Bett gegraben, zu dem ein für das Auto unfahrbarer Hohlweg hinunterführte. Da es nun Mittag war und die Hitze sengend, lagerten wir uns unter einem großen ulmenähnlichen Baum. Aber ich verspürte keinen Hunger. Nach dem Essen ließen die Ingenieure durch ihre Diener aus einem nahen Eingeborenendorf Trägermannschaften herbeiholen. Ihr Häuptling, ein schnurriger Steppenkauz, führte sie. Das Auto wurde entladen und die Kolonne gerüstet. Unter einem breitschattigen Baum schlage ich mein Feldbett auf, versehe mich mit Brot, Rotwein und Trinkwasser und bleibe mit dem Wagen zurück, während die Ingenieure mit ihrem Troß über den Fluß waten und verschwinden. Sie

haben Nahrung, Decken für die Nacht, Werkzeuge und Kisten für die Ausbeute mitgenommen.
Ich bin nun allein in der Steppe, mitten in fremder, doch urfriedlicher Wildnis. Es ist drei Uhr und Zeit für ein Mittagschläfchen. Ich lege mich aufs Ohr und schlafe zwei Stunden. Nach dem Erwachen esse ich von meinem Brot, stärke mich mit einem Viertel Rotwein und fühle mich daraufhin bedeutend besser. Ich habe Lust zu einem kleinen Ausflug. Es ist nicht mehr so heiß.
Durch saftiges Grün watend, durchquerte ich die herrlichen Baumbestände des Ufers. Ein Hüterbub, ein Mahafalyjunge, der eine große Zebuherde vorübertrieb, blieb bei meinem Anblick wie gelähmt und zu Tode erschrocken. Ich war ein Gespenst, ein weißer Baumgeist, der seinen hölzernen Bau verlassen hatte. Offenen Maules starrte er mich mit seinen aufgerissenen, funkelnden Tieraugen an – dann rannte er davon. Wunderbare Vögel und strahlende Schmetterlinge trieben sich in dieser grünen Saftwelt umher. Sie besuchten viele glänzende Blüten und verschwanden im Laub. Kleine Papageien, Grauköpfchen, lärmten in den Wipfeln, und ganz junge, hellgrüne Chamäleons, die Schwänze um die Zweige gerollt, glotzten aus den Büschen. Alle Falter, Vögel und Tiere waren weltallein, weltfern, paradiesesfroh. Und, wie eine schweifende Seele, wie der Geist der Wohlgerüche selber, umströmte mich plötzlich, so daß ich gebannt stehen blieb, der Duft einer unsichtbaren Blume, ein feenhaftes Parfüm. Schritt eine madagassische Elfe vorüber? Dann war sie fort.
Bis zum Abend durchstreifte ich die reiche Baumwelt. Endlich finde ich zu meinem Schlafbaum zurück, gleich den in seinen Wipfel einschlüpfenden Vögeln. Hallo, ich habe Besuch, werde erwartet. Eine Dame erwartet mich, eine schwarze Frau. Was will sie?
Sie bietet mir eine Kalebasse Zebumilch an. Soll ich die Gefahr auf mich nehmen, zu trinken? Sie schaut mich aus ihrer Hockstellung erwartungsvoll an. Ich darf die Milch nicht zurückweisen, und ich leere die Kalebasse. Als ich damit fertig war, versuche ich

eine kleine Unterhaltung. Sie ist die Frau des Häuptlings, jenes Steppenkauzes, der mit den Ingenieuren in den Glimmerbruch marschierte. Aus ihrem vier Kilometer entfernten Dorf ist sie gekommen, um mir ihre Aufmerksamkeit zu erweisen. Was schenke ich ihr bloß? Ach, auf Damenbesuch habe ich mich nicht vorgesehen. Ich gebe ihr die leergetrunkene Kalebasse zurück. Zufrieden erhebt sie sich. Wunderbar tief leuchten ihre runden Wildnisaugen. Die silbernen Armbänder und Halsketten blinken im Abendlicht. Im scheidenden Sonnenstrahl funkelt das große Messer, das sie zum Zeichen ihrer Würde in der Hand hält. Ich mache der schönen Häuptlingsfrau eine leichte Verbeugung. Langsam trottet sie heim in ihr Grasdorf.

Die Schwarze ging, die Nacht kam. Über das Blätterdach meines Schlafbaums wölbte sich der reiche Tropensternenhimmel. Verspätete Reiher zogen in langen Schimmerlinien zu ihren Nachtbäumen. Heimlich begann ein träumerischer Nachtvogel zu zirpen. Leuchtende Helle erhob sich im Osten, der Mond. Dürre Äste knackten wie unter dem astralen Gewicht des Silberlichts. Ehe der hohe Baum über mir einschlief, leistete er sich einen Scherz: mit schwerem Plumps warf er mir eine seiner ganz großen, reifen Schoten mitten auf den Bauch.

Überall kleine, verstohlene Nachtgeräusche. Schob sich ein Reh durch das Dickicht? Doch Rehe gab es hier nicht. Vielleicht war es ein wilder Eber. Plötzlich zerriß ein ferner Schrei die gespannte Stille. Was war das? Ich horchte. Vom Fluß her klangen merkwürdige schmatzende Schnapplaute, wie wenn harte Schnauzen auf- und zuklappten. Kaimane? Die Krokodile des schwarzen Silberschmieds? Lautes, hastiges Plätschern. Und nun schneidet ein schriller Schrei aus der Tiefe, furchtbar, angstvoll. Haben die Bestien eine Beute gepackt? Was für ein Naturdrama mochte sich da unten am finstern Einsamkeitsfluß abspielen?

Der höher steigende Mond übergoß die Steppe mit bläulich metallischem Fabelglanz. Wie von Erz flimmerten die Büsche, gläsern scharf flammte das Gras, und die Bäume standen auf

Säulen von Platin. Die schwarzen Balken ihrer Schatten zeichneten sich auf dem Boden. Die Phantome fliegender Hunde geisterten durch die Luft; immer wieder flatterten sie an meinem Baum vorüber. Beobachteten sie mich? Ich zündete mir eine Zigarette an – aber das war wohl nicht recht: eine gewaltige Aufregung erhob sich im Wipfel. Unwillige kleine Geräusche knisterten, schwirrten, kratzten. Was für ein Quicken, Schaben, Fauchen und Schimpfen! Du lieber Himmel, was alles hatte da oben sein Schlafplätzchen. Doch bald beruhigten sich die Erschrockenen und Entrüsteten wieder, das Streichholz war erloschen. Ich schaute in die weite, lichtüberschwemmte Steppe hinaus, in das atmende und irrende Geheimnis, schaute, rauchte, träumte, schlief ...

Auf einmal Geschrei. „Vazaha, Vazaha!"

Ich fuhr aus dem Schlaf auf. An meinem Bett im Mondlicht stand ein langer, schwarzer Teufel, in der Hand den blinkenden Eisenspeer.

„Was ist los?" fuhr ich ihn an. „Warum störst du mich im Schlaf?"

Er lachte, dieser Kerl, lachte leicht vorwurfsvoll. „Moustiques!" rief er in seinem Buschfranzösisch. „Mücken, Vazaha!"

Ach herrje! Ich sprang vom Bett und sah vom Fluß rötlichen Fackelschein heranschwimmen. Leute kamen, die Männer des Häuptlings, den ich nun wieder erkannte. Sie kehrten von der Glimmergrube heim. Abenteuerlich sahen sie aus, von düsterer Röte übergossen, mit den qualmenden Holzfackeln. Der Häuptling fragte nach meinen Wünschen. Ich dankte, ich hatte nichts nötig. Aber er grinste, wieder auf mein kleines Kopfkissen deutend: „Moustiques!"

Wahrhaftig, das Kissen war über und über von winzigen Blutströpfchen gesprenkelt, ganz kleinen, vollgesogenen Mücken. Sie hatten mich angezapft, ohne daß ich es gespürt. Der Häuptling befahl seinen Leuten, dürres Holz herbeizuschleppen, und im Nu errichteten sie einen großen Scheiterhaufen gegen den Wind. Dann gab er zwei Leuten den Befehl, bei mir zu wachen – ein

netter Häuptling. Er hatte eine so junge, hübsche Frau. Mir die Hand schüttelnd, verabschiedete er sich und ging mit den Leuten heimwärts. Die beiden Wächter aber entbrannten ihren Scheiterhaufen, um die Mücken zu vertreiben, und ich zog mir mein Schmetterlingsnetz über den Kopf, wieder in Schlaf versinkend. Nur noch einmal weckte mich ein unbestimmtes Geräusch. Das Feuer rauschte und loderte, der eine Wächter lag zusammengerollt auf der Erde und schnarchte, der andere, auf seinen Eisenspeer gestützt, starr wie aus schwarzem Holz gemeißelt, stand neben dem Feuer und schaute in die Glut. Dann sah er mich wach und fragte etwas.

„Tsia misy!“ entgegnete ich – ich brauche nichts. Ich schloß die Augen, das fremdartige Bild der Männer, des Feuers und der mondhellen Nacht in mich nehmend.

Als ich vor Sonnenaufgang erwachte, sang ein winzig kleines, grün gefiedertes Vögelchen sein zartes Morgenlied. Wie der Gesang des Rotkehlchens klang es. Meine beiden Männer verabschiedeten sich. Ich ging an den morgenkühlen Fluß und wusch mich mit feuchtem Staubsand, köstlich mich erfrischend. Der Menandra war ein breites, doch ziemlich flaches Gewässer. Klar floß es dahin. Die ganze Vogelwelt, nun erwacht, sang mit wohlklingenden Stimmen. Die aufgehende Sonne übergoldete Wasser und Büsche. Wo aber lungerten die Kaimane? Nichts von ihnen zu sehen. Oder waren die da oben in den Wellen liegenden Kanten und Striche Krokodile und keine Baumstämme? Sollte ich hingehen? Wozu? Was lag mir an den Bestien?

Ich suchte mein Feldbett wieder auf. Aber da war ja schon wieder Besuch, mindestens ein halbes Dorf von Weibern und Kindern. Das Dorf des Häuptlings vermutlich. An die dreißig Köpfe.

Die Frauen boten mir Zebumilch und Maniok. Ich setzte mich auf das Bett und hielt Hof. Rund um mich kauerte die Gesellschaft. Ich trank und aß. Mir schmeckte es, gut gefiel es mir hier. Allen gefiel es. Die Milch war vorzüglich; schön und voll Staunen blitzten die Kinderaugen. Mein Haus war ein großer Wildnis-

baum, das Dach sein Wipfel, mein Hofstaat waren dunkle Weiber und Kinder. Nicht größer als der Schatten des Baumes war mein Reich, doch war es zur Stunde vollkommen, ein Stück Urnatur, Paradieseslandd, benetzt vom Tau des reinen Morgens.

*

Hymnus an die Goldfische

O Wasservölkchen, dem vom Himmel
gleißenden Goldes blanke Zier,
die Gabe wechselnder Verfärbung ward verliehn!
Sieh, wie's zinnobern
rings um seltene Muster schimmert,
dort, wo der Sonne Strahlenkrone
aufs Kissen flüssigen Smaragdes drückt.
In Hakenbogen Schuppe an Schuppe gereiht –
seidig, blaßweiß wie Hagelschlicker
fallen, wallen, blähen, spreizen sich Schleier.
Unschlüssig, des Juden Unrast im Gesicht,
ziehn sie daher –
bald dicht zu Hauf gleich einem Rudel Pferde,
vor schmalem Hohlweg eng gepfercht –
bald jählings auseinanderstiebend –
wie auf der Flucht –
bald fern, bald nah –
treibt Furcht sie oder frohe Laune?
Ich weiß es nicht zu deuten. –
Des Morgens, wenn bei kühler Brise
am Himmel rote Wölkchen treiben,
des Abends, wenn der Mond auf Wellen glitzert,
im Busch und Dickicht Nebelschwaden geistern
und sachte, gleich Kometenschweifen
die Silberflut bestreichen –
dann treibt sie's hin zum Ufer

zwischen Lotos und geknickte Schachtelhalme,
dann möchten sie das altgewöhnte Element
verlassen und versuchen sich in kecken Sprüngen –
doch weh, an allen Ecken stoßen
die zarten Flossen hart auf Widerstand –
Horch! Allerorten Glucksen, Jappen!
Schwanzfuchtelnd schnellen sie
ins offene Naß zurück. –
Tagsüber auf der Jagd nach kleiner Beute
verweilen sie sich tief am Grund versteckt –
doch eines Nachts, wenn langersehnter Regen
das halbverdorrte Ufer grün berieselt,
packt sie die Wanderlust –
dem Tausendfüßler ähnlich,
den die Sonne schreckt, das Feuchte weckt –
da möchten sie mit Wind und Wolken ziehn
und weit hinaus dem Zug des Regendrachen folgen –
doch ach! Der Weg verlegt
vom bösen Feind, der grimmen Otter!
Oh, herzzerreißend auszudenken,
wie sie todwund, mit aufgeschlitzten Flanken
sich müd ins Uferdickicht schleppen! –
O Tücke abenteuerlicher Ferne!
O Heimat! Häusliche Geborgenheit!
Wohl euch, die ihr in Fischbassin und Kübel
friedliche Heimstatt, sichere Obhut fandet!
Zwar mit dem freien In-die-Ferne-Schweifen
ists nun vorbei.
Doch auch gebannt die Angst vor Weggefahren,
Nun dürft ihr, Männchen, Weibchen, ohne Sorge laichen
und, zärtlich angeschmiegt zu zweien,
bei leckrer Nahrung euch des Daseins freun!

Aus dem Chinesischen von Franz Kuhn
(Der kleine Goldfischteich, Insel-Bücherei)

Viel Seltsames hat Mutter Gertraud schon mit angesehen, auch dunkle und unheimliche Geschehnisse. Oft erzählt sie aus ihren Jugendtagen die Geschichte von der Fischertochter. Viele glauben ihr nicht, lächeln über die Einfalt und halten sich für klug, und doch stand sie selbst dabei, als Kathrine ihr sonderbares Kind gebar.
Die Tochter des Fischers war bildschön, aber ganz kalt im Blut, keiner von den Burschen weit umher hatte Glück bei ihr. Sie war zuletzt um ihrer frostigen Tugend willen so verrufen und gemieden, wie andere Mädchen wegen ihrer Leichtfertigkeit.
Einmal nun wusch Kathrine ihre Hemden am Weiher, dort, wo das hohe Schilf steht, und da stieß ihr etwas zu. Kein Mensch hat jemals erfahren, was damals mit dem Mädchen geschah, jedenfalls kam sie in nassen Kleidern heim und war wie verwandelt, scheu und verstört. Der alte Fischer dachte nichts anderes, als daß sie ins Wasser gefallen sei, und der Schrecken habe sie so wirr gemacht. Allein, als er gewahr wurde, daß seine Tochter nicht immer nur schweigsam in der Stube saß, sondern daß sie nachts heimlich das Haus verließ und zum Weiher lief, da stieg ihm eine Ahnung auf. Er sagte aber nichts und verhielt seinen Argwohn, und in der folgenden Nacht schloß er sein Haus gut ab, mit festen Riegeln vor Tür und Läden.
Das half. Am andern Morgen entdeckte er eine sonderbare Spur im Sande zwischen Haus und Weiher, ein nasses Rinnsal, und seine Tochter war diesmal daheim geblieben, o ja, nur lag sie krank in ihrer Kammer und redete irr aus dem Fieber.
Seht, der Fischer hatte zu früh frohlockt, er mußte seine Riegel nachts doch wieder offen lassen, eher wurde die Tochter nicht gesund. Nun ging der Alte umher und dachte nach, du verdammtes Ding da unten, dachte er, und dann legte der Fischer ein schweres Ottereisen verborgen in das Schilf. Gut so, und ging schlafen.
Aber ums Dunkelwerden schrie es auf einmal, brüllte so furchtbar vom Weiher her, so unmenschlich aus Wut und Schmerz,

daß den Fischer das Grausen ankam. Er verkroch sich in der Stube und wagte nichts einzuwenden, als Kathrine zum Wasser lief, so eilig sie es konnte; sie war um diese Zeit schon nicht mehr sehr behend.

Die Tochter blieb lange aus, und am andern Tag trug sie ein Tuch um den Hals geknotet – was verbarg sie darunter? Blaue Male, Leute, fünf blaue Male, es sah aus, als sei sie gewürgt worden.

Was ist das, fragte der Fischer, was sind das für Flecken an deinem Hals?

Fang keinen Otter mehr, sagte die Tochter, ich bitte dich, Vater, wenn dir mein Leben lieb ist!

Aber sie sagte nicht, was ihr ans Leben ging.

Ja, das blieb so den Sommer hindurch, der Fischer mußte es ansehen und wurde grau vor Kummer. Es half alles nichts, Kerzen und Gelübde, im Spätherbst kam die Tochter nieder. Sie gebar ganz leicht, einen Knaben, und das Kind war durchaus wohl geraten, nur sehr zierlich und klein. Aber das Haar war merkwürdig, so lang und strähnig und immer feucht, und wer seine Finger ansah, bekreuzte sich, denkt euch, es waren ihm Häute zwischen den Fingern gewachsen!

Wie das auch sein mochte, schon am dritten Tage stand Kathrine wieder auf. Und jetzt sollte das Kind getauft werden, aber der Pfarrer wollte nicht, das ist kein Menschenkind, erklärte er, Gottseibeiuns! Der alte Fischer beschwor ihn um Christi willen, vielleicht versprach er sich eine Hilfe davon, es konnte ja sein, dachte er, daß das Haar trocknete und daß die Häute schrumpften, nur durch die Kraft des heiligen Wassers. Und dann wollte er mit Tochter und Enkelkind für immer wegziehen und einen anderen Fischgrund pachten.

Aber es kam anders. In der Nacht vor dem Taufmorgen war ein Aufruhr und ein Geplätscher in dem Weiher, als ob tausend Fische sprängen, und es war doch schon kalt und kein Mond am Himmel. Und nicht genug damit, es soll auch ein Gesang aus dem Schilf gestiegen sein, so schwermütig und klagend und voller Wohl-

laut zugleich, daß einem das Herz dabei brach. Und als der Gesang nicht enden wollte, sondern nur immer flehender und schmerzlicher klang, da nahm die Fischertochter endlich ihr Kind auf den Arm und weinte laut und trug es an das finstere Wasser hinaus ...

Seht, das ist die Geschichte von der schönen Kathrine, so endet sie. Kathrine starb ein Jahr später im Trübsinn. Und das Kind fand man nie, zuweilen hörte man es weinen, in mondlosen Nächten, aber man fand es nicht, so sehr man auch suchte im Wasser und im Schilf.

Freilich, es kommt darauf an, wie man solche Begebenheiten auslegen will. Etliche meinen, es sei gar nichts Ungewöhnliches oder Spukhaftes daran, wenn ein Mädchen in Schande käme und sein Kind ins Wasser würfe und den Leuten hinterher ein Märchen erzähle. Das sagte ja auch der Richter, und so weit war es also ganz in der Ordnung, daß die Fischertochter für ihre Schandtat im Kerker sitzen und sterben mußte.

Aber dem, der tiefer schaut, dem zeigen die Dinge mitunter ihr zweites Gesicht. Oh, es ist nicht alles so fest und sicher und unverrückbar, wie wir es gerne hätten! Die Welt ist nicht nach unserem Verstand gemacht, sondern der ist selbst ein Teil der Welt, und wer das begriffe, der brauchte keinen mehr.

Manch einer muß erfahren, daß es nicht zureicht, ein Licht zu sein und hell um sich her zu leuchten, weil es nämlich geschehen kann, daß plötzlich ein Wind hineinfährt, der das Licht flackern macht und es auslöscht, obgleich es noch wohl mit Öl versehen wäre.

So ergeht es dem Hausierer mit seiner störrischen Frau, und so ging es einstmals dem alten Schmied im Dorf, der sich noch eine Frau nahm, auch eine junge, versteht sich. Nur so zur Augenweide, besonders viel traute er sich nicht mehr zu. Und es ließ sich auch alles gut an, bis ihm die Frau eines Tages den Bart kraute und sagte, daß sie schwanger sei, – was Teufel, von ihm vielleicht, vom alten Schmied?

Der Zornbold stellte dem Schmied ein Bein, er jagte die Ehebrecherin aus dem Haus und den Gesellen auch, und so gut war

er doch noch bei Kräften, daß er die Frau mit seiner Zange traf und erschlug.
Man verfuhr aber milde mit ihm, weil er es doch in gerechter Empörung getan hatte. Nach Jahr und Tag kam er heim und war durchaus nicht klüger geworden. Nein – du hast nur Unglück gehabt, dachte er, versuch es noch einmal. Und nahm wieder ein Weib, ein älteres diesmal, nicht mehr so hübsch.
Allein, schön oder häßlich, es währte kein drittes Jahr, da kam die Alte auch in die Wochen, und nun sage einer dem Schmied, wie so etwas zugeht. Betrog ihn auch die zweite wieder, waren sie alle vom Satan besessen? Sie schwor ihm die Treue auf den Knieen zu, und weiß der Himmel, ihr war es zu glauben! Aber wenn ihm überhaupt und gar mit dieser ein so wunderbarer Segen beschieden war, um wieviel eher bei der ersten, und dann hatte er die also unschuldig umgebracht. Trug er Hörner von einer oder von beiden oder von keiner? Ach, Gott, er kam nicht mehr zurecht damit, so sehr reute ihn an der Jungen, was ihm die Alte zu spät bewies. Die Leute hatten ihren Spaß an der Geschichte, aber dem Schmied tat der Kopf weh, am Ende legte er ihn unter den großen Hammer und zog die Schleuse hinter sich auf.
Ja, so half sich der Schmied, es war kein rühmliches Ende. Andere hatten es auch nicht leicht und hielten doch stand. Eine Rechnung ist nicht bezahlt, wenn man sie zerreißt, sagt Mutter Gertraud. Auch ihr sind dunkle Stunden nicht erspart, Stunden der Hinfälligkeit und des Zweifels. Warum macht es Gott seinen Kindern so schwer, den Müttern besonders, warum sind sie so aller Drangsal ausgesetzt und immer von den Geheimnissen der Seligkeit und der Verdammnis umwittert? Ja, Er ist der Meister, er schont sein Werkzeug nicht.
Die Frauen, wenn sie zur Mutter Gertraud kommen und Trost suchen, – was ist es denn, was bedrückt sie am ärgsten? Sie wissen es selber nicht, Kleinigkeiten eigentlich, es ist nur Gerede: ob es doch diesmal nicht wieder ein Mädchen würde, den Mann verdrösse das, er hatte schon an der Jüngsten keine rechte Freude mehr.

Und Mutter Gertraud überdenkt die Sache und legt sie der Frau zurecht, damit sie es verstehen kann: nein, es wird kein Mädchen kommen, wenn es so ist, wie du sagst, wenn der Mond im Zunehmen war. Die rechte Sichel nämlich bringt Knaben, der trächtige Mond, man wäre denn später einmal bei abnehmendem Licht bloß gelegen.
Es muß da vieles beachtet werden, an Kräften der Gestirne und der Elemente. Hoffende Frauen sollen kein Licht ausblasen, sie verkürzen dem Kinde das Leben um einen Tag. Sie sollen sich auch nicht küssen lassen, wo ein Spiegel hängt. Denn in diesem Augenblick ist die Kindesseele unbehütet, und weil der Teufel Gewalt über jedes Spiegelbild hat, kann er ihr Arges antun. Das wissen viele nicht, oder auch, daß es unheilvoll ist, wenn eine Katze sich in den Schatten der Schwangeren setzt. Das gibt dem Kinde ein eitles Wesen und ein ungebärdiges Gemüt. Findet aber ein Vogel dort ein Körnchen, so ist es ein gutes Zeichen, das verspricht ein gesegnetes Leben.
Und wiederum: wenn nachts ein Wetter am Himmel steht, sollen Liebesleute auseinanderrücken, sonst könnte ein unzeitiger Blitzstrahl Schaden tun, und das Wetterkind würde mit einer Hasenscharte geboren. Überhaupt kommen viele Gebrechen nur daher, daß die Schwangeren leichtsinnig sind und sich zu wenig vorsehen. Kein Mensch müßte schielen, wenn sich die Frauen in Umständen vor allem Gekreuzten hüten wollten, und darum sollen sie das Kinderzeug auch nicht stricken, sondern häkeln oder aus gewaschener Leinwand nähen. Und wenn das Kind stottert, so ist das vollends die Schuld der Mutter, sie hätte auf ihre Füße achten und nicht stolpern sollen, während sie in den Beichtstuhl trat.
Aberglaube, freilich, Weibergeschwätz. Allein, ist Aberglaube nicht vielleicht besser als Aberwitz? Der Doktor kann es lateinisch und deutsch erklären, weshalb ein Kind stottert oder schielt. Es ist ein Muskel zu kurz, ein Nerv gestört, irgendwo im verlängerten Mark könnte der Fehler sitzen, so ganz genau weiß es der Doktor auch wieder nicht.

Ja, die Wissenschaft in Ehren, aber warum ist da ein Muskel mißraten, zufällig, oder wie? Das wissen die Gelehrten noch weniger, dergleichen schlägt nicht in ihr Fach.

Soll das nun ein Trost für die Mutter sein? Es ist keiner. Aber daß Gott sie an dem Kinde straft, weil sie über ihre Beichtlüge stolperte, das versteht die Frau. In ihrer Seele dämmert eine Ahnung von der schuldhaften Verstrickung alles Lebendigen. Das Wissen löst uns ja aus dieser dunklen Schuld, doch nur der Glaube kann erlösen.

Nein, wenn Mutter Gertraud rät, halte dich so oder meide das, dann zweifelt niemand, daß sie die Wahrheit sagt. Es sind uralte Lehren, uns von Mund zu Mund überkommen aus einer Zeit, in der die Menschen noch weise waren, nicht nur gescheit. Mutter Gertraud kennt ja auch jeden im Dorf, vielen hat sie selbst ans Licht geholfen. Die sind zwar längst erwachsen und ihrerseits wieder Väter und Mütter geworden, aber für die alte Gertraud sind sie alle Kinder geblieben.

Du bist Elise, sagt sie, du hast uns neun Tage über die Zeit warten lassen, und dann kamst du erst noch verkehrt. Und du bist Josef mit dem dicken Kopf, der hat mir schon damals Sorgen gemacht.

Und Josef gibt es bekümmert zu, ja, ja, es ist ein Jammer mit seiner Dickköpfigkeit. Aber darum kommt er ja, vielleicht bringt es die Mutter Gertraud noch einmal fertig, ihm aus der Klemme zu helfen ...

Aus dem Roman: Mütter

*

Gottes ist der Orient!
Gottes ist der Okzident!
Nord- und südliches Gelände
ruht im Frieden seiner Hände.

Goethe

Zur Winterszeit, als einmal ein tiefer Schnee lag, mußte ein armer Junge hinausgehen und Holz auf einem Schlitten holen. Wie er es nun zusammengesucht und aufgeladen hatte, wollte er, weil er so erfroren war, noch nicht nach Haus gehen, sondern erst Feuer anmachen und sich ein bißchen wärmen. Da scharrte er den Schnee weg, und wie er so den Erdboden aufräumte, fand er einen kleinen, goldenen Schlüssel. Nun glaubte er, wo der Schlüssel wäre, müßte auch das Schloß dazu sein, grub in der Erde und fand ein eisernes Kästchen. „Wenn der Schlüssel nur paßt!" dachte er, „es sind gewiß kostbare Sachen in dem Kästchen." Er suchte, aber es war kein Schlüsselloch da, endlich entdeckte er eins, aber so klein, daß man es kaum sehen konnte. Er probierte, und der Schlüssel paßte glücklich. Da drehte er einmal herum, und nun müssen wir warten, bis er vollends aufgeschlossen und den Deckel aufgemacht hat, dann werden wir erfahren, was für wunderbare Sachen in dem Kästchen lagen.

Aus den Märchen der Brüder Grimm

Bücher aus dem Insel-Verlag

Neuerscheinungen 1935

Arabische Märchen. Aus mündlicher Überlieferung gesammelt und übertragen von Enno Littmann. In Leinen M 7.–

Ein neuer Zaubertrank aus dem unerschöpflichen Born orientalischer Erzählungskunst. Enno Littmann, der Schöpfer unserer großen Ausgabe von 1001 Nacht, hat die Geschichten, wie einst die Brüder Grimm, dem arabischen Erzähler abgelauscht und getreu im Ton des Vortrags aufgezeichnet. Eine Bereicherung unserer Märchenliteratur.

Bertram, Ernst: Michaelsberg. In Leinen M 4.–

Ernst Bertrams erste Prosadichtung gibt sich als Bericht eines Künstlers, der auf dem geheimnisumwitterten Michaelsberg hoch über deutschen Landen seine Erlebnisse und Betrachtungen für einen Freund aufzeichnet. Das Werk gehört zu den wesenhaft deutschen Dichtungen.

Bessell, Georg: Bremen. Die Geschichte einer deutschen Stadt. In Leinen M 5.–

Die umfassende Darstellung der Geschichte Bremens von den frühesten Anfängen bis zur Gegenwart erweist die Bedeutung dieses wichtigen Kapitels in der deutschen Gesamtgeschichte. Der Kampf um die Seegeltung geht das ganze Volk an, und Bremen ist in ihm nur der Vorkämpfer Deutschlands. So erlebt man hier deutsche Geschichte, erhält aber auch neue weltpolitische Einsichten.

Bürger, Gottfried August: Wunderbare Reisen des Freiherrn von Münchhausen. Mit den Holzschnitten von Gustav Doré. Neue Volksausgabe. Großquart. In Pappband M 4.50

Unsterblich wie die abenteuerlichen Geschichten des Erzmeisters allen Jägerlateins sind auch die großartigen geistvollen Bilder von Gustav Doré, die unsere Ausgabe nach den Originalholzstöcken gibt.

Claes, Ernest: Bruder Jakobus. Roman. Aus dem Flämischen übertragen von Peter Mertens. In Leinen M 5.50

Ein neues frohes Buch aus Flandern: die Geschichte eines Bauernjungen, aus dem fromme Angehörige einen Klosterbruder machen wollen, der aber doch dem stärkeren Ruf der heimatlichen Wälder folgt. Neben diesem reinen Toren steht die prachtvolle Gestalt des weltlich fröhlichen Vaters Broos, gesund und kraftvoll wie das ganze Werk, das ein Buch für den schlichtesten wie den anspruchsvollsten Leser ist.

Clausewitz, Karl von: Vom Kriege. Bearbeitet und eingeleitet von Friedrich von Cochenhausen. Über 700 Seiten. In Leinen M 6.50

Zur neuen Ausgabe des berühmten Werkes schrieb der Präsident der deutschen Gesellschaft für Wehrpolitik und Wehrwissenschaft eine Einleitung, die ausführlich Leben und Persönlichkeit Clausewitz' sowie Entstehen, Bedeutung und Nachleben seines Hauptwerkes behandelt.

Cooper, Duff: Talleyrand. Übertragen von Karl Lerbs. Mit fünf Bildtafeln. In Leinen M 7.50

Talleyrand, mit dessen Namen man oft nur die Vorstellung eines anekdotenreichen Abenteurerlebens verbunden hat, erscheint hier als der große Staatsmann, den Goethe bewundernd den ersten Diplomaten des Jahrhunderts nannte. Ein englischer Politiker unserer Zeit hat dies glänzende Charakterbild geschaffen, mit überlegener Gelassenheit, die uns selbst das Urteil über Talleyrand und seine Gegenspieler überläßt.

Deutsche Gedichte in Handschriften. Wiedergabe in Lichtdruck. Halbpergamentband in Schuber M 8.50

Zum ersten Mal wird in diesem Band eine Sammlung von 44 deutschen Gedichten in den Handschriften ihrer Dichter dargeboten, von Martin Luther bis Rainer Maria Rilke. Unsere volkstümlichen Lieder stehen neben den edelsten Gedichten der Meister, und ein schönes Gefühl der Ehrfurcht und Ergriffenheit wird jeden überkommen, wenn er hier die Schriftzüge sieht, in denen das Gestalt annahm, was seither unser kostbarstes Gut der Dichtung geworden ist.

Deutsche Volksbücher. Herausgegeben von Severin Rüttgers. Volksausgabe. In Leinen M 4.50

Auf seine meisterliche, in den „Deutschen Heldensagen" erprobte Art hat Severin Rüttgers jene Werke neu erzählt, die Joseph Görres „den stammhaftesten Teil der ganzen Literatur" genannt hat. Der Band enthält: Der hörnern Siegfried / Die vier Haimonskinder / Herzog Ernst / Wigoleis / Kaiser Barbarossa / Die schöne Melusine / Die geduldige Griseldis / Die schöne Magelona / Hirlanda / Fortunat / Eulenspiegel / Die Schildbürger / Doktor Faust.

Disteli. – Abenteuer des berühmten Freiherrn von Münchhausen. Mit Lichtdrucken nach 16 Radierungen und 16 Zeichnungen von Martin Disteli. Herausgegeben von Gottfried Wälchli. Einmalige Ausgabe in 800 Exemplaren. Halbpergamentband in Schuber M 9.50

Unter den zahlreichen Bildfolgen zu den Abenteuern Münchhausens nehmen die des genialen Schweizers Martin Disteli einen besonderen Rang ein. Außer den 1841 zuerst veröffentlichten Radierungen bietet die vorliegende Ausgabe auch die Zeichnungen, die erst kürzlich wieder aufgefunden worden sind.

Eisherz und Edeljaspis oder *Die Geschichte einer glücklichen Gattenwahl.* Neue Volksausgabe mit Bildern nach alten chinesischen Holzschnitten. In Leinen M 3.75

Der bezaubernde Liebesroman, der ein hohes Lied auf die Ehe ist, liegt jetzt in neuer, besonders gefälliger Ausstattung vor, geschmückt durch schöne Bilder nach alten chinesischen Holzschnitten.

Geese, Walter: Gottlieb Martin Klauer. Der Bildhauer Goethes. Mit 64 Bildtafeln. In Leinen M 7.–

Selten hat ein Bildhauer eine so große Reihe bedeutender Menschen der Nachwelt überliefern können wie Gottlieb Martin Klauer, dessen Schaffen hier zum ersten Mal eine eingehende Würdigung erfährt. Seine Bildnisbüsten geben eine deutliche Vorstellung vom wahrhaften Aussehen der damaligen Menschen, und so sind die 64 Bildtafeln eine einzigartige Galerie bekannter Persönlichkeiten der Goethezeit.

Goethes Reise-, Zerstreuungs- und Trostbüchlein. 36, zum großen Teil farbige Bilder. Ausgewählt und herausgegeben von Hans Wahl. Pappband (Stammbuch-Querformat) in Schuber M 4.–

Das kleine Landschaftsbilderbuch, das Goethe in den Kriegsjahren 1806/07 für die Tochter Carl Augusts schuf, ist uns wertvoll als künstlerisches Bekenntnis Goethes. Es ist, wie Hans Wahl sagt, die einzige Dichtung Goethes in Landschaften. Ein besonders anmutiges und dabei wohlfeiles Geschenkwerk.

Gunnarsson, Gunnar: Vikivaki oder Die goldene Leiter. Roman. Übertragen von Helmut de Boor. In Leinen M 5.50

Der Zauber des Spukhaften ist nordischer Dichtung so eigen wie das Heldische. Mit großer Kühnheit vereinigt der isländische Dichter Elemente der christlichen Vorstellung vom Jüngsten Gericht mit solchen altnordischer Volksdichtung zu einem Roman von bezwingender Phantastik.

Hecker, Max: Schillers Tod und Bestattung. Im Auftrag der Goethe-Gesellschaft herausgegeben. Mit drei Bildtafeln. In Leinen M 5.–

Gegen die Legende, die sich um Schillers Ende gebildet und noch immer nicht hat verstummen wollen, sprechen hier die Zeugnisse der Zeit, aus denen wir alle Einzelheiten von Schillers Erkrankung und Tod bis zur Überführung in die Fürstengruft erfahren. Das Buch bietet zugleich ein fesselndes Stück Zeit- und Kulturgeschichte.

Hölderlin, Friedrich: Gesammelte Briefe. Eingeleitet von Ernst Bertram. In Leinen M 6.–

Die Ausgabe erscheint in gleicher Form und Ausstattung wie unsere Dünndruckausgabe der Werke Friedrich Hölderlins, die sie ergänzt. Die Briefe spiegeln das äußere Leben und die Gedankenwelt des Dichters, seinen Alltagskampf und das Ringen um künstlerische Vollendung.

Kippenberg, Katharina: Rainer Maria Rilke. Ein Beitrag. In Leinen M 5.–

Aus der Erinnerung vieler Jahre der persönlichen Begegnungen und der inneren Verbundenheit hat Katharina Kippenberg das aufgezeichnet, was über das Erlebnis hinaus für alle Verehrer Rainer Maria Rilkes wertvoll zur Erkenntnis seines Wesens ist. An Hand der Werke sucht sie das Seelenleben des Dichters zu deuten und eine Art seelischer Biographie als einen Beitrag zu seiner Unerschöpflichkeit zu schaffen.

Koch, Rudolf: Das ABC-Büchlein. In Pappband M 2.80

Durch das Schaffen Rudolf Kochs ist das tiefere Verständnis für die Schriftzeichen als lebendige, sich wandelnde Wesen mannigfach gefördert worden. Aber erst dies ABC-Büchlein wird vielen zeigen, was für ein Formschöpfer der allzufrüh verstorbene Meister war.

Mell, Max: Das Spiel von den deutschen Ahnen. In Pappband M 3.50

In einem alten Bauernhof kehren durch ein Wunder die Ahnen ein, um durch ihre Gegenwart die verhängnisvolle Preisgabe des Vätererbes aufzuhalten. Das Spiel klingt in ein hohes Lied deutschen Wesens aus.

Mühlberger, Josef: Die große Glut. Roman. In Leinen M 5.50

Die große Glut – das ist der heiße Sommer über Böhmen, das ist die verzehrende Leidenschaft, durch die in Liebe und Haß die Mädchen eines Dorfes an einen Burschen gebunden sind. Und auch die eine, die fern von der Heimat leben muß, zehrt von dieser Glut, bis ihr aus der Mutterschaft eine neue Kraft zuwächst, das Leben zu bestehen. So erfährt das Triebhafte seine Läuterung zu stiller und tiefer Lebenseinsicht.

Rilke, Rainer Maria: Briefe aus Muzot (1921–1926). Herausgegeben von Ruth Sieber-Rilke und Carl Sieber. In Leinen M 7.–; in Halbleder M 9.–

Die Ausgabe der Briefe Rainer Maria Rilkes, die als eine wesentliche Ergänzung seiner Werke zu gelten hat, findet ihre Krönung im vorliegenden Band. Die Briefe aus Muzot, dem kleinen Schweizer Bergschlößchen, in dem Rainer Maria Rilke seit dem Herbst 1921 lebte, sind erfüllt von dem Bewußtsein einer hohen Verantwortung des Dichters gegenüber sich selbst und seiner Aufgabe.

Schaper, Edzard H.: Die sterbende Kirche. Roman. In Leinen M 6.–

Diese großartige Romandichtung führt in eine kleine Hafenstadt des nördlichsten der baltischen Ostseestaaten, wo eine letzte Gemeinde der russischen Kirche in Not und Elend um ihr Dasein ringt. Zwei Welten stoßen hier hart aufeinander: der ganz diesseitige Bolschewismus und das von Ewigkeit zu Ewigkeit aus Gott lebende Christentum. Eine der großen Schicksalswenden der Menschheit steht hinter dem Roman.

Schnack, Friedrich: Die brennende Liebe. Roman der drei Lebensalter. In Leinen M 6.–

Die drei schönsten Romane des Dichters – Beatus und Sabine / Sebastian im Wald / Die Orgel des Himmels – sind in völlig neuer Bearbeitung zu einer Einheit geworden. Das heiße Fühlen, das die Menschen dieser schönen Landschaftsdichtung erfüllt, findet ein Sinnbild im Namen der ländlichen Gartenblume, der den Titel des Buches bildet; er deutet zugleich an, wie fest der Dichter mit Natur und Landschaft in Liebe verbunden ist. Seine Menschen leben ein natürliches, nicht entwurzelbares Leben, und die Kraft und Innigkeit, mit der sie uns geschildert werden, erfüllt uns mit Freude und Vertrauen.

Schröder, Rudolf Alexander: Gedichte. In Leinen M 6.–

Der umfangreiche Band vereinigt zahlreiche neue Gedichte mit schon bekannten, aber zu wenig gekannten Versen wie den prachtvollen „Deutschen Oden". Die Sammlung zeigt gleicherweise den Meister strenger Formen wie den liebenswerten Dichter volksliedhaft schlichter Strophen.

Terry, Charles Sanford: Johann Sebastian Bach. Mit einem Geleitwort von Professor D Dr. Karl Straube, Kantor zu St. Thomae. Neue Ausgabe. Mit einem Bildnis Bachs in Lichtdruck und 32 Bildtafeln. In Leinen M 6.50

Die neue Ausgabe der Lebensgeschichte Johann Sebastian Bachs bietet eine geschlossene Darstellung ohne die Anmerkungen und Anhänge der früheren Fassung; sie wendet sich an alle Musikfreunde, die sich mit Werdegang und Wirken Bachs beschäftigen wollen, um die Voraussetzungen seines Schaffens kennen zu lernen. Neben vielen Bildern enthält auch die neue Ausgabe die Stammtafeln der Familie Bach.

Timmermans erzählt. Mit Zeichnungen des Dichters. Volksausgabe. In Leinen M 3.75

Im Mittelpunkt des Bandes steht die große Meistererzählung „Beim Krabbenkocher", die zu den allerschönsten Schöpfungen des Flamen gehört. Außer einem humorvollen Bericht „Wie ich Erzähler wurde" und der Weihnachtslegende „Die Flucht nach Ägypten" findet man die besten kleineren Geschichten des Dichters hier vereinigt.

Waggerl, Karl Heinrich: Mütter. Roman. In Leinen M 5.50

Das neue Werk Karl Heinrich Waggerls ist seinem inneren Sinne nach ein Gegenstück zu seinem ersten Roman „Brot", der von der schaffenden, zeugenden Kraft des Mannes und ihren schuldhaften Verstrickungen handelte. Hier stehen Frauen im Mittelpunkt, und der Dichter kündet uns das Wesen der mütterlichen Frau in den Schicksalen seiner Gestalten. Waggerl schließt mit diesem Buch den Kreis seiner Bauernromane.

Die neuen Bände der Insel-Bücherei

Das kleine Baumbuch. Die deutschen Waldbäume. 36 vielfarbige Bilder von Willi Harwerth. Mit einem Geleitwort von Friedrich Schnack. (Nr. 316)

Ein künstlerisches Bilder- und Lehrbuch: die Bäume erscheinen jeweils in ganzer Gestalt und daneben die Blätter, Blüten und Früchte in Einzeldarstellung.

Hans Bethge: Die chinesische Flöte. Nachdichtungen chinesischer Lyrik. (Nr. 465)

Bettina in ihren Briefen. Herausgegeben von Hartmann Goertz. (Nr. 466)

Rudolf G. Binding: Die Geliebten. Gedichte. (Nr. 475)

Neben den schönsten älteren Gedichten enthält der Band den großen neuen Zyklus „Nordische Kalypso".

Wilhelm Busch: Schein und Sein. Gedichte. (Nr. 478)

Der kleine Goldfischteich. 24 vielfarbige Bilder. Kolorierte Stiche nach chinesischen Aquarellen. Mit einem Geleitwort von Franz Kuhn. (Nr. 255)

Der ganze Reichtum an Farben und Formen chinesischer Schleierschwänze und Teleskopfische ist hier bis in alle Feinheiten der schimmernden Gold- und Silbertöne nachgebildet. Ein bezauberndes Buch.

Goethes Spruchweisheit. Erster Teil: Sprüche in Prosa (Maximen und Reflexionen). (Nr. 482)

Ein Brevier überlegener Lebensklugheit und Welteinsicht aus der Erfahrung eines unvergleichlichen Lebens.

Brüder Grimm: Deutsche Sagen. Herausgegeben von Severin Rüttgers. (Nr. 458)

Grünewalds Handzeichnungen. 24 Bildtafeln. Herausgegeben von Richard Graul. (Nr. 265)

Die Zeichnungen offenbaren Grünewalds Kunst als den Inbegriff deutscher Innerlichkeit.

Gunnar Gunnarsson: Das Haus der Blinden. Erzählung. Übertragen von Edzard H. Schaper. (Nr. 474)

Deutsches Handwerk im Mittelalter. 36 Bilder aus dem Hausbuch der Mendelschen Zwölfbrüderstiftung in Nürnberg. Mit einem Geleitwort von Friedrich Bock. (Nr. 477)

Wilhelm Hauff: Das kalte Herz. Mit Zeichnungen von Fritz Fischer. (Nr. 479)

Ricarda Huch: Quellen des Lebens. Umrisse einer Weltanschauung. (Nr. 469)

Gottfried Keller: Hadlaub. – Die Novelle zum Minnesingerband – (Nr. 473)

Heinrich von Kleist: Über das Marionettentheater – Aufsätze und Anekdoten. (Nr. 481)

Otto Nebelthau: Mein Obstgarten. (Nr. 470)

Ein Seitenstück zu des Verfassers Insel-Band „Mein Gemüsegarten", wie jenes das Ergebnis einer glücklichen Verbindung von praktischer Erfahrung und Fabulierfreude eines Dichters.

Rainer Maria Rilke: Der ausgewählten Gedichte anderer Teil. (Nr. 480)

Karl Rössing: Bilderrätsel in Holzstichen. 48 Holzstiche. (Nr. 219)

Die höchst ergötzlichen Predigten des Jobst Sackmann weiland Pastors zu Limmer. Herausgegeben von Ch. H. Kleukens. (Nr. 476)

Edzard H. Schaper: Die Arche, die Schiffbruch erlitt. Eine Novelle. Mit Holzschnitten von Hans Alexander Müller. (Nr. 471)

Wilhelm von Scholz: Die Beichte. Novelle. (Nr. 467)

Heinrich Seuse: Das Büchlein der Ewigen Weisheit. Ausgewählt und übertragen von Martin Greiner. (Nr. 472)

Stijn Streuvels: Der Arbeiter. Erzählung. Aus dem Flämischen übertragen von Anton Kippenberg. (Nr. 468)

Das kleine Buch der Tropenwunder. 24 vielfarbige Tafeln nach den handkolorierten Stichen der Maria Sibylla Merian. Mit einem Geleitwort von Friedrich Schnack. (Nr. 351)

Ein einzigartiges Bilderbuch von den Farbenwundern der tropischen Natur.

In neuer Gestalt erschienen:

Der Ackermann und der Tod. Streit- und Trostgespräch von 1400 von Johannes von Saaz. Zweifarbig mit 5 Holzschnitten nach der Ausgabe des Werkes vom Jahre 1461. (Nr. 198)

Friedrich Hölderlin: Gedichte. (Nr. 50)

Lafontaines Fabeln. Mit Holzschnitten von J. J. Grandville. (Nr. 185)

Das kleine Buch der Vögel und Nester. 24 vielfarbige Bilder von Fritz Kredel. (Nr. 100)

Die neue Ausgabe umfaßt unsere ganze heimische Singvogelwelt, in all ihrer Munterkeit und Farbenpracht – sie ist ein ganz neues Buch geworden, und einer der allerschönsten unserer farbigen Bände.

Dichter unserer Zeit

Beheim-Schwarzbach, Martin: Der Gläubiger. Roman. In Leinen M 5.–

– *Die Herren der Erde.* Roman. In Leinen M 5.50

– *Die Michaelskinder.* Roman. In Leinen M 6.–

Bertram, Ernst: Gedichte. In Pappband M 4.–

– *Griecheneiland.* Gedichte. In Halbpergament M 4.–

– *Das Nornenbuch.* Gedichte. In Pappband M 4.–

– *Der Rhein.* Ein Gedenkbuch. Gedichte. In Halbpergament M 4.–

– *Straßburg.* Ein Gedichtkreis. In Pappband M 4.–

– *Wartburg.* Spruchgedichte. In Halbpergament M 4.–

Billinger, Richard: Sichel am Himmel. Gedichte. In Leinen M 4.50

Carossa, Hans: Eine Kindheit und Verwandlungen einer Jugend. In Leinen M 5.–

– *Tagebuch im Kriege.* Wohlfeile Ausgabe des „Rumänischen Tagebuchs". In Leinen M 3.–

– *Führung und Geleit.* Ein Lebensgedenkbuch. In Leinen M 5.–

– *Der Arzt Gion.* Eine Erzählung. In Leinen M 6.–

– *Gedichte.* In Leinen M 4.–

Claes, Ernest: Black. Die Geschichte eines Hundes. Aus dem Flämischen übertragen von Peter Mertens. In Leinen M 3.80
Siehe auch Seite 180

Coolen, Anton: Brabanter Volk. Roman. In Leinen M 5.–

Hofmannsthal, Hugo von: Die Gedichte und kleinen Dramen. In Leinen M 5.–

Huch, Ricarda: Der große Krieg in Deutschland. (Der Roman des Dreißigjährigen Krieges.) Vollständige Ausgabe in zwei Bänden. (1400 Seiten.) In Leinen M 12.–

– *Der große Krieg in Deutschland.* Gekürzte Volksausgabe. In Leinen M 2.50

– *Von den Königen und der Krone.* Roman. In Halbleinen M 5.25

– *Luthers Glaube.* Briefe an einen Freund. In Leinen M 5.–

– *Menschen und Schicksale aus dem Risorgimento.* In Leinen M 5.–

Huch, Ricarda: Die Verteidigung Roms. Der Geschichten von Garibaldi erster Teil. In Leinen M 6.–

– *Der Kampf um Rom.* Der Geschichten von Garibaldi zweiter Teil. In Leinen M 6.–

– *Gesammelte Gedichte.* In Leinen M 6.75

Siehe auch Seite 180

Kamban, Gudmundur: Die Jungfrau auf Skalholt. Roman. Deutsche Ausgabe von Edzard H. Schaper. In Leinen M 7.50

Kassner, Rudolf: Das Buch der Gleichnisse. In Leinen M 4.50

– *Physiognomik.* Mit 45 Abbildungen. In Leinen M 7.50

Lawrence, David Herbert: Liebende Frauen. Roman. In Leinen M 8.–

– *Der Marienkäfer.* Novellen. In Leinen M 7.–

– *Der Regenbogen.* Roman. In Leinen M 6.–

– *Die gefiederte Schlange.* Roman. In Leinen M 8.–

– *Söhne und Liebhaber.* Roman. In Leinen M 8.–

– *Der Zigeuner und die Jungfrau.* Novellen. In Leinen M 7.–

Mottram, Ralph H.: Der „Spanische Pachthof". Eine Roman-Trilogie 1914 bis 1918. Mit einem Vorwort von John Galsworthy. (720 Seiten.) In Leinen M 8.50

Mühlberger, Josef: Die Knaben und der Fluß. Erzählung. In Leinen M 3.80

– *Wallenstein.* Schauspiel. Kartoniert M 3.–

Nebelthau, Otto: Der Ritt nach Canossa. In Leinen M 6.–

Rendl, Georg: Der Bienenroman. In Leinen M 5.–

Rilke, Rainer Maria: Gesammelte Werke in sechs Bänden. In Leinen M 35.–; in Halbleder M 45.–

Inhalt: I. Band: Erste Gedichte – Frühe Gedichte. II. Band: Das Buch der Bilder – Das Stunden-Buch – Das Marienleben – Requiem. III. Band: Neue Gedichte – Duineser Elegien – Die Sonette an Orpheus – Letzte Gedichte und Fragmentarisches. IV. Band: Cornet Christoph Rilke – Geschichten vom lieben Gott – Prosafragmente – Auguste Rodin. V. Band: Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge. VI. Band: Übertragungen.

– *Erzählungen und Skizzen aus der Frühzeit.* In Leinen M 7.–; in Halbleder M 9.–

– *Briefe und Tagebücher aus der Frühzeit. 1899 bis 1902.* In Leinen M 7.–; in Halbleder M 9.–

Rilke, Rainer Maria: Briefe aus den Jahren 1902 bis 1906. In Leinen M 7.–; in Halbleder M 9.–

– *Briefe aus den Jahren 1906 bis 1907.* In Leinen M 7.–; in Halbleder M 9.–

– *Briefe aus den Jahren 1907 bis 1914.* In Leinen M 7.–; in Halbleder M 9.–

– *Briefe an seinen Verleger. 1906 bis 1926.* In Leinen M 7.–; in Halbleder M 9.–

– *Über Gott. Zwei Briefe.* Gebunden M 2.–

– *Erste Gedichte.* In Leinen M 6.–

– *Frühe Gedichte.* In Leinen M 5.–

– *Neue Gedichte.* Beide Teile in einem Bande. In Leinen M 6.–

– *Späte Gedichte.* In Leinen M 5.–

– *Das Buch der Bilder.* In Leinen M 5.25

– *Duineser Elegien.* In Leinen M 3.50

– *Das Stunden-Buch.* (Enthaltend die drei Bücher: Vom mönchischen Leben – Von der Pilgerschaft – Von der Armut und vom Tode.) In Halbleinen M 4.25

– *Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge.* In Leinen M 6.50

– *Geschichten vom lieben Gott.* In Leinen M 4.50

Rilke-Bücher

Andreas-Salomé, Lou: Rainer Maria Rilke. Mit 8 Bildtafeln. In Leinen M 5.–

Dehn, Fritz: Rainer Maria Rilke und sein Werk. Eine Deutung. In Leinen M 6.–

Sieber, Carl: René Rilke. Die Jugend Rainer Maria Rilkes. Mit 5 Bildtafeln und einem Faksimile. In Leinen M 5.–

Siehe auch unter Kippenberg auf Seite 165

Schaeffer, Albrecht: Helianth. Bilder aus dem Leben zweier Menschen aus der norddeutschen Tiefebene in neun Büchern. Zwei Bände. (1400 Seiten.) In Leinen M 15.–

– *Griechische Heldensagen.* Nach den alten Quellen neu erzählt. Zwei Bände. In Leinen M 10.–

– *Josef Montfort.* Roman. In Leinen M 6.50

– *Das Prisma.* Novellen und Erzählungen. Auf Dünndruckpapier. In Leinen M 6.50

– *Parzival.* Ein Versroman in drei Kreisen. In Leinen M 7.50

Scheffler, Karl: Der junge Tobias. Eine Jugend und ihre Umwelt. In Leinen M 6.–

Schnack, Friedrich: Der erfrorene Engel. Roman eines Mädchens. In Leinen M 5.–

– *Klick aus dem Spielzeugladen.* Roman für das große und kleine Volk. In Leinen M 4.–

– *Das Leben der Schmetterlinge.* Roman. In Leinen M 6.–

– *Der Lichtbogen.* Falterlegenden. In Leinen M 4.50

Schröder, Rudolf Alexander: Der Wanderer und die Heimat. In Leinen M 4.75

– *Mitte des Lebens.* Geistliche Gedichte. In Leinen M 5.–

Scott, Gabriel: Fant. Roman. In Verbindung mit dem Dichter besorgte Übertragung aus dem Norwegischen von Edzard H. Schaper. In Leinen M 5.50

Sillanpää, Frans Eemil: Eines Mannes Weg. Roman. Übertragen von Rita Öhquist. In Leinen M 5.–

– *Silja, die Magd.* Roman. Übertragen von Rita Öhquist. In Leinen M 6.–

Timmermans, Felix: Pieter Bruegel. Roman. Mit Zeichnungen des Dichters. Übertragen von Peter Mertens. In Leinen M 6.–

– *Die Delphine.* Eine Geschichte aus der guten alten Zeit. Mit Zeichnungen des Dichters. Übertragen von Peter Mertens. In Leinen M 5.–

– *Franziskus.* Mit Zeichnungen des Dichters. Übertragen von Peter Mertens. In Leinen M 6.–

– *Der Pfarrer vom blühenden Weinberg.* Roman. Übertragen von Peter Mertens. In Leinen M 5.–

– *Das Spiel von den heiligen drei Königen.* Nach der Weihnachtslegende von Felix Timmermans für die Bühne bearbeitet von Eduard Veterman und Felix Timmermans. Übertragen von Anton Kippenberg. In Pappband M 2.50

Siehe auch Seite 180

Waggerl, Karl Heinrich: Brot. Roman. In Leinen M 6.–

– *Schweres Blut.* Roman. In Leinen M 6.–

– *Das Jahr des Herrn.* Roman. In Leinen M 5.50

Walschap, Gerard: Heirat. Roman. Aus dem Flämischen übertragen von Felix Augustin. In Leinen M 4.50

Sämtliche Werke in siebzehn Bänden. Herausgegeben von Fritz Bergemann, Hans Gerhard Gräf, Max Hecker, Gunther Ipsen, Kurt Jahn und Carl Schüddekopf. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier in Leinen M 135.–; in Leder M 235.–

Die vollständigste aller heutigen Goethe-Ausgaben. Der Text umfaßt 15000 Seiten.

Ergänzungsbände in der Ausstattung der Gesamtausgabe:

Goethes Briefe und Tagebücher. Herausgegeben von Hans Gerhard Gräf. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier in zwei Bänden. (1750 Seiten) In Leinen M 18.–; in Leder M 30.–

Gespräche mit Eckermann. Herausgegeben und eingeleitet von Franz Deibel. Vollständige Taschenausgabe in einem Bande auf Dünndruckpapier. (797 Seiten) In Leinen M 7.50; in Leder M 13.–

Goethes Gespräche ohne die Gespräche mit Eckermann. Ausgewählt von Flodoard Freiherrn von Biedermann. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier in einem Bande. (791 Seiten) In Leinen M 9.50; in Leder M 16.–

Werke in sechs Bänden (Der Volks-Goethe). 3900 Seiten. Im Auftrage der Goethe-Gesellschaft herausgegeben von Erich Schmidt. Neu bearbeitet von Gustav Roethe. In Leinen M 18.–

Farbenlehre. Eingeleitet von Gunther Ipsen. Mit 32 zum großen Teil vielfarbigen Tafeln. Vollständige Taschenausgabe auf Dünndruckpapier in einem Bande. In Leinen M 10.–

Faust. Gesamtausgabe. Enthaltend Urfaust, Fragment (1790), Tragödie I. und II. Teil, Paralipomena. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier in einem Bande. (577 Seiten) In Leinen M 3.50; in Leder M 6.50

Sämtliche Gedichte in zeitlicher Folge. Herausgegeben von Hans Gerhard Gräf. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier in zwei Bänden. (1300 Seiten) In Leinen M 12.–; in Leder M 20.–

Gedichte. Auswahl in zeitlicher Folge. Herausgegeben von Hans Gerhard Gräf. In Leinen M 3.75

Italienische Reise. Mit den Zeichnungen Goethes, seiner Freunde und Kunstgenossen in 124 zum Teil farbigen Lichtdrucktafeln. Neu herausgegeben vom Goethe-Nationalmuseum (Folio). In Halbleder M 50.–; in Leder M 80.–

Die Leiden des jungen Werther. Mit den elf Kupfern und einer Rötelstudie von Chodowiecki. In Pappband M 6.–

Naturwissenschaftliche Schriften. Herausgegeben von Gunther Ipsen. Mit 48 zum Teil farbigen Tafeln. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier in zwei Bänden. (1583 Seiten) In Leinen M 20.–; in Leder M 34.–

Die Briefe des jungen Goethe. Herausgegeben und eingeleitet von Gustav Roethe. In Leinen M 3.50

Briefe an Frau von Stein. Ausgewählt und herausgegeben von Julius Petersen. Mit 6 Silhouetten. In Leinen M 3.50

Goethes Mutter: Briefe. Ausgewählt und eingeleitet von Albert Köster. Mit 16 Bildtafeln. In Leinen M 4.50

Goethe: Bettinas Leben und Briefwechsel mit Goethe. Auf Grund des von Reinhold Steig bearbeiteten handschriftlichen Nachlasses neu herausgegeben von Fritz Bergemann. Mit 17 Bildtafeln und 2 Faksimiles. In Leinen M 7.50

Klassiker und Gesamtausgaben

Büchner, Georg: Werke und Briefe. Herausgegeben von Fritz Bergemann. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier in einem Bande. (513 Seiten) In Leinen M 7.–

Eichendorff, Joseph von: Werke. Ausgewählt und herausgegeben von Franz Schultz. Zwei Bände. (1080 Seiten) In Leinen M 6.–

Grimmelshausen, H. J. Chr. von: Der abenteuerliche Simplizissimus. Vollständige Ausgabe auf Dünndruckpapier in einem Bande. (897 Seiten) In Leinen M 7.50

Der Heliand in Simrocks Übertragung und die Bruckstücke der Altsächsischen Genesis. Eingeleitet von Andreas Heusler. In Leinen M 3.75

Hölderlin, Friedrich: Sämtliche Werke. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier in einem Bande. (1043 Seiten) In Leinen M 9.–; in Leder M 15.–

Kant: Sämtliche Werke in sechs Bänden. Herausgegeben von Felix Groß. Taschenausgabe in Dünndruckpapier. (4400 Seiten) In Leinen M 45.–; in Leder M 75.–

Kleist, Heinrich von: Sämtliche Werke. Herausgegeben von Friedrich Michael. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier in einem Band. (1187 Seiten) In Leinen M 9.–; in Leder M 15.–

Lenau, Nikolaus: Sämtliche Werke und Briefe in sechs Bänden. Vollständige kritische Ausgabe, herausgegeben von Eduard Castle. In Leinen M 40.–

Die Nibelungen Not und Kudrun. Herausgegeben von Eduard Sievers. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. (624 Seiten) In Leinen M 6.–

Sachs, Hans: Ausgewählte Werke. (Gedichte und Dramen.) Mit 52 Holzschnitten nach Dürer, Beham u. a. Herausgegeben von Paul Merker und R. Buchwald. Zwei Bände. In Halbleinen M 10.–. Kolorierte Ausgabe, in der die Holzschnitte mehrfarbig mit der Hand koloriert wurden, in Halbpergament M 16.–; in Schweinsleder M 30.–

Schiller: Sämtliche Werke in sieben Bänden. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. (4900 Seiten) In Leinen M 45.–; in Leder M 70.–

Stifter, Adalbert: Werke in drei Bänden (Volks-Stifter). Mit einer Einleitung von Adolf von Grolman. In Leinen M 12.–

Die Ausgabe umfaßt Erzählungen, Nachsommer und Witiko.

Siehe auch Seite 180, 181.

Storm, Theodor: Sämtliche Werke in acht Bänden. Herausgegeben von Albert Köster. In Leinen M 30.–; in Halbpergament M 40.–

Weltliteratur

Cervantes: Don Quixote. Vollständige deutsche Ausgabe besorgt von Konrad Thorer. Mit einem Essay von Turgenjeff und einem Nachwort von André Jolles. Auf Dünndruckpapier in zwei Bänden. (1550 Seiten) In Leinen M 12.–; in Leder M 20.–

Dante: Opera omnia. (In italienischer Sprache.) Enthaltend La Divina Commedia. Il Canzoniere. Vita Nuova. Il Convivo sowie die lateinischen Schriften und Briefe. Mit einer Einleitung von Benedetto Croce. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier in zwei Bänden. (1080 Seiten) In Leinen M 11.–

Dickens, Charles: Ausgewählte Werke in sechs Bänden. Mit über 300 Federzeichnungen aus den englischen Originalausgaben von Cruikshank, Cattermole, H. K. Browne und anderen. Auf Dünndruckpapier. (6100 Seiten) In Leinen M 45.–

Hiervon erschienen als Einzelausgaben: David Copperfield – Der Raritätenladen – Die Pickwickier – Oliver Twist und Weihnachtserzählungen. In Leinen je M 8.–

Gobineau, Arthur Graf: Die Renaissance. Historische Szenen. Übertragen von Bernhard Jolles. Mit 20 Bildtafeln. In Leinen M 4.50

Ομηρον επη. (Ιλιας Οδυσσεια). Im griechischen Urtext herausgegeben von Paul Cauer. Neue Ausgabe auf Dünndruckpapier. In Leinen M 6.–

Jacobsen, Jens Peter: Sämtliche Werke in einem Bande. Übertragen von Mathilde Mann, Anka Matthiesen und Erich von Mendelssohn. Mit dem von A. Helsted 1885 radierten Porträt. Auf Dünndruckpapier. (877 Seiten) In Leinen M 8.50; in Leder M 15.–

Stendhal, Friedrich von (Henri Beyle): Gesammelte Werke. Übertragen von Arthur Schurig und Otto Freiherrn von Taube. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier in acht Bänden. (5200 Seiten) In Leinen M 55.–

Die Rache des jungen Meh oder Das Wunder der zweiten Pflaumenblüte. Aus dem Chinesischen übertragen von Franz Kuhn. In der Art chinesischer Blockbücher gedruckt. In Leinen M 6.–

Die Räuber vom Liang schan Moor. Aus dem Chinesischen übertragen von Franz Kuhn. Mit 60 Holzschnitten einer alten chinesischen Ausgabe. In Leinen M 12.–

Der Traum der Roten Kammer. Aus dem Chinesischen übertragen von Franz Kuhn. In Leinen M 12.–

Märchen, Sagen, Legenden und Lieder

Als der Großvater die Großmutter nahm. Ein Liederbuch für altmodische Leute. In Pappband M 4.50; in Halbleder M 6.–

Die Blümlein des heiligen Franziskus von Assisi. Übertragen von Rudolf G. Binding. Mit 84 Initialen von Carl Weidemeyer-Worpswede. In Leinen M 3.75

Deutsche Heldensagen. Herausgegeben von Severin Rüttgers. Mit einem erklärenden Anhang. In Leinen M 4.50

Inhalt: Das Hildebrandslied / Beowulf / Walther und Hildegund / Sigfried und die Nibelungen / Wieland der Schmied / König Rothe / Der getreue Wolf Dietrich / König Dietrich von Bern / Kudrun / Der Nibelunge Not.

Brüder Grimm: Märchen. Vollständige Ausgabe in zwei Bänden. In Leinen M 9.–

Hauff, Wilhelm: Märchen. Vollständige Ausgabe. In Leinen M 5.–

Hey-Speckter: Hundert Fabeln für Kinder. Von Wilhelm Hey. Mit den Bildern von Otto Speckter. In Leinen M 2.50

Schwab, Gustav: Sagen des klassischen Altertums. Vollständige Ausgabe in einem Bande mit 96 Zeichnungen von J. Flaxman. (1020 Seiten) In Leinen M 4.50

Die Erzählungen aus den Tausendundein Nächten. Vollständige deutsche Ausgabe in sechs Bänden. Zum ersten Male aus dem arabischen

Urtext der Calcuttaer Ausgabe vom Jahre 1839 übertragen von Enno Littmann. Eingeleitet von Hugo von Hofmannsthal. Auf Dünndruckpapier. (5120 Seiten) In Leinen M 50.–; in Leder M 90.–

Die schönsten Geschichten aus Tausendundeiner Nacht. Ausgabe in einem Bande. In Leinen M 4.50

Briefe, Erinnerungen, Lebensgeschichten

Beethovens Briefe. In Auswahl herausgegeben von Albert Leitzmann. Mit 16 Bildtafeln. In Leinen M 5.–

Bertram, Ernst: Deutsche Gestalten. Fest- und Gedenkreden. In Leinen M 6.–

Inhalt: Bach – Klopstock – Goethe: Gesang und Gesetz; Geheimnislehre; Sinnliche Überlieferung – Schiller – Norden und deutsche Romantik – Beethoven – Kleist – Stifter – Möglichkeiten deutscher Klassik.

Carolinens Leben in ihren Briefen. Auf Grund der von Erich Schmidt besorgten Gesamtausgabe in Auswahl herausgegeben von Richard Buchwald, eingeleitet von Ricarda Huch. Mit 16 Bildtafeln. In Leinen M 6.50

Elisabeth Charlotte (Liselotte): Briefe der Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans. Ausgewählt und eingeleitet von Hans F. Helmolt. Mit 16 Bildtafeln. In Leinen M 6.50

Haslund-Christensen, Henning: Jabonah. Abenteuer in der Mongolei. Geleitwort von Sven Hedin. Aus dem Dänischen übertragen von Helmut de Boor. Mit 118 Abbildungen und einer Karte. In Leinen M 6.50

Humboldt, Wilhelm von: Die Brautbriefe Wilhelms und Karolinens von Humboldt. Herausgegeben und eingeleitet von Albert Leitzmann. In Leinen M 6.50

– *Briefe an eine Freundin.* (Charlotte Diede.) In Auswahl herausgegeben von Albert Leitzmann. In Leinen M 3.50

Katharina II. von Rußland: Memoiren. Herausgegeben von Erich Boehme. Mit 16 Bildtafeln. In Leinen M 6.50

Die Kriegserlebnisse des Grenadiers Rudolf Koch. Mit einem Selbstbildnis des Meisters als Soldat. In Leinen M 4.50

Luthers Briefe. In Auswahl neu herausgegeben von Reinhard Buchwald. Mit 10 Bildtafeln. In Leinen M 3.75

Mozart: Wolfgang Amadeus Mozarts Leben in seinen Briefen und Berichten der Zeitgenossen. Herausgegeben von Albert Leitzmann. Mit 16 Bildtafeln und 2 Faksimiles. In Leinen M 7.–

Nietzsche, Friedrich: Briefe. Ausgewählt und herausgegeben von Richard Oehler. In Leinen M 4.50

Villers, Alexander von: Briefe eines Unbekannten. Ausgewählt und eingeleitet von Wilhelm Weigand. Mit 2 Bildnissen. In Leinen M 6.50

Wilhelmine Markgräfin von Bayreuth: Memoiren. Herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von Annette Kolb. Mit 10 Bildtafeln. In Leinen M 6.50

Geschichte und Kulturgeschichte

Cortes, Ferdinand: Die Eroberung von Mexiko. Mit den eigenhändigen Berichten Cortes' an Kaiser Karl V. von 1520 und 1522. Herausgegeben und eingeleitet von Arthur Schurig. Mit zwei Bildnissen und einer Karte. In Leinen M 6.50

Corti, Egon Caesar Conte: Die Tragödie eines Kaisers. (Maximilian von Mexiko.) Mit 4 Bildtafeln. In Leinen M 7.50

– *Der Zauberer von Homburg und Monte Carlo.* Mit 16 Bildtafeln. In Leinen M 8.–

Deutsche Vergangenheit. Nach zeitgenössischen Quellen herausgegeben von Johannes Bühler. 9 Bände mit je 16 Bildtafeln. Preis des gesamten Werkes in Leinen M 60.–, der einzelnen Bände in Leinen je M 7.50

Die Bände der politischen Reihe:

Die Germanen in der Völkerwanderung – Das Frankenreich – Die Sächsischen und Salischen Kaiser – Die Hohenstaufen.

Die Bände der kulturhistorischen Reihe:

Klosterleben im deutschen Mittelalter – Deutsches Geistesleben im Mittelalter – Ordensritter und Kirchenfürsten – Fürsten und Ritter – Bauern, Bürger und Hansa.

Dieses Werk vereint zeitgenössische Quellen der politischen, sozialen und Geistes-Geschichte des deutschen Volkes von seinen Anfängen bis an die Schwelle der neuen Zeit: Chroniken, Lebensbeschreibungen, Briefe, Urkunden, Gesetze, Streitschriften, wissenschaftliche Abhandlungen, Sagen, Lieder und Gedichte. Alle Lebensgebiete, alle Meinungen und Richtungen kommen zur Geltung. In den umfangreichen Einleitungen werden Sinn und Ziel der treibenden Kräfte jeder Epoche und der sich wandelnden Formen ihrer Kultur gedeutet.

Fichte: Reden an die deutsche Nation. Revidierte Ausgabe mit einer Einleitung von Rudolf Eucken. In Leinen M 2.50

Scheffler, Karl: Holland. Mit 100 Bildtafeln. In Leinen M 9.–

– *Italien.* Tagebuch einer Reise. Mit 118 Bildtafeln. In Leinen M 9.–

– *Paris.* Notizen. Mit 87 Bildtafeln. In Leinen M 9.–

Schneider, Reinhold: Auf Wegen deutscher Geschichte. Eine Fahrt ins Reich. In Leinen M 3.80

Inhalt: Der Wald – Paderborn – Speyer – Bremen – Tangermünde – Nürnberg – Rudolstadt – Hohenzollern – Ostland.

Kunst

Beenken, Hermann: Bildhauer des vierzehnten Jahrhunderts am Rhein und in Schwaben. Mit 150 Abbildungen. In Leinen M 10.–

Burkhard, Arthur: Hans Burgkmair. Mit 117 Abbildungen. In Leinen M 10.–

Jantzen, Hans: Deutsche Bildhauer des dreizehnten Jahrhunderts. Mit 136 Abbildungen. In Leinen M 10.–

Acht Bildtafeln aus der Manessischen Liederhandschrift. In vielfarbigem Lichtdruck in Originalgröße ($35^1/_2 \times 25$ cm). Jedes Blatt in Umschlag M 6.–; die acht Blätter in Mappe M 48.–

Herr Hartmann von Aue – König Konrad der Junge – Graf Kraft von Toggenburg – Herr Werner von Teufen – Herr Walther von der Vogelweide – Klingsor von Ungerland (Der Sängerkrieg) – Der Tannhäuser – Meister Johannes Hadloub.

Rilke, Rainer Maria: Auguste Rodin. Mit 96 Bildtafeln. In Leinen M 7.–

Scheffler, Karl: Deutsche Maler und Zeichner im neunzehnten Jahrhundert. Mit 77 Bildtafeln. In Leinen M 9.–

– *Der Geist der Gotik.* Mit 100 Bildtafeln. In Leinen M 7.–

Schmidt, Paul Ferdinand: Philipp Otto Runge. Sein Leben und sein Werk. Mit 80 Bildtafeln. In Leinen M 10.–

Steindorff, Georg: Die Kunst der Ägypter. Mit 200 Bildtafeln und zahlreichen Abbildungen im Text. In Leinen M 12.50

Tietze, Hans: Albrecht Altdorfer. Mit 127 Abbildungen. In Leinen M 10.–

Waldmann, Emil: Albrecht Dürer. Sein Leben und seine Kunst. Mit 192 Bildtafeln. In Leinen M 4.50

Das schöne wohlfeile Buch

Der Insel-Verlag hat es immer als eine seiner wesentlichen Aufgaben angesehen, die reichen Schätze des Schrifttums weiten Kreisen unseres Volkes in wohlfeilen Ausgaben zugänglich zu machen. Die Bücher, die wir hier verzeichnen, sind nicht Glieder einer besonderen Reihe oder Sammlung. Was sie verbindet, ist der erlesene Inhalt, die sorgfältige Ausstattung, die der Eigenart jedes einzelnen Werkes gerecht wird, und der einheitliche Preis. Indem die Bände klassisches Schrifttum und wertvolle Werke der zeitgenössischen Literatur vereinigen, bieten sie neben der Insel-Bücherei die Grundlage einer Bücherei für jedermann.

Jeder Band in Leinen M 3.75

Die Blümlein des heiligen Franziskus von Assisi. Übertragen von Rudolf G. Binding. Mit 84 Initialen von Carl Weidemeyer-Worpswede.

Claes, Ernest: Flachskopf. Mit einem Vorwort und Bildern von Felix Timmermans.

Coster, Charles de: Uilenspiegel und Lamme Goedzak. Ein fröhliches Buch trotz Tod und Tränen.

Meister Eckhart: Deutsche Predigten und Traktate. Ausgewählt und eingeleitet von Friedrich Schulze-Maizier.

Eisherz und Edeljaspis oder *Die Geschichte einer glücklichen Gattenwahl.* Chinesischer Roman aus der Ming-Zeit. Aus dem Urtext übertragen von Franz Kuhn. Mit Bildern nach alten chinesischen Holzschnitten.

Goethe: Gedichte. Auswahl in zeitlicher Folge. Herausgegeben von Hans Gerhard Gräf.

Der Heliand in Simrocks Übertragung und die Bruchstücke der Altsächsischen Genesis. Eingeleitet von Andreas Heusler.

Huch, Ricarda: Das Leben des Grafen Federigo Confalonieri. Roman.

– *Michael Unger.* Roman.

Luthers Briefe. In Auswahl neu herausgegeben von Reinhard Buchwald. Mit zehn Bildtafeln.

Stifter, Adalbert: Der Nachsommer. Ungekürzte Ausgabe.

Timmermans, Felix: Das Jesuskind in Flandern. Mit Zeichnungen des Dichters.

– *Pallieter.* Mit Zeichnungen des Dichters.

– *Timmermans erzählt.* Mit Zeichnungen des Dichters.

Jeder Band in Leinen M 4.50

Bühler, Johannes: Das erste Reich der Deutschen. Von der Völkerwanderung bis zur Reformation. Mit 80 Bildtafeln.

Bürger, Gottfried August: Wunderbare Reisen des Freiherrn von Münchhausen. Mit den Holzschnitten von Doré. In Pappband.

Deutsche Erzähler. Ausgewählt und eingeleitet von Hugo von Hofmannsthal. Die einst vierbändige Ausgabe jetzt in einem Bande.

Deutsche Heldensagen. Herausgegeben von Severin Rüttgers. Mit einem erklärenden Anhang.

Deutsche Volksbücher. Herausgegeben von Severin Rüttgers.

Goethe und seine Welt in 580 Bildern. Herausgegeben von Hans Wahl und Anton Kippenberg.

Schwab, Gustav: Sagen des klassischen Altertums. Vollständige Volksausgabe in einem Bande mit 96 Zeichnungen von J. Flaxman.

Stifter, Adalbert: Erzählungen.

Der Band enthält: Hochwald, Abdias, Brigitta, Hagestolz, Waldsteig, Bunte Steine, Nachkommenschaften, Sonnenfinsternis.

– *Witiko.* Ungekürzte Volksausgabe. Eingeleitet von Adolf von Grolman.

Die schönsten Geschichten aus Tausendundeiner Nacht.

Waldmann, Emil: Albrecht Dürer. Sein Leben und seine Kunst. Mit 192 Bildtafeln.

Der Volks-Goethe

Goethes Werke in sechs Bänden. (3900 Seiten) Im Auftrage der Goethe-Gesellschaft herausgegeben von Erich Schmidt. Neu bearbeitet von Gustav Roethe. In Leinen M 18.–

Der Volks-Stifter

Stifters Werke in drei Bänden. Mit einer Einleitung von Adolf von Grolman. (2600 Seiten) In Leinen M 12.–

Die Bände enthalten die Erzählungen, Nachsommer und Witiko.

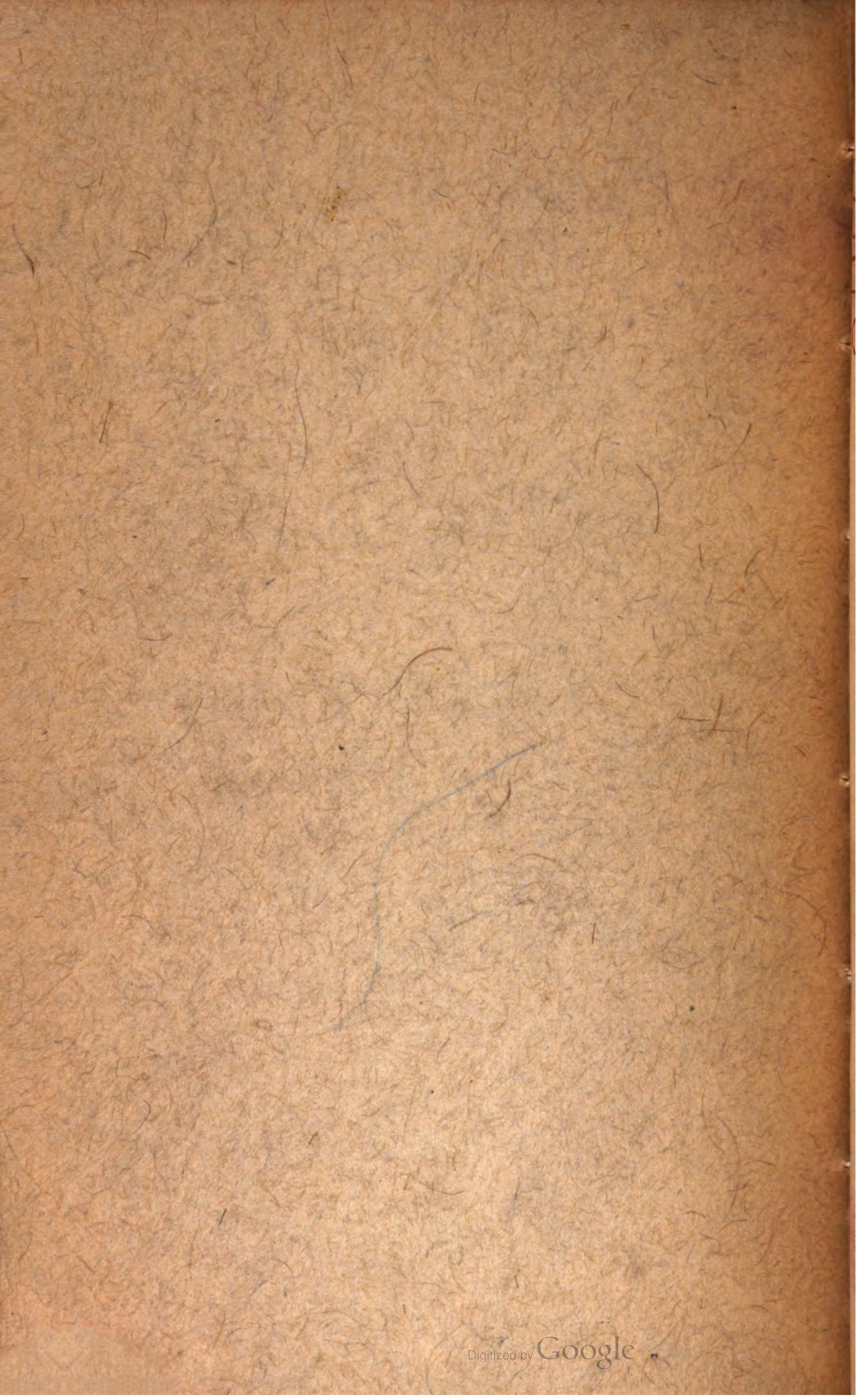
Die hier aufgeführten Bücher sind durch jede gute Buchhandlung zu beziehen. Auskunft erteilt gern der Insel-Verlag in Leipzig C 1, Kurze Straße 7

Inhalt

Bildverzeichnis

Die Holzschnitte
für Umschlag und Kalendarium schuf Fritz Kredel

Druck: Offizin Poeschel & Trepte
in Leipzig




Insel-Almanach
auf das Jahr
1937
Im Insel-Verlag zu Leipzig



Insel-Almanach

auf das Jahr

1937

Im Insel-Verlag
zu Leipzig

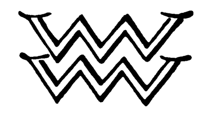
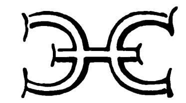
Printed in Germany

Kalendarium

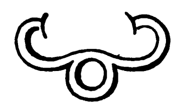
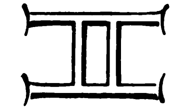
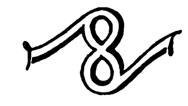
Lebendiges laßt uns lieben.

*

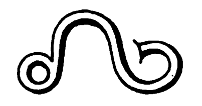
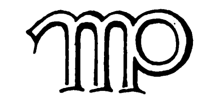
Goethe

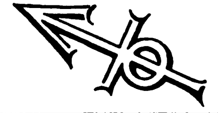

Januar		*Februar*		*März*	
1 Neujahr		1 Montag		1 Montag	
2 Sonnabend		2 Dienstag		2 Dienstag	
3 Sonnt. n. Neuj.		3 Mittwoch	☾	3 Mittwoch	
4 Montag	☾	4 Donnerstag		4 Donnerstag	
5 Dienstag		5 Freitag		5 Freitag	☾
6 Epiphanias		6 Sonnabend		6 Sonnabend	
7 Donnerstag		7 Estomihi		7 Lätare	
8 Freitag		8 Montag		8 Montag	
9 Sonnabend		9 Dienstag		9 Dienstag	
10 1.Sonnt. n. Ep.		10 Mittwoch		10 Mittwoch	
11 Montag		11 Donnerstag	●	11 Donnerstag	
12 Dienstag	●	12 Freitag		12 Freitag	●
13 Mittwoch		13 Sonnabend		13 Sonnabend	
14 Donnerstag		14 Invokavit		14 Judika	
15 Freitag		15 Montag		15 Montag	
16 Sonnabend		16 Dienstag		16 Dienstag	
17 2.Sonnt. n. Ep.		17 Mittwoch		17 Mittwoch	
18 Montag		18 Donnerstag	☽	18 Donnerstag	
19 Dienstag	☽	19 Freitag		19 Freitag	☽
20 Mittwoch		20 Sonnabend		20 Sonnabend	
21 Donnerstag		21 Heldengedenkt.		21 Palmarum	
22 Freitag		22 Montag		22 Montag	
23 Sonnabend		23 Dienstag		23 Dienstag	
24 Septuagesima		24 Mittwoch		24 Mittwoch	
25 Montag		25 Donnerstag	○	25 Gründonnerst.	
26 Dienstag	○	26 Freitag		26 Karfreitag	
27 Mittwoch		27 Sonnabend		27 Sonnabend	○
28 Donnerstag		28 Okuli		28 Ostersonntag	
29 Freitag				29 Ostermontag	
30 Sonnabend				30 Dienstag	
31 Sexagesima				31 Mittwoch	

April			*Mai*			*Juni*		
1	Donnerstag		1	Tag der Arbeit		1	Dienstag	
2	Freitag		2	Rogate		2	Mittwoch	☾
3	Sonnabend		3	Montag	☾	3	Donnerstag	
4	Quasimodog.	☾	4	Dienstag		4	Freitag	
5	Montag		5	Mittwoch		5	Sonnabend	
6	Dienstag		6	Himmelfahrt		6	2. S. n. Trinit.	
7	Mittwoch		7	Freitag		7	Montag	
8	Donnerstag		8	Sonnabend		8	Dienstag	●
9	Freitag		9	Exaudi		9	Mittwoch	
10	Sonnabend		10	Montag	●	10	Donnerstag	
11	Mis. Domini	●	11	Dienstag		11	Freitag	
12	Montag		12	Mittwoch		12	Sonnabend	
13	Dienstag		13	Donnerstag		13	3. S. n. Trinit.	
14	Mittwoch		14	Freitag		14	Montag	
15	Donnerstag		15	Sonnabend		15	Dienstag	☽
16	Freitag		16	Pfingstsonntag		16	Mittwoch	
17	Sonnabend	☽	17	Pfingstmont.	☽	17	Donnerstag	
18	Jubilate		18	Dienstag		18	Freitag	
19	Montag		19	Mittwoch		19	Sonnabend	
20	Dienstag		20	Donnerstag		20	4. S. n. Trinit.	
21	Mittwoch		21	Freitag		21	Montag	
22	Donnerstag		22	Sonnabend		22	Dienstag	
23	Freitag		23	Trinitatis		23	Mittwoch	○
24	Sonnabend		24	Montag		24	Donnerstag	
25	Kantate	○	25	Dienstag	○	25	Freitag	
26	Montag		26	Mittwoch		26	Sonnabend	
27	Dienstag		27	Donnerstag		27	5. S. n. Trinit.	
28	Mittwoch		28	Freitag		28	Montag	
29	Donnerstag		29	Sonnabend		29	Dienstag	
30	Freitag		30	1. S. n. Trinit.		30	Mittwoch	
			31	Montag				

Juli	*August*	*September*
1 Donnerstag ☾	1 10. S. n. Trin.	1 Mittwoch
2 Freitag	2 Montag	2 Donnerstag
3 Sonnabend	3 Dienstag	3 Freitag
4 6. S. n. Trinit.	4 Mittwoch	4 Sonnabend ●
5 Montag	5 Donnerstag	5 15. S. n. Trin.
6 Dienstag	6 Freitag ●	6 Montag
7 Mittwoch	7 Sonnabend	7 Dienstag
8 Donnerstag ●	8 11. S. n. Trin.	8 Mittwoch
9 Freitag	9 Montag	9 Donnerstag
10 Sonnabend	10 Dienstag	10 Freitag
11 7. S. n. Trinit.	11 Mittwoch	11 Sonnabend
12 Montag	12 Donnerstag	12 16. S. n. Tr. ☽
13 Dienstag	13 Freitag	13 Montag
14 Mittwoch	14 Sonnabend ☽	14 Dienstag
15 Donnerstag ☽	15 12. S. n. Trin.	15 Mittwoch
16 Freitag	16 Montag	16 Donnerstag
17 Sonnabend	17 Dienstag	17 Freitag
18 8. S. n. Trinit.	18 Mittwoch	18 Sonnabend
19 Montag	19 Donnerstag	19 17. S. n. Trin.
20 Dienstag	20 Freitag	20 Montag ☺
21 Mittwoch	21 Sonnabend	21 Dienstag
22 Donnerstag	22 13. S. n. Tr. ☺	22 Mittwoch
23 Freitag ☺	23 Montag	23 Donnerstag
24 Sonnabend	24 Dienstag	24 Freitag
25 9. S. n. Trinit.	25 Mittwoch	25 Sonnabend
26 Montag	26 Donnerstag	26 18. S. n. Trin.
27 Dienstag	27 Freitag	27 Montag ☾
28 Mittwoch	28 Sonnabend	28 Dienstag
29 Donnerstag	29 14. S. n. Tr. ☾	29 Mittwoch
30 Freitag ☾	30 Montag	30 Donnerstag
31 Sonnabend	31 Dienstag	

Oktober	November	Dezember
1 Freitag	1 Montag	1 Mittwoch
2 Sonnabend	2 Dienstag	2 Donnerstag
3 Erntedankfest	3 Mittwoch ●	3 Freitag ●
4 Montag ●	4 Donnerstag	4 Sonnabend
5 Dienstag	5 Freitag	5 2. Advent
6 Mittwoch	6 Sonnabend	6 Montag
7 Donnerstag	7 24. S. n. Trin.	7 Dienstag
8 Freitag	8 Montag	8 Mittwoch
9 Sonnabend	9 Dienstag	9 Donnerstag
10 20. S. n. Trin.	10 Mittwoch	10 Freitag
11 Montag	11 Donnerstag ☽	11 Sonnabend ☽
12 Dienstag	12 Freitag	12 3. Advent
13 Mittwoch ☽	13 Sonnabend	13 Montag
14 Donnerstag	14 25. S. n. Trin.	14 Dienstag
15 Freitag	15 Montag	15 Mittwoch
16 Sonnabend	16 Dienstag	16 Donnerstag
17 21. S. n. Trin.	17 Bußtag	17 Freitag ☺
18 Montag	18 Donnerstag ☺	18 Sonnabend
19 Dienstag ☺	19 Freitag	19 4. Advent
20 Mittwoch	20 Sonnabend	20 Montag
21 Donnerstag	21 Totensonntag	21 Dienstag
22 Freitag	22 Montag	22 Mittwoch
23 Sonnabend	23 Dienstag	23 Donnerstag
24 22. S. n. Trin.	24 Mittwoch	24 Freitag ☾
25 Montag	25 Donnerstag ☾	25 1. Weihnachtstag
26 Dienstag ☾	26 Freitag	26 2. Weihnachtstag
27 Mittwoch	27 Sonnabend	27 Montag
28 Donnerstag	28 1. Advent	28 Dienstag
29 Freitag	29 Montag	29 Mittwoch
30 Sonnabend	30 Dienstag	30 Donnerstag
31 Reformationsf.		31 Silvester

Dem Griechen, der nach dem Sieg über den persischen Erbfeind, erfüllt von dem Glauben an die bindende Macht des gemeinsamen Blutes und der heimischen Götter, gelockt von dem Glanz der reicher denn je aufblühenden Spiele und dem Ruhme des neu erbauten Zeustempels, Olympia besuchte, trat am Westgiebel des Heiligtums eine leidenschaftlich bewegte Szene aus altem Mythos vor Augen: die Lapithen in wildverschlungenem Kampfe mit den Kentauren, die frevlerisch in das Fest menschlicher Gesittung eingebrochen sind. Inmitten des wogenden Getümmels aber steht in stolzer Ruhe eine Jünglingsgestalt von edelster Bildung. Gespannte Kraft verrät der prachtvolle Schulteransatz des linken Armes; herrisch weist die Rechte den Räubern entgegen. In hochmütiger Majestät wendet das Antlitz sich dem Kampfe zu; doch es ist, als blicke das Auge über das Getümmel hinweg in seherische Fernen, und die zornig drohende Kraft ist durch eine jugendliche Anmut in der Rundung der Wangen und dem schwellenden Munde gemildert. Es ist Apollon, neben Zeus und Herakles der höchste Beschützer der Spiele; der Herr des edlen Maßes, der über Hellas das Gebot der strengen Zucht, des herben Stolzes, der adligen Reinheit, der Musik und der Harmonie in allen Bereichen des Lebens verbreitet hatte: die reinste Gestaltung hellenischen Willens zur Einheit von musischer und gymnastischer Art.
Leise sich wandelnd vor dem inneren Auge, nimmt das Bild des reinen und starken Gottes die Züge eines göttlich reinen und kraftvollen Menschen an, der herrscherlich gleich Apollon die Kämpfe seiner Zeit überschaute und meisterte; eines Menschen, dessen Herz voll Seelenwärme „Phöb Apollen entgegenglühte"; der durch sein Geschlecht wandelte, „wie mit Blumenfüßen über Deukalions Flutschlamm Python tötend leicht groß Pythius Apollo"; der darum bat und rang, daß „die Idee des Reinen immer lichter in ihm werde", so wie der lichte Gott nur Reines und Lichtes um sich litt; eines Menschen, der, wie einst der del-

phische Gott, machtvoll Gesetz und Maß aufrichtend, in die hellenische Welt trat, so mit Machtgebärde in die Wirklichkeiten brach und seiner Welt wurde, „was der Welt Phöb Apoll ist".
Ist es vermessen, das Bild dieses Menschen über der Pforte des geweihten Raumes aufzustellen, der nun die beste und schönste Jugend Deutschlands und der Welt zum Kampf um den olympischen Kranz empfangen soll? Mit welchem Rechte verkünden wir ihn als einen der geistigen Ahnen und Stifter des Kampfes der Leiber; ihn, den „Fürsten im Reiche der Geister", den wir in so ganz anderem Sinn den Olympier zu nennen lieben; ihn, der zu wiederholten Malen verehrend dem erhabenen, vergeistigten Bilde des olympischen Zeus von Pheidias nachforschte, den Apollon am Giebel aber noch gar nicht kannte?
Noch lag die Statue des delphischen Gottes in Schutt und Trümmern begraben; – aber den Preis Apollons in „Wanderers Sturmlied" vermochte nur ein Mensch zu schreiben, der das unsterbliche Wesen des göttlichen Beschützers der Spiele liebend erahnt und mit Erschütterung empfunden hatte. In dieser seelischen Beziehung liegt zugleich der Keim für die Wiedergeburt der heldisch-anmutigen Lebensform, deren ewiges Urbild der Herr von Delphi für Griechen und Nachwelt darstellt.
Allein gibt ein solches Neuerfühlen des griechischen Götterwesens schon das Recht, den Namen des größten deutschen Dichters zur Feier der deutschen Olympiade zu beschwören? Was hat Goethe mit Olympia, mit dem entfesselten Kampfe der jugendlichen Leiber zu tun?

Goethe schließt einmal aus den Dichtungen Shakespeares auf einen „geistig und körperlich durchaus und stets gesunden, kräftigen Menschen". Wüßten wir nun von seiner Person so wenig wie von dem englischen Dichter und besäßen nur seine Werke: wohl sicher würden wir aus den Rhythmen seiner Lyrik auf einen Menschen von tänzerisch beschwingtem Körpergefühl schließen, dessen Gliedern, wie er selbst von sich sagt, „der Takt ganz

gemäß und mit denselben geboren war". Wir wären geneigt, die Ephebenanmut seiner Jünglingsbilder, die Rüstigkeit und Tüchtigkeit seiner Mannsgestalten auf einen Menschen zurückzuführen, der selbst als Jüngling jene kraftvoll schwellende Anmut, als Mann jene heitere Rüstigkeit besaß und den Reichtum solchen Besitzes seinen Gestalten mitgab. Es würde sich endlich, wenn wir als Urgrund der Sprachschöpfung und Bildfindung gerade dieses Dichters sein eigenes Erleben erkannt hätten, aus der Fülle von Metaphern und Bildern, die dem Bereich der Leibesübungen entnommen sind, ein Mensch enthüllen, dem Anmut, Kraft und Kampf der körperlichen Bewegung zum Erleben und zum Grundstoff dichterischen Bildens geworden waren. So würden wohl schon die Werke hinreichen, um uns Körper und Körpergefühl des Dichters bedeutsam werden zu lassen. Nun liegt aber vor uns die Fülle der Zeugnisse, die Goethe wirklich im Vollbesitz jener körperlichen „virtus", jener „kalokagathia" zeigen, die wir in seinen Dichtungen fassen.

In seiner Lebensbeschreibung, die die Kräfte und Elemente seines Werdens darstellen sollte, hat Goethe die Übungen seiner Jugend zur Stählung des Körpers ausführlicher Erzählung für wert gehalten; und überall hier bricht noch in der Rückschau durch den förmlichen Altersstil hindurch befeuernd und belebend die quellende Freude an der eigenen Schnellkraft und Gewandtheit.

Goethe wußte, was er seiner – immer wieder erschütterten, immer neu erkämpften – Gesundheit verdankte. Schon früh beginnt er mit wachen Sinnen die Abhängigkeit seiner geistigen Schaffenskraft von seinem körperlichen Zustande zu bemerken. Er sucht das Lähmende dieser Abhängigkeit nicht nur durch Willenskraft zu überwinden, sondern auch, scheinbar nachgebend, durch körperliche Steigerung aufzuheben. Unermüdlich preist der Jüngling und Mann das bewegte, tätige Leben im Freien als das für den Menschen an sich beste und für ihn persönlich gemäßeste, und immer wieder erhofft er „viel guts von der freyen Lufft für Seel und Leib". Aus eigener Erfahrung erhebt der Greis die Forderung des

„körperlichen Gleichgewichtes" bei geistiger Arbeit. Die unerschöpfliche Produktivität seines Idols Lord Byron, der ihm fast als Spiegelbild seiner selbst galt, leitet er wesentlich von der rastlosen sportlichen Betätigung des großen Hellenenfreundes her. So ist wohl erlaubt zu fragen, inwiefern seine eigene Produktivität durch Übung und Stählung, durch willige Einfügung in den kosmischen Rhythmus von Anspannung und Lockerung, bedingt war.

In den Jahren des weitesten Rück- und Umblicks und der tiefsten Selbstschau hat der Reife und Weise in einem heiterstillen Wort die Summe seines Daseins gezogen:

Teilen kann ich nicht das Leben,
Nicht das Innen noch das Außen,
Allen muß das Ganze geben,
Um mit euch und mir zu hausen.
Immer hab ich nur geschrieben,
Wie ich fühle, wie ichs meine,
Und so spalt ich mich, ihr Lieben,
Und bin immerfort der Eine.

Dies Leben glauben auch wir nicht in ein Außen und Innen zerreißen zu dürfen: wir müssen es als eine wohl zeitweise gefährdete, aber immer wieder erkämpfte Einheit begreifen und dürfen in diese Einheit das körperliche Dasein einbeziehen.

Einer der Züge, in denen der Deutsche dem Griechen verwandt erscheint, ist wohl der, daß er die ihn erfüllenden Ideale in großen Gestalten seiner Vergangenheit verkörpert sieht und sie als Helfer zu der Formung seines Lebens herbeirufen möchte. Dem Griechen stand dafür sein Mythos zu Gebote; der Deutsche, dessen mythische Welt verdrängt wurde und verkümmerte, wendet sich an die Großen seiner Geschichte. So halten wir, von neuem ergriffen von dem uralten, doch ewig sich verjüngenden Ideal eines harmonischen, olympischen Menschentums, seiner Verwirklichung sieghaft gewiß, Umschau in der Vergangenheit. Wir blicken in

Erwartung und Ehrfurcht auf den, der deutsches und abendländisches Leben am reinsten dargelebt und dargestellt hat. Es drängt uns, ihn zu fragen, wie er jene Harmonie aufgefaßt, wie er sie an sich erfüllt und den Gestalten seiner Dichtung angebildet habe. Wenn dabei die Fülle der lebens- und reizvollen Einzelheiten zu behaglichem Verweilen lockt, so bleibt doch entscheidend dies: wie Goethe in Leben und Dichtung ein neues Antlitz, eine neue Gestalt des deutschen Menschen formte – eine Gestalt, an deren vollendeter Bildung wir heute wieder schaffen und die über die Jahrhunderte hinweg brüderlich zu dem ritterlichen Jünglingsbilde des Mittelalters und weiterhin zu dem Ephebenideal des alten Hellas hingrüßt.

Der griechische Wettkämpfer fühlte, wenn er in die Kampfbahn trat, der Götter Augen befreundet auf sich ruhen; vor ihnen, den Ur- und Vorbildern seines Daseins, entfaltete er seine Trefflichkeit. Dem jungen Goethe war solche Empfindung nicht fremd. „Es grüsen euch meine Götter. Namentlich der Bote Merkurius, der Freude hat an den schnellen, und mir gestern unter die Füse band seine göttliche Solen, die schönen goldnen, die ihn tragen über das unfruchtbare Meer und die unendliche Erde, mit dem Hauche des Windes." Wir meinen, so dürfe die junge Mannschaft der Deutschen in die Kampfbahn treten unter den Augen Goethes, in dem Bewußtsein, daß er „Freude hat an den Schnellen": er würde den heutigen Kampfspielen mit derselben Bewunderung zuschauen, wie er vor Jenas Toren dem Turnen der Burschenschafter zusah. Noch mehr: er, der fast zwei Jahrzehnte vor den Befreiungskriegen die „Kraft der deutschen Jugend" beschworen hatte, „an der Grenze, verbündet, nicht nachzugeben den Fremden", er hat ein Wort gesprochen, das die schönste Wirklichkeit des olympischen Tages vorausnimmt und das ebenso die Feier einer völkischen wie einer übervölkischen Geistes- und Kampfgemeinschaft der Jugend umgreift. Als das Fest auf der Wartburg Deutschland erregte, da fand er diese Deutung: „ob es etwas Schöneres geben könne, als wenn die Jugend aus allen Welt-

gegenden zusammen käme, um sich fester für das Gute zu verbünden mit dem Entschluß, in jeder Lage ihres Lebens alle ihre Kräfte aufzuwenden." Damit findet die Idee der geistleiblichen Harmonie der Persönlichkeit, der Goethe sein Leben und Dichten weihte, ihre Überhöhung durch den bündischen Gedanken, durch ein agonal bestimmtes Gemeinschaftsethos, von dem die moderne wie die antike Olympiade getragen ist. Mit diesem seherischen Worte erweist sich der Gestalter olympischen Menschentums als Führer der olympischen Jugend des deutschen Volkes, als Ahn und Stifter des olympischen, weltumfassenden Festes.

*

Der Kampf der schönen Leiber um den olympischen Kranz ist in wenigen Lustren zu einer der kraftvollsten Selbstdarstellungen des abendländischen Geistes geworden. Der kultisch-religiöse Grund, der die Festspiele der Hellenen trug, fehlt der Olympiade der Neuzeit, in der religiöses und weltliches Festwesen sich getrennt haben. Aber eine freudige Frömmigkeit durchklingt auch das brausende Leben der heutigen Spiele, und der völkisch-politische Gehalt, der bei den Griechen mit dem religiösen verbunden war, durchdringt auch das moderne Kampfspiel, wo wieder wie einst unsichtbar der vaterländische Heros „geheim bei Dichtern sitzt, die Ringer schaut und lächelnd preist, der Gepriesene, die müßigernsten Kinder". Die säkularisierte Form der Spiele beruht auf einem Idealismus, der dem frommen und freudigen Geiste der Hellenen nicht unebenbürtig ist. Das Olympische Fest war und ist die Frucht einer olympischen Idee.

Diese Idee ist ein Vermächtnis des weltfrömmsten Volkes an Europa. Seit den Tagen Pindars hat die Hoheit und Schönheit des agonalen, des Olympischen Gedankens immer wieder, oft über weite Zeiträume hinweg, Dichter und Weise zu Preis und Verkündung hingerissen. Was Olympia den Besten der Griechen war und was davon unvergängliche Lebenskraft auszustrahlen vermag, das lassen die Siegeslieder des Thebaners allein empfinden.

Die neuen Bände der Insel-Bücherei

1936

Jeder Band gebunden 80 Pfennige

Das kleine Kräuterbuch

36 einheimische Heil-, Würz- und Duftpflanzen
nach der Natur in vielfarbigen Bildern von Willi Harwerth
Text von Friedrich Schnack und Sandro Limbach
(Nr. 269)

Das kleine Buch der Meereswunder

Muscheln und Schnecken
In vielfarbigen Abbildungen nach kolorierten Stichen
von Franz Michael Regenfuß. Geleitwort
von Friedrich Schnack
(Nr. 158)

Das kleine Buch der Nachtfalter

In vielfarbigen Abbildungen nach kolorierten Stichen von
Jakob Hübner. Geleitwort von Friedrich Schnack
(Nr. 226)

Der Bordesholmer Altar
Meister Brüggemanns

48 Bildtafeln
Herausgegeben von Freerk Haye Hamkens
(Nr. 495)

Im Insel-Verlag zu Leipzig

Ernst Bertram:
Von der Freiheit des Wortes
(Nr. 485)

Hans Bethge: Japanischer Frühling
Nachdichtungen japanischer Lyrik
(Nr. 492)

Hans Friedrich Blunck
Erstaunliche Geschichten
(Nr. 497)

Chinesische Volksmärchen
Übertragen und herausgegeben von Wolfram Eberhard
(Nr. 484)

Ernest Claes: Die Heiligen von Sichem
Mit 12 ganzseitigen Zeichnungen von Felix Timmermans
(Nr. 483)

Meister Eckhart:
Reden der Unterweisung
Herausgegeben von Friedrich Schulze-Maizier
(Nr. 490)

Goethe:
Die Leiden des jungen Werthers
In der ersten Fassung
(Nr. 493)

Goethes schönste Briefe
(Nr. 487)

Griechische Lyrik

Herausgegeben von Karl Preisendanz

(Nr. 488)

Dichtungen des Michelangelo

Übertragen von Rainer Maria Rilke

(Nr. 496)

Theodor Mommsen: Römische Charaktere

Mit einer Einleitung von Helmut Berve

(Nr. 489)

Das kleine Rätselbuch

Deutsche Volksrätsel

Herausgegeben von Kurt Brzoska

(Nr. 494)

Friedrich Schnack:
Geschichten aus Heimat und Welt

(Nr. 498)

Heinrich von Treitschke:
Der Wiener Kongreß

(Nr. 486)

Tschuang-tse:
Dichtung und Weisheit

Übertragen und herausgegeben von Hans O. H. Stange

(Nr. 499)

Helene Voigt-Diederichs:
Sonnenbrot

Mit Holzschnitten von Josua Leander Gampp

(Nr. 491)

Offizin Haag-Drugulin in Leipzig

Alles geben die Götter, die unendlichen,
ihren Lieblingen ganz:
alle Freuden, die unendlichen,
alle Schmerzen, die unendlichen,
ganz.

Rudolf Koch: Schriftblatt
1932

s Stern dann zu verblassen begann, da bewahrte sich
as Edelste der olympischen Lebensform: noch einmal
n Lysis und Charmides alle geistig-leibliche Anmut
hen Epheben gebannt, noch einmal in der pädagogi-
nz des „Staates" in dem Bild einer zuchtvollen Ju-
klaffende Zwiespalt von geistiger und gymnastischer
schlossen. Als endlich das olympische Feuer dem Er-
war, da faßt den zeitlosen Sinn des kämpferischen
cian zusammen und vermittelt ihn der Nachwelt in
äche Solons mit Anacharsis. Anacharsis, der Skythe,
, der im Drang nach Bildung Griechenland bereist
nd dem fremden Treiben im Gymnasion zusieht: fast
e ein visionär erschautes Symbol des Abendlandes, wie
llas zieht und hier zunächst vor dem fremd Anmuten-
chreckt, um dann aus innerer Verwandtschaft und un-
elehrung weiser Meister sich das Fremde zu eigen zu
d nach eigenen Gesetzen weiterzubilden.

as Erstehen des Olympischen Festes gebunden an ein
ewerden des olympischen Geistes. Olympischer Geist
utete für die Griechen und bedeutet heute den Glauben
stimmung des Menschen zu geistig-leiblicher Harmonie
Willen, diese Einheit in Spannung von Leib und Seele,
e und Mühe des Kampfes gegen den Mitstrebenden oder
Mächte der Natur zu ihrer höchsten Vollkommenheit zu
nd im festlichen Raume der völkischen Gemeinschaft dar-
; er bedeutet die zielbewußte Anspannung aller Kräfte
n materiellen Gewinn, sondern um den schlichten Kranz
hmes; den friedlichen Wettkampf der einzelnen und der
den Einsatz des Kämpfers für sein Volk und Land, das
den Ruhm des Sieges teilt. Olympischer Geist bedeutet
ertiefung des zweckfreien, nur durch die Schönheit und
er Sache selbst entzündeten Kampf- und Spieltriebes, der
enschen von Natur innewohnt. Wenn Heinrich von
ke nur in kriegerischer Zwecksetzung Sinn und Recht der

Als Olympias Stern dann zu verblassen begann, da bewahrte sich in Platon das Edelste der olympischen Lebensform: noch einmal wird in einem Lysis und Charmides alle geistig-leibliche Anmut des hellenischen Epheben gebannt, noch einmal in der pädagogischen Provinz des „Staates“ in dem Bild einer zuchtvollen Jugend der aufklaffende Zwiespalt von geistiger und gymnastischer Bildung geschlossen. Als endlich das olympische Feuer dem Erlöschen nahe war, da faßt den zeitlosen Sinn des kämpferischen Spieles Lukian zusammen und vermittelt ihn der Nachwelt in dem Gespräche Solons mit Anacharsis. Anacharsis, der Skythe, der Barbar, der im Drang nach Bildung Griechenland bereist und staunend dem fremden Treiben im Gymnasion zusieht: fast wirkt es wie ein visionär erschautes Symbol des Abendlandes, wie es nach Hellas zieht und hier zunächst vor dem fremd Anmutenden zurückschreckt, um dann aus innerer Verwandtschaft und unter der Belehrung weiser Meister sich das Fremde zu eigen zu machen und nach eigenen Gesetzen weiterzubilden.

So war das Erstehen des Olympischen Festes gebunden an ein Wiederinnewerden des olympischen Geistes. Olympischer Geist aber bedeutete für die Griechen und bedeutet heute den Glauben an die Bestimmung des Menschen zu geistig-leiblicher Harmonie und den Willen, diese Einheit in Spannung von Leib und Seele, in Gefahr und Mühe des Kampfes gegen den Mitstrebenden oder gegen die Mächte der Natur zu ihrer höchsten Vollkommenheit zu steigern und im festlichen Raume der völkischen Gemeinschaft darzustellen; er bedeutet die zielbewußte Anspannung aller Kräfte nicht um materiellen Gewinn, sondern um den schlichten Kranz des Ruhmes; den friedlichen Wettkampf der einzelnen und der Völker; den Einsatz des Kämpfers für sein Volk und Land, das mit ihm den Ruhm des Sieges teilt. Olympischer Geist bedeutet letzte Vertiefung des zweckfreien, nur durch die Schönheit und Kraft der Sache selbst entzündeten Kampf- und Spieltriebes, der dem Menschen von Natur innewohnt. Wenn Heinrich von Treitschke nur in kriegerischer Zwecksetzung Sinn und Recht der

Als Olympias Stern dann zu verblassen begann, da bewahrte sich in Platon das Edelste der olympischen Lebensform: noch einmal wird in einem Lysis und Charmides alle geistig-leibliche Anmut des hellenischen Epheben gebannt, noch einmal in der pädagogischen Provinz des „Staates" in dem Bild einer zuchtvollen Jugend der aufklaffende Zwiespalt von geistiger und gymnastischer Bildung geschlossen. Als endlich das olympische Feuer dem Erlöschen nahe war, da faßt den zeitlosen Sinn des kämpferischen Spieles Lukian zusammen und vermittelt ihn der Nachwelt in dem Gespräche Solons mit Anacharsis. Anacharsis, der Skythe, der Barbar, der im Drang nach Bildung Griechenland bereist und staunend dem fremden Treiben im Gymnasion zusieht: fast wirkt es wie ein visionär erschautes Symbol des Abendlandes, wie es nach Hellas zieht und hier zunächst vor dem fremd Anmutenden zurückschreckt, um dann aus innerer Verwandtschaft und unter der Belehrung weiser Meister sich das Fremde zu eigen zu machen und nach eigenen Gesetzen weiterzubilden.

So war das Erstehen des Olympischen Festes gebunden an ein Wiederinnewerden des olympischen Geistes. Olympischer Geist aber bedeutete für die Griechen und bedeutet heute den Glauben an die Bestimmung des Menschen zu geistig-leiblicher Harmonie und den Willen, diese Einheit in Spannung von Leib und Seele, in Gefahr und Mühe des Kampfes gegen den Mitstrebenden oder gegen die Mächte der Natur zu ihrer höchsten Vollkommenheit zu steigern und im festlichen Raume der völkischen Gemeinschaft darzustellen; er bedeutet die zielbewußte Anspannung aller Kräfte nicht um materiellen Gewinn, sondern um den schlichten Kranz des Ruhmes; den friedlichen Wettkampf der einzelnen und der Völker; den Einsatz des Kämpfers für sein Volk und Land, das mit ihm den Ruhm des Sieges teilt. Olympischer Geist bedeutet letzte Vertiefung des zweckfreien, nur durch die Schönheit und Kraft der Sache selbst entzündeten Kampf- und Spieltriebes, der dem Menschen von Natur innewohnt. Wenn Heinrich von Treitschke nur in kriegerischer Zwecksetzung Sinn und Recht der

Als Olympias Stern dann zu verblassen begann, da bewahrte sich in Platon das Edelste der olympischen Lebensform: noch einmal wird in einem Lysis und Charmides alle geistig-leibliche Anmut des hellenischen Epheben gebannt, noch einmal in der pädagogischen Provinz des „Staates" in dem Bild einer zuchtvollen Jugend der aufklaffende Zwiespalt von geistiger und gymnastischer Bildung geschlossen. Als endlich das olympische Feuer dem Erlöschen nahe war, da faßt den zeitlosen Sinn des kämpferischen Spieles Lukian zusammen und vermittelt ihn der Nachwelt in dem Gespräche Solons mit Anacharsis. Anacharsis, der Skythe, der Barbar, der im Drang nach Bildung Griechenland bereist und staunend dem fremden Treiben im Gymnasion zusieht: fast wirkt es wie ein visionär erschautes Symbol des Abendlandes, wie es nach Hellas zieht und hier zunächst vor dem fremd Anmutenden zurückschreckt, um dann aus innerer Verwandtschaft und unter der Belehrung weiser Meister sich das Fremde zu eigen zu machen und nach eigenen Gesetzen weiterzubilden.

So war das Erstehen des Olympischen Festes gebunden an ein Wiederinnewerden des olympischen Geistes. Olympischer Geist aber bedeutete für die Griechen und bedeutet heute den Glauben an die Bestimmung des Menschen zu geistig-leiblicher Harmonie und den Willen, diese Einheit in Spannung von Leib und Seele, in Gefahr und Mühe des Kampfes gegen den Mitstrebenden oder gegen die Mächte der Natur zu ihrer höchsten Vollkommenheit zu steigern und im festlichen Raume der völkischen Gemeinschaft darzustellen; er bedeutet die zielbewußte Anspannung aller Kräfte nicht um materiellen Gewinn, sondern um den schlichten Kranz des Ruhmes; den friedlichen Wettkampf der einzelnen und der Völker; den Einsatz des Kämpfers für sein Volk und Land, das mit ihm den Ruhm des Sieges teilt. Olympischer Geist bedeutet letzte Vertiefung des zweckfreien, nur durch die Schönheit und Kraft der Sache selbst entzündeten Kampf- und Spieltriebes, der dem Menschen von Natur innewohnt. Wenn Heinrich von Treitschke nur in kriegerischer Zwecksetzung Sinn und Recht der

Als Olympias Stern dann zu verblassen begann, da bewahrte sich in Platon das Edelste der olympischen Lebensform: noch einmal wird in einem Lysis und Charmides alle geistig-leibliche Anmut des hellenischen Epheben gebannt, noch einmal in der pädagogischen Provinz des „Staates" in dem Bild einer zuchtvollen Jugend der aufklaffende Zwiespalt von geistiger und gymnastischer Bildung geschlossen. Als endlich das olympische Feuer dem Erlöschen nahe war, da faßt den zeitlosen Sinn des kämpferischen Spieles Lukian zusammen und vermittelt ihn der Nachwelt in dem Gespräche Solons mit Anacharsis. Anacharsis, der Skythe, der Barbar, der im Drang nach Bildung Griechenland bereist und staunend dem fremden Treiben im Gymnasion zusieht: fast wirkt es wie ein visionär erschautes Symbol des Abendlandes, wie es nach Hellas zieht und hier zunächst vor dem fremd Anmutenden zurückschreckt, um dann aus innerer Verwandtschaft und unter der Belehrung weiser Meister sich das Fremde zu eigen zu machen und nach eigenen Gesetzen weiterzubilden.

So war das Erstehen des Olympischen Festes gebunden an ein Wiederinnewerden des olympischen Geistes. Olympischer Geist aber bedeutete für die Griechen und bedeutet heute den Glauben an die Bestimmung des Menschen zu geistig-leiblicher Harmonie und den Willen, diese Einheit in Spannung von Leib und Seele, in Gefahr und Mühe des Kampfes gegen den Mitstrebenden oder gegen die Mächte der Natur zu ihrer höchsten Vollkommenheit zu steigern und im festlichen Raume der völkischen Gemeinschaft darzustellen; er bedeutet die zielbewußte Anspannung aller Kräfte nicht um materiellen Gewinn, sondern um den schlichten Kranz des Ruhmes; den friedlichen Wettkampf der einzelnen und der Völker; den Einsatz des Kämpfers für sein Volk und Land, das mit ihm den Ruhm des Sieges teilt. Olympischer Geist bedeutet letzte Vertiefung des zweckfreien, nur durch die Schönheit und Kraft der Sache selbst entzündeten Kampf- und Spieltriebes, der dem Menschen von Natur innewohnt. Wenn Heinrich von Treitschke nur in kriegerischer Zwecksetzung Sinn und Recht der

Leibesübungen finden wollte, so möchten wir, ohne die Größe dieser Einseitigkeit zu verkennen, dagegensetzen: der Sport ist wohl zweckfrei, aber eben darum höchst sinnvoll. Er hat symbolischen Wert und Gehalt: wir empfinden in ihm beglückend die Kraft, Schönheit und Steigerungsmöglichkeit des menschlichen Daseins.

Wenn wir aus solcher Einstellung den Griechen, den „müßigernsten", wie sie Hölderlin ob ihres Kampfspieleifers nennt, nicht unwürdig nachzueifern meinen, dürfen wir auch den deutschen Einschlag im olympischen Ideal, wie es uns heute sich darstellt, betonen. Wert und Würde jener Zweckfreiheit hat Schiller wiederentdeckt und damit auch einen der Ecksteine gesetzt, auf denen das neue Olympia ruht. Das Gerüst Schillerscher Denkformen ist dann auch nicht zu verkennen in der schönen, neuen Deutung des antiken Olympia und seiner Stimmung in Wilhelm von Humboldts Schrift über Pindar.

Der Deutsche begann am Ende des 18. Jahrhunderts in dem Wort Olympia den feierlichen Klang zu empfinden, den es für den Griechen besaß, und lernte im Olympischen Fest, seinem religiösen und agonalen Leben, einen Kern des hellenischen Wesens erfassen. Dazu trat nun aber die enge Beziehung auf die Lage des eigenen, des deutschen Volkes: Olympia, die Feier der heimischen Götter und des gemeinsamen Blutes, bei den Griechen als schöne Erfüllung geschaut, wird Wunschtraum und Sehnsucht des Deutschen, dem die Zerrissenheit seines völkischen Daseins, die Unfestlichkeit und Unstaatlichkeit seines Lebens zur drängenden Not wird. Erst der Unterton dieser Not gibt dem Wort des Deutschen über Olympia seine tiefe, fast schmerzliche Innigkeit; diese Not erst läßt den heiligen Glanz des antiken Festes rein aufleuchten.

Zu solcher Tiefe der olympischen Idee drang Friedrich Hölderlin vor, der erste Deutsche, dem aus innerstem Erleben hellenischer Götterverehrung und völkischen Festwesens und aus der Not seines einsamen, des völkischen Widerhalls entbehrenden Dichtertums Olympia zum deutschen Wunschtraum wird. Im Geiste

schaut er voraus die Feiertage Germaniens, da „rings unter des Vaterlands goldnem Himmel die freie, klare, geistige Freude glänzt". Und so erhebt er jenen Ruf, gleich erschütternd in Not und verheißender Ahnung:

> Wo ist dein Delos, wo dein Olympia,
> Daß wir uns alle finden am höchsten Fest?
> Doch wie errät dein Sohn, was du den
> Deinen, Unsterbliche, längst bereitest?

Zur selben Zeit fordert ein tatkräftiger, berufener Erzieher die Aufnahme sportlicher Veranstaltungen in festlichem Rahmen. Es ist der tüchtige Guts Muths, der Wiedererwecker der griechischen Leichtathletik, ein trefflicher Vorläufer Jahns und ein prachtvoll kerniger, geradwüchsiger Geist von ungebrochener Gesundheit und Rüstigkeit. Mit sicherer Klarheit und Energie der Formulierung wird in seiner „Gymnastik für die Jugend" ein neues, Natur und Kultur einendes Bild des Menschen umrissen, der anthropologische Dualismus verworfen, der Mensch als „ein unteilbares Wesen; ein geistiger Körper und ein verkörperter Geist" betrachtet und nun als Ziel der neuen Erziehung die „Gründung einer innigern Harmonie zwischen Geist und Leib" aufgerichtet. Rousseaus Erziehungsgedanken wirken nach; aber die stärksten Helfer ruft Guts Muths aus der Antike herbei, der grundlegende Satz Platons von der notwendigen Einheit gymnastischer und musischer Erziehung bildet den Kern auch seines neuen Jugendideals. So wird ihm Erziehungsweise und Festwesen der Griechen zu kraftvollem Vorbilde.

„Vortreffliches Volk! Du bist so ganz ins Elysium hinübergeschlummert, aber das Verhältnis zwischen Körper und Geist lebt noch, es ist ewig ... Gymnastische Übungen machten bei dir den Hauptteil der Jugenderziehung; körperliche Abhärtung, Stärkung, Geschicklichkeit, schönere Bildung, Mut, Gegenwart des Geistes in Gefahren und darauf gegründete Vaterlandsliebe waren ihr Zweck ... Nichts Ähnliches (wie die griechischen Festspiele) gibt es unter den neuern Nationen, keine so frohe Vereini-

gung der Glieder eines Volkes ist mehr übrig ... Man braucht wahrhaftig nicht Schwärmer zu sein, um etwas Herzerhebendes darin zu finden, wenn ein Kranz von Öl- oder Fichtenzweigen die Jugend eines ganzen Volks der trägen weichlichen Ruhe, die seinem Klima sonst so angemessen war, entriß und sie aufforderte, Körperkraft und Mannsinn zu erringen."

So kommt Guts Muths zu der Forderung, den Griechen auch in der Gymnastik nachzuahmen und diese in den Aufbau der Erziehung aufzunehmen. Die Krönung solcher Übungen sollen Nationalfeste sein, an denen die Deutschen so bitteren Mangel leiden und die er wegen ihrer „Kraft, auf den Nationalgeist zu wirken", für ein „Haupterziehungsmittel einer ganzen Nation" hält.

Einmal erhoben, verstummte der Ruf nach Olympia nicht mehr.

Die Altertumswissenschaft, vom Geist der deutschen Klassik befruchtet und zu einer universalen Kulturkunde der Antike ausgestaltet, nahm sich tatkräftig der um die olympische Idee gelagerten Gebiete an. Das von ihr erschlossene Wissen von Olympia ward 1852 zu einem glänzenden Bilde gefügt in den Vorträgen, durch die Ernst Curtius den Blick der deutschen Öffentlichkeit nach der versandeten Niederung des Alpheios hinlenkte. Von dem Kulturwillen des geeinten Reiches entsandt, gab derselbe Gelehrte zwei Jahrzehnte später die Trümmer des antiken Olympia dem Lichte zurück.

Lebendig anschaubar war nun der Raum, in dem sich heldischer Siegeswille und völkische Feierstimmung am reinsten entfaltet hatten; und diese Anschauung gewährte zugleich ein vertieftes Erfassen der olympischen Idee und ihrer Bedeutung im Dasein der Griechen, ja schließlich eine größere Blut- und Lebensfülle in der Gesamtauffassung des Hellenentums. Im Anblick zwar nicht des olympischen, aber des delphischen Stadions findet einer der neueren Dichter die Worte:

„Nur vom Stadion aus erschließt sich die Griechenseele in alledem, was ihr edelster Ruhm und Reichtum ist; von hier aus gesehen, entwickelt sie ihre reinsten Tugenden. Was wäre die Welt

der Griechen ohne friedlichen Wettkampf und Stadion? Was ohne olympischen Ölzweig und Siegerbinde? Eben das gleiche erdgebundene Chaos brütender, ringender und quellender Mächte, wie es auch andere Völker darstellen."

Noch eben hat dem Dichter das delphische Theater den dunklen chthonischen Untergrund der griechischen Kultur und das furchtbare Lebensgrauen, das in der Tragödie hervorbricht, zum Bewußtsein gebracht. Andere Gesichte überkommen ihn in der Stille des Stadions auf der reinen Höhe des Parnaß:

„Gesichte von Jugend und Glanz, Gesichte der Kraft, Kühnheit und Ehrbegier ... Hier herrschte das Lachen, hier herrschte die freie, von Erdenschwere befreite, kraftvolle Heiterkeit. – Nur im Stadion ... atmet man jene leichte, reine und himmlische Luft, die unseren Heroen die Brust mit Begeisterung füllte. Der Schrei und Ruf, der von hier aus über die Welt erscholl, war ... weder ein Racheschrei noch ein Todesschrei, sondern es war der wild glückselige Schrei und Begeisterungsruf des Lebens."

Der wild glückselige Schrei der Lebenslust im Agon und der wilde Schrei des Todesgrauens in der Tragödie: beides gehört für diese Deutung des Griechentums eng verbunden zum griechischen Wesen. Man darf sie wohl die vitalistische nennen. Sie wurde im 19. Jahrhundert durch das Baseler Dreigestirn Bachofen, Burckhardt und Nietzsche zum Siege geführt. Im Unterschiede zur Klassik, die an den Hellenen vor allem den ästhetischen, den Formtrieb gesehen hatte, entdeckt die vitalistische Deutungsweise den leidenschaftlichen Lebenstrieb und die ungeheure Lebensintensität des südlich-nordischen Volkes, aber auch die leidvollen Untiefen dieses Lebensstromes. Pessimismus und grenzenlose Lust am Dasein bedingen und steigern sich gegenseitig; ja, die Versenkung in das Leid erscheint geradezu als Äußerung eines Überschusses von Kraft und Lebensdrang, der sich noch in der Selbstvernichtung auswirkt. Hatten die Griechen bis dahin als das glückliche Volk gegolten, so erschien nun ihre Art zu leben als dauernde Selbstgefährdung durch die tragischen Seiten ihres

Wesens. „Von allen Kulturvölkern sind die Griechen das, welches sich das bitterste, empfundenste Leid angetan hat." Die Festlichkeit, zu der dies Volk sich dennoch aufschwang, der ästhetische Schein, die Feier des schönen, krafterfüllten Leibes – all dieser Glanz steht nun vor dem dunkeln Hintergrunde des Grauens der Vergänglichkeit. Eben dies Grauen aber erhöht doch wieder den Lebensdrang, erregt die Lust an einem Leben der tragischen Gefährdung und schafft den Willen zur Steigerung des eigenen Wesens. Diese aber ist nur in der Form des Wettkampfes möglich, und so rückt nun der agonale Trieb im Leben der Griechen zu machtvoller Stellung auf. Damit hatte das Kampfspiel, die symbolische Verdichtung dieses Triebes, eine tiefe, universale Begründung in der hellenischen Seele gefunden.
Mit den pessimistischen, todesumwitterten Zügen, die dieses Griechenbild trägt, bricht der Geist der deutschen Romantik in die Deutung der Antike ein. Sein vitalistischer Grundzug an sich aber geht wesentlich auf die Klassik zurück, aus der er sich allmählich herausgeschält hat. Die Klassik begreift das Vitale des griechischen Wesens in den Vorstellungen der Sinnenfreude, der starken Bejahung des Diesseits, der weltfrommen Naturhaftigkeit; nur erscheinen diese Triebe noch eingehüllt, gebändigt durch die ästhetische Form. In dem Maße, wie diese zerfiel, mußten die vitalistischen Kräfte für sich, entfesselt, die Griechendeutung bestimmen. Schon in der Zeit der Klassik selbst hat diese Entwicklung einen Vorläufer in Wilhelm Heinse, dessen Griechenbild und Menschenideal einen viel vitaleren, „dionysischeren" Charakter hat. Gerade Heinse hat denn auch Glanz und Bedeutung des griechischen Fest- und Wettspielwesens sehr lebendig empfunden und im „Ardinghello" als Vorbild aufgestellt.
Zugleich aber weist er in seiner eigenartigen Stellung zwischen Vor- und Hochklassik nach rückwärts und leitet darauf hin, daß die eigentlichen Ursprünge der vitalistischen Griechendeutung und der Erfassung ihrer agonalen Idee in der Zeit vor der Hochklassik wurzeln. Sie liegen in der Geistigkeit des Sturmes und Dranges,

der an Verheißungen überreichen Epoche, in der nach langer Zeit der Dumpfheit und des zögernden Erwachens sich ein ungeahnter Aufbruch des deutschen Geistes vollzieht.

Aus dem Werk: Goethe und der Olympische Gedanke

*

Hans Carossa / An das Ungeborene

O ungeborenes Liebes, weltlos ruhend!
nun sollst auch du den irdischen Strahl durcheilen.
Einsamen Mann, einsames Weib, wer lenkte sie
zusammen? Du. So kommst in unsre Menschenzeit.
Urwissen ist in dir, und nicht belehr ich dich;
nur sinnen möcht ich, wie du's vielleicht bewahren kannst
im Hiersein, ich, dein Vater. Vertraut sind mir
die Hochgewitter der Welt und ihre Windstillen,
und beides bin ich, Pfleger und Vernichter,
und muß den Keim zu beidem in dich senken.
Was er dem Kinde mitgibt, weiß kein Vater.
Drum schauderts ihn beinah, dies anzureden,
was noch kein Antlitz hat und kein Geschlecht. Bald aber
begegnest unsrer schönen Sonne du und hältst
geblendet Fäustchen vor die Augen; doch Schatten gibt
eine starke Mutter dir, und nachts ist sie dein Licht.
Verläßlich aber ist nicht einmal dies, o Kind,
und wenn auch über dir Sibyllen-Liebe wacht
und Löwen deinen Gang behüten und am Strand
ein Geisterweib dich zauberliche Spiele lehrt, –
in Stunden kann sich alles dies verziehn wie Rauch.
Auch deinen Vater findest du vielleicht nicht mehr,
und weil die stärkste Mauer keinen wahrhaft schützt,
so bau ich dir kein Haus, und wäre ich ein Gott,

ich nähme auch keinem der Geschöpfe einen Eid ab,
dich unversehrt zu lassen. Vergessen bliebe doch immer
wie die verrufene Mistel ein unwissend Gewächs,
das einst ins Herz dich träfe. Lieber streif ich noch,
eh du zu atmen anhebst, frei durch Stadt und Land,
und wie du auch einst werden magst, ich grüße dich
in jedem Wanderer und rede so zu dir
wie Selige reden. Lange tönt ein freudig Wort,
und schön wärs, wenn ein später Nachklang fände dich
auf Jugendwegen. Soll es aber anders sein,
so wirst du nichts vermissen, bist ja doch mein Kind,
gehst auf der Erde trüb und froh, blühst und verwelkst,
verehrst, was alle ehren, strafst, was jeder straft,
und liebst und wirst geliebt.
Wohnt aber in dir der Wünschelsinn, der schmerzlich zuckt,
wo sich ein Quell verbirgt, so werden wir uns wohl
manchmal begegnen, und es ist ein herberes Glück
dir zugesondert. Kommen wird ein Pilgertag,
da hält es heimlich deinen Fuß, und du erschrickst.
Hier sieh dich um! Wo uns die tiefste Furcht umfängt,
ist oft ganz nah der Eingang in ein Seelenreich.
Was in dir ewig ist, auf einmal schauts dich an.
Und wenn es leise raunt und rät, so horch! Du lernst
die Sprache der Dahingegangenen verstehn;
an ihr prüft man die Stimmen der Lebendigen.
In deinem Blut ist nun ein Klang, der immer dich
aus falsch gemischtem Leben in ein reineres weist.
Was könnte dich noch ernstlich jetzt verstören, Kind?
Ja, laß am Lebensfest von lieben Toten dir
die Gaben reichen! Sie gewähren dir nur so viel,
daß du zu ihnen hinüberbrennst fast ohne Qualm;
so wird wie einer Biene dir dein Tagwerk leicht.
Erduld es, daß die Geister dich vereinsamen!
Oft weiß der Ungesellige ein heilsam Wort

in leidender Zeit, wo keiner ganz dem andern glaubt,
und steht in starkem heldischen Licht, ob auch kein Held,
und bleibt nur am Triumphtag unsichtbar.
Triumphtag sei Gefahrtag, sagt ein trübes Lied.
Wenn im Erfüllungsjubel sich das Volk vereint,
wenn jeder pflückt vom Lorbeer und sich selbst bekränzt,
wird uns der Hort am ehesten aus der Hand gespielt.
Unholde wachen, die erreicht kein Siegerzorn.
Und während wir die Satzung stärken, kanns geschehn,
daß draußen Irre schleichen um den Totenhof;
sie sprengen den Sarg auf, drin der größte Seher schläft,
der Schöpfer, der dem blinden Erdgeist Augen gab,
und wühlen heulend in dem ruhenden Gebein;
was aber dies bedeutet, keiner sieht es noch.
Drum senke du den Sinn zum alten Quellengrund
und binde Nesseln um die Stirn am Freudentag!
Sei trunken unter Nüchternen, unter Zornigen sanft!
Den Mann, den alle schlagen, diesen schlägst du nicht;
so bleiben dir die Hände frei für künftiges Tun.
Und wenn du Striche findest, Steinen eingeritzt
im Straßenstaub, Unzählige treten drüber hin,
und keiner weiß mehr, daß es heilige Runen sind, –
zu großem Zeichen waren sie verbunden einst;
nun aber haben alle den Gesang verlernt,
der jenem Zeichen wundermächtiges Leben lieh –
so zeige keine Tränen! Sammle Fund um Fund
und weihe sie dem Reich der Mütter still zurück!
Dort mag Verlassenes neuer Form entgegenruhn,
bis einmal wieder eine Jugend von ihm träumt.
Verwahren und Verhehlen kann in harter Zeit
ein frommer Dienst sein. Keiner ist für ihn zu schwach.
Von einer unsrer Ahnfraun hab ich oft gehört.
Sie war als Kind ein wenig tump und lernte schwer
Buchstaben lesen. Schließlich gab man ihr das Vieh

des Dorfs zu hüten. Dies war ihr ein liebes Amt.
In einem dunklen Frühling ging der Kriegsgeist um.
Der stolze fremde Kaiser zog mit schnellem Heer
durch unsern Gau hinüber in das Nachbarland.
An einem Abend hörte man Getrommel fern.
Die Bauern liefen auf den Weg und sahn sich an.
Die Hirtin schwieg; doch schon erwog ihr stiller Mut,
was heute noch im Tal als fröhliche Sage rauscht.
Sie schlich bei Nacht von Hof zu Hof und löste leis
in jedem Stall das auserlesen schönste Rind
von seiner Kette. Schwer in Träumen lag das Dorf.
Kein Hund gab Laut; sie kannten ja die Hüterin.
Abseits vom Heerweg trieb sie den gehörnten Zug,
wo würzige Wiese weit in Wälder wogt hinein,
und weidete und redete mit Stier und Kuh;
die hörten auf das weise Kind, und keins verriet
mit Brüllen das Versteck dem Feinde, der daheim
die Stallungen ausplünderte. So hauste sie,
genährt von Milch und bitteren Beeren, Wochen lang,
verschollen ganz, als diente sie der Unterwelt,
bis eines Tags das letzte Kriegsvolk weiterzog.
Das Land lag wieder sanft und grün im Friedensglanz,
da zierte sie mit Laub und Blumen jedes Tier
und führte singend ihre Herde aus dem Wald;
auch ein paar neugeborne Kälbchen hüpften mit.
Die Magd war groß und schön geworden in der Zeit.
Seegrasgeflechte trug sie um zerrißnen Rock.
Sie sang und sang. Entgegen lief ihr groß und klein.
Die Rinder brüllten selig zu den Höfen hin.
Die Jugend jauchzte. Alte Leute weinten laut.

Wem aber, wem erzähl ich dies? Wer sagt uns denn,
ob du zum Sein entsandt bist? Ob du je das Brot
der irdischen Felder essen wirst? Ach, unser Stern

ist voll Gefahr! Doch wissen wir: durch unser Sein
und unser Nicht-Sein kreist ein Unerkennbares.
Wir nennens Liebe. Liebe beten wir dir zu.

Sekunden brauchts, um die Figur des Menschen zu umgehn.
Doch wer die Seele eines Liebenden umwandern will,
dem reichen alle Jahre seines Erdenwegs nicht aus.

*

Reinhold Schneider / Die gerettete Krone

Erzählung

Zu der Zeit, da der ungestüme Wille König Heinrichs VIII. unter der Peitsche der Leidenschaft die englische Kirche der Obhut ihres geistlichen Vaters zu Rom entriß, lebte auf seinem vieltürmigen, mauerumzogenen Schlosse in Mittelengland Lord Rutland, ein Landherr von altem Schrot und Korn, der sich in die taumelnde Welt nicht mehr zu schicken vermochte. Dieser hartnäckigen Beständigkeit wegen hatte ihn die von König Heinrich verstoßene Königin Katharina zum Hüter ihrer Kronjuwelen und ihrer Krone bestellt; die Königin hatte zeitlebens wenig Lust verspürt, zu ihrem ernsten königlichen Namen auch noch den Schmuck ihrer Vorgängerinnen zu tragen; nun, auf einem einsamen Landsitz, wohin sie unverwindliches Unrecht gebracht, gelüstete es sie noch weniger nach dem Glanz der Geschmeide. Freilich war ihr die Ehrwürdigkeit solcher Zeichen, die von unrechten Händen nicht befleckt werden dürfen, wohl bewußt; wenn der alte Diener sie besuchte, sprach sie mit Vorliebe davon und wohl selten, ohne ihrem Getreuen für seine Dienste und mehr noch für die natürliche Festigkeit seiner Überzeugungen zu danken: „Du bist einer der wenigen," sagte sie dann, „die noch wissen, daß das Geschick der Völker nicht abhängt von der Macht und dem Gold in den Schatzkammern, sondern von vererbten Zeichen und heiligem Gut; dächten die an-

dern wie du, die Welt würde nicht einstürzen wie ein morscher Tanzboden, auf dem Fürsten und Völker sich mutwillig vergnügen". Doch traurig waren meist die Nachrichten, die den Gegenstand oder den Anlaß solcher Gespräche bildeten: um diese Zeit erschienen Lastwagen vor den ehrwürdigen Kathedralen des Landes zu York und Canterbury, um Meßgerät und Reliquiare aufzuladen und in das Schatzhaus des Königs zu fahren; ja, der Herrscher sollte, wie es hieß, seine Gier so unverhüllt gezeigt haben, daß er den mächtigen Rubin vom Grabe des heiligen Thomas, die fromme Gabe eines französischen Königs, an den dicken Daumen steckte. So waren auch die Entthronte und ihr greiser Diener übereingekommen, daß dieser im Notfalle die Juwelen ausliefern sollte, sofern der Monarch sie begehren würde, oder, was wahrscheinlicher war, das neuerdings mit dem Purpurmantel bekleidete Hoffräulein Anna Boleyn Heinrichs Sinn auf die edlen Steine lenken würde.

Die Krone seiner Herrin mit allen Mitteln vor Entweihung zu beschirmen, war aber der alte Lord entschlossen; und auch die Königin hätte nie einen Versuch gemacht, ihn von diesem Vorsatz abzubringen, ungeachtet der Gefahr, die mit ihm verbunden war. Ihnen beiden schien es nur natürlich, daß das Gesetz der Krone in der Not den Diener einforderte, der ihm Amt und Rang verdankte. So öffnete Rutland täglich das dickwändige Gemach, das gleichsam nur eine Höhlung im wasserumspiegelten Eckturm seines Schlosses war; dort ruhte die Krone in fest verschlossener Truhe. Der Gedanke, daß das Kleinod ihn einmal anrufen, seine Dienste und vielleicht auch mehr von ihm fordern könnte, hatte in solchen Augenblicken etwas Tröstliches für den Schloßherrn.

Als darum eines Morgens nach ungeduldigem Hämmern am Hoftor ein junger Edelmann in die Halle des Schlosses Rutland trat und im Namen seines Königs die Juwelen der „Prinzessin-Witwe" forderte – wie Katharina nun nach dem Willen ihres Gatten genannt wurde –, war der Lord nicht im geringsten bestürzt; den Kopf ein wenig zu dem vom Ritt erhitzten Sprecher

hinüberneigend, ließ er sich unter halb ausgeführten Gebärden, die seine Schwerhörigkeit andeuten sollten, den Auftrag wiederholen. Danach stellte er einige Fragen, in denen beharrlich von der Königin Katharina die Rede war, so daß der junge Mensch aufflammend rief: Er wisse von keiner andern Königin als von Anna, der Gemahlin seines Herrn. Aber nach einem raschen, tiefdringenden Blick, der den Zornigen ein wenig betroffen machte, erklärte der Lord: Sie hätten beide wohl für dieses Mal keinen Grund, sich zu streiten, da er von seiner Königin Katharina ermächtigt worden sei, die Juwelen auszuhändigen. Der Heißsporn, der sich als Sir William Norris zu erkennen gegeben hatte, sprengte denn auch bald mit dem wohl verwahrten Juwelenkästchen über die alte Holzbrücke hinaus, ohne die Gastfreundschaft angenommen zu haben, die ihm der Schloßherr auf das freundlichste angeboten hatte.

Kaum zwei Wochen sollten vergehen, bis der Greis und der Jüngling sich am selben Orte wieder gegenüberstanden, um nun einen ernsteren Kampf auszufechten; es ging um die Krone. Fragen und Wechselreden wurden freilich durch Rutlands Schwerhörigkeit gehemmt; doch ließ sich aus den heftigen Worten des Jünglings leicht erkennen, daß das einstige Hoffräulein in London nach dem einzigen Zeichen lechzte, das vor den Augen des zeichengläubigen Volkes seine königliche Würde unzweifelhaft dartun könnte. Mit einem Eifer, dessen Herkunft aus einem unterirdischen gefährlichen Feuer dem Schloßherrn nicht verborgen bleiben konnte, kämpfte der Jüngling für die Sache seiner Herrin. Doch mochte Rutland das Gefecht nur im Gang gehalten haben, um sich ein Bild der am Hofe wirkenden Kräfte zusammenzutragen; in seinem Stuhle am Feuer sitzend, lächelte er zuweilen kaum merklich, wenn der Jüngling von des Königs Liebe zu seiner „Königin" sprach; – es konnte das Lächeln eines Mannes sein, der unter einer Maske altvertraute Züge wahrnimmt und nun mit einem Nicken diese Entdeckung sich zu eigen macht und scheinbar über sie hinweggeht. Dann stand der Lord auf: sein Herr und König habe ihn

vor mehr als zwanzig Jahren in den Dienst der Königin Katharina gestellt und ihm aufgetragen, ihr allein gehorsam zu sein; die Königin habe ihm nicht erlaubt, die Krone auszuhändigen; dem Befehl des Königs könne er daher nur nachkommen, nachdem ihn der Herrscher seines Dienstverhältnisses zur Königin entledigt habe. Er werde in die Hauptstadt reisen und dem Fürsten seine Sache vortragen. Vergebens drängte, schäumte William Norris; zu deutlich war es ihm anzumerken, daß er unter bitterster Enttäuschung eine kühne Hoffnung entschwinden sah. Vielleicht hatte er sich schon den Augenblick ausgemalt, da er vor der angebeteten Herrin knieen und ihr die alte Krone des Landes reichen würde, um belohnt zu werden mit einem Blick ihrer zaubergewaltigen Augen. Tränen der Wut schossen ihm über die Wangen, als er sich unversehens wendete und aus der Halle klirrte.

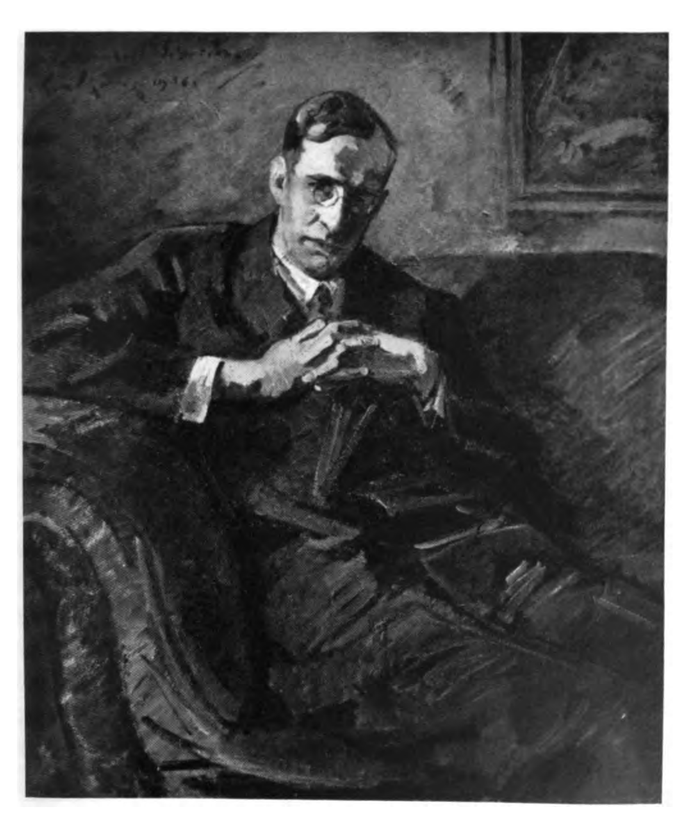
Seit vielen Jahren hatte Lord Rutland sein Schloß nur verlassen, um gemächlich zu seiner Herrin hinüberzureiten; da er nun, dem beschwerlichen Ritt nach London sich nicht mehr gewachsen fühlend, die Reisekutsche zu rüsten befahl, schoben die Knechte einen hohen, ungefügen Wagen mit winzigen Fenstern in den Hof. Trotz der verblichenen Vorhänge, des an einigen Stellen zerschlissenen Leders und der Schadhaftigkeit der Riemen, die ja leicht zu ersetzen waren, erwies sich das altertümliche Fahrzeug dank seiner festen Bauart als reisetüchtig. Rutland wählte den Umweg über die einsame Wohnstätte seiner Herrin; es war ein trüber Abend, als er über die begrasten Wege des Parkes rollte; kaum ein Lichtschimmer verriet, daß der bescheidene, von dichten Baumkronen umdüsterte Bau Leben barg. Seit langem zog die Entthronte Kerzenlicht dem trügerischen, allzu schnell sich verfinsternden Tagschein des Nordens vor; neben dem von schweren Vorhängen fest verhüllten Fenster ruhte die Königin, die das Haus, ja selbst das Zimmer fast kaum mehr verließ. Krankheit und Gram hatten sie über die Jahre hinaus altern lassen; ja, der Kerzenschimmer warf den Umriß eines fast männlichen Gesichts auf die Vorhangseide. Die Herrin sprach spanisch mit einer Hofdame, die zu ihren Füßen

saß; seit Katharina von Aragon der äußeren Pflichten ihres Ranges enthoben war, gab sie auch die Sprache des Landes auf, das sie verloren. Die strengen klaren Laute ihrer Heimat zogen sie oft in die längst entschwundenen heroischen Zeiten des Glaubenskampfes zurück; ihre Gedanken und wohl auch ihre Sehnsucht kehrten in Granada ein, der zinnenstarrenden Bergstadt zwischen Weinhügeln und Schneegipfeln, und verweilten wie so oft schon bei dem glorreichen Tage, da der geschlagene Heidenfürst vor den Toren der Stadt dem siegreichen König von Aragon die Schlüssel Granadas demütig reichte. Seiner Herrin zuliebe hatte sich der Lord spanische Begrüßungsworte eingeprägt, die er auch jetzt, wie immer, mit erkennbarer Mühe vorbrachte; dann berichtete er von dem Auftrag, der an ihn gelangt war und von seinem Entschlusse, die gefährdete Krone vor dem Könige selbst zu verteidigen. Die Kranke hörte ihn unter heftigen, bittern Zwischenrufen an; daß die Krone, um derentwillen sie in frühester Jugend ihre ernste Heimat verlassen, der sie gedient, sich geopfert hatte, nun das Haupt einer Dirne schmücken solle, schien ihr bittrer als der lang ersehnte Tod. Aber der Lord beugte lächelnd sein weißes Haupt über die Liegende herab wie ein gütiger Arzt: ob sie ihm denn nicht zutraue, daß er seinen König kenne? Und ob Anna Boleyn, obgleich sie, wie er fest glaube, des Teufels verdammtes Werkzeug sei, das Herz des Königs schon habe völlig ertöten können? Das einzige, was auch in dieser Stunde noch bleibe, sei fröhliches Rechttun und eine gewisse Schlauheit, deren ihm glücklicherweise seine Ahnen aus dem alten Erbe der Sachsen und Normannen ein Teilchen hinterlassen hätten. Die Königin blickte ihn dankbar lächelnd an: „Du kennst König Heinrich, wie nur ich ihn noch kenne und die Welt ihn vielleicht niemals kennen wird. Und wenn ihn jemand davor schützen kann und muß, daß er auch diesen Frevel noch auf seine schuldige Seele lädt, so bist du's. Gehe um der Krone und um König Heinrichs Seele willen, für die ich täglich bete; denn wenn auch die Liebe verrauscht in dieser Welt, so bleibt uns doch die Seele des Geliebten noch, und von ihr

sollen wir niemals lassen, weder in dieser noch in der andern Welt.“ Draußen fiel der Wind mächtig in die Kronen, als wolle er proben, wie lange ihm das Laub noch widerstände; ein paar Zweige knickten, und die Äste strichen über die Fenster, während Lord Rutland vor dem Lager seiner Herrin kniete, um Abschied zu nehmen.

Als zwei Tage darauf um die Mittagszeit der Reisewagen des alten Edelherrn langsam in den Schloßhof zu Whitehall rumpelte und knarrte, liefen Knechte und Stallburschen unter Scherzen und übermütigen Späßen zusammen. Ja, Lärm und Aufsehen waren so groß, daß an einem Fenster des ersten Geschosses das breite, weingerötete Gesicht König Heinrichs sichtbar wurde. Der Herrscher beugte sich über das Gesims, in die Sonne hinaus, so daß ein Feuerregen von seinem edelsteinbesetzten Wams herabschoß und die breite Ordenskette flimmernd schaukelte; sein Gesicht verquoll im Rahmen des weichen, glänzenden Bartes, und die Augen wurden noch kleiner und glühten stechend wie die eines Frettchens, während sie sich angestrengt mühten, die Wappentafel zu erkennen, die auf den schwarzen kastenförmigen Wagen gemalt war. Dann wendete er sich in den Saal zurück und rief unter einem Lachen, von dem sein ganzer Körper in eine schütternde Bewegung geriet: „In einem solchen Wagen ist mein seliger Vater vor fünfzig Jahren nach der Schlacht von Bosworth in London eingezogen!“ Vermutlich mußte sich der Herrscher unter der Anstrengung setzen; er verschwand vom Fenster, aber sein dröhnendes, kollerndes, am Echo der im Saale erwachenden Männerstimmen sich immer wieder erneuerndes Gelächter scholl in den Hof hinaus, während der Lord gelassen dem Wagen entstieg und sich melden ließ.

Er wurde sofort vorgelassen; auf der Tafel, von der sich die Gesellschaft eben erst erhoben hatte, standen zwischen halbvollen Gläsern und hingeworfenen Mundtüchern hochgehäufte Frucht- und Konfektschalen. Eine Laute lag neben dem breiten Sitz des Königs, und ein blasses, ängstliches Hoffräulein, das, wie es den



Leo von König: Reinhold Schneider
Ölgemälde

Anschein hatte, wider seinen Willen festgehalten worden war, benutzte Rutlands Eintreten, um unbemerkt durch eine Seitentür zu schlüpfen. Der Lord beugte sich tief; im selben Augenblick aber, als der König, sich die Tränen von den Backen und aus dem Barte wischend, die hohe greise Gestalt erkannte, sprang er von seiner Bank in der Fensternische auf. Mit einer herrischen Gebärde brachte er die Kavaliere zum Verstummen; er eilte auf den Eingetretenen zu, litt dessen Ehrfurchtsbezeigungen nicht, bot ihm vielmehr den Arm und führte ihn wie einen alten, seit langem vermißten Freund zu einer Bank an der hinteren Wand der Halle, um sich dicht neben ihm niederzusetzen. Er freue sich, begann der König, von ganzem Herzen, einen so treuen Diener seines Vaters und seines Hauses endlich einmal wieder als Gast aufnehmen zu dürfen; der Lord möge es sich wohl sein lassen in London und ganz nach seinem Belieben im Schlosse schalten und hausen. Rutland musterte die Halle, die in Teppichen und lastendem Schnitzwerk prangte: Eine solche Pracht, sagte er lächelnd, habe sich der selige König Heinrich VII. wohl nicht träumen lassen; hier nebenan in der kleinen Kammer habe der verehrungswürdige Herrscher so manches Mal bei spärlichem Licht über seinen Rechnungsbüchern gesessen, Pfennig um Pfennig vermerkend, die er tagsüber auf einem Gange durch die Hauptstadt, vor einer Schaubude, auf einer Flußfahrt oder einem Ritt ausgegeben habe. Der König lachte nun wieder aus vollem Halse: Ja, England sei reich geworden, und es werde bald noch reicher sein, nun, da ihm die satanischen Pfaffen und der römische Antichrist das Blut nicht mehr abzapften. Rutland wandte dem Sprecher die freie Stirn zu und wollte eben offen entgegnen, doch Heinrich hielt ihm die beringte Hand vor den Mund, wie einem Kinde, das sich nicht verplappern soll: Nein, nein, zwischen ihnen beiden gäbe es keinen Streit; Fürsten und alte Diener gehörten zusammen, es täte ihm oftmals leid, daß er nicht mehr Alte habe, die er um einen freimütigen Rat angehen könne.

Der Lord hielt nun seine Zeit für gekommen: Er erklärte, daß er

seine Reise unternommen habe, weil er in einen ernsten Zwiespalt der Pflichten geraten sei; der König habe ihn zum Diener seiner Königin bestimmt und ihm ausdrücklich befohlen, sich allein nach den Wünschen seiner Herrin zu richten; nun sei von ihm die Auslieferung der Krone verlangt worden, die er im Auftrage seiner Gebieterin verwahre, doch habe ihn die Königin hierzu nicht ermächtigt. Ohne sich darum zu kümmern, daß ihm der Herrscher bei dieser Wendung in aufwallender Heftigkeit ins Wort fallen wollte, bat Rutland ruhig, ihn seines Dienstverhältnisses zur Königin zu entledigen, dann habe nur noch der König über ihn zu gebieten, und er werde dessen Anordnungen schweren Herzens aber ohne Aufschub vollstrecken. Von der Ruhe und Klarheit des Lords seltsam berührt, kämpfte Heinrich seine Hitze nieder; von welcher Königin Rutland spreche? fragte er endlich. Dieser näherte sein Ohr dem Mund des Herrschers, so daß Heinrich die Frage wiederholen mußte; Rutland schüttelte den Kopf, als ob er keinen Sinn in diesen Worten finden könne und sagte dann: Er spreche von seiner Königin Katharina, der Gemahlin seines gnädigen Herrn und Königs. – Ob der Lord denn nicht wisse, daß Katharina seine Frau nicht sei und niemals gewesen sei? rief nun Heinrich. Aber diese Frage schien nicht in das Ohr des alten Edelherrn zu dringen; auch die geduldige Wiederholung nützte nichts, noch immer saß Rutland verständnislos da, bis im König stürmische Heiterkeit die Gereiztheit überwand: Man werde doch nie klug aus England, rief er in die Halle hinein: auf dem Lande draußen lebten noch Leute, die wie die Dachse das Jahrhundert verschlafen hätten und womöglich noch morgens und abends für den Heiligen Vater beteten; er wolle wetten, es gäbe Menschen in England, die von Wilhelm dem Eroberer noch nichts gehört hätten. Und nun ganz nah an den verdutzten Zuhörer heranrückend, ihm den Arm um die Schultern legend und zuweilen auf den Schenkel schlagend, erklärte der König alles, was in den letzten wildbewegten Jahren geschehen war: wie er zu seinem unaussprechlichen Kummer habe entdecken müssen, daß seine Ehe mit Katharina, der Witwe seines

Bruders Arthur, gegen Gottes heiligen Willen verstoßen habe, niemals rechtsgültig und daher ein allgemeines Ärgernis gewesen sei; wie der Papst sich zum Anwalt dieser Sünde gemacht und er, der König, England endlich aus den räuberischen Klauen des Römers gerissen habe; wie ihm Gott zu seinem und seines Volkes Heil eine engelhafte Frau gesandt habe, die ihm anvermählt sei, Englands Thron mit ihm teile und England nun endlich den ersehnten Thronerben schenken werde.

Aber der Lord schien von alledem nichts zu verstehen; das könne er nicht begreifen, erklärte er kopfschüttelnd, daß sein Vater und seines Vaters Vater und alle, die neben dem Schlosse Rutland im Gewölbe der Kapelle ruhten, und daß auch seines Königs Vater und Vatersvater und erlauchte Ahnen in Irrtum und Torheit gelebt hätten, indem sie den Heiligen Vater verehrten und an seine Hoheit glaubten; ihm gehe nichts anderes in den Kopf, als was seine Väter gedacht, und wo sie verehrt und gekniet hätten, da wolle er auch verehren und knieen; denn er sei nicht klüger als sie. Mehr könne man von ihm nicht fordern; bis in dieses sein neunzigstes Jahr sei er nichts weiter gewesen als der Dienstmann seiner erlauchten Königin Katharina nach seines Königs Willen. Heinrich hielt plötzlich inne, als werde er aufgerüttelt aus einem Traume oder als sei ihm endlich die im geheimen gefühlte Fragwürdigkeit seiner Gründe offenbar geworden; mit einer heftigen Bewegung schob er gleichsam die Schatten beiseite, die er vergeblich herbeigerufen; dann legte er seinem Gast die Hand auf die Schulter: „Lord Rutland, Ihr sollt Euch in Euern hohen Jahren nicht noch an den Wandel der Welt gewöhnen; für Euch soll sie bleiben, wie sie gewesen ist. Vielleicht ist sie auch besser gewesen, so wie sie einmal war. Und auch die Krone sollt Ihr behalten, solange Ihr lebt, und meinetwegen dürft Ihr daran glauben, daß Katharina noch Eure Königin ist, obwohl sie nie ein Recht auf diesen Namen hatte. Aber sie hat einen guten Diener in Euch; und der Diener zeugt ja wohl für seinen Herrn."

Er gab Anweisung, für den Gast ein Zimmer zu rüsten und für

seine Ruhe zu sorgen; dann führte er ihn selbst aus dem Saale durch Kammern und Gänge, ihm in einer fast knabenhaften Freude Gemälde, Teppiche, Silbergeschirre zu zeigen, die er erworben, die Gemächer, die er hatte anbauen und in dem von ihm beliebten pomphaften Stile ausstatten lassen. Rutland ließ es nicht an Bewunderung fehlen; eben wollten sie in einem über der blausilbernen Themse hochgelegenen Balkonzimmer umkehren, das mit Marmortischen und üppigen Götterbildern allzu reich bedacht war, als Heinrich, eine sonderbare Mischung von Argwohn und verschmitzter Neugierde auf dem Gesicht, sich an eine schmale anstoßende Tür heranschlich, um sie plötzlich aufzustoßen: eine schlanke blasse Frau wurde sichtbar, deren feiner Nacken sich unter der Überfülle schweren Haares neigte; sie lehnte sich an einen Tisch, an dessen anderem Ende William Norris stand, scheinbar in einer leidenschaftlichen Beteuerung seiner Dienstbereitschaft begriffen. Der Lord sah noch, wie die purpurne Blutwelle furchtbarsten Zornes das Gesicht des Königs verdunkelte; wie Annas Züge unter einer so namenlosen Angst erstarrten, daß er zum ersten Mal Mitleid fühlte mit dem jungen Weibe, das er bisher nur nach seinem ihm tief verhaßten Namen gekannt. Im Balkonzimmer zurückbleibend, hörte er den verworrenen, sich überstürzenden Zornausbruch des Königs, ein paar wie Schreie und Bitten vorgestoßene Entschuldigungen Annas, die sich auf ihre trostlose Verlassenheit, des Königs seit langem rätselhaft verändertes Wesen, den Mangel eines jeden treuen Dieners und Beraters berief; dazwischen vernahm er das verzweifelte Schluchzen des jungen Norris, dann die Worte des Königs: „Die Krone, wem sie gebührt!!" Schwer atmend, keines Wortes mächtig, kehrte der Herrscher zurück, den Gast in sein Zimmer zu führen.

Als am andern Morgen Rutlands Kutsche wieder vorfuhr, wagten die Stallburschen kaum, den Mund zu verziehen; das Vorgefühl eines vernichtenden Unwetters lastete auf dem Königshof. Der Lord ließ langsam fahren; er spürte keine Genugtuung, nur Trauer um seinen König, dessen Herz sich ihm noch einmal er-

öffnet hatte – vielleicht, ehe es für immer unter sich häufendem Unrecht verbittern und den dunklen Gewalten anheimfallen würde. So kam er erst am dritten Tage wieder vor das Schloß seiner Herrin; der Herbst, der lange schon bereit gewesen, hatte inzwischen die Parkmauern erstiegen. Die Bäume streiften im letzten kühlen Licht ihr Laubgepränge ab, als seien sie längst schon müde gewesen, es zu tragen. Unter verhangenen Fenstern stand das Portal offen; als der greise Diener die Treppe emporstieg, hörte er, wie im obern Saale eine Stimme Totengebete vorsprach und andere unter Schluchzen nachbeteten. Der Lord tastete sich die letzten Stufen hinauf; im Saale ruhte die in der vergangenen Nacht verschiedene Königin unter dem Doppelwappen der Häuser Tudor und Aragon.

Nachdem er lange für seine Herrin gebetet, reiste der nun allen Dienstes ledig gewordene Diener in sein Schloß zurück. Er wußte, daß sich das Tor zum letzten Mal vor ihm öffnete; keines Menschen Stimme würde ihn noch einmal hinausrufen in die sich haltlos wandelnde, dem Abgrund zurollende Welt. Im Durchschreiten der Halle erinnerte er sich des törichten William Norris, über dessen Haupt das Schwert schon hing. Dann ging er weiter durch Kammern und Gang, bis er vor das Turmzimmer kam, dessen Schlüssel er bei sich trug. Er öffnete das runde, unter starken Gewölberippen dämmernde Gemach; der Kronenschrein stand unversehrt auf dem Tische. Ermattet von der Anstrengung der letzten Tage zog Rutland einen Stuhl heran und setzte sich nieder; dann öffnete er behutsam das Schloß und bog den gewölbten Deckel der Truhe zurück. Die Krone leuchtete auf dem dunklen Tuch, mit dem das Fach ausgeschlagen war; und der Kronenwächter saß lange vor seiner Herrin unentweihtem Kleinod, dessen Widerschein sich über sein Antlitz verbreitete.

*

Neidhart von Reuental

Der meie der ist rîche:
Er füeret sicherlîche
den walt an sîner hende.
der ist nû niuwes loubes vol;
der winter hât ein ende.

„Ich fröwe mich gegen der heide,
der liehten ougenweide
diu uns beginnet nâhen“
sô sprach ein wolgetâniu maget:
„die wil ich schône enpfâhen.

Muoter, lâtz âne melde.
jâ wil ich komen ze velde
und wil den reien springen.
jâ ist ez lanc daz ich diu kint
niht niuwes hôrte singen.“

„Neinâ, tohter, neine!
ich hân dich alterseine
gezogen an mînen brüsten:
nû tuo ez durch den willen mîn,
lâz dich der man niht lüsten.“

„Den ich iu wil nennen
den muget ir wol erkennen.
ze dem sô wil ich gâhen:
er ist genant von Riuwental:
den wil ich umbevâhen.

Ez gruonet an den esten
daz alles möhten bresten

die boume zuo der erden.
nû wizzet, liebiu muoter mîn,
ich volge dem knaben werden.

Liebiu muoter hêre,
nâch mir sô klaget er sêre.
sol ich im des niht danken?
er spricht daz ich diu schoenste sî
von Beiern unz in Vranken."

âne melde = unverraten – alterseine = ganz allein – allez = ganz und gar – bresten = brechen – unz = bis

*

Gertrud von le Fort / Die Vöglein von Theres

Eine Legende

In den Tagen, da man König Ludwig, seines Namens „das Kindlein", zu Forchheim krönen wollte, floß der Regen in Strömen hernieder. Da nun die Großen des Reiches, die sich auf der Burg Theres am Main gesammelt hatten, gen Forchheim aufbrachen, scherzten sie untereinander: „Sehet, der Himmel hält es mit uns und nicht mit dem Kindlein; er läßt die Straße zu Wasser werden – wir fänden leicht einen Grund, nicht zur Huldigung zu reiten!" Andere aber erwiderten hochmütig: „Der Himmel brauchte sich nicht zu bemühen – was soll dieses kleine Kind uns schaden? Es ist von Geburt an ein elendes Kindlein gewesen – wir werden uns bald wieder zu Forchheim versammeln müssen." Noch andere aber sprachen: „Wir werden uns niemals wieder zu Forchheim versammeln, denn das Reich des Großen Karl ist siech wie dieses Kindlein. Wahrlich, sein Krönungstag ist ein guter und glücklicher für die Großen des Reiches, denn er wird der letzte sein." Alsdann blickten sie alle den jungen Heinrich von Sachsen an, den sein herzoglicher Vater gen Forchheim zur Krönung entsendet

hatte, der ritt da neben ihnen her in der jungen Herrlichkeit seiner zwanzig Jahre, die Augen so freimütig und hell, als ob er ihrer aller Bruder sei, dem sie bis ins tiefste Herz blicken dürften, und doch so klug und besonnen, daß ihm keiner hineinblickte. Also war es ihnen jedesmal, wenn sie mit ihm sprachen, als schweife ihr Blick über die weite, lichte Ebene von Sachsenland, die lag da so offen und gleichsam ohne Grenzen vor ihnen; nur über dem fernen Harzgebirge hing ein leichtes, brauendes Gewölk wie ein Nebelfetzen der vergangenen Nacht – da konnten sie nicht hindurchblicken.

Sie hätten aber gar zu gern gewußt, wie er über die Krönung zu Forchheim denke, und ob er wohl einer der ihren sei, oder von seines Vaters Art und Sinn – denn es war doch bekannt, daß Herzog Otto allezeit sprach: „Wir Sachsen sind als die Letzten in das Reich eingegangen, darum müssen wir die ersten sein, die zu ihm stehen – wir haben das Reich vollendet!" Aber sie konnten niemals aus dem jungen Heinrich herausbringen, was sie wissen wollten. Da sprachen sie untereinander: „Wenn wir es doch ohne Unschicklichkeit einrichten könnten, daß er einmal an Verden an der Aller denken müßte, alsdann würden wir an seinem Gesicht erkennen, woran wir mit ihm sind."

Sie merkten aber nicht, daß der junge Heinrich selbst an Verden an der Aller dachte, weil sie ja nicht durch das dampfende Gewölk über dem Harzgebirge blickten. Denn der junge Heinrich war nicht eins mit seines Vaters Sinn, sondern er war eins mit seiner eigenen Jugend und mit der frühen Jugend seines Stammes – dieselbe steht in jedem jungen Sachsen immer wieder auf, solange der Sachsenstamm lebt – also glühte seine Seele für Herzog Widukind und für die erschlagenen Helden, und sooft ihm die Großen auf dem Ritt gen Forchheim die versteckte Frage nach der Krönung stellten, lauschte er zu den bunten Finken und Meisen hinüber, die in den Bäumen am Weg saßen, als ob er die Frage der Großen gar nicht vernommen hätte. In seinem Herzen aber sprach er: „Ich reite hier überhaupt nicht zur Krönung, sondern ich reite hier, weil mein Vater mich sendet: es ist niemand über mir, denn

der Sachsen Herzog! Was geht mich das Frankenreich an? Für dasselbe haben meine Väter den Kopf auf den Henkerblock legen müssen, und ihr Tod ist noch immer nicht gesühnt! Wollte Gott, ich säße daheim an meinem Vogelherd!"

Er wußte aber wohl, daß ihn die Großen „den Vogler" nannten, „denn", so sprachen sie unter sich, „wir erfahren eigentlich immer nur von ihm, daß er Vöglein stellt". Einige aber sprachen auch: „Wir erfahren nicht einmal dieses, denn es sieht zuweilen aus, als stellte nicht er die Vöglein, sondern die Vöglein stellten ihn – denkt doch an die Tage auf der Burg Theres, da uns die Babenberger zum Vogelfang einluden! Wißt Ihr, warum seine Netze immer voller waren als die euren? Es scheint uns, so ist es bei ihm mit allen Dingen – oder müssen wir ihm nicht gut sein, obwohl er doch unserer Frage immerdar ausweicht?" –

Indessen waren sie nun aber zu Forchheim angekommen und ritten in den Königshof ein. Da führte man eben von der anderen Seite das Kindlein herzu; es wurde geleitet vom Bischof Hatto von Mainz und dem Konradiner von Weilburg, die waren Vormünder des Kindes und sprachen auch in ihrem Herzen: „Wahrlich, es ist ein guter und glücklicher Tag, denn was bedeutet es, wer die Krone trägt – wer sie halten und stützen kann, derselbe ist König." Also ließen sie ihre Reisigen schwer bewaffnet vor dem Kindlein herziehen, die Speere drohend aufgereckt gleich eisernen Fahnen und Wimpeln – es sah aus, als führten sie das Kindlein in Gefangenschaft zur Krönung, oder als meinten sie, es wider die anderen Großen verteidigen zu müssen.

Man wollte es vom Pferde heben: es lugte unter seinen Nerzen und Zobeln verfroren und verblasen aus den Armen einer königlichen Kammerfrau hervor. Der Konradiner trat selbst herzu, um es in seinen Armen zu empfangen, aber als er nun der königlichen Kammerfrau winkte, es ihm gleich einer kleinen Puppe vom Pferde zu reichen, da brach hinter dem schweren Pelzwerk ein dünnes Stimmlein hervor, das schrie zornig: „Laß, laß! König Ludwig will allein vom Pferde steigen!"

Da blickten die Großen einander lächelnd an, denn sie hatten bereits sagen hören, daß es ein herrisches Kindlein sei, in all seiner Schwachheit und Elendigkeit doch wie ein kleiner König, eifersüchtig darauf bedacht, ob ihn wohl jedermann als solchen erkenne, auch Bischof Hatto und dem Konradiner gram, als wittere es, daß diese an seiner Stelle die königliche Gewalt darstellen wollten. Das schien den Großen recht lustig und tröstlich, denn sie gönnten Bischof Hatto und dem Konradiner den Groll des Kindes.

Indessen zerrte dieses mit seinen kleinen, verfrorenen Händen an den Nerzen und Zobeln und konnte sich doch nicht daraus hervorarbeiten, geschweige denn allein vom Pferde steigen. Aber nun half ihm der Konradiner nicht, denn er wollte vor den Großen damit prunken, daß er Gewalt über das Kind habe. Alsbald ward dieses inne, daß es ihn bitten sollte – es bat aber mitnichten, sondern hastete und hungerte mit seinen Augen von einem der Großen zum anderen, ob ihm denn niemand zu Hilfe eile. Da lachten die Großen abermals, rührten aber keine Hand, denn sie wollten, der Konradiner solle nachgeben und sich vor ihren Augen dem Kindlein beugen – das hätte ihnen wiederum herzlich wohlgetan! Also wogte da zwischen ihm und ihnen der Kampf über das ohnmächtige Kind hinweg: das fragte und flehte mit seinen Augen immer trotziger und angstvoller – war schier, als werde es vor dem Lächeln der Großen noch kleiner und winziger denn zuvor und möchte vor Scham nun am liebsten wieder unter den Mantel der königlichen Kammerfrau schlüpfen. Aber da stieß sein verzweifelter Blick auf den jungen Heinrich: der lachte nicht wie die anderen, sondern jetzt sah er wirklich aus, als ob er an Verden an der Aller denke – an den gewaltigen und gewalttätigen Kaiser, der seiner Väter Häupter auf den Henkerblock gezwungen hatte – also blickte er das ohnmächtige Kindlein so ehrfürchtig an, als ob er der Gerechtigkeit Gottes ins Antlitz blicke.

Indem sah man plötzlich von dem ganzen Kindlein nichts mehr denn zwei übergroße Augen, die schienen da auf einem Spiegelbild zu ruhen, daran sein verwundeter Stolz sich gesund und satt trank:

es blickte so königlich, als habe sich ihm einer zu Füßen geworfen! Aufstrahlend wie eine kleine Majestät vom Thron herab winkte es dem jungen Heinrich zu: „Komm! Komm! Du darfst König Ludwig vom Pferd heben!“
Da wurde der junge Heinrich purpurrot wie der morgendliche Himmel von Sachsenland, wenn die Sonne noch zögert, über den dampfenden Bergen des Harzes emporzusteigen, aber er trat doch ritterlich herzu und half dem blassen Kind aus dem Sattel: also stieg dasselbe zu ihm nieder wie die Gerechtigkeit Gottes.
An diesem Abend sprachen die Großen untereinander: „Das Kindlein ist ihm ins Netz geflogen wie die Vöglein von Theres – sahet ihr, wie zutraulich es den Kopf an seine Brust duckte, da er es aufhob? Der Konradiner aber hat das Nachsehen gehabt, darum wollen wir nun das Kindlein um so freudiger krönen.“ Und also krönten sie es am folgenden Morgen.
Man hob es wie eine kleine, schwer geschmückte Puppe vom Thron herunter, darauf es die Huldigung der Großen empfangen hatte, und führte es durch das Schiff der Kirche, um es dem draußen versammelten Volk zu zeigen. Es ging zwischen Herrn Hatto von Mainz und Herrn Alberico von Augsburg, die hatten es gesalbt und ihm die Krone aufgesetzt. Ihre steifen, goldenen Bischofsmäntel starrten zu beiden Seiten über dem Kindlein empor wie die Gewalttätigkeit der Stammesfürsten über der versunkenen Königskrone – es sah aus, als ginge die Krone zwischen ihnen auf dem Boden einher. Auch schwankte sie heftig, denn sie war zu weit für des Kindes Haupt, obwohl man einen Teil des langen, lichten Knabenhaares zu Zöpfen geflochten und wie bei einem kleinen Mägdlein aufgesteckt hatte, damit die Krone daran Halt gewinne. Der Konradiner von Weilburg ging einen Schritt hinter den Bischöfen und stützte mit der Rechten die wankende Krone, daß sie des Kindes Stirn nicht erdrücke oder über sein Gesicht herabfalle – so hatte er es mit den Bischöfen verabredet.
Der Konradiner sah großmütig auf das Kindlein nieder: es atmete schwer unter der Wucht des königlichen Ornats, noch ganz

verschüchtert und betäubt von der langen Zeremonie. Aber da nun der Zug an den Ausgang der Kirche gelangte und das warme Sonnenlicht ihm bereits entgegenströmte, kam es wieder zu sich und faßte Mut. Es wandte den Kopf nach dem Konradiner um, und alsbald sprang ihm das blasse Rot eines frühreifen Äpfelchens über die Wangen, also erschrak der Konradiner ein wenig, denn er kannte ja des Kindes Eifersucht und fürchtete, daß es sich des gestrigen Tages erinnere. Indem flüsterte es auch schon bitterböse: „Laß, laß! König Ludwig will die Krone allein tragen!"

Da wurde dem Konradiner himmelangst, denn er konnte doch nicht hier im feierlichen Krönungszug mit dem Kindlein kämpfen! Er ließ also, um es zu beruhigen, wirklich die Krone los, meinend, sie werde sich wohl einen Augenblick lang ohne seine Hand halten können. Aber da sank sie auch bereits über das Gesicht des Kindes nieder, daß dieses sie nun gleich einem Mühlstein am Halse trug. Der Konradiner wollte sie sogleich wieder emporziehen, allein das Kind, blaß vor Zorn, biß in die Lippen, preßte sie mit tobenden Fäustchen an sich, als ob es sie gegen seinen Todfeind verteidigen müsse.

In diesem Augenblick trat der Zug aus der Pforte der Kirche hervor auf den grünen Rasenplatz, wo das Volk in Ungeduld seiner harrte. Die Bischöfe in ihren goldenen Mänteln schritten so unbewegt und hoheitsvoll einher, als ob sie eben die Majestät des Großen Karl gekrönt hätten, also rief bei ihrem Anblick alles voller Freude: „Vivat Lodovicus! Vivat amen!" Aber plötzlich bemerkte das Volk die herabgefallene Krone am Halse des Kindleins – sie hing allda, als wolle sie es erdrosseln. Und augenblicklich entschwieg alles wie gelähmt vor Schrecken.

Da erhob ein uralter Mann aus der Menge seine Stimme und rief: „Oh, du gewaltiger Kaiser Karl, nun bist du dein eigener Enkel geworden! O du großmächtige Majestät des Reiches, nun bist du nichts mehr denn eitel Ohnmacht!" Alsdann begann er laut zu weinen, und das ganze Volk weinte mit ihm.

Da packte den Konradiner der lichte Zorn, denn es war nicht sein Wille, das Volk über die Schwäche des Kindes sinnen zu lassen,

sondern es sollte in Gehorsam und freudiger Zuversicht verharren. Er rief mit blitzenden Augen zu dem alten Mann hinüber: „Ich will dir zeigen, wie hoch und erhaben die Majestät des Reiches ist!" Und dann noch einmal über das ganze Volk hinweg: „So hoch und erhaben ist die Majestät des Reiches!" Und ehe das Kindlein sichs versah, stand es droben auf der Schulter des Konradiners wie auf einem Postament hoch über der aufjauchzenden Menge und allen Großen des Krönungszuges. Der Konradiner hielt es mit der einen Hand fest, mit der anderen wollte er wieder nach der Krone greifen, um sie dem Kind gewaltsam aufzusetzen, daß es vollends triumphiere. Doch schon hatte dieses den Kopf selbst durch den goldenen Reifen gezwängt; die bebenden Fäustchen daran festklammernd, hob es die Krone mit beiden Armen über seinen Kopf empor, als wolle es mit ihr, gleich einem Vögelein, in die Lüfte entkommen. Aber da entfärbte sich auch bereits sein Antlitz: das Gewicht in seinen Händen war zu schwer – die Krone des Großen Karl begann wie Espenlaub zu zittern.

Und plötzlich umringten alle Großen im Königszug mit ausgestreckten Händen den Konradiner, denn sie dachten angesichts des Volkes allesamt wie er; da sah man den jungen Heinrich, ganz allein stehen geblieben, wie er in seiner staunenden und schier andächtigen Ehrfurcht vor dem Gericht Gottes wiederum das Kindlein anblickte: denn nun war es doch an dem, daß die Krone des Großen Karl, gleichsam das goldene Herrscherhaupt seines Reiches, in den Staub rollen sollte, wie die Häupter der Erschlagenen bei Verden an der Aller! Und da schrie auch schon das ganze Volk in einmütigem Entsetzen auf: Franken und Sachsen, Schwaben und Bayern – also war es dem jungen Heinrich, als sähen sie bereits von den Grenzen her allerorten die Ungarn und die anderen wilden Völkerschaften in das Reich jagen!

Indem berührten die Schauer des Gerichtes, das sich da vor seinen Augen begab, die Urkraft seines Stammes und stießen gleichsam durch seine Knabenjahre hindurch, daß da plötzlich der Mann in ihm bloßlag. Der vernahm in seinem Herzen einen ganz neuen und

doch wohlbekannten Laut, so als habe seine Seele nun die Stimme gewechselt und spreche: „Hat uns etwa das Schwert des Großen Karl in das Reich gezwungen, damit alles zugrunde gehe? Alsdann wären ja unsere Väter bei Verden umsonst gestorben! Wahrlich dieses Gericht spricht den Großen Karl frei – er hat unsere Kraft gebraucht!"

Aber indem er das vernahm, wurde er inne, daß er ja gar nicht dem Gericht, sondern einem kleinen wächsernen Gnadenbild ins Antlitz blickte, denn nun hatte das Kindlein ihn erblickt! Sein zorn- und furchtverzerrtes Gesicht – es verteidigte immer noch mit letzter Kraft die zitternde Krone – löste sich, lächelte, wurde lieblich. Die Arme gegen den jungen Heinrich ausstreckend, ließ es totenblaß, wie eine kleine sterbende Majestät, die Krone fallen: sie rollte zwischen den aufgeregten Großen hindurch bis hart vor die Füße des jungen Heinrich. Er blickte einen Augenblick verwirrt auf sie nieder, dann war es, als steige nun wirklich die Sonne über dem Harzgebirge empor: erglühend wie in seinem eigenen Morgenrot und doch wie im Gehorsam eines Dienstes beugte sich seine junge Herrlichkeit zu der Staubbedeckten herab und hob sie auf.

An diesem Abend sprachen die Großen untereinander: „War es nicht, als ob ihm die Krone zufliege wie die Vögelein von Theres – gebet acht, ob wir sie nicht noch einmal auf seinem Haupt erblicken und allesamt seine Vöglein werden müssen!"

Achtzehn Jahre später aber zu Fritzlar, da man Heinrich von Sachsen wirklich zum König erwählt hatte, da wollte er sich nicht krönen lassen, sondern er sprach zu den versammelten Bischöfen und Großen: „Diese Krone ist zu mir gekommen, nicht daß ich sie aufsetze, sondern daß ich sie aufhebe – es genügt mir, wenn ich sie in meinen Händen trage." Darum erzählt sich das Volk bis auf den heutigen Tag: König Heinrich, seines Namens „der Vogler", ist nicht an seinem Haupt gekrönt worden wie andere Könige, sondern er ist an seinen Händen gekrönt worden – mit denselben hat er die deutsche Königskrone aus dem Staub gehoben.

*

Briefe Goethes

An Auguste Gräfin zu Stolberg-Stolberg

Der Brief ist in Lili Schönemanns Stube im Haus ihres Oheims d'Orvilles geschrieben.

Offenbach, den 3. August 1775.

Gustchen! Gustchen! Ein Wort, daß mir das Herz frei werde, nur einen Händedruck. Ich kann Ihnen nichts sagen. Hier! – Wie soll ich Ihnen nennen das hier! Vor dem stroheingelegten bunten Schreibzeug – da sollten feine Briefchen ausgeschrieben werden, und diese Tränen und dieser Drang! Welche Verstimmung! O daß ich alles sagen könnte! Hier in dem Zimmer des Mädchens, das mich unglücklich macht, ohne ihre Schuld, mit der Seele eines Engels, dessen heitre Tage ich trübe, ich! Gustchen! Ich nehme vor einer Viertelstunde Ihren Brief aus der Tasche, ich les ihn! – Vom 2. Juni! und Sie bitten, bitten, um Antwort, um ein Wort aus meinem Herzen! Und heut der 3. August, Gustchen, und ich habe noch nicht geschrieben. – Ich habe geschrieben, der Brief liegt in der Stadt angefangen. O mein Herz – Soll ichs denn anzapfen, auch Dir, Gustchen, von dem hefetrüben Wein schenken! – Und wie kann ich von Fritzen reden, vor Dir, da ich in seinem Unglück gar oft das meine beweint habe. Laß, Gustchen! Ihm ist wohler wie mir – Vergebens, daß ich drei Monate in freier Luft herumfuhr, tausend neue Gegenstände in alle Sinnen sog. Engel, und ich sitze wieder in Offenbach, so vereinfacht wie ein Kind, so beschränkt als ein Papagei auf der Stange, Gustchen und Sie so weit. Ich habe mich so oft nach Norden gewandt, nachts auf der Terrasse am Main, ich seh hinüber, und denk an Dich! So weit! So weit! – Und dann Du und Fritz, und ich! Und alles wirrt sich in einen Schlangenknoten! Und ich finde nicht Luft zu schreiben. – Aber jetzt will ich nicht aufhören, bis jemand an die Türe kommt und mich wegruft. – Und doch, Engel, manchmal, wenn die Not in meinem Herzen der größt ist, ruf ich aus, ruf ich Dir zu: Getrost! Getrost! Ausgeduldet, und es wird wer-

den. Du wirst Freude an Deinen Brüdern haben, und wir an uns selbst. Diese Leidenschaft ists, die uns aufblasen wird zum Brand, in dieser Not werden wir um uns greifen, und brav sein, und handeln, und gut sein, und getrieben werden, dahin, wo Ruhesinn nicht reicht. – Leide nicht vor uns! – Duld uns! – Gib uns eine Träne, einen Händedruck, einen Augenblick an Deinen Knieen! Wische mit Deiner lieben Hand diese Stirn ab! Und ein Kraftwort, und wir sind auf unsern Füßen.

Hundertmal wechselts mit mir den Tag! O wie war mir so wohl mit Deinen Brüdern! Ich schien gelassen, mir wars weh für Fritzen, der elender war als ich, und mein Leiden war leidlicher. Jetzt wieder allein. –

In ihnen hatte ich Sie, bestes Gustchen, denn Ihr seid eins in Liebe und Wesen. Gustchen war bei uns und wir bei ihr! – Jetzt – nur Ihre Briefe! – Ihre Briefe! – und nur dazu – Und doch brennen sie mich in der Tasche – doch fassen sie mich wie die Gegenwart, wenn ich sie in glücklichem Augenblick aufschlage – aber manchmal – oft sind mir selbst die Züge der liebsten Frendschaft tote Buchstaben, wenn mein Herz blind ist und taub – Engel, es ist ein schrecklicher Zustand die Sinnlosigkeit. In der Nacht tappen ist Himmel gegen Blindheit – Verzeihen Sie mir denn diese Verworrenheit und das all – Wie wohl ist mirs, daß ich so mit Ihnen reden kann, wie wohl bei dem Gedanken, sie wird dies Blatt in der Hand halten! Sie! dies Blatt! das ich berühre, das jetzt hier auf dieser Stätte noch weiß ist. Goldnes Kind! Ich kann doch nie ganz unglücklich sein. Jetzt noch einige Worte – Lang halt ichs hier nicht aus, ich muß wieder fort – Wohin! –

– –

Ich mache Ihnen Striche, denn ich saß eine Viertelstunde in Gedanken, und mein Geist flog auf dem ganzen bewohnten Erdboden herum. Unseliges Schicksal, das mir keinen Mittelzustand erlauben will. Entweder auf einem Punkt, fassend, festklammernd, oder schweifen gegen alle vier Winde! – Selig seid ihr, verklärte Spaziergänger, die mit zufriedener anständiger Vollendung jeden



Marianne von Willemer

Pastellbild von Johann Jakob de Loose. Um 1809

Abend den Staub von ihren Schuhen schlagen, und ihres Tagwerks göttergleich sich freuen – – –

Hier fließt der Main, grad drüben liegt Bergen auf einem Hügel hinter Kornfeld. Von der Schlacht bei Bergen haben Sie wohl gehört. Da links unten liegt das graue Frankfurt mit dem ungeschickten Turn, das jetzt für mich so leer ist als mit Besemen gekehrt, da rechtsauf artige Dörfchen, der Garten da unten, die Terrasse auf den Main hinunter. – Und auf dem Tisch hier ein Schnupftuch, ein Panier, ein Halstuch drüber, dort hängen des lieben Mädchens Stiefel.

NB. Heut reiten wir aus. Hier liegt ein Kleid, eine Uhr hängt da, viel Schachteln, und Pappedeckel, zu Hauben und Hüten – Ich hör ihre Stimme – – Ich darf bleiben, sie will sich drinne anziehen. – Gut, Gustchen, ich habe Ihnen beschrieben, wie's um mich herum aussieht, um die Geister durch den sinnlichen Blick zu vertreiben – – Lili war verwundert, mich da zu finden, man hatte mich vermißt. Sie fragte, an wen ich schriebe. Ich sagts ihr. Adieu, Gustchen! Grüßen Sie die Gräfin Bernstorff! Schreiben Sie mir! Die Silhouette werden Ihnen die Brüder geschickt haben. Lavater hat die vier Haimonskinder sehr glücklich stechen lassen.

Der Unruhige.

Lassen Sie um Gottes willen meine Briefe niemand sehn!

An den Herzog Karl August

Leipzig, den 25. März 1776.

Lieber Herre, da bin ich nun in Leipzig, ist mir sonderlich worden beim Nähern, davon mündlich mehr, und kann nicht genug sagen, wie sich mein Erdgeruch und Erdgefühl gegen die schwarz, grau, streifröckigen, krummbeinigen, perückengeklebten, degenschwänzlichen Magisters, gegen die feiertagsberockte, allmodische, schlankliche, vieldünkliche Studenten-Buben, gegen die zuckende, grinsende, schnäbelnde und schwumelnde Mägdlein, und gegen die hurenhafte, strotzliche, schwänzliche und finzliche junge Mägde aus-

nimmt, welcher Greuel mir alle heut um die Toren als am Marien-Tags-Feste entgegnet sind. Dagegen präserviert mein Äußeres und Inneres der Engel, die Schrötern, von der mich Gott bewahre was zu sagen. Sie grüßt und Steinauer nach Maßgabe ihres Beileids über Hochdero Außenbleiben und so weiter. Ich bin seit vierundzwanzig Stunden (denn es ist netto abends achte) nicht bei Sinnen, das heißt bei zu vielen Sinnen, über- und unsinnlich. Habe die Nacht durch manches Knäulchen Gedanken-Zwirn auf und abgewickelt, diesen Morgen stieg mir die göttliche Sonne hinter Naumburg auf. Ade, lieber gnädiger Herr! – Und somit können Sie nie aufhören zu fühlen, daß ich Sie liebhabe. NB.: Bleibe das wahre Detail zur Rückkunft schuldig, als da sind pp. G.

An Charlotte von Stein

Rom, den 7. November 1786.

Laß Dichs nicht verdrießen, meine Beste, daß Dein Geliebter in die Ferne gegangen ist, er wird Dir besser und glücklicher wiedergegeben werden. Möge mein Tagebuch, das ich bis Venedig schrieb, bald und glücklich ankommen; von Venedig bis hierher ist noch ein Stück geworden, das mit der Iphigenie kommen soll; hier wollt ich es fortsetzen, allein es ging nicht. Auf der Reise rafft man auf, was man kann, jeder Tag bringt etwas, und man eilt auch darüber zu denken und zu urteilen. Hier kommt man in eine gar große Schule, wo ein Tag so viel sagt und man doch von dem Tage nichts zu sagen wagt.

Auf dem beiliegenden Blatte habe ich etwas geschrieben, das Du auch den Freunden mitteilen kannst; für Dich allein behalte die Versicherung, daß ich immer an Dich denke und von Herzen Dein bin. Ein großes Glück ist mir, mit Tischbein zu leben und bei ihm zu wohnen, in treuer Künstlergesellschaft, in einem sichern Hause, denn zuletzt hatt ich doch des Wirtshauslebens satt.

Wenn Du mit Deinem Auge und mit der Freude an Künsten die Gegenstände hier sehn solltest, Du würdest die größte Freude

haben, denn man denkt sich denn doch mit aller erhöhenden und verschönernden Imagination das Wahre nicht.
Ich bin recht wohl. Das Wetter ist, wie die Römer sagen, brutto, es geht ein Mittagwind (Sirocco), der täglich mehr oder weniger Regen bringt. Mir aber ist diese Witterung nicht unangenehm, es ist warm dabei, wie bei uns im Sommer regnichte Tage nicht sind.
Rom ist nur ein zu sonderbarer und verwickelter Gegenstand, um in kurzer Zeit gesehen zu werden, man braucht Jahre, um sich recht und mit Ernst umzusehn. Hätte ich Tischbein nicht, der so lange hier gelebt hat und, als ein herzlicher Freund von mir, so lange mit dem Wunsche hier gelebt hat, mir Rom zu zeigen, so würde ich auch das weder genießen noch lernen, was mir in der kurzen Zeit beschert zu sein scheint; und doch seh ich zum voraus, daß ich wünschen werde anzukommen, wenn ich weggehe. Was aber das Größte ist und was ich erst hier fühle: wer mit Ernst sich hier umsieht und Augen hat zu sehen, muß solid werden, er muß einen Begriff von Solidität fassen, der ihm nie so lebendig ward. Mir wenigstens ist es so, als wenn ich alle Dinge dieser Welt nie so richtig geschätzt hätte als hier. Welche Freude wird mirs sein, Dich davon zu unterhalten.
Nun warte ich sehnlich auf einen Brief von Dir und werde Dir öfters schreiben. Du nimmst mit wenigem vorlieb, denn abends ist man müde und erschöpft vom Laufen und Schauen des Tags. Bemerkungen zeichne ich besonders auf, und die sollst Du auch zu seiner Zeit erhalten.
Wo man geht und steht, ist ein Landschaftsbild aller Arten und Weisen, Paläste und Ruinen, Gärten und Wildnis, Fernen und Engen, Häuschen, Ställe, Triumphbögen und Säulen, oft alles zusammen auf ein Blatt zu bringen. Doch werd ich wenig zeichnen, die Zeit ist zu kostbar, ob ich gleich lernen und manches mitbringen werde.
Leb wohl! Der Herzog wird nun einen Brief von mir haben und Du auch, die den vierten abgegangen sind.
Leb wohl! Grüße die Deinen! Liebe mich! Empfiehl mich dem Herzog und der Herzogin!
Geht ab den 11. November.

Goethe und Schiller waren sich im Juli bei einer Unterhaltung in Jena näher gekommen. Schiller lud ihn zur Mitarbeit an seiner Zeitschrift „Die Horen" ein und schrieb ihm den großen, Goethes Wesen deutenden Brief vom 23. August.

Ettersburg, den 27. August 1794.

Zu meinem Geburtstage, der mir diese Woche erscheint, hätte mir kein angenehmer Geschenk werden können als Ihr Brief, in welchem Sie, mit freundschaftlicher Hand, die Summe meiner Existenz ziehen und mich, durch Ihre Teilnahme, zu einem emsigern und lebhafteren Gebrauch meiner Kräfte aufmuntern.

Reiner Genuß und wahrer Nutzen kann nur wechselseitig sein, und ich freue mich, Ihnen gelegentlich zu entwickeln: was mir Ihre Unterhaltung gewährt hat, wie ich von jenen Tagen an auch eine Epoche rechne und wie zufrieden ich bin, ohne sonderliche Aufmunterung, auf meinem Wege fortgegangen zu sein, da es nun scheint, als wenn wir, nach einem so unvermuteten Begegnen, miteinander fortwandern müßten. Ich habe den redlichen und so seltenen Ernst, der in allem erscheint, was Sie geschrieben und getan haben, immer zu schätzen gewußt, und ich darf nunmehr Anspruch machen, durch Sie selbst mit dem Gange Ihres Geistes, besonders in den letzten Jahren, bekannt zu werden. Haben wir uns wechselseitig die Punkte klargemacht, wohin wir gegenwärtig gelangt sind, so werden wir desto ununterbrochener gemeinschaftlich arbeiten können.

Alles, was an und in mir ist, werde ich mit Freuden mitteilen. Denn da ich sehr lebhaft fühle, daß mein Unternehmen das Maß der menschlichen Kräfte und ihrer irdischen Dauer weit übersteigt, so möchte ich manches bei Ihnen deponieren und dadurch nicht allein erhalten, sondern auch beleben.

Wie groß der Vorteil Ihrer Teilnehmung für mich sein wird, werden Sie bald selbst sehen, wenn Sie, bei näherer Bekanntschaft, eine Art Dunkelheit und Zaudern bei mir entdecken werden, über die ich nicht Herr werden kann, wenn ich mich ihrer gleich sehr

deutlich bewußt bin. Doch dergleichen Phänomene finden sich mehr in unserer Natur, von der wir uns denn doch gerne regieren lassen, wenn sie nur nicht gar zu tyrannisch ist.

Ich hoffe, bald einige Zeit bei Ihnen zuzubringen, und dann wollen wir manches durchsprechen.

Leider habe ich meinen Roman [Wilhelm Meisters Lehrjahre], wenige Wochen vor Ihrer Einladung, an Unger gegeben, und die ersten gedruckten Bogen sind schon in meinen Händen. Mehr als einmal habe ich diese Zeit gedacht, daß er für die Zeitschrift recht schicklich gewesen wäre; es ist das einzige, was ich noch habe, das Masse macht und das eine Art von problematischer Komposition ist, wie sie die guten Deutschen lieben.

Das erste Buch schicke ich, sobald die Aushängebogen beisammen sind. Die Schrift ist schon so lange geschrieben, daß ich im eigentlichsten Sinne jetzt nur der Herausgeber bin.

Wäre sonst unter meinen Ideen etwas, das zu jenem Zweck aufgestellt werden könnte, so würden wir uns leicht über die schicklichste Form vereinigen, und die Ausführung sollte uns nicht aufhalten.

Leben Sie recht wohl und gedenken mein in Ihrem Kreise.

Goethe

An Schiller

Weimar, den 22. Juni 1797.

Da es höchst nötig ist, daß ich mir in meinem jetzigen unruhigen Zustande etwas zu tun gebe, so habe ich mich entschlossen, an meinen Faust zu gehen und ihn, wo nicht zu vollenden, doch wenigstens um ein gutes Teil weiter zu bringen, indem ich das, was gedruckt ist, wieder auflöse und mit dem, was schon fertig oder erfunden ist, in große Massen disponiere und so die Ausführung des Plans, der eigentlich nur eine Idee ist, näher vorbereite. Nun habe ich eben diese Idee und deren Darstellung wieder vorgenommen und bin mit mir selbst ziemlich einig. Nun wünschte ich aber, daß Sie die Güte hätten, die Sache einmal, in schlafloser Nacht, durchzu-

denken, mir die Forderungen, die Sie an das Ganze machen würden, vorzulegen und so mir meine eignen Träume, als ein wahrer Prophet, zu erzählen und zu deuten.
Da die verschiednen Teile dieses Gedichts, in Absicht auf die Stimmung, verschieden behandelt werden können, wenn sie sich nur dem Geist und Ton des Ganzen subordinieren, da übrigens die ganze Arbeit subjektiv ist: so kann ich in einzelnen Momenten daran arbeiten, und so bin ich auch jetzt etwas zu leisten imstande.
Unser Balladenstudium hat mich wieder auf diesen Dunst- und Nebelweg gebracht, und die Umstände raten mir, in mehr als in einem Sinne, eine Zeit lang darauf herum zu irren.
Das Interessante meines neuen epischen Plans [„Novelle"] geht vielleicht auch in einen solchen Reim- und Strophendunst in die Luft, wir wollen es noch ein wenig kohibieren lassen. Für heute leben Sie recht wohl! Karl war gestern in meinem Garten, ohngeachtet des üblen Wetters, recht vergnügt. Ich hätte gern Ihre liebe Frau, wenn sie hier geblieben wäre, mit den Ihrigen heute abend bei mir gesehen. Wenn Sie sich nur auch einmal wieder entschließen könnten, die jenaische Chaussee zu messen. Freilich wünschte ich Ihnen bessere Tage zu so einer Expedition.

G.

An Zelter

Am 16. November hatte Goethe die Nachricht von dem am 27. Oktober in Rom erfolgten Tod seines Sohnes erhalten.

Weimar, den 21. November 1830.

Nemo ante obitum beatus ist ein Wort, das in der Weltgeschichte figuriert, aber eigentlich nichts sagen will. Sollte es mit einiger Gründlichkeit ausgesprochen werden, so müßte es heißen: „Prüfungen erwarte bis zuletzt."
Dir hat es, mein Guter, nicht daran gefehlt, mir auch nicht, und es scheinet, als wenn das Schicksal die Überzeugung habe, man seie nicht aus Nerven, Venen, Arterien und andern daher abgeleiteten Organen, sondern aus Draht zusammengeflochten.

Dank für Deinen lieben Brief! Hatt ich Dir doch auch einmal eine solche Hiobsbotschaft als gastlichen Gruß einzureichen. Dabei wollen wir es denn bewenden lassen.

Das eigentliche Wunderliche und Bedeutende dieser Prüfung ist, daß ich alle Lasten, die ich zunächst, ja mit dem neuen Jahre abzustreifen und einem jünger Lebigen zu übertragen glaubte, nunmehr selbst fortzuschleppen und sogar schwieriger weiterzutragen habe.

Hier nun allein kann der große Begriff der Pflicht uns aufrechterhalten. Ich habe keine Sorge, als mich physisch im Gleichgewicht zu bewegen; alles andere gibt sich von selbst. Der Körper muß, der Geist will, und wer seinem Wollen die notwendigste Bahn vorgeschrieben sieht, der braucht sich nicht viel zu besinnen.

Weiter will ich nicht gehen, behalte mir aber doch vor, von diesem Punkte gelegentlich fortzuschreiten. Meine herzlichsten, dankbaren Grüße an alle so treulich Teilnehmende.

Treu angehörig

J. W. v. Goethe

Aus: Goethes schönste Briefe (Insel-Bücherei)

*

Griechische Lyrik

Simonides

Treu für immer verbleibt kein Gut uns Sterblichgebornen;
drum voll göttlichen Sinns sprach der chiotische Greis:
„Gleichwie die Blätter im Wald, so sind die Geschlechter der Menschen."
Aber wie wenige nur, die es mit Ohren gehört,
wahrten im Busen das Wort! Denn jeglichen gängelt die Hoffnung,
Männern und Knaben zugleich wurzelt sie tief in der Brust.
Blühet dem Sterblichen noch holdselig die Blume der Jugend,

sinnt er mit leichtem Gemüt vieles von nichtiger Art;
nimmer des Alters gedenkt er alsdann und nimmer des Todes,
noch in der Fülle der Kraft ist er um Krankheit besorgt.
O leichtfertige Toren, verblendete, die da vergessen,
wie so beflügelten Schritts Jugend und Leben entfliehn!
Doch du, präg es dir ein, und bis du scheidend am Ziel stehst,
pflege mit treuem Gemüt jeglichen schönen Genuß!

Bakchylides: Meerfahrt des Theseus

Durchs kretische Meer hin rauschte des Schiffes
blaustrahlender Bug. Den Theseus trug es
und sieben Paare ionischer Jugend.
Gewaltig fielen die nördlichen Winde
ins weithin leuchtende Segel, sie sandte
die herrliche, kampfesfrohe Athena.

Da plötzlich ergriffen die Gluten der Kypris,
der anmutreichen, das Herz des Minos,
so daß er die Hand von der weißen Wange
des lieblichen Mädchens nicht lassen mochte.
Und Theseus sah es mit finsteren Blicken;
heftiger Schmerz durchzuckte das Herz ihm.

Er sprach: „Du Sohn des Zeus, des gewaltigen,
du lenkst nicht mehr im Zaume der Zucht
die rasche Begierde. Von schnöder Gewalttat
laß ab, o Held! Was die mächtigen Götter,
die Waage des Rechts uns zugewogen –
wir werdens erfüllen am Tage des Schicksals.
Doch bändige du die gemeine Begierde!
Wenn dich dem Zeus die Tochter Phönikiens
gebar als herrlichsten unter den Helden,
so hat dem Gotte des Meeres, Poseidon,
mich Pittheus' liebliche Tochter geboren . . .

Deshalb gebiete ich: König von Knossos,
hemme die Lust, daß sie Leid nicht schaffe.
Nicht länger begehr ich, das liebliche Licht
des Tages zu schauen, wenn du dich vergreifest
an einem der Kinder. Ich weise dir lieber
die Kraft meiner Arme. Ein Gott entscheide!"

So sprach der speergewaltige Jüngling.
Die Schiffer staunten über des Helden
trotzige Kühnheit. Aber der Eidam
des Phoibos ergrimmte, und ränkesinnend
begann er: „Erhöre mich, o gewaltiger
Allvater Zeus! Wenn anders in Wahrheit
von dir mich einst die weißarmige Tochter
Phönikiens geboren – wohlan, so sende
mir jetzt vom Himmel ein deutliches Zeichen:
die flammende Ähre des zuckenden Blitzes!
Und wenn einst, Theseus, dich die Mutter
dem Erderschütterer Poseidon geboren,
sieh hier den Ring, den Schmuck meines Fingers:
auf, stürz dich hinab ins Reich deines Vaters
und hol dir zurück aus Meerestiefen
den leuchtenden Schmuck! Gleich wirst du erfahren,
ob meinem Gebete Gewährung schenke
der Gott der Blitze, der Allbeherrscher!"

Und Zeus erhörte, der Herr der Welten,
den verwegenen Wunsch. Er wollte dem Sohne
vor aller Augen die Ehre geben
und sandte den Blitz. Mit fröhlichem Mute
sah jener das Wunder und hob frohlockend
zum Himmel die Hände, der reisige Held.
„Nun, Theseus," sprach er, „du siehst hier deutlich
des Zeus Geschenk. Jetzt stürz dich hinunter

ins brausende Meer, damit der Kronide,
dein Vater Poseidon, dir Ruhm bereite,
soweit die Erde mit Bäumen bedeckt ist!"
Er sprachs. Und Theseus wankte mitnichten.
Zur festen Brüstung trat er und schwang sich
hinab in die Tiefe, sanft empfangen
vom grünen Walde der Meereswogen.
Da freute sich Minos, und weiter zu steuern
befahl er das Schiff mit dem günstigen Winde.
Doch anders waren die Wege des Schicksals.

Wohl schoß in raschem Fluge das Fahrzeug
dahin; denn mächtig wehte der Nordwind.
Wie zagte die Schar der Athenerkinder,
da rasch der Held in die Fluten hinabsprang!
Sie sahen dem bittersten Lose entgegen.
Doch sicher trugen den Helden Theseus
hinab die Delphine, die Meerbewohner,
ins Haus des Vaters, des Rossegebieters.
Er trat in die Halle der Götter, und wie er
des Nereus liebliche Kinder, die hehren
Meermaide, sah, da schrak er zusammen.
Denn heller Glanz umstrahlte die Glieder
wie leuchtendes Feuer, und durch die Locken
wehten goldgeflochtene Bänder.
Sie wandten fröhlich im Tanze die schönen
geschmeidigen Glieder. Er sah des Vaters
liebe Gemahlin, die mächtigen Augen
der Amphitrite im schönen Palast.
Sie hüllte in einen Purpurmantel
den Knaben und drückte in seine Locken
ihm einen Kranz tiefglühender Rosen,
die Wundergabe, die Aphrodite

ihr selbst gespendet am Hochzeitstage.
Verständigem Sinne ist nichts unglaublich,
was Götter bewirken: neben dem schlanken
Buge des Schiffes erschien er wieder.
Ha, wie da plötzlich die stolzen Träume
des Herrn von Knossos zu nichts zerstoben,
als unbenetzt, ein Wunder für alle,
der Held den Wassern entstieg. Es strahlten
von seinem Leibe die Gaben der Götter.
Ihm jubelten zu von bunten Sitzen
in frischer Freude die Mädchen, und brausend
wogte die See, doch die Knaben erhoben
um ihn mit lieblicher Stimme den Päan.

Pindaros

Wer einen frischen Erfolg erlost,
schwingt sich übermütig empor
aus der Fülle der Hoffnung
im Stolz seiner Größe.
Höheres noch als Schätze erstrebt er;
rasch vermehrt sich der Sterblichen Wonne,
rasch wieder sinkt sie zu Boden, erschüttert
von irrender Absicht.
Eintagsmenschen! Was seid ihr?
Was seid ihr nicht? Eines Schattens Traum
ist der Mensch. Doch naht ihm ein heller,
gottgesendeter Glanz, dann leuchtet
strahlend ein Licht den Menschen,
und leicht wird das Leben.

Aus: Griechische Lyrik. Eine Auswahl von Karl Preisendanz (Insel-Bücherei)

*

Josef Mühlberger

Das graue Haus mit dem goldenen Gitter

Eine Novelle

Bei seinem Spaziergange durch die herbstlichen Felder um die einsame Lehranstalt wurde dem Professor der Höheren Landwirtschaftlichen Schule, Andreas Fiedler, der Zustand seines gegenwärtigen Lebens erschreckend klar. Er blieb für eine Weile mitten auf dem schlechten Fahrweg stehen und überlegte, schaute auf, ließ seinen Blick über die fettig glänzenden Äcker gleiten und in der gelbleuchtenden Krone eines Pflaumenbaumes ruhen, machte ein paar Schritte, hielt überlegend wieder inne und ging dann langsam weiter. In diesem Punkte konnte er sich nicht länger selbst täuschen. Es kam nur darauf an, daß seine Frau nichts davon merkte. – Doch kaum daß er dies gedacht hatte, befiel ihn eine heftige Angst, es könnte schon geschehen sein, aber ebenso rasch schlug das Gefühl in eine grenzenlose Wehmut um. Wie es jetzt in und über diesem Stückchen Erde war, so war es in jenen Jahren in ihm gewesen: voll Spannkraft und steter Bereitschaft, angefüllt von Lebenskraft und Drang, durchflutet von Wärme und Überschwang, ganz in Erwartung, sich im höchsten Liebesglück zu sammeln und zur Ruhe der Erfüllung zu finden. Diese Gefühle müssen ungemein stark gewesen, müssen glutvoll aus seinem Wesen gebrochen sein und mochten ihm gar körperliche Schönheit verliehen haben, denn nur so erklärte es sich, daß das Jahre lang widerstrebende Mädchen schließlich nachgegeben und in die Ehe eingewilligt hatte.

Er hatte das kaum mehr erwartet. Das ganze Wesen der nicht mehr allzu jungen, aber berückend schönen Maria Gürsch stand nach einem freien Leben und nicht nach Bindung. Sie hatte ihm oft und immer wieder erklärt, sie wolle ihren Beruf nicht aufgeben, sie müsse ihre eigenen Wege ungehemmt gehen können, anders wäre es ihr Verderben und Untergang. Sein Drängen, schließlich seine Drohungen waren ein Schatten über ihrer Lebenslust und -heiterkeit, die ihm so viel Qualen und Eifersucht bereitet

hatten. Sie kämpften mit- und umeinander. Sie noch immer mit mädchenhafter Munterkeit, er mit dem Mute des Verzweifelnden. Sie unterlag nicht; sie gab nach und verzichtete um des rat- und hilflosen Mannes willen auf ihr freies, buntes Leben. Er nahm ihren Verzicht an wie ein Verdurstender den dargereichten Trunk und war berauscht.
Die Ehe wurde glücklich. Oft machte sich Frau Maria selber über die frühere Angst vor jeder Bindung an einen Mann lustig. Nur eine leise Melancholie war wie eine leichte Bangigkeit nach Gewesenem und Verblühtem zurückgeblieben; doch auch sie empfand Andreas Fiedler als Erhöhung ihrer Schönheit und ihres Liebreizes.
Wie konnte diese Leidenschaft, die ihm durch viele Jahre das Leben bedeutet hatte, verlöschen? Wieso war das? Was war das überhaupt? Ihm kam ein Gedanke, vor dem er heftig erschrak: wenn Maria ihn ein einziges Mal betrogen hätte, dann wäre jetzt alles anders, leichter. Was er alle Zeit über als eine ständige Gefährdung seiner Liebe und damit seines Lebens empfunden hatte, worum er sie oft mit sich selbst zugefügten, unsagbaren Qualen und Erniedrigungen gehütet hatte, nun wünschte er, es wäre geschehen, um eine Art Trost, eine Rechtfertigung zu haben ...
Andreas trat noch nicht ein, obwohl er schon vor dem Haustor stand. Er ging noch ein Stück den lebenden, jetzt völlig entblätterten Zaun entlang auf die Mühle zu. Was soll ich tun? fragte er sich. Er fand nur die eine verzweifelte Antwort auf diese seine Frage: Die Frau schonen; sie über die wahre Lage hinwegtäuschen. – Dieser Gedanke war einer heftigen Furcht entsprungen.
Es drängte ihn, sogleich etwas zu tun, sie abzulenken. Er begann von ungefähr davon zu sprechen, daß sie in diesem Sommer keine Reise unternommen und die Ferien nur bei seinen Eltern in einer kleinen Stadt verbracht hatten. Die Schule beginne erst nach einem Monat wieder, sie könnten nach dem Süden reisen und auf dem Rückweg ein paar Tage in Wien bleiben. – Er sagte das, an den Bücherschrank gelehnt, zu Maria, die am Fenster saß und im letzten Tageslicht eine häusliche Arbeit verrichtete. Er wartete auf

eine Antwort und betrachtete seine Frau. Sie ist noch immer so schön wie an dem Tage, da ich ihr zum ersten Male begegnet bin, sagte er sich. Er prüfte ihr ovales, gebräuntes Gesicht mit den großen schwarzen Augen; Wangen und Kinn waren weich, der Mund von verhaltener Fülle. Die Strenge des gescheitelten Haares stand im anmutigen Gegensatz zu der berückend klaren und doch weichen und dabei auch heftigen Schönheit des Gesichtes. – Aber er empfand alles nur so, als betrachte er ein Bild. Als fühle er ein Unrecht, stand er auf, trat zu der Frau und sagte: „Laß das Nähen schon. Es ist ja finster." – Er wußte ihr von der vorgeschlagenen Reise nach Dalmatien, das er von seiner Dienstzeit im Kriege her kannte, lebendig zu erzählen. Zunächst wollten sie in Sarajevo, dann in Mostar bleiben, die Moscheen ansehn, die Dinge im Bazar betrachten, in einem türkischen Kaffeehaus sitzen, dem Muezzin zuhören, wie er das Gebet ausruft; er wollte ihr die Orte zeigen, die ihm besonders in Erinnerung geblieben waren, vor allem die berühmte römische Brücke, von der aus man den Möwen Brotstücke zuwerfen kann, die sie im Fluge haschen.
Er saß, während er sprach, auf den Bauschen ihres Stuhles, hielt den Arm um ihre Schulter gelegt und ließ seine Hand an ihrem Arm herabgleiten. Er hielt manchmal und ganz plötzlich im Sprechen inne. Daß ihn das, was ihn früher in helles Entzücken versetzt hatte, jetzt gleichgültig ließ, das war es, was er nicht begreifen konnte. Hastig sprach er weiter, aufgeschreckt aus seinem Schweigen, von dem er fürchtete, es könnte ihn entlarven.

Zu spät erkannte Andreas, daß der Entschluß zu dieser Reise ein unglücklicher gewesen war. Durch das ständige Beisammensein, zumal in einem fremden Lande, drohte jeden Augenblick die Kluft zwischen ihnen offenbar zu werden. Andreas lebte in steter Spannung und Aufregung, dabei ununterbrochen bemüht, die Frau mit Liebenswürdigkeiten zu überhäufen.
Als sie durch das steile, schmale Narentatal fuhren, entlud sich ein heftiges Gewitter. Eine schwarz gekleidete Frau, die mit Mann

und Kindern zu einem Begräbnis fuhr, begann zu schluchzen. Da es fast finster wurde und die Donnerschläge rascher und heftiger aufeinander folgten, steigerte sich das Schluchzen der Frau, in das schließlich die Kinder und auch der Mann mit eingefallen waren, zum Klagegeheul. Frau Maria gegenüber saß ein Türke, unbeweglich wie ein steinernes Bild. Sie betrachtete seine abenteuerliche Kleidung und die Kostbarkeiten an ihm, die goldenen Knöpfe an der blauen Jacke, ein Kettchen, das von der roten Schärpe in die rechte Tasche der blauen Hose hing, den Griff eines Dolches, die Zigarettendose. Als sie aufblickte, merkte sie, daß sie der fremde Mann anstarrte. Ihr wurde ein wenig beklommen zumute, und sie schaute, da es ihr einige Mühe gekostet hatte, sich loszureißen, in die vorübergleitende Landschaft hinaus. Das Gewitter war vorbei, die riesigen Felswände ragten klar in die vom Regen gereinigte Luft, so daß die Schafe zu erkennen waren, die hoch oben im Gestrüpp weideten. Über den scharfen Bergkämmen schwebten schneeweiße Wolken wie heitere Fahnen.
Bei hellstem Sonnenschein und schier unerträglicher Hitze kamen sie in Mostar an. Nach dem stillen und vornehmen Leben in Sarajevo schlug ihnen die lärmende Geschäftigkeit des Bahnhofs wie eine Wasserflut entgegen. In der Stadt aber war es totenstill; es war Sonntag, die Straßen waren leer, die Läden der kreideweißen Häuser geschlossen. Öd waren die hohen, bedrückenden Felswände ringsum, einförmig, grau, kahl. Öd waren die Plätze, beklemmend und trostlos die Straßen. Auf dem Friedhofsplatz vor einer kleinen hölzernen Moschee arbeitete ein Steinmetz an einem Grabstein. Es war eine tote Stille, kein Meißeln und Hämmern war zu vernehmen, der Mann saß unbeweglich und malte auf den Stein schwarze, fremdartige Zeichen.
Sie hatten sich hier verweilt und den Friedhof betrachtet. Zwei große Grabmale, kleine Gebäude, von Wölbungen überdeckt, standen an der weißen Mauer; der übrige Platz glich einer ausgedorrten Wiese, in der weiße Steine herumliegen. Viele Grillen zirpten laut und unaufhörlich; es war, als bebe und töne die heiße

Luft. Frau Maria war benommen von der Gluthitze, sie mußte die Augen schließen. Doch auch so wich der Schwindel nicht von ihr. Sie schaute auf, um freien Ausblick zu gewinnen und den sie beängstigenden Dingen um sich herum zu entfliehen. Sie blickte an dem Minarett empor, das hoch und spitz aufschoß; unter der Balustrade war, einen herabhängenden Teppich mit Troddeln vortäuschend, eine bäuerlich ungeschickte Malerei. Das Auge der Frau labte sich an dem freundlichen Grün.

Andreas litt an seiner Beklommenheit und an der seiner Frau. Die Stadt erschien ihm ausgestorben und wie ein ausgetrocknetes Flußbett; er hatte sie mit flutendem Leben in den Gassen, bunten, reich gefüllten Bazaren, lautem Treiben in den Kaffeehäusern, Aufzügen vornehmer Gesellschaft und Militärmusik gekannt. Frau Maria drängte fort und Andreas war dessen froh. Es war Abend geworden, aber noch immer heiß geblieben. Sie folgten der Menge, die irgendwo hinausdrängte. In einer Allee war eine Art Abendkorso; alles Leben der Stadt schien sich hier gesammelt zu haben. Burschen und Mädchen in schäbigen Kleidern waren da, vornehme Damen und Offiziere, viele Offiziere. Schöne blonde Frauen, wie sie selbst im Norden selten sind; dunkle, mit eingetrübten Augen, die beim Aufblicken flackten und flammten. Den Mittelpunkt bildeten die Offiziere. Sie waren durchwegs schöne Erscheinungen, groß, schlank, dunkelhaarig, mit scharf geschnittenen Gesichtern; sie trugen weiße Blusen und Kappen und langwallende schwarze Mäntel. Abseits, um die Bäume, standen die Verhüllten. Sie hatten die Schleier etwas hochgezogen und hielten mit der einen Hand das graue Tuch, das ihren ganzen Körper bedeckte, über Mund und Nase. – Andreas meinte, seine Frau müßte an diesem Treiben Gefallen haben. Doch sie sagte, kaum daß sie einige Male auf und ab gegangen waren: „Komm fort von hier."

Sie blieben dann am Zaun eines Gartens in der Nähe des Bahnhofs stehen. Vor einer primitiven, aus Tüchern gebildeten und mit Glitzerkram behängten Bühne saß dicht gedrängt eine bunte Ge-

sellschaft, die der auf dem Abendkorso glich: vorn die Offiziere und Beamten, hinten das niedrige Volk, Männer mit aufgerissenen Jacken, sackartig herabhängenden, blauen Hosen und breiten, verlatschten Opanken. Es wurde auf einem Klavier gespielt, eine Geige begleitete zaghaft und unsicher. Veraltete Schlager. Das Volk wollte sehen; es klatschte immer wieder; der Vorhang begann sich zu rühren, aber es war nur der Nachtwind, der mit ihm spielte. Die Musik bemühte sich, die Ungeduldigen zu unterhalten, doch sie klatschten wieder. Es dauerte noch eine Weile, ehe ein Mann den Kopf durch den Vorhang steckte und etwas ansagte. Darauf setzte die Musik kräftiger ein, der Vorhang rauschte zurück, eine üppige, zirkushaft angezogene Dame wurde von einem hageren Herrn in Frack und Zylinder angesungen.

Andreas und Frau Maria standen unter den Zaungästen, und Andreas meinte, seine Frau werde Gefallen daran finden. In der Tat drängte sie sich vor und versuchte einen besseren Platz zu gewinnen. Nun stand sie neben den Mohammedanerinnen, die ihre Schleier etwas gehoben hatten. Der Sänger auf der Bühne verstellte seine Stimme und sang fistelnd weiter. Er stellte sich in Positur, es mochte dem Ende zugehen. Das Volk freute sich, klatschte und lachte. Nur ein Bursche neben Frau Maria, der den Fez schief in die Stirn herein sitzen hatte, lachte nicht, verzog den Mund und schaute mit dem deutlichen Ausdruck von Verachtung in dem schönen, dunkelbraunen Gesicht, in das Treiben drunten im Garten. Die Pièce war mit Pose und Tremolo beschlossen worden, Frau Maria schaute sich nach ihrem Manne um, doch ihr Blick blieb auf dem Gesicht eines Türken haften. Sie versuchte wegzuschauen, sie vermochte es nicht gleich. Nun erst merkte sie, daß der Türke längst fortgegangen sein mochte, indes sie noch ganz deutlich sein Gesicht gesehen hatte. Hastig drängte sie durch die Menge, die sie umstand, und sagte zu ihrem Manne, der ihr kaum hatte folgen können: „Ich möchte gerne – wo man ein bißchen freier atmen kann – wo es ein bißchen kühler ist –. Hier ist es ja unerträglich!“ Ihr Gesicht zuckte, als litte sie Schmerzen.

Sie gingen und kamen noch einmal durch die belebte Allee. Nun war es schon ganz finster, die weißen Blusen der Offiziere leuchteten, durch die dunklen Baumkronen waren auf dem schwarzblauen Himmel ein paar grell funkelnde Sterne zu sehen.
Andreas führte seine Frau zur neuen serbischen Kirche hinauf; Andreas hatte in Erinnerung, daß von der Terrasse ein schöner Ausblick in das Tal sei. Tatsächlich waren sie benommen von dem Anblick, der sich ihnen darbot. Die Stadt war wie verwandelt, alles Grelle und Staubige war einem Märchenhaften gewichen. Weiß schimmerten die Häuser, Kuppeln und Märkte, weiß ragten die spitzen Minarette neben den nachtschwarzen Zypressen. Der Schein des Mondes umfloß und verklärte das Bild. Müdigkeit und Beklommenheit begannen von Frau Maria zu weichen, und sie empfand es wie eine Befreiung von fiebriger Krankheit. Nun erst begann sie wieder zu sprechen und zuzuhören, schaute sich um und fragte: „Was ist das dort?" „Das ist sie, die Brücke", antwortete er. „Sie ist herrlich!" rief sie aus. „Wie ein hingekauertes Tier, das auf Beute lauert! Wir müssen sie morgen ansehen gehen." –
Im Gespräch stiegen sie zur Stadt hinab. Unvermittelt sagte Frau Maria: „Weißt du, daß ich den Türken, mit dem wir heut fuhren, wiedergesehen habe?" „Du siehst in den Fremden lauter ähnliche Gesichter", scherzte er. Das Gespräch brach ab, da sie vor ein Haus gekommen waren, das sich durch seine Stattlichkeit von den übrigen der Gasse abhob. Sie blieben davor stehen, da ihnen ein kunstvoll gewundenes goldenes Gitter, das im Mondlicht wie ein Feuer an der fahlen Wand matt glänzte, aufgefallen war. Sie betrachteten es eine Weile schweigend, dann erklärte Andreas auf eine Frage seiner Frau hin, daß dies das Fenster des ehemaligen Harems gewesen sein mochte.

Frau Maria durchlebte eine qualvoll unruhige Nacht. Die Hitze und Dumpfheit in dem Raume, die das Atmen schwer machten, ließen sie zunächst keinen Schlaf finden. Ihre Augen mußten immer wieder durch das Zimmer wandern, obwohl ihr die verschossene

Pracht dieser Tapeten, Goldrahmen und Polsterstühle, diese sichtbare Nachahmung des pompösen Wiener Hotelstils, Unbehagen bereitete. Immer wieder schlug sie die Augen auf, die unter der Last der heißen Lider litten. Als ein kühlerer Windhauch den überschwenglich süßen Geruch von einer nahen Wiese hereintrug, schlummerte sie schon. Doch sie erwachte wieder über dem Gesang junger Männer, der vom Ufer des Flusses herüberdrang; es waren schöne, volle Stimmen, die die eigentliche, kräftig betonte Melodie des Liedes in reichen Variationen begleiteten und mit müheloser Leichtigkeit und Sicherheit umschlangen. Frau Maria kam in den Sinn, daß man in solchen Nächten nicht schlafen dürfte. Solche Nächte müßte man im Freien zubringen ... Bei diesem Gedanken kam eine selige Trunkenheit über sie. Sie hörte die Stimmen auch im Schlafe noch, und der Traum entführte sie – Andreas hatte tags vorher davon erzählt – in die Rosengärten, die in der Zeit, da die Stadt noch türkisch gewesen war, am jenseitigen Ufer der Narenta gelegen waren. Es war ein großes Glück in ihr, als sie inmitten dieser blühenden Pracht stand, sie fühlte es in sich aufsteigen und spürte es wie einen Duft um sich. Ein überirdisch klares und doch sanftes Licht flutete über die blühende Fülle. Plötzlich vernahm sie ein ganz leises Knacken, nicht lauter, als sei ein Glas zerbrochen. Sie bekam eine heftige Angst, als wüßte sie, daß nun etwas Schlimmes geschehen würde. – Das Singen der Männer war verstummt, statt dessen hörte sie den Gesang eines hageren, kleinen Mannes, der, in Frack und Zylinder, mit ausgestreckten Armen auf sie zugelaufen kam. Da spürte sie mit schelmischer Freude, daß sie sich, als er schon ganz nahe gewesen war, in eine Rose verwandelt hatte und aus den vielen tausend anderen nicht herauszuerkennen war. Sie trieb dieses neckische Spiel einige Male, sie lockte den fremden, widerlichen Mann an und entglitt ihm im Augenblick, da er sie umfangen wollte. Doch einmal versäumte sie es, der befrackte Hagere lag vor ihr auf den Knieen und hielt ihre Füße umfangen. Bei seinem Zugriff merkte sie, daß sie nicht jung und schlank war, sondern plump und häßlich. Sie mußte dem

kleinen Mann folgen, er führte sie in ein Haus, das stattlich, aber grau aussah. Da er sie wieder umfangen wollte, floh sie. Doch die düsteren Gänge, durch die sie lief, nahmen kein Ende; sie waren einander alle so ähnlich – sie glaubte, in einem fort hin und her zu laufen. Sie lief und lief, da sie den Fremden hinter sich spürte. Nun sah sie auf dem steinernen Fußboden einige Flecken sehr hellen, fast goldenen Lichtes liegen. Sie war darüber sehr erfreut. Das Licht mußte durch ein vergittertes Fenster auf den Boden fallen. Sie lief darauf zu, doch als sie auf die Sonnenkringel trat, waren sie Feuer, von dem ihre Füße verwundet wurden. Sie rannte weiter und mußte durch viele, viele Feuer. Sie wollte sie überspringen, aber sie war zu plump und zu schwer. Sie war schon zu Tode ermattet, es trieb sie immer weiter und immer wieder durch beißende Flammen. Da sah sie in der Ferne etwas Mattes, Silbernes kühl aufblinken. Wasser! dachte sie und lief, so rasch sie nur konnte, obwohl sie schon vollkommen ermattet war und ihre Füße brannten. Das kühle Silber rückte näher, sie rannte und stürzte sich mit einem Aufschrei hinein.

Sie mochte tatsächlich geschrieen haben, denn sie erwachte. Sie stand vor dem Waschtisch und sah sich im Spiegel. Er blinkte hell, und sie konnte sich deutlich darin sehen, trotzdem es in dem Zimmer stockfinster war. Sie rührte sich nicht, sie starrte ihr Bild an, eine große Angst hielt sie fest. Wer bin ich? ging es ihr durch den Sinn. Welches bin ich und welches ist mein Spiegelbild? Sie hob den Arm, sie öffnete die Hand, um zu tasten und zu fühlen; sie ließ sie sinken, als fürchte sie sich vor einer Entscheidung.

Andreas richtete sich im Bett auf und rief, was sie denn tue. „Es ist so schrecklich heiß –. Ich will mir nur ein bißchen Wasser –. Ich habe Kopfweh."

Die Gefühle von vorhin wichen nicht, als sie wieder im Bett lag. Im Halbschlaf wohl hatten sich ihr die Sinne etwas verwirrt; sie unterschied nicht völlig Traum von Wirklichkeit und sann nach, ob der Gang durch die tote Stadt und der Türke, der ihr zweimal begegnet zu sein schien, wirklich oder nur geträumt waren. Sie versuchte,

sich den Traum von vorhin zu deuten. Es war doch alles nur ein Weiterspinnen von Gesehenem und Gehörtem gewesen: die plumpe Frau und den hageren Mann in Frack und Zylinder, die hatte sie doch gestern auf der Bühne in dem Garten beim Bahnhof gesehen ... das graue Haus mit dem goldenen Gitter ... sie sah es plötzlich haarscharf in der grellsten Sonne vor sich und dachte nur eines: Gefangenschaft – Gefangenschaft –. In diesem einen Anblick glaubte sie das ganze Rätsel der Welt zu sehen, in so unbedingter Deutlichkeit, daß sie reglos wie eine Tote dalag. –
Die folgenden Träume verwirrten sich und verschwammen; sie erwachte noch einmal in übergroßer Angst, konnte sich aber der Ursache nicht entsinnen. Vor Ermattung sank sie, erst gegen Morgen, in einen betäubenden Schlaf, daß sie am Vormittag von Andreas geweckt werden mußte.

Sie fühlte sich nicht müde, sie fühlte sich sogar erquickt und kräftig. Doch als sie ins Freie traten und ihnen der heiße Atem der Luft entgegenschlug, spürte sie an sich ein Verwelken. Sie wehrte sich dagegen und versuchte, die Müdigkeit zu bezwingen. Sie blieb einige Male stehen und bewunderte die bunten Teppiche, die von den Fenstern die weißen Wände herabhingen. Versonnen stand sie vor einer Gruppe verfallener Häuser, über deren Mauern Weinranken mit reifen Trauben hingen. Lorbeerbäume standen zwischen den Ruinen, und Granatäpfel leuchteten purpurrot aus dem grünen Gebüsch. In einem schönen Kampanile war ein Ziegenstall eingebaut. Hirtenbuben boten sich zum Photographieren an.

„Da ist ja wieder unser Haus!" sagte Andreas und blieb stehen. Trotzdem die Wand jetzt grell von der Sonne beschienen war, war sie von einem stumpfen Grau und erschien noch unwirklicher als bei Nacht. Die Gitterstäbe, die sich zu schönen Formen verschlangen, waren wie schmale Flammen. Um Frau Maria, die reglos vor sich hinstarrte, abzulenken, zeigte Andreas auf einen Tonleuchter, der neben dem Tor des Hauses stand. Sie traten näher, um ihn zu betrachten; es war ein schönes altes Stück, braun mit grüner Bemalung. Da schien ihnen beiden, als hätte

sich das Fenster neben der Tür bewegt, so daß sie meinten, jemand beobachte sie mißtrauisch. Andreas wollte schon gehen, und als auch Frau Maria sich umwendete, fuhr sie zusammen. „Was du nur hast?" sagte Andreas ärgerlich. Ein Türke war zu ihnen getreten; er redete sie an, stieß die Tür des Hauses auf und lud sie ein einzutreten. Frau Maria wehrte sich, doch Andreas hielt sie unterm Arm gefaßt und zog sie nach. Sie blieben auf der Schwelle stehen. Die kahle Stube war von einem mohammedanischen Grabmal ausgefüllt; ein schwarzes Totentuch und leinene Handtücher lagen darüber, ein grüner, seidener Turban hing daran. Der Türke erklärte und sie konnten ihn mühsam verstehen: der Besitzer dieses Hauses sei vor 362 Jahren reich und ohne Anverwandte gestorben, und da er die nachbarliche Moschee habe erbauen lassen, sei ihm die Bitte, in seinem Hause begraben zu werden, erfüllt worden. – Sie wollten schon fort, der Türke aber, der meinte, sie hätten ihn nicht verstanden, redete immer noch auf sie ein, suchte einen Bleistift und schrieb auf die Mauer: 362. Nun blieb Frau Maria stehen und war in Gedanken. Ein Grab in einem Hause mitten in der Stadt! Wie seltsam! „Komm," sagte sie dann, „wir wollen jetzt zur Römerbrücke." „Römerbrücke njä," sagte der Türke, „Türkenbrücke!" Er folgte ihnen, ohne daß sie es wünschten, sie gingen rascher, er wich nicht von ihrer Seite.

Sie kamen an Häuserruinen vorbei, in denen Esel und Maultiere eingestellt worden waren, um gegen die Sonne geschützt zu sein; doch die Wärter mochten in einer Schenke sitzen, die Schatten waren weitergewandert, und die Tiere schrieen kläglich.

Andreas und Frau Maria, gefolgt von dem Türken, bogen aus einer engen Gasse und standen vor der Brücke. Sie sprang vor ihnen in die Höh, ein jäh gespannter Bogen, ein stürmisches Emporklimmen, dessen Sturz nicht abzusehen war. Frau Maria war stehen geblieben; sie bebte. Die Todesangst, die sie heute gegen Morgen aus dem Schlafe geweckt hatte, hatte mit einem Traum um diese Brücke zusammengehangen. Sie wußte, daß sie an einer

furchtbaren Stelle angelangt sei, ohne sich der Zusammenhänge des Traumes erinnern zu können. Die Gluthitze hatte sie verwirrt, das Blut hämmerte in ihren Schläfen, die Luft schien zu kochen, nichts hatte mehr festen Umriß. „Nein!“ sagte sie heftig, als hätte sie Angst, die Brücke zu betreten, und wendete sich von Andreas ab, der schon begonnen hatte, hinaufzusteigen. „So wollen wir wenigstens ins Flußbett treten und den Ausblick auf die Stadt unter dem Bogen der Brücke hindurch betrachten.“ Sie standen dann unten, die Ufer waren kahl, und den Grund bedeckten mächtige Steinblöcke, zwischen denen nur wenig Wasser, das aber grün und klar wie Glas war, rann. Frau Maria tauchte die Hand hinein, zog sie aber rasch wieder heraus, als wäre sie von der scharfen Kälte verwundet worden. Sie tat nur einen flüchtigen Blick nach der Stadt hin durch die Brücke, die wie ein kühner Sprung zwischen den zwei schwarzen Bastionen war, und wollte schon wieder fort. Andreas sagte etwas verärgert: „Wozu sind wir eigentlich hier, wenn du dir nichts anschauen willst?“ „Das Wasser!“ rief sie, „wenn plötzlich das Wasser käme!“, und lief schon ihm voraus auf die Brücke zu, an deren höchstem Punkt der Türke stand und zu warten schien. Sie stieg, ohne daß Andreas es sie geheißen hatte, nun von selber die stufenlose Brücke hinauf, ihre Schritte waren schwer und wurden immer schwerer. Als sie oben angekommen waren, verweilten sie und schauten schweigend in das öde Flußbett. „Wo sind denn die Möwen?“ fragte Frau Maria – aber das Schweigen war damit nicht gebrochen. Die Luft summte und knisterte wie ein weißflammendes Feuer, ein Esel schrie, das Wasser kroch grün wie eine Schlange zwischen dem weißen Geröll hindurch. Andreas mußte, als hätte jetzt auch ihn das Entsetzen erfaßt, die Augen schließen, er konnte nicht länger in das leere, steinige Flußbett schauen. Das war ja sein Leben! – Seines? – Nein, ihr Leben! Er sagte wie unter einem unerbittlichen Zwange und ohne sich zu Maria zu wenden: „Weißt du, Maria, wir ... du ...“ Er stockte und überlegte. –

Der Türke, dieser wenigen, schwerwiegenden Worte nicht achtend, hatte eintönig singend zu sprechen begonnen; er erzählte und bemühte sich, den beiden die Geschichte der Brücke klarzumachen: daß es keine römische Brücke sei, daß sie vielmehr unter Sultan Soliman von Türken erbaut worden sei. Aber kein Baumeister habe sie errichtet, es sei keinem geglückt, den steinernen Bogen hinüber zu den Rosengärten zu spannen. Bis es ein Tischlermeister aus Mostar versucht habe; aber auch ihm stürzte die Brücke immer wieder ein. Erst als er die Flußgeister dadurch versöhnt hatte, daß er ihnen zum Ersatz für all die Opfer, die sich das Wasser sonst in jedem Frühling holte, ein Liebespaar in die Grundpfeiler einmauerte, gelang ihm das Werk. „Kudret Kemeri", heiße die Brücke bei den Mohammedanern. „Bogen der Allmacht Gottes." Hier stehe es auch eingemeißelt, man könne es sehen, wenn man sich etwas über die Brüstung beuge. – Er tat es selbst und zeigte nach der Inschrift. Auch Frau Maria neigte sich weit und tief über die kniehohe Brüstung, als wollte sie die verschlungenen Zeichen entziffern.

Andreas stand teilnahmlos abseits, in Gedanken versunken. In diesem Augenblick war ihm klar geworden, daß seine Frau alles längst erfahren hatte. Er hatte Angst vor ihr. Trotzdem zwang es ihn, weiterzusprechen: „Du brauchst dich mir gegenüber nicht mehr verpflichtet zu fühlen. Du könntest ja ... könntest deine eigenen Wege ..." Aus der Tiefe des Flußbettes drang ein greller Schrei. Andreas fuhr zusammen, aber vermochte sich nicht zu rühren. Er sah eine schneeweiße Möwe aufsteigen und in der flammenden Luft verschwinden. Im selben Augenblick aber erkannte er, daß es ihn nur getäuscht hatte. Besinnungslos lief er die Brücke abwärts, wendete sich aber, unten angekommen, um, als müßte der Gedanke, der ihn getrieben hatte, Wahnsinn sein. Auf der Höhe der Brücke, in der heißen, flimmernden Luft, stand der Türke, unbewegt – allein. Andreas schlug die Hände vors Gesicht, um zu sich zu kommen. Als er dann noch einmal emporblickte, war über dem riesigen Bogen nichts als die weiße, glühende Luft.

Dies alles hatte nur Sekunden gedauert. Nun stürzte Andreas in das Flußbett, Maria zu Hilfe zu kommen. Doch kaum daß er ein paar Schritte getan hatte, brachte ihm der Türke die tote Frau auf seinen Armen entgegengetragen.

*

Vom klugen Schneiderlein

Es war einmal eine Prinzessin gewaltig stolz; kam ein Freier, so gab sie ihm etwas zu raten auf, und wenn ers nicht erraten konnte, so ward er mit Spott fortgeschickt. Sie ließ auch bekanntmachen, wer ihr Rätsel löste, sollte sich mit ihr vermählen, und möchte kommen, wer da wollte. Endlich fanden sich auch drei Schneider zusammen, davon meinten die zwei ältesten, sie hätten so manchen feinen Stich getan und hättens getroffen, da könnts ihnen nicht fehlen, sie müßtens auch hier treffen; der dritte war ein kleiner, unnützer Springinsfeld, der nicht einmal sein Handwerk verstand, aber meinte, er müßte dabei Glück haben, denn woher sollts ihm sonst kommen. Da sprachen die zwei andern zu ihm: „Bleib nur zu Haus, du wirst mit deinem bißchen Verstande nicht weit kommen.“ Das Schneiderlein ließ sich aber nicht irremachen und sagte, es hätte einmal seinen Kopf darauf gesetzt und wollte sich schon helfen, und ging dahin, als wäre die ganze Welt sein.

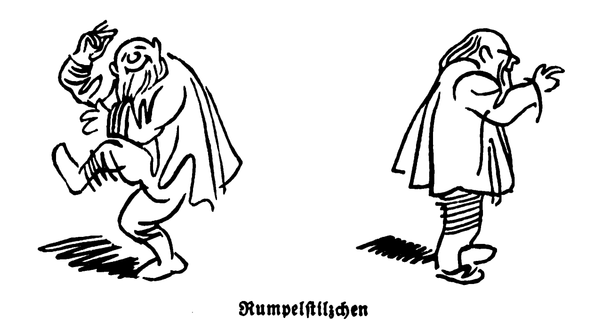
Da meldeten sich alle drei bei der Prinzessin und sagten, sie sollte ihnen ihr Rätsel vorlegen: es wären die rechten Leute angekommen, die hätten einen feinen Verstand, daß man ihn wohl in eine Nadel fädeln könnte. Da sprach die Prinzessin: „Ich habe zweierlei Haar auf dem Kopf, von was für Farben ist das?“ „Wenns weiter nichts ist,“ sagte der erste, „es wird schwarz und weiß sein wie Tuch, das man Kümmel und Salz nennt.“ Die Prinzessin sprach: „Falsch geraten, antworte der zweite.“ Da sagte der zweite: „Ists nicht schwarz und weiß, so ists braun und rot, wie meines Vaters Bratenrock.“ „Falsch geraten,“ sagte die Prin-

zessin, „antworte der dritte, dem seh ichs an, der weiß es sicherlich.“ Da trat das Schneiderlein keck hervor und sprach: „Die Prinzessin hat ein silbernes und ein goldenes Haar auf dem Kopf, und das sind die zweierlei Farben.“ Wie die Prinzessin das hörte, ward sie blaß und wäre vor Schrecken beinah hingefallen, denn das Schneiderlein hatte es getroffen, und sie hatte fest geglaubt, das würde kein Mensch auf der Welt herausbringen. Als ihr das Herz wiederkam, sprach sie: „Damit hast du mich noch nicht gewonnen, du mußt noch eins tun: unten im Stall liegt ein Bär, bei dem sollst du die Nacht zubringen; wenn ich dann morgen aufstehe und du bist noch lebendig, so sollst du mich heiraten.“ Sie dachte aber, damit wollte sie das Schneiderlein loswerden, denn der Bär hatte noch keinen Menschen lebendig gelassen, der ihm unter die Tatzen gekommen war. Das Schneiderlein ließ sich nicht abschrecken, war ganz vergnügt und sprach: „Frisch gewagt, ist halb gewonnen.“

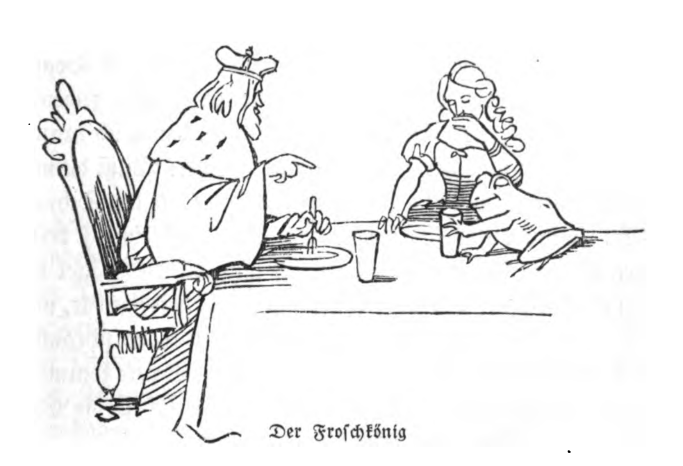
Als nun der Abend kam, ward mein Schneiderlein hinunter zum Bären gebracht. Der Bär wollt auch gleich auf den kleinen Kerl los und ihm mit seiner Tatze einen guten Willkommen geben. „Sachte, sachte,“ sprach das Schneiderlein, „ich will dich schon zur Ruhe bringen.“ Da holte es ganz gemächlich, als hätt es keine Sorgen, welsche Nüsse aus der Tasche, biß sie auf und aß die Kerne. Wie der Bär das sah, kriegte er Lust und wollte auch Nüsse haben. Das Schneiderlein griff in die Tasche und reichte ihm eine Handvoll; es waren aber keine Nüsse, sondern Wackersteine. Der Bär steckte sie ins Maul, konnte aber nichts aufbringen, er mochte beißen, wie er wollte. „Ei,“ dachte er, „was bist du für ein dummer Klotz! Kannst nicht einmal die Nüsse aufbeißen“, und sprach zum Schneiderlein: „Nein, beiß mir die Nüsse auf.“ „Da siehst du, was du für ein Kerl bist,“ sprach das Schneiderlein, „hast so ein großes Maul und kannst die kleine Nuß nicht aufbeißen.“ Da nahm es die Steine, war hurtig, steckte dafür eine Nuß in den Mund und knack, war sie entzwei. „Ich muß das Ding noch einmal probieren,“ sprach der Bär, „wenn ichs so ansehe, ich mein',



Der Hase und der Igel



Rumpelstilzchen



Der Froschkönig

Fritz Kredel: Holzschnitte zu den Märchen der Brüder Grimm

ich müßts auch können." Da gab ihm das Schneiderlein abermals Wackersteine, und der Bär arbeitete und biß aus allen Leibeskräften hinein. Aber du glaubst auch nicht, daß er sie aufgebracht hat. Wie das vorbei war, holte das Schneiderlein eine Violine unter dem Rock hervor und spielte sich ein Stückchen darauf. Als der Bär die Musik vernahm, konnte er es nicht lassen und fing an zu tanzen, und als er ein Weilchen getanzt hatte, gefiel ihm das Ding so wohl, daß er zum Schneiderlein sprach: „Hör, ist das



Geigen schwer?" „Kinderleicht, siehst du, mit der Linken leg ich die Finger auf und mit der Rechten streich ich mit dem Bogen drauflos, da gehts lustig, hopsasa, vivallalera!" „So geigen," sprach der Bär, „das möcht ich auch verstehen, damit ich tanzen könnte, sooft ich Lust hätte. Was meinst du dazu? Willst du mir Unterricht darin geben?" „Von Herzen gern," sagte das Schneiderlein, „wenn du Geschick dazu hast. Aber weis einmal deine Tatzen her, die sind gewaltig lang, ich muß dir die Nägel ein wenig abschneiden." Da ward ein Schraubstock herbeigeholt, und der Bär legte seine Tatzen darauf, das Schneiderlein aber schraubte sie fest und sprach: „Nun warte, bis ich mit der Schere komme", ließ den Bären brummen, soviel er wollte, legte sich in die Ecke auf ein Bund Stroh und schlief ein.

Die Prinzessin, als sie am Abend den Bären so gewaltig brummen hörte, glaubte nicht anders, als er brummte vor Freuden und

hätte dem Schneider den Garaus gemacht. Am Morgen stand sie ganz unbesorgt und vergnügt auf, wie sie aber nach dem Stall guckt, so steht das Schneiderlein ganz munter davor und ist gesund wie ein Fisch im Wasser. Da konnte sie nun kein Wort mehr dagegen sagen, weil sie's öffentlich versprochen hatte, und der König ließ einen Wagen kommen, darin mußte sie mit dem Schneiderlein zur Kirche fahren, und sollte sie da vermählt werden. Wie sie eingestiegen waren, gingen die beiden andern Schneider, die ein falsches Herz hatten und ihm sein Glück nicht gönnten, in den Stall und schraubten den Bären los. Der Bär in voller Wut rannte hinter dem Wagen her. Die Prinzessin hörte ihn schnauben und brummen: es ward ihr angst, und sie rief: „Ach, der Bär ist hinter uns und will dich holen." Das Schneiderlein war fix, stellte sich auf den Kopf, steckte die Beine zum Fenster hinaus und rief: „Siehst du den Schraubstock? Wann du nicht gehst, so sollst du wieder hinein." Wie der Bär das sah, drehte er um und lief fort. Mein Schneiderlein fuhr da ruhig in die Kirche, und die Prinzessin ward ihm an die Hand getraut, und lebte er mit ihr vergnügt wie eine Heidelerche. Wers nicht glaubt, bezahlt einen Taler.

Aus: Märchen der Brüder Grimm mit Holzschnitten von Fritz Kredel

*

Ernst Bertram

Von Wesen und Zukunft unsres Gedichts

Anderen Zeiten bedeutet das Gedicht ein Anderes. Sein Wesen wandelt sich, wie sein Sinnziel.

Der Dichter ist nicht an die Zeit gebunden, sondern er bindet die Zeit.

Die Dichter sind die Geschichtschreiber des Künftigen. Was sein wird, steht in den Gedichten der Welt.

Wir haben gelernt, daß im Gedicht sich Wirklichkeiten bereiten; daß Gedichte wahrhafte Gebilde einer geistigen Natur sind, die einer künftigen geschichtlichen Wirklichkeit vorauf will.

Eine Dichtung wirkt desto eher auf das Leben, je weniger sie darauf wirken will.
Ein Gedicht will nicht wollen; sondern die Form eines tieferen Willens sein.
Die Gesänge der Liebenden ziehen dem Geschehen vorauf.
Es sind die Einsamsten, welche die tausendstimmigen Lieder singen.
Die Welt verlangt vom Dichter immer ein Anderes, als was zu geben er in die Welt kam.
Singendes Wissen ertönt am ehesten auf Brücken. Hinübergang läßt singen.
Aller große Gesang ist ein Singen auf der Brücke.
Wenn ein Volk auf seiner Wanderung an die schwankende Brücke über den Abgrund kommt, so wagen sich seine Dichter zuerst hinüber.
Wie die Mütter an den Meeresküsten nur bei Flut gebären, so entstehen die neuen Lieder eines Volkes nur bei den Flutzeiten der inneren Welt.
Der Dichter braucht sein Volk nicht zu nennen – er ist es.
Wo hörst du die Stimme des Volkes? In unsrem wahren Gedicht.
Alle Machthaber wünschen sich seit alters die höhere Gesetzlichkeit durch das Lied. Aber sie erkennen nicht leicht, welches Lied sie allein krönen könnte.
Die Welt kann nur der ordnen, der auch die Kraft hat, sie zu verklären. Verklärung ist reinste Ordnung.
Kinderlieder sind die ältesten Lieder. Kindesgeist wird die jugendlichsten singen.
Aber zur Kraft eines Gedichts gehört auch ein Böses.
Verstummen wollen kann der Dichter nicht, weil es in ihm redet; solange es aus ihm redet.
Große Dichtung ist immer erst „nach dem Tode“ einer Gegenwart da. Wir können die Raupenzeit dem seligen Falter nicht verkürzen.
Unser höchstes Gedicht ist Zauberspruch.

Das Gedicht muß die Eigenschaften des Zauberspruchs erneuen: die Kraft, das zu beschwören, was sich nur der Gewalt des Rhythmus ergibt.

Die Geister gehorchen nur rhythmischen Beschwörungen – das ist eine der ältesten Erkenntnisse der geistigen Menschheit.

Der Rhythmus ist es, der den Traum in die Wirklichkeit reißt.

Die Zukunft beschwörst du nur rhythmisch, wie die Toten.

Die Wandlung kann nur gesungen werden, nicht gesprochen.

Alle geistigere Erkenntnis hat eine Neigung, sich rhythmischen Ausdruck zu schaffen, ja, diese Neigung deutet, wie der Ausschlag einer Wünschelrute, darauf hin, daß es sich hier um eine höhere geistige Erkenntnis handelt.

Wandlung des Gesanges verwandelt das Herz der Dinge. Ihr sollt wissen, was ihr hinwegsingt und herbeisingt.

Es bedarf der Zaubersprüche auch für die Zerstörung von Welten.

Der Tod kann herbeigesungen werden. Solche Zauberspruchgesänge gab es vordem, und vielleicht gibt es sie einmal wieder – für die gesamte Menschheit.

Der Geist vermag künftiges Geschehen zu erraten, aber nicht künftige Formen.

Die wahrhaft lebendige Form bedarf irgendeines feuerbringenden Frevels an einem Gesetz der Form.

Auch vor dem Gesetz der Form müssen sich die Ausnahmen das Dasein erkämpfen – es kann ihnen nicht geschenkt werden.

Im edlen Wein muß Sonnenwut und Sonnengeist sich die Waage halten. So im Gedicht.

Der wahre Meister des Bildes bedarf keines „Gleichwie“ mehr.

Die innere höchste Gewißheit des Gleichnisses verbietet dem Dichter das „Wie“.

Über den Rang eines Gedichtes entscheidet in den meisten Fällen sein Schluß. Auf ihn hin zielt, auch unwissentlich, der Bogen in der Hand des Meisters.

In einem Reim schlafen tausend Lieder.

Das Gedicht eines echten Dichters wirkt wie ein Stück auf vollkommener Orgel: man hört immer die Schönheit der Register mit, die nicht gezogen sind.
Die Seligkeit des Kündens und die Seligkeit des Verstummens vereinigen sich in einer seligen Kürze.
Jedes Gedicht sehnt sich nach der Kürze des echten Gebets – nicht immer kann sie gewährt sein.
Die Kürze ist ein Merkmal des Zukunfthaltigen. Das Echo der Jahrhunderte liebt die kargen Klänge.
Wenn wir über das Gedicht etwas wissen wollen, befragen wir nicht den Dichter, sondern das Gedicht. Denn das echte Gedicht ist immer weiser als sein Dichter.
Hellseher ist das Gedicht, nicht der Dichter.
Es wachsen die Gedichte, solange sie leben.
Das Gedicht hat sein Zuhause im ewigen Unterwegs. So auch sein letzter Sinn.
Wenn die Götter sterben, nehmen sie die Lieder mit.

*

F. E. Sillanpää

Der Maler in der Sommernacht

Der Maler, ein stiller, empfindsamer Mann, – auch er wanderte in dieser Nacht noch gegen Morgen draußen umher. Es wandern viele so in der nordischen Sommernacht, zumal um den Sonntag herum. Mögen die inneren Gründe auch noch so verschieden sein, der äußere Anlaß ist überall derselbe, heute wie in längst verklungenen Zeiten: die Helle der Nacht.
Der „Maler", so nannte man ihn einfach in der Gegend, weil er Kunststudien betrieben hatte und man ihn dann und wann etwas malen oder zeichnen sah: eine Landschaft, weidendes Vieh, irgendeinen Ortsbewohner, den er zu bitten gewagt, ihm als Modell zu dienen, und der darin eingewilligt. Den alten Mann



Meister Brüggemann: Eva
Vom Bordesholmer Altar

von Teliranta zum Beispiel hatte er in allen möglichen Lagen und Stellungen abgebildet, sogar nackt, als der Alte sich auf der Treppe der Sauna abkühlte... Aber er hatte auch verschiedene Bücher veröffentlicht, die man sehr lobte, aber nur sehr wenig las – und so weiter.

In den ersten Stunden dieser Nacht war er auf den See hinausgerudert in seinem Boot mit den weißen Kanten und dem rotgemalten Boden. Er fühlte sich im Freien wohler als drinnen. Auch er hatte sein Zuhause und eine Familie: er wohnte eine kleine Strecke von Teliranta entfernt in dem Seitenbau eines abseits gelegenen Hofes. Seine Frau hatte diese Wohnung eigentlich auf eigene Faust genommen, als damals der betagte Altenteiler des Hofes mitsamt seiner Frau ein gewaltsames Ende gefunden und so die Wohnung frei geworden war. Bis dahin hatte die Familie in einer einzigen Kammer gehaust. In der neuen Wohnung geschah dann allerlei, was dem Zusammenleben dieser Familie den Grundton geben sollte – bis zum Ende, einem Ende, dessen Zeitpunkt und Form unbekannt war wie auch das anderer Familien, aber in der letzten Zeit angefangen hatte, sich in die Ahnung einzudrängen. Vielleicht nicht in die Ahnung der anderen, wohl aber in des Malers eigene. Die Anzeichen des Alters hatten sich ihm in ganz kurzer Zeit aufgeprägt. Er litt nicht gerade Not, hatte er doch wenige, aber um so wertvollere Freunde und solche, die seine Arbeit schätzten; dennoch tastete er mitunter umher, wie von einem tiefen Lebensbangen befallen.

Nun also ruderte er gelassen und beschaute das Spiegelbild von Teliranta in der sich immer mehr glättenden Wasserfläche, sah Menschen sich bewegen und malte sich ihr Leben aus, ein kraft- und glückvolles Leben. Die Betrachtung von Natur und Menschenleben war ihm namentlich in diesem Sommer zu einer schmerzhaft reizvollen Landschaft geworden. Wenn er sich tags oder nachts in der sommerlichen Natur bewegte, so war es, als kröche er vor irgend etwas in sich zusammen wie ein einfältiges Tier, das seinen Kopf in schützende Deckung bergen möchte.

Jetzt hielt er von Zeit zu Zeit seine Ruder hoch, und unter der Krempe des etwas fleckigen Hutes erweckte sein guter, schwermütiger Blick den Anschein, als lausche er. Es lag in ihm ein warmer, gespannter Ausdruck, ohne daß er ihn auf etwas Bestimmtes gerichtet hielt. Eigentlich sah er am Ufer des Meeres von Roggenhalmen entlang, das an den goldrotglühenden Himmel grenzte, aber der Blick wählte dies nur als Stütze. Irgendwohin in des Mannes eigene Tiefen war er gerichtet. Das Halmgewoge eines Roggenfeldes im Juli gegen den weiten, dämmernden Himmelsraum – oh, es gibt eine Zeit im Menschenleben, da das ein zehrender Anblick fürs Herz ist. Die Ernte reift – die Ernte reift – oder geht wenigstens nach unwandelbarem Gesetz der Reife entgegen. Die untergehende Sonne da drüben schaut darauf nieder, schaut darauf nieder wie ein kraftvoller Landmann, dessen Ackerwirtschaft und Hauswesen immer in geziemender Ordnung sind und in dessen Seele solch zehrend schmerzlichem Gefühl sogleich das trostvolle Wissen antwortet, daß eine Reihe Söhne und Töchter hinter ihm steht, bereit, des Vaters Pflugfurchen in ehrfurchtsvollem Gedenken noch tiefer zu ziehen. Seine Ernte reift unter günstigen Zeichen, auf seinem Acker und in seiner Seele ... Und der Künstler schaute und malte sich solche ländlichen Schicksale viel einklangsvoller aus, als sie vielleicht in Wirklichkeit waren. Er, er besaß nichts Eigenes außer dem, was dort in dem Häuschen von Majamaa war. Und dem schenkte er keinen Gedanken, während sein geweiteter Blick in das Halmgewoge und den Sonnenuntergang starrte.

Er erwachte aus seinem Spintisieren und Träumen von einem gleichmäßigen Ruderschlag, wandte seinen Blick und sah, daß hinter ihm Hilja Syrjämäki angerudert kam. Sie schien dem Teliranta-Strand zuzustreben.

„Wohin so eilig?"

„Dringende Sache."

„Ob ich nun schon bald das Altarbild malen kann ... Maria mit ihrem Kind an der Brust ...?"

„Meine Brust ist nicht dazu da, um aufgehängt und von aller Welt angeguckt zu werden, und außerdem hat doch der Herr Maler zu Hause selber eine Maria."

„Jaa – aber kommen darf ich doch wohl und mir das Kleine besehen, wenn es erst so weit ist?"

„Na mal sehn, kommt Zeit, kommt Rat."

Und das schmucke Kätnerweib schickte sich an weiterzurudern. Offensichtlich belästigten sie des Künstlers bewundernde Blicke ein wenig, bereiteten ihr aber zugleich doch Vergnügen. Auch jetzt, in diesem Zustand, lag um ihre Nasenflügel und Augenbrauen eine eigene liebliche Zartheit, die ihre heiter-kecke Art zu sprechen milderte. In ihrer Schwangerschaft war die sonst gleichmäßige Sonnenbräune ihrer Wangen einem tieferen Rot auf den Backenknochen, inmitten einer völligen Blässe, gewichen, was nicht ohne Reiz war.

Der Maler hielt die Riemen still und versuchte vielleicht im geheimen auch ein wenig rückwärts zu rudern, als wollte er diese Begegnung auf den Wassern verlängern. Ein seltsam kindliches Gefühl erfüllte das Herz des einsamen Mannes, da er der dahinrudernden Frau nachblickte. Als der Abstand sich vergrößerte, verwischten sich die Züge des Gesichtes im einzelnen; bald schimmerte darin die leidenschaftliche Röte der sinkenden Sonne, wie sie auch an der Wand einer Scheune in Teliranta widerglühte und auf dem Kleid des jungen Mädchens, das den Feldweg dahinwanderte. Die Frau mit ihrem Boot und ihren Ruderbewegungen war das Warme, Lebendige auf dem durchsichtigen Wasserspiegel. Der in seinem Nachen zögernde einsame Mann – ja, seine Lebensumstände waren so, daß ihn angesichts dieses anspruchslosen Bildes eine tiefe Ruhe erfüllte.

Er ruderte immer weiter, ruderte ohne Ziel. Bald nach seiner Begegnung mit der Frau erwachte ein leiser Singsang in ihm; irgendeine kleine getragene, an ein Volkslied anknüpfende Melodie klang hinter seinen geschlossenen Lippen; jeden dritten Takt bezeichnete ein ruhiger Ruderschlag, und der Kahn entfernte sich weiter und weiter von der Stätte seines kleinen Erlebnisses.

Glücklich der Mann, der sich bei Nacht, des Zieles bewußt, seinem Heim nähert, wo er Weib und Kind geborgen und seiner harrend weiß. Auch wenn sie bereits entschlummert sind, beim Erwachen umfangen sie doch gleich den Angekommenen, den Gatten, den Vater, mit ihrer eigenen Wärme. Solch ein heimkehrender Mann achtet nicht weiter viel auf das Weben und Geschehen in der träumenden Natur; sein Gang ist etwas eiliger, als wenn er tagsüber zurückkehrt, aber er hat seinen ebenmäßigen Takt: er strebt und gelangt vorwärts, die geöffnete Tür saugt ihn gleichsam ins Innere. Und danach sind Wände und Fenster, Türen und Dachstuhl des Hauses gleich einer leise schlummernden Vogelmutter, unter deren Fittiche auch das letzte Junge soeben angetrippelt kommt.

Von einem Wanderer in der stillen Sommernacht, zumal von einem einsamen, kann man nicht ohne weiteres sagen, daß er unglücklich ist. Denn wie ein weltfernes Haus, wenn auch der letzte Bewohner unter sein schirmendes Dach zurückgekehrt, einer Mutter gleicht, so gleicht ihr auch die ganze sommernächtliche Weite mit Erde und Himmel: In ihrem Schoß ist auch dem leidvollsten Menschenkind, wenigstens wenn es allein ist, immer noch ein Ausruhen beschert. Für den Menschen des Nordens hat dann „seiner Heimat Bild die gütevollsten Mutterzüge". Der Erdboden unter seinen Füßen ist die Mutter Erde, aus der er kam und zu der er wieder werden muß, und jener stille, grenzenlose Himmel ihm zu Häupten – oh, zu etwas Ähnlichem einst zu erwachen, sehnt sich sein Geist. Am ehesten von der Gnade ausgeschlossen ist vielleicht der ziellos in der Nacht umherstreifende Mensch, der dieses Vom-Leide-Erlöst-Werden nicht verspürt. Aber solch ein Mensch vertraut wohl auch selten seinen Jammer der Sommernacht an.

Ein schmerzliches Gefühl erweckt es jedoch, wenn man einen Mann sieht, der, eben erst aus der Nacht in sein Heim gekommen, nach einem Weilchen wieder in dieselbe Nacht hinaus drängt, um – für des Beschauers Auge ohne Ziel – irgendwohin zu irren. Solch ein Sichdavonstehlen, geschähe es auch scheu und leise, ist unvergleich-

lich störender als die Ankunft vorher, wenn sie auch lärmend gewesen wäre. Denn auch in dem „wachen" Geist der Nacht ist stets etwas Schlummerndes, und das erwacht beim Erblicken und Hinhorchen auf einen solch friedlos Davonschweifenden. Es schaut die Behausung, die er verlassen, ihm gleichsam nach, und das erwachte Mutterauge fällt nicht wieder zu, sondern harrt matt dem Morgen entgegen, so, wie ein rühriger greiser Mensch, einmal aus seinem Schlummer aufgestört, für jene Nacht keinen Schlaf mehr findet.

Der Maler bog um die Ecke des Hauses auf den vertrauten Pfad ab, und dann verlangsamte er seinen Schritt. Diesmal lag in ihm jedoch eine Art bewußten Vorwärtsstrebens. Er schien gemächlich etwas zu suchen, obgleich er eigentlich kaum erwarten durfte, in diesem gleichmäßig gewachsenen Mischwald etwas Absonderliches zu finden. Er blieb auch auf seinem Pfad. Sein Blick, der unlängst auf dem See zu lauschen schien, betrachtete jetzt wirklich, betrachtete den Waldboden, der sich da, Moos und Farne treibend, vor ihm ausbreitete und sich irgendwo hinter dichtem Gebüsch, bemoosten Baumstumpfhöckern und den Stämmen selber verlor. Schattiger als die übrige Nacht, feuchtduftend, schwer greifbaren Gepräges, schien dieser Waldboden unverwandt sein geheimes Eigendasein zu haben. Weder „schaute" er den einsam Umherirrenden an, noch änderte er sich auch nur um einen Schimmer unter seinem Blick. Wer vom Wege ab in sein Reich trat, der war sicherlich in einer Stimmung, die aller Hoffnung und Erwartung bar ist.
Den Blick geweitet, in sich versunken, bog der Maler vom Weg in den Wald ab, tat einige Schritte und blieb wieder stehen. Um genau dieselbe Strecke, die er jetzt vorgedrungen, war auch sein enger Gesichtskreis vorgerückt. Gedankenlos tat er abermals ein paar Schritte, blieb abermals stehen und blickte zurück; schon war der Weg nicht mehr zu unterscheiden. Er sah sich um – ein paar Klafter weit in jeder Richtung reichte der Blick – und stellte fest, daß er inmitten eines engen Runds stand, das von düsterer, un-

wegsamer Hoffnungslosigkeit, wie von einem ungreifbaren Dunstkreis umschlossen war. Das Stückchen Himmel, das dahinein leuchtete, war nur ein kleines zerfranstes Auge, das gar keine Vorstellung von dem großen Himmelsdom erweckte, so wie ein Stückchen Haut, das durch ein zerfetztes Kleidungsstück schimmert, mag es auch noch so glatt und weiß sein, nicht das göttliche Ganze ahnen läßt, von dem es vielleicht einen Teil bildet.

Da stand er, und irgendein Teil seines Bewußtseins war wie der düstere Waldboden vor ihm. – Was streifst du da umher? Was wird dadurch geändert? Bist du denn nicht ganz klein und nichtig? Du weißt, du kannst doch nichts Größeres aus dir machen. Was stehst du hier, du traurige Gestalt, inmitten des sumpfigen Bruchwaldes?

So empfand der eine Teil seines Bewußtseins, und es war, als ob sich diesmal auch das stumme enge Blickfeld mit ihm verbündete und bestätigend dasselbe sagte.

Der Mann ging weiter, er schien einen geeigneten Ruheplatz zu suchen, und als er ihn gefunden, ließ er sich nieder. So wie noch vor kurzem Jykka Mettälä ließ sich jetzt der Maler auf eine Moosbülte sinken. Hier, nahe der Walderde, schien ihm das Dasein unbeschwerter; es bedrängten ihn nicht mehr, aus seinem eignen Innern quellend, die Fragen von vorhin. Nur ein gestilltes, von allem Geschehen vollkommen losgelöstes Fühlen des eignen Ichs blieb ihm. Nicht einmal ein Vogel rührte sich in diesen Waldestiefen oder ein Nachtfalter noch anderes nächtliches Getier. Nur ein Duft war zu spüren, der eigenartige feuchte Bodengeruch des Bruchwaldes. Hier konnte einer seiner Stimmung, wie immer sie auch war, nachgeben; niemand sah es, vor dem er sich hätte zu schämen brauchen.

Und langsam, nach und nach, kam ein Zucken und Zerren in das Antlitz des Mannes da auf dem Mooshöcker, während der geweitete kindliche Blick unverwandt ins Wesenlose starrte. Es gab einen Augenblick, da man den Ausdruck dieses Gesichtes hätte für eine aberwitzige Grimasse halten können; wußte man weder vom

Vorher noch vom Nachher etwas, so hätte man meinen können, ein Geistesgestörter sei hierher gedrungen. Dazwischen aber glätteten sich die zuckenden Mienen, die Phantasie arbeitete, versuchte mit allen Kräften, gewisse Vorstellungen über die Schwelle des Bewußtseins zu heben. Er dachte an seine Kinder, die er vorhin auf ihren unordentlichen Schlafstätten gesehen hatte, machte sich ihre offenbare Wehrlosigkeit klar, wie sie völlig ungesichert auf diesen Lebensweg treten mußten, auf den er sie doch nun einmal ausgesetzt hatte. Er sah ein jedes von ihnen vor sich, wie sie da jetzt in den Zimmern schliefen, wo so düstere Erinnerungen umgingen, überdachte zugleich ihr voneinander verschiedenes Wesen mit allen Schwächen und den rührenden kleinen Lichtseiten, die dennoch kaum mehr zu bedeuten schienen, als daß sie das Herz ihres Vaters rührten, der sie im Geiste erblickte. Des Vaters, der mehr als jeder andere wußte und fühlte, wie brüchig, wie hilflos alles dort war, wie dem Zufall preisgegeben das Schicksal der ganzen Familie, die er in jenen Räumen zurückgelassen. Und vor allem das Schicksal dessen, der bis hierher gelangt war und auf der Moosbülte saß!

Schon fühlte er ein schwaches Schluchzen aufsteigen, solch ein Schluchzen, das mehr einem bitteren Lachen gleicht, wie es dem Menschen mit grimmer Bewußtheit entfährt. Zugleich verzerrte sich sein Gesicht aufs neue, der Geist tastete nach neuem Halt an der Vergangenheit. Die eigene Jugend, die verflogen ist, gewährt ihn in diesem Alter schon zur Genüge. Ist wohl schon irgend jemand mit seiner eigenen Jugend zufrieden gewesen oder mit seinem übrigen Leben? Die Qual des Wissens liegt im Wissen um die eigene Unvollkommenheit.

Schon wurden dem Manne im Waldesschoß die Augen feucht. Die leuchtenden Bilder der Jugendzeit – oder vielleicht Phantasiegebilde, die sich zu Bildern gewandelt hatten? – behaupteten sich schließlich so stark im Bewußtsein, daß ihm die Tränen kamen. Vor zwanzig Jahren waren sie reichlicher und heißer geflossen, aber damals waren sie unter dem Druck eines wahrhaften Lebens-

schmerzes hervorgequollen, die Lösung einer edlen Leidenschaft, ihre Entspannung und Seligkeit gewesen.
Dem Mann an der Grenze des Alters tropften sie kärglich, und in seinem Schluchzen war mehr bitteres, bewußtes Lachen als echtes, erschüttertes Männerweinen, preßte er den Kopf auch in den Mooshügel, wie damals als Zwanzigjähriger. Eine Weile blieben vor seinen geschlossenen Augen die wenigen spärlichen, schönen und reinen Jugendbilder stehen. Aber auch die Nachstimmung des Weinens war merkwürdig flau; bald fesselte der erdige Moosgeruch seine Aufmerksamkeit, der Verstand zergliederte ihn und warf wieder bohrende Fragen auf.
Der Maler richtete sich auf und blickte um sich, als wäre er aus einem kleinen Schlummer erwacht. Auf dem Waldboden und an dem Fleckchen Himmel darüber hatte sich die Beleuchtung inzwischen gewandelt. Auch hierher kam der Morgen. So, wie der Gott des Himmels die Regungen jeder Menschenseele verfolgt, die guten und die schlechten, so findet wohl auch die Sonne beim Aufgehen ihre Kinder, ob sie nun in der Gefangenenzelle oder unter einer Ödwaldfichte liegen. Selten mag einer in so große Dunkelheit geraten, daß der Sonne Licht ihn nicht erreicht, und dann ists auch wohl so weit mit ihm, daß selbst der Herrgott nicht mehr bis zu seiner Seele zu dringen vermag.
Nun erhob sich der Maler und verfolgte den Steig weiter. Er dachte ruhigen Herzens an die Geliebte seiner Jugend, es lockte ihn, auf einen Hügel zu steigen, von dem ein weiterer Blick in die Richtung möglich war, in der seine Jugendheimat lag. Er schämte sich, daß er bewußt Tränen begehrt hatte, gedachte seiner Heimkehr vorhin und fühlte eine stille Überlegenheit gegenüber all dem, was er dort erfahren und gesehen. Je höher er emporklomm, desto weiter wurde der Himmelsraum, desto gewaltiger die Lichtfülle des Morgens. Und oben angelangt, ertappte er sich dabei, daß er – trotz der schlaflos verbrachten Nacht – leise vor sich hinsang. Diesmal lehnte sich sein Sang nicht an eine bekannte Melodie an; er jauchzte und jauchzte. Und nun stand der Mann auf der Hügel-

kuppe dorthin gewandt, wo sein Weg ihn als Jüngling so oft geführt hatte. Inbrünstiger wurde sein Sang, er wagte es, eine zuvor ungekannte, vom Augenblick geborene Melodie der Sonne entgegen zu singen. Noch stand sie so tief, daß er gerade in sie hineinschauen konnte, ohne daß die Augen zu stark geblendet wurden; noch war da genug Erdenstaub zwischen Sonne und Menschenauge.

Die holden Phantasieen und Bilder der Jugend – von hier gesehen waren sie wahre Schätze, die ihm um so gewisser gehörten, als sie ihm für immer verloren waren.

Und was bedeutet ein Geschlecht, wieviel die einzelnen Nachkommen? In Zahlen nicht zu zählen, sind sie emporgestiegen und hinabgesunken. Was sehe ich von hier? Gerodetes Land sehe ich, mit seinen Menschenwohnungen, sehe als letzten Saum des Erdenrandes im Morgendunst nebelnde Wälder, sehe ein Gewirr von Seen und Sunden und Hügelzüge an ihnen entlang – einstmals alles zugleich erstanden. Mutter Erde, die der Mensch mit seiner Axt rodet, dann mit seinem Pflug pflügt und in die er schließlich Samen gesät, aus der er Ernten geerntet hat und zu der er dann selbst einging – Erde ward. Was also sorge ich mich?

Von seiner Höhe konnte der Maler auch die Dachfirste von Teliranta sehen. Ihm fiel der alte Manu ein, dessen Teergrube gewiß am Erlöschen war. Ich gehe Manu besuchen, es ist schon lange her, daß ich zu ihm gerudert bin, beschloß er.

Und er stieg hügelab, auf seinem Antlitz eine sanfte Verzückung, von der Sonne geweckt.

An seiner Wohnung ging er vorüber, als hätte er dort nichts zu schaffen, erreichte den Strand und schob sein Boot ins Wasser.

Aus: F. E. Sillanpää, Menschen in der Sommernacht

*

Anekdoten Friedrichs des Großen

Des Königs Hunde

Die Lieblingshunde des Königs waren immer bei ihm und durften sich alles erlauben. Fuhr der König nach Berlin, so wählte er unter den Windspielen diejenigen aus, die ihn begleiten durften. Sie wurden in einer sechsspännigen Kutsche nach Berlin gefahren, wobei der kleine Lakai, der mit ihrer Wartung und Fütterung betraut war, achtungsvoll auf dem Rücksitz saß, während die Windspiele den Vordersitz einnahmen, und mit allem Respekt von Zeit zu Zeit sagte: „Biche, seien Sie doch artig! Alkmene, bellen Sie doch nicht so!" In Sanssouci wurden die Lieblingshunde in Särgen unter Leichensteinen mit ihren Namen begraben.

Der Adler

Der König pflegte den Abbé Bastiani, wenn er bei Tafel war, gern zu necken. Einmal sagte er, es könne doch wohl sein, daß es der Abbé noch zum Papst brächte, so gut wie Sixtus V., der das Vieh gefüttert habe. Wenn dann der König einmal nach Rom käme, würde er gewiß so tun, als kenne er ihn nicht, und höchstens sagen, er glaube diesen Mann einmal in Breslau gesehen zu haben. Bastiani, der den Hieb verstand, erwiderte: „Gewiß nicht! Ehrerbietig würde ich aufstehen, Eurer Königlichen Majestät entgegengehen und die demütige Bitte tun: Allmächtiger Adler, nimm mich unter deine Fittiche, aber verschone mich mit deinem Schnabel!"

Der Affe auf der Tabaksdose

Der Oberstallmeister des Königs, Graf Schwerin, der zu seinen Lieblingen gehörte, bat ihn eines Tages um ein Porträt, damit er ein Andenken des Königs besitze. „Junge hübsche Mädchen", sagte der König, „lassen sich wohl malen, aber kein alter Kerl wie ich." Und er schenkte ihm eine Tabakdose, auf der ein possierlicher Affe gemalt war. Der Graf dankte ehrerbietigst dafür und schien sich sehr zu freuen. Kaum war er aber von der königlichen Tafel

aufgestanden, so schickte er augenblicklich einen Boten mit der Dose nach Berlin, ließ den Affen herausnehmen, des Königs Bildnis an dessen Stelle hineinsetzen, und zwar so eilig, daß er sie den folgenden Morgen schon wieder hatte. Der Graf speiste den Mittag wieder bei dem Monarchen. Da der König sah, daß er eine Prise aus der Dose nahm, die er ihm den Tag vorher geschenkt hatte, sagte er: „Was gilts, die Dose gefällt Ihm?" – „Ja, Euer Majestät," erwiderte der Graf, „sie ist mir um so lieber, weil auf derselben das mir so verehrungswerte Bildnis Eurer Majestät zu sehen ist." Der König stutzte etwas über die Antwort; er ließ sich die Dose geben, lachte über den artigen Einfall und schenkte Schwerin eine andre Dose, die ein besseres Porträt zeigte.

Wem es Gott gibt

Eines Tages klingelte der König in seinem Zimmer. Da niemand kam, öffnete er das Vorzimmer, fand aber nur seinen Leibpagen auf einem Stuhle schlafend. Er ging auf ihn zu und wollte ihn aufwecken, bemerkte aber in der Rocktasche des Pagen ein beschriebenes Papier, das seine Neugier erregte. Er zog es heraus und las es. Es war ein Brief von der Mutter des Pagen, der ungefähr folgendes enthielt: Sie dankte ihrem Sohn für die Unterstützung, die er ihr übersandt und von seinem Gehalt erspart habe. Gott würde ihn dafür belohnen, und diesem solle er stets so treu ergeben sein wie seinem König, so werde er Segen haben und sein irdisches Glück werde ihm gewiß nicht fehlen.

Der König ging leise in sein Zimmer zurück, holte eine Rolle Dukaten und steckte sie dem Pagen mit dem Briefe wieder in die Tasche. Bald darauf klingelte er so stark, daß der Page erwachte und in das Zimmer kam. „Du hast wohl geschlafen?" fragte der König. Der Page stammelte eine halbe Entschuldigung, fuhr in der Verwirrung mit der Hand in die Tasche und ergriff mit Erstaunen die Rolle Dukaten. Er zog sie hervor, wurde blaß und sah den König mit Tränen in den Augen an, ohne ein Wort reden zu können. „Was ist dir?" fragte der König. „Ach, Euer Majestät,"

erwiderte der Page, indem er auf die Kniee fiel, „man will mich unglücklich machen; ich weiß von diesem Gelde nichts." – „Ei," sagte der König, „wem es Gott gibt, dem gibt ers im Schlafe. Schicks nur deiner Mutter, grüße sie und versichere ihr, daß ich für dich und sie sorgen werde."

Buchhändler

Der Buchhändler Kantor in Königsberg bat um den Titel Kommerzienrat. Der König schrieb auf das Gesuch: „Buchhändler, das ist ein honetter Titel!"

Jeder in seinem Reich

Auf einem Spaziergang um Potsdam kam der König an einer Dorfschule vorüber. Gewohnt, sich um alles zu kümmern, was ihm in den Weg kam, trat er ohne weiteres in das Schulhaus und befahl dem Lehrer, eine kleine Prüfung abzuhalten. Der Schulmeister tat, wie ihm geheißen, stellte ein Thema auf und fragte seine Zöglinge ordentlich ab, wobei er, ohne sich im geringsten durch die königliche Anwesenheit stören zu lassen, jeden Jungen regelrecht verprügelte, der ihm die rechte Antwort schuldig blieb.
Als dann die Kinder entlassen waren, sagte der König ungnädigst: „Bei Besuch Seines Königs hätte Er den Bakel beiseite legen können!"
„Euer Majestät bitte ich untertänigst zu bedenken," erwiderte der Lehrer: „wenn die gottlosen Buben gemerkt hätten, daß hier jemand mehr zu befehlen hat als ich armer Teufel, so wäre es mit meiner Macht auf immerdar vorbei!"
„Dann will ich Ihn in seinem Reiche nicht wieder behelligen!" erwiderte der König sarkastisch und schenkte dem mutigen Schulmeister eine goldene Tabakdose.

Der dauernde Heiratskonsens

Der Major von der Recke suchte um die Allerhöchste Genehmigung zu seiner vierten Eheschließung nach.

Friedrich schrieb unter das Gesuch: „Von jetzt an kann sich der Major von der Recke so oft verheiraten wie er will."

Abschied von Zieten

Zieten ging am 25. Dezember 1784 zur Parolezeit auf das Schloß, um seinem König das letzte Opfer seiner Ehrfurcht zu bringen... Der König ward von seiner Gegenwart angenehm überrascht, eilte sogleich auf ihn zu mit dem Ausruf: „Da ist ja mein alter Zieten!", äußerte sein Bedauern, daß Zieten sich bemüht hätte, die vielen Treppen zu steigen, und setzte hinzu, daß er ja gern zu ihm gekommen wäre... „Das Stehen muß Ihm sauer werden", sagte der König. „Geschwind einen Lehnstuhl!" Die Adjutanten eilten, solchen zu holen. Zieten weigerte sich, versicherte, daß er nicht müde sei, mußte aber endlich dem dringenden Zureden des Königs nachgeben, der ihm einmal über das andere sagte: „Setz Er sich, alter Vater! Setz Er sich, sonst gehe ich weg, denn ich will Ihm durchaus nicht zur Last fallen." Und so stand Friedrich als Greis vor seinem sitzenden alten General und fragte ihn noch vieles über seine Gesundheit, sein Gedächtnis, sein Gehör. Endlich sagte er zu ihm: „Leb Er wohl, Zieten! Nehm Er sich ja in acht, sich zu erkälten, damit ich noch oft das Vergnügen habe, Ihn wiederzusehen!" Ach, es war das letzte Lebewohl! Darauf wandte sich der König, ohne noch weiter mit jemandem zu reden, wie er sonst zu tun gewohnt war, und kehrte in sein einsames Zimmer zurück.

Der König grüßt die Berliner

Am 21. Mai 1785 – erzählt der General v. d. Marwitz – sah ich den König von der Revue zurückkommen. Er ritt ein großes weißes Pferd, ohne Zweifel den alten Condé, denn er hatte seit dem Bayrischen Erbfolgekriege beinahe kein anderes Pferd mehr geritten. Sein Anzug war wie früher auf der Reise, nur daß der Hut ein wenig besser war, ordentlich aufgeschlagen und mit der Spitze nach vorn, echt militärisch aufgesetzt. Hinter ihm waren eine Menge

Generale, dann die Adjutanten, endlich die Reitknechte. Das ganze Rundteil (der jetzige Belle-Alliance-Platz) und die Wilhelmstraße waren gedrückt voller Menschen, alle Fenster besetzt, alle Häupter entblößt, überall das tiefste Schweigen und auf allen Gesichtern ein Ausdruck von Ehrfurcht und Vertrauen wie zu dem gerechten Lenker aller Schicksale.

Der König ritt ganz allein vorn und grüßte, indem er fortwährend den Hut abnahm. Er beobachtete dabei eine merkwürdige Stufenfolge, je nachdem die aus den Fenstern sich verneigenden Zuschauer es ihm zu verdienen dünkten. Bald lüftete er den Hut nur ein wenig; bald nahm er ihn vom Haupte und hielt ihn eine Zeit lang neben diesem; bald senkte er ihn bis zur Höhe des Ellbogens herab. Aber diese Bewegung dauerte an, und sowie er sich bedeckt hatte, sah er schon wieder andere Leute und nahm den Hut von neuem ab. Er hat ihn vom Hallischen Tor bis zur Kochstraße gewiß zweihundertmal abgenommen.

Durch dieses ehrfurchtsvolle Schweigen tönte nur der Hufschlag der Pferde und das Geschrei der Berliner Gassenjungen, die vor ihm hertanzten, jauchzten, die Hüte in die Luft warfen oder neben ihm hersprangen und ihm den Staub von den Stiefeln wischten. Beim Palast der Prinzessin Amalie in der Wilhelmstraße angekommen, war die Menge noch dichter, denn dort erwartete sie den König. Der Vorhof war gedrängt voll, doch in der Mitte, ohne Anwesenheit irgendeiner Polizei, geräumiger Platz für ihn und seine Begleiter. Er lenkte in den Hof hinein. Die Flügeltüren gingen auf, und die alte lahme Prinzessin, auf zwei Damen gestützt, die Oberhofmeisterin hinter ihr, wankte die flachen Stiegen hinab, ihm entgegen. Sowie er sie gewahr wurde, setzte er sich in Galopp, hielt, sprang rasch vom Pferde, zog den Hut, umarmte sie, bot ihr den Arm und führte sie die Treppe wieder hinauf. Die Flügeltüren gingen zu. Alles war verschwunden, und noch stand die Menge, entblößten Hauptes, schweigend, aller Augen auf den Fleck gerichtet, wo der König verschwunden war, und es dauerte eine Weile, bis ein jeder wieder ruhig seines Weges ging.

Und doch war nichts geschehen. Nein, nur ein dreiundsiebzigjähriger Mann, schlecht gekleidet, staubbedeckt, kehrte von seinem mühsamen Tagewerk zurück. Aber jedermann wußte, daß dieser Alte auch für ihn arbeite, daß er sein ganzes Leben an diese Arbeit gesetzt und sie seit fünfundvierzig Jahren noch nicht einen einzigen Tag versäumt hatte.

Aus: Anekdoten von Friedrich dem Großen (Insel-Bücherei)

*

Max Mell / Die Heiligen Drei Könige

Die Heiligen Drei Könige, die großen Herrn,
die nachgezogen dem Wunderstern,
in deutschem Land ist ein goldener Schrein,
der birgt zu erhabener Ruh ihr Gebein.

Von der großen Wanderschaft ruhn sie aus,
um die sie ließen Habe und Haus.
Gewaltiger Stern! Da er ihnen erschien
und ihr Herz verwandelt, erkannten sie ihn.

Da brechen sie auf, da ziehn sie von dann',
sie wissen kein Wo, sie wissen kein Wann,
sie finden einander, o Glück hoher Art,
da sich jedem bekräftigt die Wanderfahrt!

Verheißung ernährt sie überall,
sie finden das Dörflein, sie finden den Stall.
Sie finden das Kripplein, sie finden das Kind.
Herr, gib, daß so jeder Suchende find'!

Ich bin getreten an den goldenen Schrein,
darin sie ruhen zu Köln am Rhein,
den hat ein kunstreicher Goldschmied gemacht,
Propheten und Apostel halten Wacht.

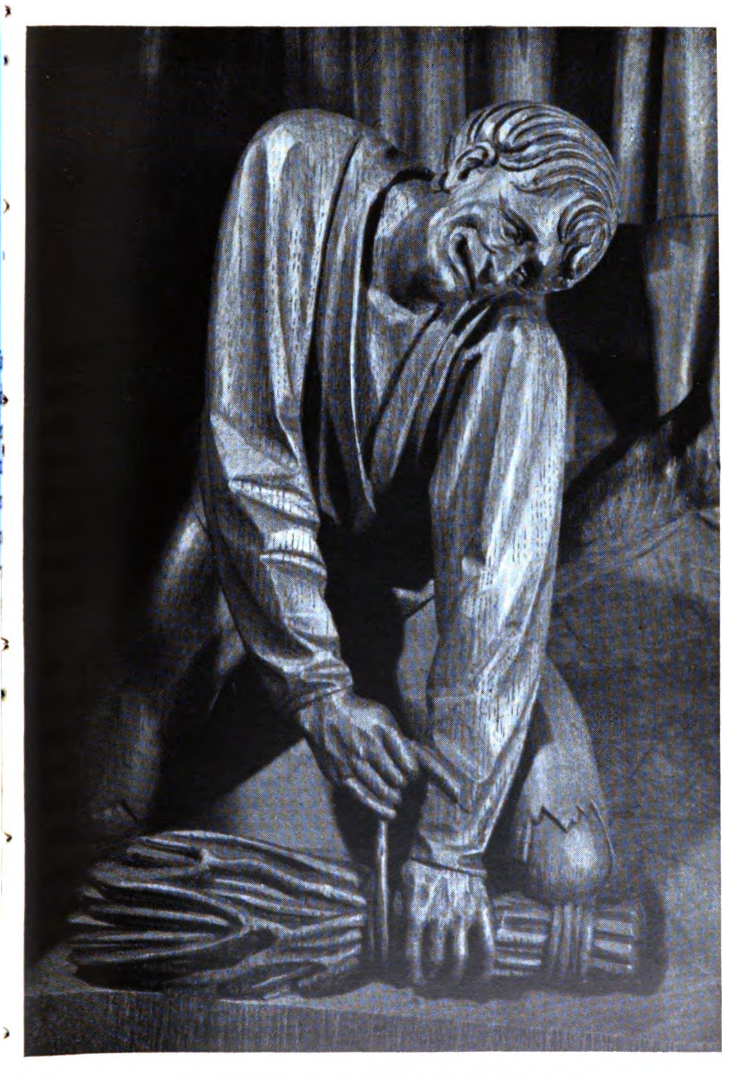
Die glühten im Geist und sprachen das Wort,
zu Recht um die Ruhenden sitzen sie dort.
Die dem Stern nachziehn, laßt uns grüßen heut,
die Herren, die Könige, die Wandersleut.

*

Edzard Schaper

Die Jünger nach dem Tode Christi

O verwandelte Welt!
Wer schickte die drei Männer, die jetzt in der Dämmerung Jerusalem verließen, – voranschreitend zwei und hinter ihnen einen mit einer Traglast auf den Schultern? Und zu wem kamen sie, oder was wollten sie holen um diese Stunde, da alsbald der Sabbat begann und das Mahl und die Feier? Eilig schritten die drei der Schädelstätte zu, der Verunreinigung und Befleckung, dem Verrat am Gesetze entgegen. Waren aber sie selber nicht gar Hüter des Gesetzes? Hatten sie nicht bis vor Stunden noch das Gesetz gebraucht gegen den, der jetzt tot am Kreuze hing?
Verwandelte Welt! gewandelte Herzen! wenn jetzt Joseph von Arimathäa und Nikodemus ausgingen, den zu begraben, den sie mitgeholfen hatten zu töten. Wer hatte sie geheißen, das Gesetz zu brechen? Wer hatte, nachdem sie erbleichend die Kunde erhalten, es habe der Nazarener seinen letzten Seufzer getan, wer hatte sie da zitternd gemacht und was hatte den Arimathäer bewogen, zu Pilatus zu eilen, an dessen Haus allein er unrein ward nach dem Gesetz, und ihm mit blutleeren Lippen verlegen sein Anliegen zu stammeln: das Anliegen, das ihm der Römer erfüllte und das ihn um diese Stunde mit Nikodemus und dem Knecht hierher gehen hieß?
Erstes Geheimnis dessen, der da am Kreuze hing: erhöht, wie er gewollt, mit größerer Macht, als er sie vorher besessen. Geheimnis der Wahrheit, Geheimnis des Opfers, göttliches Geheimnis des Göttlichen, das über Begreifen erhaben ist und sich vom Glau-



Meister Brüggemann: Rutenbinder
Vom Bordesholmer Altar

ben des Herzens nährt. Sie meinten, dem Toten den letzten Dienst schuldig zu sein, die beiden, und ahnten nicht, daß sie mit diesem Gedanken schon im ersten Dienst an dem Lebendigen standen. Aus den Augen des greisen Nikodemus war die hoffärtige Härte verschwunden; die Angst und Reue der vergangenen Stunden hatten sie dunkel werden lassen und heißhungrig nach dem Anblick dessen, den in seiner Qual zu sehen er sich am Morgen noch gesträubt. Und Joseph von Arimathäa, der sich noch am Morgen bei der Verhandlung im Hohen Rat bemüht hatte, den Blick auf ein Nichts zu lenken, in dem all jenes nicht geschah, – er schritt rasch und verstohlen aus wie ein Mörder, den die Stätte seiner Untat geheimnisvoll fordert.

Jetzt zwischen Tag und Nacht, da sie nichts mehr des unerbittlichen Anblicks enthob, und in der Stille ringsum das Weinen der liebenden Frauen sie unaufhörlich daran mahnte, welch einen Raub sie mitbegangen –, jetzt traten sie vor den Leichnam, aus dessen Blässe und Starre und blutigen Malen sich ihre unaussprechliche Schuld zu erdrückender Größe erhob. Der gegeißelte Rücken, der dem Kreuzesholz mit erstarrtem Blut verwachsen war und sich nur widerwillig davon löste – sein Anblick ließ die schmerzensreiche Mutter abermals in gellende Klagen ausbrechen, aber sie machte er über ein Maß des Faßbaren hinaus verzagen und an sich selbst verzweifeln. Und da mit einem Mal war ihnen, die mit einem alten Leben zu Ende waren, als hätten sie ihn doch immer geliebt ... Geliebt, ja; aber warum waren sie dann schuldig geworden? Jetzt wußten sie es nicht mehr zu sagen. Die Stunden, in denen sie hier standen, waren von allen vorangegangenen dieses Tages schon tief, wie durch einen Tod, getrennt.

Von seiner Hände Werk mitunter hastig aufblickend, schaute Nikodemus sich um. Wie dunkel war es! ging es ihm durch den Sinn; und doch war die Sonne nicht gesunken, wenn sie auch dicht über dem Himmelsrand stand und Eile ihnen geboten war, um das Gesetz nicht zu schänden. Doch hatte er es nicht schon geschändet? Kam es ihm auch so vor, als bräche die Nacht herein, –

doppelten Sinnes auch jene Nacht, die er so manches Mal zurückkehren gefühlt, – er gewahrte im Halbdunkel das Blut, das an seinen Händen klebte, das entweihende Blut des Übeltäters am Kreuz. Er starrte auf das Antlitz des Toten nieder, und eine seltsame Verwirrung kam über ihn, wie er sie nur für seine letzte Stunde sich hätte denken können. Joseph und die Frauen gewahrten, daß der Greis mit einem Ausdruck völliger Abwesenheit im Gesicht das Blut betrachtete, das seine Hände benetzt hatte, als ginge er an sich selber vorbei und sähe sich gezeichnet für den, der zu dieser Passahstunde „schonend vorüberging".

Was sterblich gewesen war an Jesus von Nazareth, lag auf der von Henkersfüßen zerstampften Erde, und um ihn herum knieten gebeugt die weinenden Frauen. Nikodemus und Joseph hatten zur Hälfte getan, was sie gewollt. Leer lag das Kreuz am Boden, und daneben der Mensch, den es getötet. Nun aber begann das schwerere Werk. Er mußte sein Grab finden, der Gekreuzigte, und sein Begräbnis, und all dies so schnell, wie es nur irgend möglich war, denn die Sonne ging zur Rüste, und der Sabbat brach an. Nahebei im Tal lag ein Garten, der einem von des Arimathäers Vertrauten gehörte, und darin befand sich ein Grab, das eben erst ausgehauen worden war und noch nicht benutzt. Dahin den Toten zu bringen und ihn fürs erste dort zu bestatten, schien Joseph geboten, denn der Ort war nicht weit und am ehesten geeignet. Behutsam verwehrte er darum jetzt den Frauen ihren letzten Dienst: die Dornen aus der bleichen Stirn zu ziehen, die von der Spottkrone geblieben, das Antlitz mit Tränen zu netzen, die erstarrten Finger zu lösen und zu küssen – ihrer ganzen großen Liebe Überschwang zu häufen auf ihn, der alles in der furchteinflößenden Hoheit des Schweigens empfing. Selber scheute sich der Ratsherr nicht, zusammen mit dem Knecht den Leichnam zu tragen, indes Nikodemus und die Frauen, die nicht weichen wollten, ihnen auf dem kurzen Weg folgten.

Schon wob das Dunkel unter den Bäumen, die das letzte Gezelt für ihn waren, ehe ihn die Grabkammer im Schoß der Erde emp-

fing, die von fallenden Tropfen durchhallte Finsternis zwischen den Felsen. Vor seinem letzten Lager aber galt es, dem Leichnam die Spur der durchlebten Qualen zu nehmen und, wenn auch kein Balsam mehr die klaffenden Wunden verschließen konnte, so doch den Schmutz der Welt, den er wehrlos empfangen, von ihm zu waschen, wie schon die Hoheit des Todes all den Schimpf, den man dem Lebenden angetan, überwältigt und sein Antlitz zu erhabener Ruhe geglättet hatte. Es war, als wollte die Nacht den Liebenden barmherzig verhüllen, welch einen Verlust sie erlitten, denn je klarer und reiner der ehemals von Blut und Staub und Schweiß bedeckte Leib unter ihren pflegenden Händen erstand, um so mehr entzog ihnen das Dunkel, wie aus dem Antlitz des Toten die schmerzliche Wiederkehr des Bildes stieg, das die Seele vom einstmals Lebendigen bewahrte. Und endlich, da der Leib Jesu gewaschen war und umgeben mit den Kräutern und Gewürzen, die der Knecht der Ratsherren getragen, entschwand er den Tätigen unter ihrer Hände Werk, denn sie umwickelten ihn mit Binden und bedeckten das Angesicht, davon Abschied zu nehmen so schwer war. Ach! so schwer, daß sie es immer wieder enthüllten, um es noch einmal zu schauen und zu liebkosen und in sich aufzunehmen zu unverlierbarem Besitz.

Vor so großer Liebe wurden die beiden Ratsherren wieder hilflosen Schächern gleich, und selbst als alles getan war, was sie im Sinne gehabt: der wunde Leib in der Grabkammer lag und die Höhle verschlossen war mit einem mächtigen Stein, – da standen sie doch zaudernd, als wären sie ihm immer noch alles schuldig.

Und in dieser Stunde war auch der Sinne Dienst noch zu wenig. Von dieser Stunde an blieb er armselig vor dem, der, wie es ihm schon von der Wiege her vorausging, die Sinne in ihrer Herrschaft über den Menschen entthront und sich mit seinem neuen Leben darüber hinaus erhoben hatte vom übersinnlichen, göttlichen Menschen zum Gottessohn. Von nun an sah aller Erden Menschheit zum himmlischen Vater auf durch Christus, den er der Welt gesandt, und erkannte sie Gott, den kein Staubgeborener zu erkennen

vermag in dem ewigen „Wort, das einmal Fleisch ward und hat unter uns gewohnt". Die Welt der Begegnung mit ihm und der Erfüllung seines Anspruchs war für ewig die übersinnliche eines geistigen Genügens, dem alles irdische Werken getreulich folgt. – Sie hatten das Sterbliche an ihm begraben. Wohlan! nun galt es, das Ewige seines Wesens auferstehen zu lassen zu ewigem Leben und nach dem Dunkel des geliehenen Grabes, darin sie ihn niedergelegt, ihr dunkleres Herz zu erleuchten mit dem Licht, das von ihm ausging.

Für die trauernden Frauen aber, die noch beim Grabe blieben, vergingen die beiden Männer spurlos in der anbrechenden Nacht über Tal und Hügel, spurlos in der festlichen Stadt, spurlos in der verwandelten Welt, die so verzweiflungsdunkel war für sie alle. Nur Maria von Magdala war einer Ahnung inne, und ihr war, als käme aus dem Unendlichen eine Gestalt im Licht auf sie zu, gleich einer fernen Leuchte über ruhelosen Wogen, näher und näher, heller und heller ...

Aber fröstelnd in der Nachtkälte, mit heißen, verweinten Augen, die Brust wie eingeschnürt vom würgenden Schluchzen, verließ auch sie endlich mit den anderen Frauen das Grab und tastete sich zu ihrem Obdach in Jerusalem hin – ohne zu wissen, daß so, wie der Gekreuzigte in seinem Felsengrab ruhte, auch schon in ihrem Herzen einem Saatkorn gleich lag, was von ihm mit dem Blut seines Opfers hatte benetzt werden müssen: die Botschaft, auf daß sie keime zu ewigem Leben im neuen Bund mit dem Vater: der Geist, der erst das Lebendige schafft!

*

Kaum war Maria von Magdala hinter den Mauern der Stadt, da hätte sie schon wieder umkehren mögen zum Grabe. Denn so, wie das Würzelchen um sich tastet, um Halt im unendlichen Erdreich zu finden und seine Nahrung, wenn das gestorbene Korn sie ihm nicht mehr zu geben vermag, so durchleuchtete sie die Verheißung, die Jesus gegeben: daß er auferstehen würde. Aufer-

stehen? ... Und wo konnte das eher geschehen als dort, wo er gestorben war, dort, wo sie ihn eben begraben hatten?
Sie zauderte, und es verlangte sie, in den Garten zurückzukehren, an das Grab; aber daß sie noch zauderte, war ein Zeichen, daß das keimende Korn seinen Halt noch nicht gefunden; und ehe der Geist sie lenkte, führte sie zu dieser Stunde noch das Gesetz. Der Sabbat war angebrochen und hieß sie rasten.
Der Keim aber, den das gestorbene Korn entsandt, gab gleichsam nicht Ruhe und suchte und suchte, und in allem Schmerz ging es durch Maria wie ein Wetterleuchten, daß dies nicht das Ende war, und daß sein Leben noch einmal begänne. Und von Stund an litt es sie nicht mehr, in Alleinsein und Trauer zu rasten, sondern ehe der Abend um war, ging sie zum Hause der Jünger.
Die saßen geschlagen noch dort, von wo sich Maria in Wahrheit schon längst erhoben: um das Kreuz mit dem Toten, in Ohnmacht verstreut. Und für sie war auch jetzt erst die Zeit vorgerückt, als sie durch Maria die Kunde empfingen, daß man ihren Herrn zu Grabe gelegt hätte, wer es getan und wo in der Eile, zu der die Totengräber der nahende Sabbat gemahnt. Etwas wie ein Schimmer herzlicher Erleichterung flog über Petri müdes Gesicht. Endlich hatte der wunde Leib Ruhe, endlich war er den geringschätzigen Blicken entzogen, endlich enthoben der Schmach ihrer Reden! ... Gesegnet die Kammer, die ihm Herberge gewährt nach dem unendlichen Wege!
Aber kann dies das Ende sein? fragte Maria von Magdala zitternd.
Das Ende ...! grübelte Petrus.
Auferstehen wird er! flüsterte Maria nur, aber die Worte kamen gleich einer Lohe aus ihrem Munde, so wie es schien, daß ihr Leben zu einer Flamme geworden war, die, von seinem Geheimnis genährt, alle Elf zu entfachen verlangte.
Alle gewahrten sie Petri weitgeöffneten Blick, da er sich zurücklehnte und still und starr wie ein Felsen wurde. Seine meerblauen, hellen Augen betrachteten das Weib, das dieses Wort vom Auferstehen gesprochen.

Auferstehen? Wie kann das sein? flüsterte er, aber dann kam kein Wort mehr über seine bärtigen Lippen, und als müßte er den fragen, der ihn so oft in seinem Leben belehrt, senkte er den Kopf und versank für die anderen in seinen Erinnerungen, seinen Ängsten und Zweifeln und Fragen.

Um so drängender trat da einer in ihren Kreis, der sich aus dem Überschwang seines Herzens so gern an den Himmel verlor: der jüngste von ihnen allen, Johannes. Maria fühlte, wie seine Hand ihren Arm umklammerte, als könnte er auch nur so die Hoffnung halten, und mit zitternden Lippen fragte er immer wieder: Auferstehen? ... Ja, auferstehen! er verhieß es!

Je dunkler es ward, um so mehr füllte sich das Gemach; je unsichtbarer die Anhänger Jesu in den Straßen Jerusalems zu werden vermochten, um so sichtbarer wurden sie jetzt den Elfen, die sich aus Angst verborgen hielten. Wer alles kam! Hatte er denn wirklich so viel Freunde gehabt? Wo aber waren sie denn nur gewesen, als heute das Entsetzliche geschah? Warum hatten sie nicht versucht, ihn herauszuhauen aus dem Ring der Häscher und der Menge der feigen, blutdürstigen Schreier?

Wahrlich, dein Auge wird nie geschlossen sein für das Licht dieser Welt! sprach Petrus nach so aufrührerischen Gedanken beschämt ihm nach. Wo war denn er gewesen? Wo sie alle, die Elf? ... Und hatte nicht er den törichten Anfang damit gemacht, ihn aus den Reihen der Häscher heraushauen zu wollen? Ohne daß die anderen es verstanden, betrachtete er unablässig die Wand, die leere, an der noch gestern ein Schwert gehangen. Die Augen wurden ihm feucht, sein Kopf zitterte ein wenig, und ob auch das erregte Geflüster ihn umschwirrte: von den Anschlägen der Juden auch noch die Seinen zu fangen, von der Gefahr, darin sie schwebten, von Warnungen und Ratschlägen, vom Zeugnis der Heiden für ihn und von Reumütigen, die sich an die Brust geschlagen hatten und jetzt doch glaubten, daß Er ein Gerechter gewesen sei, – in Petrus tönte zu diesem Geflüster, das sein Wort von der irdischen Drangsal schon zu erfüllen begann, sein ewigkeitsgroßes Ver-

heißen und Trösten: daß er sie nicht allein lassen wollte, sondern bei ihnen bleiben bis ans Ende der Zeit.

Da sie sich zu später Stunde um das Passahlamm setzten, gerüstet und gegürtet nach der Väter Gesetz, da war es Johannes, der diesen Ältesten unter ihnen in seiner Versonnenheit sah und liebte, als sei Petrus mit ihnen allen angetreten zu dem unendlichen Weg, den der Meister verherrlicht, und im von alter Zeit überkommenen Mahl doch der Gast an einer neuen Welt Tische. Und als Petrus das Brot nahm, dankte und brach, ging ein Schauer durch des Jünglings Seele. Darin, wie Petrus das Brot gebrochen hatte, allein in dieser Gebärde lebte der Meister weiter für jeden, der ihn gekannt; aber wahrlich, es mußte Größeres von ihm leben, er selbst, der unendliche Eine! Der Blick, den Johannes mit Maria von Magdala tauschte, sprach schon von seiner Gewißheit, daß all dieses Ereignis werden würde, und mit diesem Glauben gab er dem Toten Einlaß in sein Herz, wie er ihn dem Lebendigen aus Ehrgeiz und Einfalt so oft verweigert. Wo aber sollte der Herr auferstehen? – In seinem Reich ... Johannes grübelte von Stund an, von wo er ihn erwarten dürfte, und zog die Elf in seine Grübeleien mit sich fort: an diesem Abend noch bei stillen, versonnenen Gesprächen und am nächsten, da sie nicht voneinander wichen. Würde er wahrhaftig auferstehen? Ja, ja ... kam es noch zögernd von ihren Lippen; und obgleich es mancher von ihnen in seinem Herzen nicht recht glauben mochte – er sagte ja, weil er es glauben wollte, glauben und erleben!

Wo aber erstand er? In seinem Grab. Von Maria hatten sie erfahren, welchen Ortes es lag. Zum Grabe wollten sie deshalb auch und dort auf sein Erscheinen warten, wenn das Passah vorüber war. Noch hatten sie nicht die Kraft, um des Toten willen das Gesetz zu brechen, und ihr Gehorsam gegen die Gebote Mose dünkte sie Treue gegen seine Lehre. Je mehr sie sich in die versenkten mit ihrer Erinnerung an ihn und sein Wort: wo er es geredet und zu wem und welcher Gestalt es offenbar geworden war in wunderbaren Taten, – je tiefer sie in sein Vermächtnis ein-

drangen und je inniger sie sich all dem hingaben, was unverlierbar von ihm geblieben war und wirkend, um so schmerzlicher vermißten sie ihn, und um so sehnlicher wünschten sie ihn nahe zu Frage und Trost. Je näher jedoch sie nun dem kamen, den sie zuvor unter der Gestalt des lebendigen Menschen niemals gefunden, um so näher kam zu ihnen der lebendige Gott. Noch trennten sie manche Schranken der Einfalt von ihm, Schranken des Stolzes, der Selbstsucht und Kleingläubigkeit. Einmal aber, das war gewiß, einmal erfaßte die himmlische Flammenglut seines neuen Wesens auch diese trennenden Wände und versetzte die Elf in den Brand des unaussprechlichen geistigen Gesichts. In ihnen lag eine große Erinnerung: Er; sie mußte ihr Leben werden, ganz und gar; und je tiefer sie in sich gingen, das war: in Ihn, und je mehr sie von sich selbst aufgaben, je weniger sie rechteten und je inniger und stiller sie sich dem großen Geheimnis, das er mitgenommen, zum Opfer brachten, um so näher kamen sie dem Grabe, darin er wartete; um so näher gelangten sie dem Reich, von dem er in seiner letzten Nacht mit ihrer dreien gesprochen, ihnen darin den Trug seines Todes zu offenbaren am Leben, an seinem wirklichen Leben, dem weltweit wirkenden.

Aus: Edzard Schaper, Das Leben Jesu

*

Rainer Maria Rilke

Zwei Briefe an Gräfin Margot Sizzo

Château de Muzot sur Sierre/Valais,
am Drei-Königstage 1923

Meine verehrte Gnädigste Gräfin,

noch vor einigen Tagen las ich Ihren frohen Brief aus dem Sommer wieder, und begriff gar nicht die Säumigkeit meiner Brieffeder, die diese gütigen, in so vielfacher Weise mitteilsamen Zeilen so lange unerwidert lassen konnte. Und doch schrieb ich

nicht gleich! Es ist, als ob meine Feder – leider hat man ja die gleiche für alles Schriftliche, Arbeit und Korrespondenz – sich durchaus eine Ruhe erzwingen wollte nach den großen Anstrengungen des vorigen Jahres... Und auch ich selbst: Einer solchen Arbeitsausgabe folgt jedesmal ein Ratlossein, nicht daß man eigentlich leer wäre, aber bestimmte Vorräte des eigenen Wesens sind verwandelt, sind fortgegeben und gleichsam dem eigenen persönlichen Gebrauche für immer entzogen. Man mag sich nicht sofort nach anderem, innerem Besitz umsehen – man weiß eigentlich nicht, was man mag, es ist ein Zustand des Zögerns, des Sich-langsam-Umwendens – und es zeigt sich, daß man in solcher Zeit ungern „Ich" sagt, denn was wäre ohne Anstrengung und Zwang von solchem Ich auszusagen? Oft in solchen Momenten, früher, kam mir dann ein äußerer Wechsel zustatten, was sowohl dem Ausruhen wie dem Neuanfangen günstig war (– ein Teil meiner Unstätheit mag sich sogar daraus erklären, daß ich jedesmal nach Ablauf einer derartigen Intensitätsperiode, jede Veränderung die sich von außen anbot, als eine erwünschte Hilfe hinnahm...); auch diesmal wäre es vielleicht so gekommen, ich war entschlossen, Muzot zu verlassen, sei es, um wieder nach Paris zu ziehen (was für gewisse Studien, die ich vorhabe, längst geboten wäre), sei es, um unsere – mir selber noch unbekannte Urheimat, Kärnten aufzusuchen und zu sehen, ob dort eine Niederlassung möglich wäre... Das Familienwappen, ich glaube mit einer Jahreszahl des 14. Jahrhunderts, soll noch im Ständehaus in Klagenfurt, immer wieder aufgefrischt, vorkommen – und ich, nicht allein weil ich der letzte Männliche meines Stammes bin, fühlte mich ganz geeignet, einen solchen weiten Kreis durch eine Art Heimkehr dorthin, wenn das ohne Gewaltsamkeit möglich ist, zu schließen, um mich für einige Zeit dort anzusiedeln, von wo wir, wie Legende und Überlieferung versichert, ausgegangen sind! („Csakathurn", wie es heißt eines der ältesten Lehensgüter der Kärntner Rilke, ist ja nun, wenn ich nicht irre, ein erblicher Besitz und Titel in der Familie der Grafen Festetics, Ihrer Verwandten!) – Aber dann

war der mindeste Versuch, beweglich zu werden, sofort mit so viel Schwierigkeiten verbunden, daß ich mehr und mehr nachgab und mich noch für einen Winter auf Muzot einschloß, im besten Entschluß, auch die diesmalige Klausur so fruchtbar als möglich zu machen. Ich nahm denn auch gleich verschiedene Übersetzungsarbeiten auf, die mich wohl durch die stillen Monate hin reichlich beschäftigen werden, und ich würde darin schon weiter sein, wenn nicht gesundheitliche Störungen sich über jeder etwas heftigeren Anstrengung oder Erregung einstellten, offenbar auch eine Folge der etwas forcierten Leistung der vorigen Arbeitsperiode.

Dies alles von mir, liebe gnädigste Gräfin! Wo Ihr neuester Brief doch so unmittelbaren und unvermutet schmerzlichen Anlaß gebracht hat, von Ihnen und zu *Ihnen* zu reden. Aber gerade weil dieses so sehr not tut, wollte ich mich Ihnen, nach so langem Schweigen, erst wieder tatsächlich gegenwärtig gemacht haben, damit die warmen Worte der Teilnehmung, die Ihnen zuzuwenden ich mich aufs Natürlichste gedrängt fühle, nicht aus zu vagem Ursprung zu Ihnen hinüberkämen. Damit Sie um so besser fühlen, *wer* sie spricht und aus welcher Lage. Worte..., können es solche der Tröstung sein? – ich bin dessen nicht sicher, ich glaube auch nicht recht, daß man sich über einen Verlust von der Plötzlichkeit und Größe dessen, den Sie erlitten haben, trösten kann oder soll...

„Wehe denen, die getröstet sind", so ähnlich notiert die mutige Marie Lenéru in ihrem merkwürdigen „Journal", und hier wäre ja auch Trost eine der vielen Ablenkungen, eine Zerstreuung, also im Tiefsten ein Leichtsinniges und Unfruchtbares. – Selbst die Zeit „tröstet" ja nicht, wie man oberflächlich sagt, sie räumt höchstens ein, sie ordnet – und nur weil wir die Ordnung, zu der sie so still mitwirkt, später so wenig genau nehmen, ja, sie so wenig betrachten, daß wir das nun Eingestellte und Besänftigte, im großen ganzen Versöhnte, statt es dort zu bewundern, nur weil es uns nicht mehr so wehe tut, für eine unsrige Vergeßlichkeit und Schwäche des Herzens halten. Ach, wie wenig *vergißt* es das

Herz – und wie stark wäre es, wenn wir ihm nicht seine Aufgaben entzögen, ehe sie völlig und eigentlich geleistet sind! – Nicht sich trösten wollen über einen solchen Verlust, müßte unser Instinkt sein, vielmehr müßte es unsere tiefe schmerzhafte Neugierde werden, ihn ganz zu erforschen, die Besonderheit, die Einzigkeit gerade *dieses* Verlustes, seine Wirkung innerhalb unseres Lebens zu erfahren, ja wir müßten die edle Habgier aufbringen, gerade um *ihn*, um seine Bedeutung und Schwere, unsere innere Welt zu bereichern... Ein solcher Verlust ist, je tiefer er uns trifft und je heftiger er uns angeht, desto mehr eine *Aufgabe*, das nun im Verlorensein hoffnungslos Betonte, neu, anders und endgültig in Besitz zu nehmen: *dies* ist dann unendliche Leistung, die alles Negative, das dem Schmerz anhaftet, alle Trägheit und Nachgiebigkeit, die immer einen Teil des Schmerzes ausmacht, auf der Stelle überwindet, dies ist tätiger, innen wirkender Schmerz, der einzige, der Sinn hat und unserer würdig ist. Ich liebe nicht die christlichen Vorstellungen eines Jenseits, ich entferne mich von ihnen immer mehr, ohne natürlich daran zu denken, sie anzugreifen...; sie mögen ihr Recht und Bestehen haben, neben so vielen anderen Hypothesen der göttlichen Peripherie – aber für mich enthalten sie zunächst die Gefahr, uns nicht allein die Entschwundenen ungenauer und zunächst unerreichbarer zu machen –; sondern auch wir selber, uns in der Sehnsucht hinüberziehend und *fort* von hier, werden darüber weniger bestimmt, weniger irdisch: was wir doch, vor der Hand, solange wir hier sind, und verwandt mit Baum, Blume und Erdreich, in einem reinsten Sinne zu bleiben, ja immer erst noch zu werden haben! Was mich angeht, so starb mir, was mir starb, sozusagen in mein eigenes Herz hinein: der Entschwundene, wenn ich ihn suchte, nahm sich *in* mir eigentümlich und so überraschend zusammen, und es war so rührend zu fühlen, daß er nun *nur* noch dort sei, daß mein Enthusiasmus, seiner dortigen Existenz zu dienen, sie zu vertiefen und zu verherrlichen, fast in demselben Augenblick die Oberhand bekam, in dem sonst der Schmerz die ganze Landschaft des Gemüts überfallen

und verwüstet haben würde. Wenn ich mich erinnere, wie ich – oft bei äußerster Schwierigkeit, einander zu verstehen und gelten zu lassen – meinen Vater geliebt habe! Oft in der Kindheit verwirrten sich die Gedanken und das Herz erstarrte mir über der bloßen Vorstellung, er könne einmal nicht mehr sein; mein Dasein schien mir so völlig durch ihn bedingt (mein, von vorneherein doch so anders gerichtetes Dasein!), daß sein Fortgehen meiner innersten Natur gleichbedeutend war mit meinem eigenen Untergang..., aber so tief steckt der Tod im Wesen der Liebe, daß er ihr (wenn wir ihn nur mitwissen, ohne uns durch die ihm angehängten Häßlichkeiten und Verdächte beirren [zu] lassen) nirgends widerspricht: wo schließlich, kann es Eins, das wir unsäglich im Herzen getragen haben, anders hin verdrängen, als in eben dieses Herz, wo wäre die „Idee" dieses geliebten Wesens, ja seine unaufhörliche Wirkung (denn wie könnte die aufhören, die doch schon, da es mit uns lebte, von seiner greifbaren Gegenwart mehr und mehr unabhängig war)... wo wäre diese immer schon geheime Wirkung gesicherter, als in uns?! Wo könnten wir ihr näher kommen, wo sie reiner feiern, wann ihr besser gehorchen, als wenn sie mit unseren eigenen Stimmen verbunden auftritt, als ob unser Herz eine neue Sprache gelernt hätte, eine neues Lied, eine neue Kraft! – Ich werf es allen modernen Religionen vor, daß sie ihren Gläubigen Tröstungen und Beschönigungen des Todes geliefert haben, statt ihnen Mittel ins Gemüt zu geben, sich mit ihm zu vertragen und zu verständigen. Mit ihm, mit seiner völligen, unmaskierten Grausamkeit: diese Grausamkeit ist so ungeheuer, daß sich gerade bei ihr der Kreis schließt: sie führt schon wieder an das Extrem einer Milde, die so groß, so rein und so vollkommen klar ist (aller Trost ist trübe!), wie wir nie, auch nicht im süßesten Frühlingstag, Mildigkeit geahnt haben. Aber zur Erfahrung dieser tiefsten Milde, die, empfänden sie nur einige von uns mit Überzeugung, vielleicht alle Verhältnisse des Lebens nach und nach durchdringen und transparent machen könnte: zur Erfahrung dieser reichsten und heilsten Milde hat die Menschheit niemals auch nur die ersten

Schritte getan – es sei denn in ihren ältesten, arglosesten Zeiten, deren Geheimnis uns fast verloren gegangen ist. Nichts, ich bin sicher, war je der Inhalt der „Einweihungen", als eben die Mitteilung eines „Schlüssels", der erlaubte, das Wort „Tod" ohne Negation zu lesen; wie der Mond, so hat gewiß das Leben eine uns dauernd abgewendete Seite, die nicht sein Gegenteil ist, sondern seine Ergänzung zur Vollkommenheit, zur Vollzähligkeit, zu der wirklichen heilen und vollen Sphäre und Kugel des Seins. Man sollte nicht fürchten, daß unsere Kraft nicht hinreichte, irgendeine, und sei es die nächste und sei es die schrecklichste Todeserfahrung zu ertragen; der Tod ist nicht über unsere Kraft, er ist der Maßstrich am Rande des Gefäßes: wir sind voll, so oft wir ihn erreichen – und Vollsein heißt (für uns) Schwersein... das ist alles. – Ich will nicht sagen, daß man den Tod lieben soll; aber man soll das Leben so großmütig, so ohne Rechnen und Auswählen lieben, daß man unwillkürlich ihn (des Lebens abgekehrte Hälfte), immerfort miteinbezieht, ihn mitliebt – was ja auch tatsächlich in den großen Bewegungen der Liebe, die unaufhaltsam sind und unabgrenzbar, jedesmal geschieht! Nur weil wir den Tod ausschließen in einer plötzlichen Besinnung, ist er mehr und mehr zum Fremden geworden und, da wir ihn im Fremden hielten, ein Feindliches.

Es wäre denkbar, daß er uns unendlich viel näher steht, als das Leben selbst... Was wissen wir davon?! Unser effort (dies ist mir immer deutlicher geworden mit den Jahren, und meine Arbeit hat vielleicht nur noch den einen Sinn und Auftrag, von dieser Einsicht, die mich so oft unerwartet überwältigt, immer unparteilicher und unabhängiger ... seherischer vielleicht, wenn das nicht zu stolz klingt ... Zeugnis abzulegen), ...unser effort, mein ich, kann nur dahingehen, die Einheit von Leben und Tod vorauszusetzen, damit sie sich uns nach und nach erweise. Voreingenommen, wie wir es gegen den Tod sind, kommen wir nicht dazu, ihn aus seinen Entstellungen zu lösen... glauben Sie nur, liebe gnädigste Gräfin, daß er ein Freund ist, unser tiefster, vielleicht

der einzige durch unser Verhalten und Schwanken niemals, niemals beirrbarer Freund... und das, versteht sich, nicht in jenem sentimental-romantischen Sinn der Lebensabsage, des Lebens-Gegenteils, sondern unser Freund, gerade dann, wenn wir dem Hiersein, dem Wirken, der Natur, der Liebe... am leidenschaftlichsten, am erschüttertsten zustimmen.
Das Leben sagt immer zugleich: Ja und Nein. Er, der Tod (ich beschwöre Sie, es zu glauben!) ist der eigentliche Ja-Sager. Er sagt nur: Ja. Vor der Ewigkeit.

Denken Sie an den „Schlafenden Baum". Ja, wie gut, daß es mir einfällt. Denken Sie an all die kleinen Bilder und die Zuschriften dazu – wie haben Sie da, im jugendlich-arglosen Vertrauen, immerfort beides in der Welt erkannt und bejaht: das Schlafende und das Wache, das Licht und das Dunkle, die Stimme und das Schweigen..., la présence et l'absence.
Alle die scheinbaren Gegenteile, die irgendwo, in einem Punkt zusammenkommen, die an einer Stelle die Hymne ihrer Hochzeit singen – und diese Stelle ist – vor der Hand – unser Herz!

Immer Ihr dauernd ergebener

Rilke

Château de Muzot sur Sierre/Valais,
am 12. April 1923

Meine verehrte gnädigste Gräfin,

es ist Zeit, daß ich den beiden kleinen Sendungen der vorigen Woche nun auch ein Wörtliches und Mitteilendes nachsende; dieses vor allem: den wörtlichen Dank für Güte und Freundschaft Ihres Briefes vom 10. März. Glauben Sie, ich habe ihn wieder und wieder gelesen, um Ihnen nahe zu sein und ganz den jetzigen Zustand Ihres Schmerzes zu verstehen und aufzufassen. Wie tief muß er sein, da Sie bis zu jenen Stellen seiner Windstille eindringen konnten (wenige Menschen, schon ans Mißtrauen gegen

den Schmerz, gelangen dorthin) – und wie wahrhaft ist er, da Sie ihn bis ins Körperlichste verfolgen und ihn in seinen beiden Extremen erfahren können: ganz im Seelischen, dort wo er uns so unendlich übertrifft, daß wir ihn nur noch als Stille, als Pause, als Intervall unserer Natur empfinden, und auch wieder, plötzlich, an seinem anderen Ende, wo er wie ein leibliches Wehtun ist, ein unbeholfener heilloser Kinderschmerz, der Stöhnen macht. Aber ist es nicht wunderbar (und ist es nicht irgendwie ein Werk der Mütterlichkeit), so in den Kontrasten des eigenen Wesens herumgeführt zu sein? Und Sie empfindens ja auch oft wie eine Einweihung, eine Einführung ins Ganze und so, als könne einem nichts Böses, nichts in bösem Sinne Tödliches mehr widerfahren, wenn dieses elementarische Leid einmal rein und wahrhaftig durchgemacht ist. – Ich habe mir oft gesagt, daß dieses der Drang oder (wenn so zu sagen erlaubt ist) die heilige List der Märtyrer war, daß sie verlangten, den Schmerz, den fürchterlichsten Schmerz, das Übermaß alles Schmerzes, hinter sich zu legen – das, was sich sonst, unvorsehlich, in kleinen oder größeren Dosen körperlichen und seelischen Leidens über ein Leben verteilt und mit seinen Momenten vermischt – diese ganze Leidensmöglichkeit auf einmal heraufzurufen, zu beschwören, damit dahinter, nach solcher Überstehung, nur noch die Seligkeit sei, die ununterbrochene Seligkeit im Anschauen Gottes – die nichts mehr stören kann, am Ausgang der Überwindungen... So ist auch der Verlust, dessen Schatten über Ihnen liegt, eine Aufgabe des Überstehens, ja ein Aufarbeiten alles Leidens, das über uns kommen kann – (denn mit der Mutter, die uns verläßt, fällt aller Schutz), eine ungeheuere Abhärtung ist auszuhalten – aber dafür geht (und auch das fingen Sie schon an zu fühlen)... dafür geht nun die Macht des Schützens in Sie über, und alle Mildigkeit, die Sie bisher noch empfangen durften, wird mehr und mehr in Ihrem Inneren aufblühen und es wird nun Ihre neue Fähigkeit sein, sie als ein Eigenes (unsäglich, um den tiefsten Preis Ererbtes und Erworbenes), von sich aus, auszuteilen.

Mehr als einmal schon habe ich Ihnen angedeutet, wie ich mehr und mehr in meinem Leben und in meiner Arbeit nur noch von dem Bestreben geführt bin, überall unsere alten Verdrängungen zu korrigieren, die uns die Geheimnisse entrückt und nach und nach entfremdet haben, aus denen wir unendlich aus dem Vollen leben könnten. Die Furchtbarkeit hat die Menschen erschreckt und entsetzt: aber wo ist ein Süßes und Herrliches, daß nicht zu Zeiten diese Maske trüge, die des Furchtbaren? Das Leben selbst – und wir kennen nichts außer ihm – ist es nicht furchtbar? Aber so wie wir seine Furchtbarkeit zugeben (nicht als Widersacher, denn wie vermöchten wir ihr gewachsen zu sein?), sondern irgendwie in einem Vertrauen, daß eben diese Furchtbarkeit ein ganz Unsriges sei, nur ein, vor der Hand, für unsere lernenden Herzen noch zu Großes, zu Weites, zu Unumfaßliches..., so wie wir, meine ich, seine schrecklichste Furchtbarkeit bejahen, auf die Gefahr hin, an ihr (d. h. an unserem Zuviel!) zugrunde zu gehen – erschließt sich uns eine Ahnung des Seeligsten, das um diesen Preis unser ist. Wer nicht der Fürchterlichkeit des Lebens irgendwann, mit einem endgültigen Entschlusse, zustimmt, ja ihr zujubelt, der nimmt die unsäglichen Vollmächte unseres Daseins nie in Besitz, der geht am Rande hin, der wird, wenn einmal die Entscheidung fällt, weder ein Lebendiger noch ein Toter gewesen sein. Die Identität von Furchtbarkeit und Seeligkeit zu erweisen, dieser zwei Gesichter an demselben göttlichen Haupte, ja dieses einen einzigen Gesichts, das sich nur so oder so darstellt, je nach der Entfernung aus der, oder der Verfassung, in der wir es wahrnehmen...: dies ist der wesentliche Sinn und Begriff meiner beiden Bücher, von denen nun das eine, die Sonette an Orpheus, schon in Ihren gütigen Händen ist.

Ich hatte Freunde hier zu Besuch um Ostern und habe (zum drittenmal nun) diese Gedichte vorgelesen; dabei erfuhr ich, jedesmal, wie sehr man der Aufnehmung zu Hilfe kommen kann, durch kleine, nebenbei ausgesprochene Erklärungen. Aber dafür ist das persönliche Vorlesen notwendig... – Während des Lesens,



Leo von König: Pfauen. Ölgemälde

neulich abend, gedachte ich Ihrer, liebe gnädigste Gräfin, und wünschte mir so sehr einmal dieses Buch, Blatt für Blatt, mit Ihnen durchzusehen, um Ihnen jedes einzelne Gedicht in seiner ganzen Stärke hinzustellen. Ich weiß jetzt, es ist keines da, das nicht klar und ergiebig wäre, wenn auch manche dem unsäglichen Geheimnis so nahegestellt sind, daß sie nicht zu erklären blieben, sondern eben nur... auszuhalten. Aber ich erfuhr, wieviel meine Stimme, unwillkürlich, zur Deutung beiträgt, schon deshalb, weil das ganze Mysterium der Entstehung dieser Verse noch in ihr zittert und sich, in unbeschreiblichen Schwingungen, auf den Anhörer überträgt.

Auch davon, wenn ich nicht irre, erzählte ich Ihnen schon: daß diese merkwürdigen Sonette an Orpheus keine beabsichtigte oder erwartete Arbeit waren; sie stellten sich, oft viele an einem Tag (der erste Teil des Buches ist in etwa drei Tagen entstanden), völlig unerwartet ein, im Februar vorigen Jahres, da ich vielmehr dabei war, mich für die Fortsetzung jener anderen Gedichte – der großen Duineser Elegien – zu sammeln. Ich konnte nichts tun, als das Diktat dieses inneren Andrangs rein und gehorsam hinzunehmen; auch begriff ich erst nach und nach den Bezug dieser Strophen zu der Gestalt jener achtzehn- oder neunzehnjährig verstorbenen Wera Knoop, die ich wenig gekannt und nur ein paarmal im Leben, da sie noch ein Kind war, gesehen habe, freilich mit eigentümlicher Aufmerksamkeit und Ergriffenheit. Ohne daß ich es so anordnete (bis auf wenige Gedichte am Eingang des zweiten Teils behielten alle Sonette die chronologische Folge ihrer Entstehung), ergab es sich, daß nur jeweils die vorletzten Gedichte der beiden Teile auf Wera ausdrücklich Bezug nehmen, sie anreden, oder ihre Gestalt hervorrufen.

Dieses schöne Kind, das erst zu tanzen anfing und, bei allen, die sie damals sahen, Aufsehen erregte, durch die ihrem Körper und Gemüt eingeborene Kunst der Bewegung und Wandlung – erklärte ihrer Mutter unvermutet, daß sie nicht länger tanzen könne oder wolle...; (das war eben am Ausgang des Kindseins) ihr

Körper veränderte sich seltsam, wurde, ohne seine schöne östliche Gestaltung zu verlieren, seltsam schwer und massiv... (was schon der Anfang der geheimnisvollen Drüsenerkrankung war, die dann so rasch den Tod herbeiführen sollte)... In der Zeit, die ihr noch blieb, trieb Wera Musik, schließlich zeichnete sie nur noch – als ob sich der versagte Tanz immer leiser, immer diskreter noch aus ihr ausgäbe... Ich kannte ihren Vater, Gerhard Ouckama-Knoop, der den größten Teil seines Lebens, als Ingenieur, an den großen Knoopschen Spinnereien in Moskau zugebracht hatte. Ein Herzleiden, dessen merkwürdige Beschaffenheit den Ärzten ein Rätsel war, zwang ihn später, sich aus dieser Tätigkeit zurückzuziehen, er kam mit seiner Frau und seinen beiden Töchtern (deren Wera die jüngere war), nach Deutschland und hatte noch Zeit, ein paar Bücher zu verfassen, die nicht unbekannt geblieben sind, aber die große Eigentümlichkeit des Erlebens, das diesen bescheidenen Mann beschäftigte und ausfüllte, vielleicht nicht genügend erkennen lassen. Seine letzten Jahre müssen voll großartiger Einsichten und Hellheiten gewesen sein, – und sein Sterben, begünstigt vielleicht durch die besonderen Zustände seines Herzens, war eine restlose Lösung des Hiesigen in einer unbeschreiblichen Klärung seines Geistes..., er starb wissend, gewissermaßen überflutet von Einsichten ins Ewige, und sein letzter Atem wurde ihm zugeweht von den, durch ihn erregten, Flügeln der Engel... Ich kannte auch ihn nicht viel, denn in Paris wohnend, wo er mich nur einmal besuchte, fehlte mir die Möglichkeit näheren Umgangs mit ihm...; aber es bestand zwischen uns, von Anfang an, jener Instinkt des Vertrauens, jene gar nicht weiter zu beweisende Freude aneinander – die vielleicht aus der gleichen Quelle stammte wie die unerhörte Eingebung, die mich nun so unbegreiflich begabt hat, der jungen Wera dieses Grabmal aufzurichten!
Es würde zu weit führen, wollte ich nun versuchen, einzelne der Sonette zu kommentieren, auch möchte ich so gerne diesen Grund für eine künftige Begegnung bestehen lassen. Immerhin, damit Sie das Buch richtig lesen, meinte ich diese vorangehenden Hin-

weise Ihnen schreiben zu dürfen – so manches wird sich nun aus ihnen ergeben und als leichte Begleitung bei Ihren Lesestunden mitwirken.
Vielleicht ists noch gut zu wissen, daß das XVI. Sonett (des ersten Teils), Seite 22, an einen Hund gerichtet ist: ich wollte das absichtlich nicht ausdrücklich anmerken, weil das fast wieder wie eine Ausschließung (oder doch Absonderung) des Geschöpfes gewirkt haben würde, das ich ja gerade ganz in unser Geschehen hereinnehmen wollte. (Errät mans wohl, erriete mans, daß da ein Hund angeredet ist?)
Ich schließe, verehrte Gräfin. Die Anemonen! Was Sie wohl zu denen gesagt haben (falls sie noch ungefähr kenntlich angekommen sind). Im vorigen Jahr sagte man mir, diese dunkelviolette bepelzte Art der Pulsatille wäre nur im Wallis zu Hause; unerfahren, wie ich leider in Botanik bin, glaubte ich das gerne, heuer aber kam jemand durch, der nannte die kleine Blume, in schmählicher Vertraulichkeit „Kuh-" oder sogar „Küchenschelle" und versicherte mir, que c'était tout ce qu'il y a de plus commun...
Nun, das täte ja ihrer Schönheit weiter keinen Eintrag, wunderte mich aber, denn, wie sie hier so, im Gestein, als erstes aufkommt, in der Vorsicht ihres silbernen, noch für alle Unbillen eingerichteten Pelzes, nimmt sie sich wirklich selten und edel aus. – Kannten Sie sie? Gibt es die gleiche in Ungarn?
Ich hatte Musik hier zu Ostern, muß ich noch erzählen, herrliche Musik – ein Ereignis für mich, der ich so selten dazukomme, Musik aufzunehmen (und vielleicht mir auch gar nicht wünschte, oder es nicht wagte, ihr öfter offen zu sein). Mit meinen Schweizer Freunden war eine noch ganz junge Geigerin zu mir gekommen, von der man mir versichert, daß sie schon jetzt unter den besten und außerordentlichsten Künstlern ihres Instrumentes gälte. Sie spielte mir Bach während dreier Tage, fast nur Bach – und wie, wie! Mit welcher Erwachsenheit und Sicherheit der Geige, mit welcher Entschlossenheit. (So müßten Schicksale, so müßten Leben sein; aber nur im Schicksalslosen gibt es diese straffe

Stärke, die das Sanfte in sich faßt und schützt – und diese Genauigkeit.) Die junge Künstlerin, Alma Moodie (Schottin vom Vater her, Irländerin von Mutterseite, in Australien geboren, gegenwärtig in Berlin mit Flesch arbeitend) geht, soviel ich weiß, nächstens auf einer Tournee nach Rumänien ... Wenn sie durch Ungarn kommt und in Pest spielt und es trifft sich so, bitte, hören Sie sie...

Ich gab ihr (nach Rumänien) das entzückende Buch der Psse Marthe Bibesco mit, Isvor, le pays des Saules, zwei Bände... ein Buch voll tiefer Erfahrungen des aus ältesten Überlieferungen herstammenden Lebens und Fühlens des dortigen Volkes – Seiten von reinster Empfindung und Poesie: soll ich es Ihnen senden? (denn ich glaube, es ist schwer, im Auslande französische Bücher zu erhalten). In dauernder Ergebenheit Ihnen dankbar zugewendet

Ihr

Rilke

*

Tsuneyoshi Tsudzumi

Die japanische Rittermoral „Bushidô"

Es mag zunächst als ein starker Widerspruch erscheinen, wenn man den westlichen Begriff des Ritters mit dem japanischen Bushidô in Verbindung bringt. Gewiß besteht zwischen beiden eine tiefe Kluft. Ich denke aber doch auch an mehrere verwandte Züge bei den so grundverschiedenen Erscheinungen. Die westliche Ritterlichkeit findet, wie ich glaube, ein gewisses Ebenbild nirgendswo als in dem japanischen Bushidô und umgekehrt. Ich werde mich bei der folgenden Beschreibung möglichst oft auf das westliche Rittertum beziehen, um Leichtverständlichkeit und Deutlichkeit zu gewinnen – der Unterschied wird sich von selbst ergeben.

Der Inselbewohner, der sich oft seiner eigenen Kultur nicht bewußt ist, hat über diesen wichtigen Zug des Volkstums sehr ver-

schiedene Meinungen. Der freier denkende Japaner will darin bloß einen kläglichen Rest des starren Feudalismus sehen, während der konservative ihn blindlings hochschätzt und seinen Wert besonders betont. Beide wissen aber von der eigenartigen Rittermoral „Bushidô" nur sehr wenig. Der eine hält den letzten Abschnitt ihrer Entfaltung ohne weiteres für das Ganze; der andere vermengt sie sehr gern mit dem Konfuzianismus. Sie vertreten aber immerhin herrschende Meinungen auf den Inseln, obgleich sich in letzter Zeit auch auf diesem Gebiete eine bessere Erkenntnis zu verbreiten beginnt.

Für das europäische Rittertum kann man wohl ein genaueres Datum setzen, da die Bezeichnung „Ritter" ihre untrennbare Beziehung zur Kampfesweise des reitenden Kriegers andeutet, so daß sie mit dieser blühte und verfiel. Der reitende Krieger erschien in Europa zur Regierungszeit Karls des Großen; wir dürfen die obere Grenze, wenn wir wollen, bis dahin hinaufschieben, jedoch bildete sich der eigentliche Ritterstand erst im 12. Jahrhundert. Die untere Grenze fällt in die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts, in dem sich die Kampfesweise durch die Erfindung der Feuerwaffen änderte; man darf sie aber auch noch tiefer ansetzen, da Kaiser Maximilian I. als der letzte Ritter bezeichnet wird.

Bei der japanischen ethischen Rittermoral „Bushidô" liegen die Dinge beträchtlich anders. Etymologisch bedeutet das Wort „den Weg des Kriegers". Der Krieger heißt in alter Sprache „Mononofu", dann „Samurai" und „Bushi". Nach der Restauration Meiji sind all diese Ausdrücke außer Gebrauch gekommen, da die allgemeine Wehrpflicht eingeführt wurde und der besondere Stand des Kriegers verschwand. Es ist daher nicht zu leugnen, daß sie für unser Ohr schon einen veralteten Klang haben. Wenn wir Japaner aber nachdenken, ob wir den Inbegriff der Tugenden, die mit dem Namen „Bushidô" bezeichnet werden, einfach für vergangen ansehen dürfen, so müssen wir zugeben, daß das voreilig war. Erstens ist der Begriff nicht wie der westliche so innig

mit einer besonderen, vergänglichen Kampfesweise verbunden; zweitens gelten die Tugenden, die die Grundlage des Bushidô ausmachen, ebenfalls für die Soldaten der Gegenwart, wie von dem großen Kaiser Meiji ausdrücklich betont wurde. Andererseits aber will ich mich der Tatsache nicht verschließen, daß der Japaner mit den alten Ausdrücken Mononofu, Samurai und Bushi eine ganz andere Vorstellung verbindet als die des modernen Soldaten, da ihm dabei der historische Hintergrund, der ja auch in der Tat auf die Gestalt des Kriegers jeweils mannigfach eingewirkt hat, nie aus dem Sinne kommt. Es wird also eine Aufgabe dieses Kapitels sein, im Bushidô den unvergänglichen Volkscharakter und die vorübergehenden Kulturerscheinungen auseinanderzuhalten und zugleich herauszuarbeiten, wie doch diese vergänglichen Erscheinungen zur Erhärtung des besonderen Charakters beigetragen haben. Ich betrachte also die japanische Rittermoral als ein Stück echt japanischer ethischer Kultur und glaube, daß ich manches, was ich von dem Shintôismus gesagt habe, auch für Bushidô gelten lassen darf, obgleich jener viel umfassender und bedeutender ist und daher im Grunde genommen die Kriegertugend in sich schließt.

Was ist es denn nun nach volkstümlicher Meinung, was die Rittermoral vor der allgemeinen Kriegertugend auszeichnet? Loyalität, Pietät gegen Eltern, Charakterfestigkeit, Tapferkeit, Menschenliebe, Bescheidenheit usw., die der Inselbewohner gewöhnlich dazu rechnet, reichen doch nicht aus, um die Eigenart des Bushidô zu begründen. Ich möchte also hier auf eine charakteristische Denkweise des japanischen Kriegers aufmerksam machen; das ist nichts anderes als das besondere Ehrgefühl im Hinblick auf die eigene Herkunft. Man mag wohl zunächst ein solches Gefühl nicht hochschätzen, es vielmehr rücksichtslos als Eitelkeit bezeichnen, die auch bei Primitiven oft zu finden ist. Im Fall des Bushidô wäre man damit aber im Unrecht, da es sich hier nicht um den eitlen Stolz auf die Herkunft, sondern um die schon beschriebene, dem Volk eigentümliche shintôistische Gesinnung handelt; der japani-

sche Bushi fühlte nämlich durch seine eigene Person seine Sippe von ganz alten Zeiten her vertreten. Er war freilich sehr stolz auf vornehme Herkunft und insbesondere auf den Ruhm der Vorfahren, allein dieser Stolz erweckte in ihm sogleich das Gefühl der Pflicht, die ruhmvolle Herkunft keinesfalls durch sein Handeln zu verletzen; die mögliche Schande war ja durchaus nicht auf ihn beschränkt, sondern bei seiner Einstellung müßten alle seine Nachkommen darunter leiden, so daß er sie womöglich gern mit seinem Tode aus der Welt schaffen wollte. Dieses Gefühl kann sich der Leser, der die shintôistischen Kapitel gelesen hat, wie ich glaube, wohl vorstellen. Folgerichtig gab es auf den östlichen Inseln im Anfang keinen Kriegerstand, sondern Kriegersippen, die sich auf die Götterzeit zurückführen lassen.

Der Bushi lebte also nicht als ein abgesondertes Individuum, sondern als ein Glied der Ahnenreihe; das entsprach ja auch dem Shintôismus. Wenn der Bushi eine Heldentat geleistet hat, so dient sie nicht nur dem Ruhm seiner einzelnen Person, sondern dem der ganzen Ahnenreihe; sie verherrlicht die Väter und die Enkel ihres Urhebers; dasselbe gilt natürlich auch für Schimpf und Schande, die er auf sich zieht. Der Bushi dachte also ganz richtig: das eigene Leben besteht nur in einer Generation, der Name aber durch die ganze Reihe von Generationen. Wie gern ging er um des teuren Namens willen in den Tod! Sein Motto lautet: Empfange den Pfeil, sei's auch in die Stirn, doch nie in den Rücken, oder: Zeige dem Feinde nie den Rücken – denn vor dem Feinde fliehen, galt für eine unverwischbare Schande.

Solcher Gesinnung entsprach manche charakteristische Sitte auf dem Schlachtfeld, das eine Art Prüfungsplatz war, wo das Ehrgefühl des Bushi auf harte Probe gestellt wurde. Die Kampfweise des Bushi entsprach also auch durchaus seinem Standesbewußtsein. Er schädigte nicht gern einen friedlichen Bewohner des feindlichen Gebiets, es sei denn, daß dieser ihn irgendwie behelligte; denn er verachtete es, sein teueres Schwert mit Bauernblut zu besudeln. Es kam daher häufig vor, daß das nicht am Kampf

beteiligte Volk Zeuge ruhmvoller Taten auf dem Schlachtfeld war, indem es dem Kampf zuschaute und später davon weiter erzählte. Der Kampf blieb in der Regel auf den Bushi-Stand beschränkt; daraus erklärt sich auch der Plan der japanischen Burg, obgleich die Burg ihrem Wesen nach dem Geist des Bushidô nicht ganz entspricht und erst nach dem westlichen Vorbild richtig ausgestaltet wurde, also in späterer Zeit (nach dem 17. Jahrhundert). Der beim ersten Blick auffallende Unterschied der japanischen Burg sowie des verteidigungsfähigen Schlosses gegenüber dem europäischen (und auch dem chinesischen) besteht darin, daß die Burg ohne Rücksicht auf den Schutz der Bürger angelegt ist; die Stadt liegt immer außerhalb der Ringmauer, wie man bei den heute noch erhaltenen Schlössern sehen kann.

Bei der Schlacht war der Bushi sowohl Teilnehmer wie auch Zuschauer. Der namhafte Kämpfer ließ sich nicht gern mit dem ersten besten Feind ein, es sei denn, daß er von ihm durch Angriff dazu gezwungen wurde, sondern wählte einen seiner würdigen aus; es galt also, Mann gegen Mann einen Zweikampf auszufechten, um dadurch persönliche Auszeichnung und Ehre zu gewinnen, wie es ja auch beim westlichen Rittertum im großen und ganzen der Fall war. Wenn einer ihm etwa dabei zu Hilfe kam, so sah er darin nur eine schnöde Störung, und so kam es nicht selten zu Szenen, in denen die kämpfenden Parteien eine Weile den Streit einstellten und Zuschauerposten einnahmen, zumal da, wo zwei hervorragende Feldherren im Zweikampf standen. Wir lesen in dem Bruchstück des althochdeutschen Hildebrandliedes, wie sich der Heldengreis Hildebrand und der junge Hadubrand „zwischen zwei Heeren allein begegneten". Es geschah wohl aus väterlicher Besorgnis, daß der Alte den Jüngling anrief; er findet im Feinde den eigenen Sohn, und dieser sieht in der Angabe des Gegners, er sei sein Vater, eine feige List. Auch das alte Japan kannte die Herausforderung des Gegners; es herrschte die besondere Kriegssitte, daß der bedeutende Bushi, wenn er den Kampfplatz betrat, sich auf dem Pferde aufrichtete, gegen die feindliche Gruppe hin mit lauter

Stimme die eigene ehrwürdige Herkunft ungefähr dem Stammbaum gemäß vermeldete, der Väter Ruhm und Verdienst nachdrücklich erwähnte und damit einen ansehnlichen Feind zum Kampf aufforderte. Hierauf mußte ein auf sich selbst vertrauender Kämpfer der Gegenpartei dem Auffordernden entgegenreiten und ebenso stolz auf seine Herkunft und den Ruhm der Familie hinweisen. Erst nach solcher beiderseitigen Anerkennung wurde der Zweikampf ausgefochten. Es kam aber manchmal auch der eigenartige Fall vor, daß der eine der Kämpfer den Gegner mit Schimpf und Schmähung niederzuschmettern gedachte, wenn er nämlich zufällig von der unehrenhaften Kriegerlaufbahn des anderen etwas wußte; damit hatte er dann den Kampf schon zur Hälfte gewonnen, da der zu Recht Beschimpfte in seinem Mut geschwächt wurde.
Ein wichtiger Unterschied zwischen Bushidô und westlicher Ritterlichkeit, der nicht übersehen werden soll, betrifft die Gefangenschaft und die Wiedererlangung der Freiheit durch Lösegeld. Der Bushi nahm den Gegner ohne besonderen Grund nicht gefangen, denn die Gefangennahme war eine Beleidigung, die dem Bushi, der seinem Feinde ja nie den Rücken zeigen wollte, weit schlimmer als der Tod erschien. Ein Bushi mochte diese Schande nicht überleben, er ließ sich also bei lebendigem Leibe nicht gefangen nehmen und bat entweder den Sieger, wenn es nicht anders ging, um den viel leichter erträglichen Selbstmord, der ihm wohl auch von dem ritterlichen Gegner erlaubt wurde, oder er entleibte sich schnell vor der Gefangennahme. Gewöhnlich hieb der Sieger ohne weiteres dem Gegner den Kopf ab, den er zum Beweis seiner Tat dem Feldherrn brachte und dann oft aus Mitleid und Höflichkeit der Familie des erschlagenen Kriegers zum Begräbnis überreichte, sofern es sich um eine bedeutende Persönlichkeit handelte. Der Bushi legte auf Sitte und Gerechtigkeit großes Gewicht und beachtete sie auch gegenüber dem Feind. Er hätte sich schämen müssen, wenn er einen Gegner wegen des Lösegeldes zum Gefangenen gemacht hätte. Ein besonderes Zeugnis von der hohen Auffassung des Ehrgefühls gibt die Geschichte eines Bushi, der

den Tod einer unvermeidlichen Mißhandlung vorziehen wollte. Sein Kriegsgefährte wollte ihm den tief in den Kopf eingedrungenen Pfeil herausziehen; er stak aber so fest im Schädel, daß er mit den Händen den Pfeil fassen und den Fuß auf den Kopf setzen und dagegen stemmen mußte; der Verwundete entbrannte vor Zorn, hieb mit dem Schwert nach ihm und rief: Ich bin gefaßt auf den Tod, aber nicht auf den Schimpf, den du mir antust; lieber sterbe ich mit dir, dem Feind meiner Ehre. So peinlich war der Bushi um seine Ehre besorgt, denn diese gehörte ja, wie er zu sagen pflegte, nicht ihm allein, während der Tod nur ihn traf. Wenn alle Schande schließlich von der Todesfurcht herrührt, so muß sie dadurch aufgehoben werden, daß man sich über den Tod erhaben fühlt. Eine solche Anschauung ist es, die dem wegen seiner Eigenart fast weltbekannten Selbstmord „Seppuku“ oder „Harakiri“ (Bauchaufschlitzen) zugrunde liegt. Daraus entwickelte sich auch die Sitte des Selbstmords in Friedenszeiten, und zwar hauptsächlich in der Tokugawa-Zeit; allein der Selbstmord, der nicht lediglich in der Weise des Bauchaufschlitzens ausgeführt wurde, ist älteren Datums. Mitten im Gefecht hatte der Krieger selbstverständlich keine Zeit dazu. Der Feldherr nahm bei einer Niederlage oft mit dem Gefolge seine Zuflucht zu einem Tempel, damit er Zeit und Ruhe gewann, sich in der Art des Seppuku zu entleiben. Bei den japanischen Schlössern und Burgen (Shiro) galt der Berchfrit (Tenshu oder Tenshukaku, das Hauptgebäude zu Warte und Wehr) als letzter Verteidigungsposten; wenn bei der Belagerung alle Schutzgräben und Ringmauern überwältigt waren, zogen die Überlebenden sich in den Berchfrit zurück, da sie die Übergabe nicht überleben wollten, und begingen erst nach verzweiflungsvollem Widerstand auf dem obersten Stockwerk oder in einem dazu bestimmten Zimmer, welches das Gebäude regelmäßig hatte, Selbstmord, während unten vor der Tür einige todesmutige Haudegen den heranrängenden Feind zurückschlugen. Im Kriegsroman wird manchmal erzählt, wie ein Held hoch oben vom Tenshu die feindliche Masse kühn anschrie und ihr

seinen tapferen Selbstmord zur Schau stellte, indem er sich den Bauch aufschlitzte, die Eingeweide herausnahm und auf sie hinunterwarf. Darf man in solcher Tat nur einen unmenschlichen Barbarismus erblicken? Nein, das Seppuku war der äußerste Grad der Selbsterziehung für den Bushi; und das in besonderem Maße beim Selbstmord im Alltag der Friedenszeit, da es bei weitem mehr Selbstüberwindung erforderte, sich leidenschaftsfrei zu entleiben. Es entwickelte sich sogar eine zeremonielle Art des Selbstmordes, die dem Bushi-Kind bei der Mündigsprechung eingeprägt wurde. Als besonders musterhaft galt es, jede weichere Gefühlsregung zu unterdrücken, sich ganz still und ruhig zu benehmen und selbst in der Todesqual keine Miene zu verziehen. Der Bushi muß aus eigenem Erlebnis darum gewußt haben, daß der Ausdruck das Gefühl steigert. Im Zusammenhang hiermit steht wohl auch die in der westlichen Welt bemerkte Starre im Gesichtsausdruck des Japaners. Die Tugend des Bushi forderte, Gemütserregungen, Freude, Zorn, Trauer und Lust nicht im Gesicht zu zeigen. Andererseits aber ist es auch wahr, daß der Ausdruck das Pathos beschwichtigt, durch das sich die Natur des Menschen verrät.

Der Bushi soll nicht nur in der Gesinnung, sondern auch in der Lebensführung möglichst bescheiden sein. Diese Tugend wird leicht mit Sparsamkeit verwechselt. Der Unterschied besteht, wie man wohl nicht erst zu erklären braucht, darin, daß es dem Sparenden um die etwaigen Ersparnisse zu tun ist, während der Bescheidene überhaupt gleichgültig gegenüber Dingen der Sinnenwelt sein wird. Der erste Shôgun Minamoto Yoritomo belehrte einmal einen seiner Vasallen, indem er ihm den schönen Ärmel aus zehnfach übereinander gelegtem bunten Stoff – so prachtvoll gekleidet erschien er vor dem Herrn – unerbittlich zerschnitt. Damit meinte der wohlbedachte Feldherr, daß der Luxus, wie das Beispiel der Taira-Sippe erwiesen hat, verweichlicht und den Krieger verwöhnt. Die Fähigkeit zur äußersten Entbehrung im Fall eines Krieges, auf die die japanische Rittermoral ein besonderes Gewicht

legte und zu der sie den Bushi rechtzeitig im Frieden stählte, wurde durch die alltägliche bescheidene Lebensführung errungen. Von dem tugendhaften Shikken Hôjô Tokiyori wird noch heute erzählt, daß er ein ganz anspruchsloses Leben führte und damit auch zufrieden war. Die Gesinnung des Bushidô lebt im modernen Inselreich weiter und macht das Volk sowohl im Kriege wie auch im Frieden standhaft. Das gerade Gegenteil zu dieser Gesinnung sehe ich in dem europäischen Begriff „Komfort", der dem wahren Bushi wie ein Laster vorkommen muß. Andererseits war und ist das Streben nach Komfort eine wirksame Triebfeder in der erstaunlichen Entwicklung der westlichen Maschinenkultur, zu der denn auch der Japaner folgerichtig von sich selbst aus nicht gelangen konnte.

Die vielen Tugenden des Bushidô, die wir bisher betrachtet haben, wurden auf einmal bedeutungslos, wenn die eine, die sie krönen sollte, dem Bushi fehlte: die Loyalität, die Treue zum Herrscher. Die Loyalität des Japaners hätte eigentlich in erster Linie dem Kaiser gegenüber beobachtet werden sollen; das war während des feudalen Mittelalters bis zur Restauration Meiji zwar leider nicht immer selbstverständlich, aber es war doch auch niemals ganz in Vergessenheit geraten. Das konnte es schon darum nicht, weil erstens der Shôgun nur durch kaiserliche Ernennung anerkannt wurde; weil zweitens dieser im Namen des Kaisers wirkende Herrscher, wenn er seine Vasallen gegen sich loyal stimmen wollte, auch selbst ein gutes Beispiel seines Verhaltens gegenüber dem über ihm stehenden Kaiser geben mußte.

Zum Schluß möchte ich im Hinblick auf einen Vergleich mit dem westlichen Rittertum noch zwei wichtige Unterscheidungsmerkmale erwähnen. Das ist erstens das Verhältnis des Bushidô zur Feuerwaffe. Die westliche Feuerwaffe kam ungefähr um die Mitte des 16. Jahrhunderts durch Zufall auf die japanischen Inseln. Zwar beeinflußte die Waffe die Kriegführung und die Organisation des Heeres und beschleunigte die einheitliche Staatenbildung im damaligen Inselreich; trotz alledem konnte sie das

althergebrachte japanische Kriegertum doch nicht beseitigen. Wie können wir diese eigentümliche Erscheinung erklären? Es liegt zunächst daran, daß die japanische Rittermoral im Volkstum festgewurzelt ist und sich durch den äußerlichen Wandel der Welt nicht leicht aufheben läßt; der wesentliche Teil der Rittermoral lebt ja, wie schon gesagt, noch im gegenwärtigen Japan. Damit ist aber noch nicht der Grund dafür gegeben, warum die Einführung der Feuerwaffen nicht die Aufhebung des mittelalterlichen Feudalsystems zur Folge hatte. Dieser Sachverhalt läßt sich in zwei Richtungen erhellen; erstens wollte das Shôgunat mit allen Kräften dieses soziale System erhalten, dessen Beseitigung, wie man glaubte, den Untergang des Shogunats veranlassen mußte, und das wurde hauptsächlich durch seine Friedenspolitik ermöglicht. Zweitens kannte das Volk der Tokugawa-Zeit noch keine Fabrik, sondern nur Handwerk; die Eisenschmiede insbesondere stellte lediglich kleine Sachen her, wie Schwert und Speer, so daß das Schießgewehr nur stückweise produziert wurde und infolgedessen unsinnig teuer war. Und wennschon die Flinte nicht sehr zahlreich in Erscheinung trat, so erschien das sehr primitive Geschütz gar so selten, daß es als Kriegswaffe nicht in Frage kam. Wir lesen in einem damaligen Buch der Strategie, daß man nur die Flintentruppe an die Front stellte und alles, was darauf folgte, mit alten Waffen versah. So gelangte man lange Zeit nicht zur Erkenntnis, was die Feuerwaffe im Kriege zu leisten vermochte, und übte sich in der echt ritterlichen Fechtkunst weiter, wie es auch die Pflicht des Samurai war, der die Flinte als eine Waffe des Feigen ansah. Übrigens führte die Regierung sehr strenge Aufsicht über die Verbreitung von Feuerwaffen; man konnte mit einer Flinte nicht einfach über die Provinzgrenze gehen.

Und nun zweitens das Verhältnis des Bushidô zur Frau. Die ritterliche Kultur im alten Japan war durch und durch männlich, ohne einen Hauch von Feminismus. Das Gegenteil des Frauendienstes galt im großen und ganzen für das japanische Rittertum, da der Bushi fürchtete, daß er von dem empfind-

samen, weicheren Gefühl der Frau angesteckt würde. Er sollte dem weiblichen Wesen nichts Ernstes anvertrauen, da es zumeist als geschwätzig galt. Da das Ideal der Zeit natürlich im allgemeinen männlich war, sollte sich auch eine ritterliche Frau danach richten, also im Fechten mit einer Art Hellebarde üben (Naginata, fast eine spezifische Waffe für die Frau), alle Not ertragen, die Leidenschaften unterdrücken, ihrem Mann, wie der Vasall dem Lehnsherrn, dienen, die Kinder spartanisch erziehen und sogar ihren Gatten rächen. Allein sie sollte keinesfalls ein Mannweib werden, sondern trotzdem weiblich hold und bescheiden bleiben. Um einem unehrenhaften Leben zu entgehen, durfte sie sich ebenfalls selbst den Tod geben; sie tat dies aber nicht durch Bauchaufschlitzen, sondern indem sie sich die Kehle durchstach.

Aus: Tsuneyoshi Tsudzumi, Japan, das Götterland



Fritz Fischer, Zeichnung zu E. A. Poe: Phantastische Erzählungen

Gegen Abend hänge ich den Rock um und gönne mir einen gemächlichen Gang durch das Dorf, ich will sehen, ob mein grobes Wurfgitter schon geflickt ist.

Der Tag war heiß, jetzt sitzen die Leute gern noch eine Weile auf der Schwelle, die älteren Leute, denn das junge Volk ist noch munter genug, die Gasse auf und ab. Vor ein paar Jahren zog ich selber mit in der Reihe, ein Mädchen an jedem Arm, ja, das ist vorbei, das bringt kein Sommer zurück. Nicht, daß ich aller Torheit entrückt wäre, zuweilen gerate ich wohl auch noch ein wenig ins Gedränge, aber mehr im stillen. Ich gehöre schon zu denen, die lieber unter der Tür hocken, wenn die Dämmerung kommt. Man war zur selben Zeit jung, man wagte die gleichen Sprünge und man versteht einander noch immer, nur ist alles, was einen bewegt, von einer ruhigeren Art, so, daß man es von der Schwelle aus betrachten kann, Händel mit dem Nachbar, Sorgen mit der Frau.

Da treffe ich Christof, den Sägefeiler, bei dem verhalte ich mich gern ein wenig. Wir sitzen nebeneinander auf der Bank und führen ein sparsames Gespräch. In der Jugend nahmen ihn Auswanderer mit, sie dachten, daß er einen geduldigen Arbeiter abgeben werde, weil er so stark und schwerfällig war. Aber da irrten sie, drüben entkam er ihnen und schlug sich allein durch. Viele Jahre lang als Melker auf den Farmen, als Zimmermann bei den Kahnfrächtern, kein Mensch begreift, wie er das fertig brachte. Freilich trug es ihm auch nichts weiter ein. Er kam zurück, wie er gegangen war, nur ein mächtiger Schnurrbart ist ihm in der Fremde gewachsen. Den pflegt er nun mit großer Sorgfalt, und beim Kartenspiel hat er seinen Vorteil daran, weil er ihn unmerklich bewegen und seinem Gespan auf diese Weise die Sauen und Trümpfe anzeigen kann.

Drüben, erzählt er gern, drüben halten sie es nicht wie bei uns. Da hängen sie die Kühe im Kreis herum an.

Seht nur, und das ist nun das weite wilde Amerika, dort stehen die Kühe mit den Köpfen beisammen! Christof hat die halbe Welt

gesehen und es war weiter nichts. Überall gab es Rinder, nur standen sie manchmal verkehrt.

Aber ich traue ihm doch nicht ganz. Einmal zeigte er mir ein Kistchen in seiner Kammer, das war nur zwei Spannen lang und dabei so schwer, daß ich es kaum heben konnte. Christof lachte und sagte kein Wort dazu. Vielleicht enthielt diese Kiste wirklich Goldkörner, wie die Rede ging. Vielleicht aber auch nur Schrot, die Leute wissen nicht, was ich weiß.

Ich denke an einen Abend im Herbst, um die Zeit der Hirschbrunft. Ich suchte Pilze am Waldrand, eben bückte ich mich, da knackte es plötzlich in einem dichten Busch vor mir. Ich sah unterwärts hin, aber dann nahm ich den Blick schnell wieder weg, denn es lag ein Büchsenlauf in einer Astgabel.

Nun dämmerte es ja schon, weit und breit war kein Mensch unterwegs, und mir ging blitzschnell allerlei durch den Kopf.

Mach kein Aufheben, dachte ich. Es kann ja sein, daß der Mann im Busch zufrieden ist, wenn du nur ruhig weiter gehst.

Weiß Gott, das war ein langer Weg über die Wiese, mit diesem Büchsenloch hinter mir. Erst weit unten nahm ich mir den Mut und sprang über den Zaun. Im gleichen Augenblick sah ich einen langen Kerl aus den Stauden laufen, der kam mir bekannt vor.

Ich ging dann ins Dorf, setzte mich vor Christofs Haus auf die Bank und wartete. Nach einer kleinen Stunde kam er auch wirklich langsam die Gasse herauf.

„Christof," sagte ich, „wo steckst du? Schau her, ich bringe dir Pilze mit."

„So", sagte er und sah harmlos in meinen Hut. „Diesmal hast du aber Glück gehabt."

Christof ist ledig, er kann keine Frau finden. Bräute hatte er genug, es waren ihrer fünf die Jahre her, wenn ich richtig zähle. Jede lief ihm bereitwillig ins Haus und dachte da Ordnung zu machen und sich allmählich einzunisten. Das gelang auch im Anfang. Christof zeigte sich gefügig und umgänglich, bis nach der gewissen Zeit das Kind zur Welt kam. Von Stund an war der Mann wie ver-



Wilhelm Busch: Dorfkinder
Zeichnung

wandelt, es half nichts mehr, weder Keifen noch Heulen. Das Kind behielt er, aber die Braut jagte er davon.
Er brauchte sie nicht mehr, oder was sonst der Grund sein mochte, er hatte sie satt, und wenngleich das schändlicher Undank war, man mußte doch zugeben, daß die Kleinen nicht schlecht dabei fuhren, so wie sie der Reihe nach in diesem Sündenhaus aufwuchsen.
Christof hat sie in allen Spielarten um sich, das ist seine Freude: blonde und braune, behäbige und zartere, aber alle durchaus wohlgeraten, die Bräute waren ja auch keine Eulen gewesen.
Der Kinder wegen gab er sogar das Zimmern auf und wählte sich ein häuslicheres Gewerbe, er wurde Sägefeiler. So kann er nun in seiner Werkstatt sitzen und findet Kurzweil genug an dem fröhlichen Leben, das ihm um die Beine wimmelt.
„Drüben," sagt er manchmal nachdenklich, „drüben hätte ich auch noch etliche . . ."
Ja, das ist Christof, einmal mit Mariechen auf dem Arm, einmal mit dem Finger am Abzug. Ein Kerl ohne Schliff und Bildung dem Ansehen nach und auch er voller Rätsel. Abgründig, zwiespältig, gutmütig, aber nicht gut, böswillig, aber nicht böse, ein Mensch.
Oder auch nur närrisch wie die alte Helene, die sich sündenhalber auferlegt hat, immerfort laut zu beten und mit niemand ein Wort zu reden, außer mit Gott. Und die nicht sterben kann, weil ihr ein Engel im Schlaf versprochen hat, sie bei Leib und Leben abzuholen. Ihr wäre es längst recht, aber der Engel ist säumig, zum Ärger der Gemeindeväter, die für das Zeitliche an Helene sorgen müssen.
Etliche wiederum sind sonst ein wenig verschroben, wie mein anderer Freund, der Korbmacher Veit. Der hält es mit den Wissenschaften.
Er baute sich ein Fernrohr, brach ein Loch durch sein Dach und fing an, die Gestirne zu erforschen.
Nun liegt es vielleicht daran, daß Veit allerlei Scherben ins Rohr gebaut hat, Brenngläser und einen geschliffenen Krugdeckel, es mag

auch sonst ein Zufall im Spiel sein, ich weiß das nicht. Jedenfalls verschlug es mir die Rede, als ich zum ersten Mal im finsteren Dachboden auf dem Rücken lag und als mir Veit mit Schrauben und Hebeln sein seltsames Ungetüm ans Auge brachte.
Ich sah wahrhaftig Sonnen in der Schwärze strahlen, leuchtende Bälle mit farbigen Säumen, aber auch Bögen und magisch verschlungene Ringe, und alles auf eine verwirrende Weise zitternd und zuckend bewegt. Einmal schienen diese unirdischen Gebilde ganz nah heranzuschweben, und wieder standen sie weit entrückt in einer ungewissen Leere.
„Siehst du sie?" fragte Veit aufgeregt. „Fliegen sie wieder?"
„Ja", sagte ich beklommen, und dann saßen wir lange im Finstern auf dem Strohsack, und Veit erklärte mir das Wunder.
„Es ist der Himmelsboden," sagte er, „was du gesehen hast. Die leuchtenden Bälle, die bunten Scheiben sind in Wahrheit Blumen, sind blühende Kräuter auf den jenseitigen Fluren, aber sie wachsen nicht in die Erde und sie sitzen auch nicht fest wie auf Erden, sondern sie wandern umher nach ihrer Art und Ordnung, und natürlich welken sie auch nie, denn es sind himmlische Kräuter. Und dazwischen schwirrt es nun von Schmetterlingen und Mücken und Käfern und allem Getier, an dem die Seligen ihre Freude haben."
Es gibt ihrer unzählige, wie sich denken läßt, nur wenige hat Veit in den Nächten mühsam beim Schein des Talglichtes auf Papier zeichnen können. Später zeigte er mir auch diese Blätter, und ich mußte zugeben, daß ich dergleichen nie gesehen hatte.
„Ja," sagte er, „es ist eine Gabe. Die Schwierigkeit liegt darin, daß ich eine grobe Hand habe und daß meine Farben nichts taugen."
Veit gab seinen Geschöpfen auch Namen, sie heißen Laurentiusbiene oder Josefifalter, zum Lob der Heiligen und damit er sich den Jahrtag der Erscheinung merkt.
So ist er gänzlich in dieser wunderlichen Welt daheim und ich habe nie das Herz, ihm zu widersprechen, wenn er mir seine Gesichte ausdeutet.

Ich könnte freilich sagen, das sei lauter Unsinn, es seien auch sonst schon Leute daran zuschanden geworden, daß sie die Welt durch einen Krugdeckel betrachteten, und der Himmel habe gar keinen gläsernen Boden, nach allem, was die neuere Wissenschaft lehre. Vielleicht wäre es sogar meine Schuldigkeit, so mit ihm zu reden, denn er geht längst keiner Arbeit mehr nach, und die Frau liegt elend, und den beiden Kindern glänzt der Hunger aus den Augen. Aber was hülfen Worte? Was halfen sie jemals, wenn ein Mensch vom großen Drang ergriffen wurde? Der Hunger nach Brot läßt sich stillen, der Hunger nach Erkenntnis nicht.

*

Theodor Däubler / Zwei Gedichte

Da deine Sternenaugen nie erblinden,
O Liebe, Seele aller Weltnaturen,
So flüstre sacht, kann ich die Tote wiederfinden,
Verspürst du noch der Vielgeliebten Spuren?

Ist alles fort? Sind Menschen ewge Wesen?
Lebt nur von ihr, was sie in uns versenkte,
In uns, die sie aus Liebe auserlesen,
In mich zumal, dem sie ihr Sein verschenkte!

Du stärkste Liebe, Starrkrampf unsrer Erde,
Die uns so schrecklich wird durch ihre Klammern,
Wenn sie mit Krallen, aus der Sonnenherde,
Lebendiges ergreift, daß wir drum jammern,

Dich ruf ich an! Dich, Förderin der Schrecken;
Dich, Mörderin, die uns erfüllt mit Grauen:
Du suchst das Gleiche wieder vorzustrecken
Und trachtest Lebensfluten anzustauen!

Wirst du die Keime meiner Toten binden,
Daß ihre Formen sich zum Licht erheben?
Werd ich durch Liebe sie dann wiederfinden?
Kann, was er raubt, der Tod uns wiedergeben?

Durch seine Wüstenschrecken will ich schreiten,
Doch nur, was ich erfahr, will ich verbuchen:
Kein Hoffnungsglaube möge mich verleiten,
Für wahr zu halten, was wir hoffen, suchen!

Nicht süße Heuchler oder Priesterworte
Beweisen, daß die Toten auferstehen:
Doch forschen will ich, ob der Menschensorte
Gestalten, unergründlich, untergehen.

O wüchse doch des Einzelwesens Stärke,
Daß es den Tod noch überdauern müßte,
Daß man als Maurer großer Menschenwerke
Doch niemals mehr erbaute als Gerüste!

Dann müßte die Natur uns wiederzeugen
Und abermals zum Meisterauftrag stellen:
Wie Gattungen sich nie dem Tode beugen,
So kann der Tod auch keine Helden fällen!

Der Nachtwandler

Naht mir gar nichts auf den Spitzen,
Leise wie ein Geisterhauch?
Licht fällt durch die Mauerritzen,
Was du fühlst ist grauer Rauch,
Jedes Ding kriegt Silberschlitzen,
Und es klingt und knistert auch.

Ja, jetzt wirst du fortgetragen!
Tür und Fenster gehen auf.
Bleiche Tiergespenster wagen
Gleich mit dir den Traumeslauf,
Glaubst du dich in einem Wagen,
Bauscht sich unter dir ein Knauf.

Auf der Kante des Verstandes,
Über, unter der Vernunft,
Fühlst du jedes Totenlandes
Wunderheilige Wiederkunft,
Deinen Gang am Daseinsrande
Schützen unerfaßte Bande.

Der Dreiviertelmond ging unter.
Oder spürst du nur kein Licht?
Doch! Ein Geisterchor wird munter,
Und du merkst ein Teichgesicht,
Das dir blauer, tümpelbunter,
Grün gar, ins Bewußtsein sticht.

Silbersilbig wird jetzt alles.
Hände hat so mancher Baum,
Des geringsten Eichenfalles
Wirkung grinst im Weltenraum.
Alles klingt zu eines Balles
Urversuchtem Rundungstraum.

Leise! Denn geträumte Träume
Halten dich zu leicht im Raum.
Eben treten Schauersäume
Blau und panisch in den Traum.
Halte dich an deine Bäume!
Faß dich, denn du fühlst dich kaum!

*

Rudolf Kassner

Zahl und Vollkommenheit

Wir wollen in wenig Worten die Rolle der Zahl in den Märchen beachten: sieben Zwerge hinter sieben Bergen, die sieben jungen Geißlein, die drei Spinnerinnen, die zwölf Brüder, die sterben sollen, sobald das dreizehnte Kind, ein Mädchen, geboren ist, die dreizehn Himmelstore. Oft geht es um Zwei: zwei Brüder, zwei Freunde, den fleißigen und den faulen, den guten und den bösen. Der eine, der Einzelne ist dann Hans im Glück oder einer, der dem Glück nachjagt, auch der Wanderer. Es geht niemals um so etwas wie die Spannung zwischen dem Einzelnen und der Menge (Gesellschaft, Volk), eine solche würde aus dem Bereiche der Märchen heraus in ganz andere Gebiete, würde zum Drama führen. Ein Mensch, der dem Glück nachjagt, ist gänzlich undramatisch. In einem solchen Leben kommt alles auf Retardation an oder darauf, daß sich etwas zwischen den Menschen und das Glück oder das glückliche Ende dazwischenschiebe.

Die genannten Zahlen scheinen uns die letzten Ausläufer der magischen oder Urzahlen zu sein. Sie stehen da in einer Welt ohne Entwicklung oder, was hier dasselbe bedeutet, in einer völlig durchsichtigen Welt. Denn die Märchen sind durchsichtig bis auf den Grund; es ist so, wie wenn jedes Ding auch der Spiegel seiner selbst darin geworden wäre; es ist ferner so, wie wenn die Durchsichtigkeit das Ende der Verwandlung, wie wenn sie ein Verwandeltsein bedeutete. Darum sind wir in den Märchen aus einer Welt der Ursachen oder der Entwicklung in eine solche des Sinnes gehoben, denn der Sinn als solcher ist keineswegs etwas, was wir erst am Ende einer Ursachenkette vorfinden können, sondern die Durchsichtigkeit selber. Was darum wichtig ist, damit wir endlich einmal lernen, den Begriff eines Nebensinns laufen zu lassen. Es gibt keinen Nebensinn außerhalb von solchen Gehirnen, die alles, somit auch Verstand und Geist, miteinander verwechseln. Sinn ist Durchsichtigkeit.

Was ist damit schon gesagt, daß wir im kriechenden Frosch mit dem dicken, häßlichen Kopf, der die Marmortreppe hinaufpatscht und sich neben die Prinzessin setzen, neben ihr essen und in ihrem Bettchen schlafen will, die häßliche, trügerische Welt der Erscheinungen sehen sollen und im Königssohn, der daraus entsteht, daß die Prinzessin den Frosch wider die Wand schlägt, das Wesen, das verborgene, nur dem Genius und der Erwähltheit zugängliche? Nichts ist damit, eine offenbare Banalität ist damit gesagt.
Statt Entwicklung stehen also, sagen wir, die Glücksfälle, Zufälle, zustoßende Abenteuer da oder haben wir den Mann der Glücksfälle und Abenteuer. Auch er ist durchsichtig, obwohl wir besser an Stelle der Durchsichtigkeit die Tatsache setzen, daß sein Charakter oder Wesen sich in seinen Eigenschaften erschöpfe (ein wenig gleich dem Gottvater im Katechismus, der allmächtig, allgütig, allweise usw. ist). So ist jener dann faul oder fleißig, schön oder häßlich u. a. m. Was wiederum mit der Zahl, dem Zahlenmäßigen in Verbindung gesetzt werden darf und soll. Auch der Kreis oder ein Dreieck erschöpfen sich in ihren Eigenschaften.
Goethe sucht in den „Wahlverwandtschaften" gleichfalls die Zahl mit dem Wesen zusammenzubringen. Wir haben dort je zwei Paare, die eine alte Verbindung auflösen und eine neue eingehen wollen, und wir haben auch den Mann dazwischen, den Mittler, der noch dazu sein Vermögen einem Lotteriegewinn verdankt, was sehr wohl zu dem Ungebundenen des Mittlertums, des an sich Mäßigen paßt. Der „Sinn" des Romans ist wohl der, daß das Ordnungs- und Zahlenmäßige von dem wesenhaft Tragischen und Unergründlichen in der Beziehung zwischen Ottilie und Eduard zerstört werde und zerstört werden müsse.
Der Gegensatz zur Welt der Märchen ist die der Gleichnisse. Darin geht es ganz und gar um den Einen, der aber keinesfalls mehr der Mensch der Glücksfälle ist und gewissermaßen dort zu leben anhebt, wo von Glück, Glücksfällen, Zufällen nicht mehr die Rede sein kann und der Mensch, weil oder soweit er vor Gott steht, ohne Eigenschaft ist.

„Es kam einer zu ihm und sprach: Mein guter Meister! was soll ich tun, um das ewige Leben zu gewinnen?
Und Er antwortete: Warum nennst Du mich gut? Nur einer ist gut, und das ist Gott im Himmel."

Die ganze antike Welt hatte ein anderes Verhältnis zur Zahl, zum Zahlenmäßigen als wir heute. So hat ihr der Begriff und die Idee des Statistischen gefehlt, welches wir erfunden haben. Ferner haben wir als Erben einer nie versiegenden Romantik den Gegensatz zwischen dem Poetischen und dem Nüchternen als einem der Zahl Unterworfenen konstruiert, welchem gegenüber der antike Mensch ohne Verständnis geblieben wäre. Endlich haben wir die Psychologie entdeckt. Dies bedeutet Liebe zum Detail, zum besonderen Fall, Erhebung der Ausnahme, Widerstand – dementsprechend – gegen jede Art von Hierarchie. Es ist begreiflich, daß die Psychologie die Zahl zu umgehen suchte oder, da sie zugleich den mittelmäßigen Mensch herauszubringen und zu fördern wußte, die Zahl nur in der Statistik gelten lassen wollte.
In Parenthese: Statistik und Geltung des Mittelmaßes kennzeichnen gewissermaßen noch die bürgerliche Gesellschaft des neunzehnten Jahrhunderts, darüber hinaus führen dann solche Angelegenheiten wie der Wahrscheinlichkeitskalkul, die moderne Atomistik der neuesten Physik und anderes, was alles sein Gegenbild innerhalb der politischen Verfassung des Menschen im Aufstand der Massen und in der davon bedingten Diktatur des zwanzigsten Jahrhunderts findet.
Mit einer Idee vor anderen oder mit einem Begriff weiß die Psychologie als solche nicht viel anzufangen: mit der Vollkommenheit. Die Psychologie findet sogar ein Interesse darin, diese zu leugnen, zu verleugnen. Ja, man darf ihr sogar eine gewisse Verliebtheit (zusammen mit der ins Detail) in das Unvollkommene jeder Art nachsagen. Die ganze Antike hat nun am Begriff der Vollkommenheit festgehalten. Es war aber keineswegs die innere, schwer zu erreichende des reichen Jünglings im Evangelium, welche

nur ein anderer Ausdruck für das Absolute ist und einer Forderung darnach gleichkommt, sondern etwas, das sich der Mensch aus dem Reich der Zahl und der geometrischen Figur geholt hat. Vielleicht muß man es am besten so sagen, daß es um der Zahl und der Figur willen in der Antike überhaupt nicht den inneren Menschen, sondern den vollkommenen gegeben habe. Weshalb es um so viel leichter war, innerhalb der Antike Größe, den großen Menschen zu definieren als heute. Dieser, Cäsar, ward nach dem Tode zu den Sternen erhoben, empor in das Reich des vollkommenen Ausgleichs von äußerer Größe und innerer Geltung oder Gültigkeit, in welchem Reiche der innere Mensch keinen Boden oder Standpunkt zu finden wüßte.

War nicht die Zahl die Brücke zwischen Menschlichem und Göttlichem? So hatten die Chaldäer jedem der Götter eine gerade Zahl von eins bis sechzig und den Dämonen die Brüche zugewiesen. Von hier aus ist der sogenannte Polytheismus, die Vielgötterei, einzusehen. In der Vielheit der Götter liegt eingeschlossen die Verbindung zwischen Himmlischem und Irdischem oder auch die Erscheinung des Himmlischen im irdischen Leben, was dann durch den einen Gott aufgehoben oder zum mindesten überaus schwierig gemacht wurde.

Um das geht es: um die Brücke vom Menschlichen zum Göttlichen, um den Steg hinüber. Wir denken beim Steg ganz und gar auch an jenen, der im japanischen Theater vom Zuschauerraum auf die Bühne führt. Genau ein solcher Steg ist die Zahl (vor der Entdeckung des Infinitesimalkalküls): ein Steg zwischen Menschlichem und Göttlichem. Er fällt, die Zahl vergeht, da sich im Drama die Bühne vom Zuschauerraum trennt; sie vergeht im Abgrund zwischen beiden, im Unüberbrückbaren, nie zu Übersteigenden.

Darauf kommen wir anderenorts noch zurück. Hier nur das noch, daß die Menschgötter und Gottmenschen wie Dionysos und Herakles, aus deren Leiden das Drama erwuchs, der Herrschaft der heiligen Zahlen ein Ende zu machen berufen waren. In Dionysos

und auch in Herakles hat die Vermählung des himmlischen Gottes mit einer irdischen Frau die Zahl, die Identitätswelt, die Ordnungen derselben aufgehoben.
Um noch in wenigen Worten auf den Gegensatz zurückzukommen zwischen dem Sinn, welchen die Alten der Zahl gegeben haben, und jenem, welchen die Zahl in der modernen Wissenschaft oder gar für die Statistik hat: der antike Mensch wird durch die Zahl nicht verdünnt, seine Vorstellung von Glück, vom Gestirn über uns, von Harmonie im weitesten Sinne und von vielem anderen, was die Zahl betrifft: von den vier schönsten Weltkörpern etwa, von der Kreislinie als der schönsten, vom höchsten Schwur der Pythagoräer bei der Tetraktys (vier mal vier), von dem göttlichen, nur bei Strafe zu verratenden Geheimnis der Irrationalität von $\sqrt{2}$ kann als Verdichtung des Menschen durch die Zahl angesehen werden. Desgleichen die Tatsache der Freundschaft zwischen Seele und Körper, der Freundschaft und tiefen oder letzten Einigkeit zwischen den Lebendigen und den Toten, im bestimmtesten Sinn auch die Idee der Seelenwanderung, auch der Seelenläuterung, der Reinigung, der Waschungen in heiligen Strömen.
Liegt darin nicht etwas wie eine Sanktion oder Heiligung der Zahl, des ursprungslosen Ursprungs, daß die antike Seele körperhafter und der Körper (darum) seelenhafter war? War Geist innerhalb der mythischen, vorgeistigen Welt nicht die Zahl, die heilige Zahl, der Geist der Identität? Das christliche Kreuz mußte die Seele der Zahl entfremden, das war gar nicht zu hindern und liegt an der Fleischwerdung des Wortes, als welches am Kreuze endigen sollte. Gewiß hat man ein Recht zu behaupten, daß am äußersten oder vorläufig äußersten Ende dieses Entfremdungsprozesses zwischen Seele und Zahl die Statistik liege und alles andre: die Wissenschaft, die Herrschaft der Massen, die Diktatur, die Atomisierung, die Wahrscheinlichkeitsrechnung und das völligste Versagen jeder Art von Sanktion – wer aber wird hier noch von Ursache und Wirkung zu reden den Mut haben?

Aus: Rudolf Kassner, Von der Einbildungskraft

Eines Junitags brachte uns ein Junge einen noch nackten, aus dem Nest gefallenen Vogel, den er in einem Straßenbahngeleis in der Nähe eines Vorgartens, wo Fichten und Tannen wuchsen, gefunden hatte. Wie es sich später zeigte, war es ein Zeisig. Die Vogeleltern hatten ihr Nest wohl in die Fichtenzweige gebaut – man sah es nicht. Wie die Sage weiß, enthält das Zeisignest ein es unsichtbar machendes Steinchen.

Der Findling war unverletzt. Vater und Mutter hatte er verloren. Für Ersatz mußte sogleich gesorgt werden. Wir vertraten Mutter- und Vaterstelle. Rasch wurde ein Daunenbettchen in einer kleinen Pappschachtel gerichtet, der Verlorene hineingesetzt und mit einem federleichten daunengefüllten Mullkissen so warm und dicht zugedeckt, daß er nicht fror und nur sein Köpfchen herausschaute. Kam ein Finger ihm nahe, riß er sogleich den gelbgesäumten Schnabel wie eine klaffende rotgefütterte Tasche auf, wie wenn es seine gefiederte Mutter wäre. Alle zehn Minuten erhielt er, zwischen Daumen und Zeigefinger gereicht, eine Mahlzeit: hartgekochtes und zerdrücktes Eigelb, das er verschlang. Er war nicht ein bißchen scheu – den Unterschied zwischen bemutternder Menschenhand und Mutterschnabel schien er nicht zu ahnen. Es war auch nicht seine Sache: er schrie und fraß. Zufrieden ließ er sich eifrig füttern und benahm sich, wie wenn alles so sein müsse. Nachts befand sich sein Bettchen auf dem Nachttisch. Er gehörte nun doch zu uns, war Kind im Hause. Auch mußte er frühmorgens, pünktlich um halb sieben, zu essen haben: durch lautes Piepen zeigte er seinen Hunger an, der sogleich gestillt wurde. Wie ein Säugling seine Ordnung und Wartung verlangt, so auch der kleine Vogel. Federlos hatten wir ihn genannt.

Doch federlos blieb er nicht länger. Sein Federkleid sproßte. Er wurde zu einem leichten, warmen Flaumbällchen und einem zutraulichen, kleinen Wesen. Nach ein paar Tagen änderten wir die Kost: mit aufgeweichter Hirse wurde er nun gefüttert. Begeistert

ließ er die gequollenen und zerquetschten Körner in sich hineinstopfen. Mit der Zeit verschmähte er ganz die Eierspeise und hielt sich nur noch an sein Leibgericht.
Die Hirse war gesund. Zusehends wuchs seine winzige Kraft. Bald hüpfte er in seinem Nest. Er tobte ein bißchen wie die Kinder im Bett. Man nahm ihn heraus auf die Hand – ach, wie zart spürte man sein Vogelgewicht, ein federleichtes Geistchen war er! Diese ihn warm umschließende Hand, aus der sein Vogelgesicht mit lustigen kleinen Blinzelaugen herauslugte, mochte er sehr gerne. Abends gelang es nur mit List, ihn von der Hand in sein Vogelbett hineinzuschmuggeln.
Sein Nest befand sich jetzt in einem kleinen Drahtkäfig und war eine handgroße, runde Hängematte, gewoben aus Daunen und Mull. Zwischen Ästchen war es aufgehängt. Kam die Schlafenszeit, kuschelte er sich, der noch einmal gefüttert worden war, in die Hand, senkte blumensanft das Köpfchen, schloß die Augen und war eingeschlafen. Nichts in diesem Augenblick war süßer und zärtlicher auf der großen Welt als dieser kleine, linde Vogelschlaf. Behutsam näherte sich die Hand mit dem Schläfer dem Nest im Käfig, langsam und mit verhaltenem Atem versuchte die Pflegemutter, den Kleinen in das Bett zu bringen. Nicht immer gelang es sogleich. Häufig wachte er unversehens auf, piepste empört und hüpfte, ehe man ihn daran hindern konnte, auf die geliebte Hand zurück, wo er sich wieder in die warme Mulde einschmiegte. Doch tat er nicht so bald die Augen zu, sondern paßte erst ein bißchen auf, zu beobachten, ob er nicht wieder angeführt werde – endlich überwältigte ihn aber die Müdigkeit, so daß es glückte, ihn ins Nest zu setzen. Da hockte er nun mit angezogenen Beinen klein und geborgen, tiefschlafend in der weißen Wiege, ein sattes, glückliches Vogelkind.
Die Federn wurden länger, der kleine Gast wurde rasch größer und auch selbständiger. Er lernte, die Hirsekörner aufzupicken, gemischtes Zeisigfutter zu speisen, ein Tröpfchen Wasser zu schlürfen oder ein Bad zu nehmen, das er, der Waldsänger, sehr liebte. Die

ersten taumelnden Flugversuche spielten sich im Zimmer ab – nach ein paar Runden war er bereits ein halber Meister im Fliegen. Schwirrend zog er seine Schleifen, und so geschickt und wendig steuerte er, daß er nicht ein einziges Mal gegen die Wand stieß oder gegen die gefährliche Fensterscheibe. Gerne landete er auf den Schultern seiner großen Freunde, am liebsten aber auf den Köpfen. Frauenhaar war ihm überaus angenehm, vielleicht weil es weich und zart war, wie das Innere eines Zeisignestes, das aus Federn und Haaren besteht.

Mittlerweile war seine Singstimme geboren. Er zwitscherte lauter und häufiger, plauderte stillvergnügt, schwätzte leise, heimlich, und stickte kleine sommerliche Töne in die Stille des Zimmers, Vogelwörtchen, die alle Didi! und Dideli! klangen.

Doch war er kein Träumer, sondern ein kecker, immer gegenwärtiger Geist, stets gut gelaunt, behend und blitzschnell in seinen Bewegungen, aufmerksam wie nur einer und ungeheuer neugierig. Bei allem, was um ihn vorging, wollte er dabei sein. Einmal, als ihn die Neugierde zu arg plagte, fiel er mitten aus dem Flug in eine halb ausgetrunkene Tasse mit Tee, zu unser aller Schrecken – das heiße Fußbad störte ihn zum Glück nicht, er schwirrte über den Tisch hin und fing seine Streiche von vorne an. Während der Mahlzeiten für die Erwachsenen spazierte er zwischen den Tellern, pickte spaßeshalber am Brot, und da es Sommer war, an Beeren und Früchten, zupfte sich auch, wie ein frecher Star, ein Blatt Salat aus der Schüssel.

Bei der guten und dem Vogel wohl auch angemessenen Pflege wurde Federlos ein schöner, kräftiger, vortrefflich fliegender und geschickt kletternder Erlenzeisig. Mit seinen Fähigkeiten würde er sicherlich nicht hinter einem im Freien aufgewachsenen zurückbleiben. Der starke Schnabel, das wache Auge, das grünliche Kleid, die bräunlich dunkeln Flügelstreifen, das grünliche und olivgelbe Vorhemdchen und der schmucke Scheitel standen ihm reizend zu Gesicht. Einen so starken und begabten Vogel, der auch draußen gut fortkäme, durften wir nicht länger der Natur vor-

enthalten. Wir hatten überdies kein Anrecht auf ihn, hatten nur unsere Pflicht getan.
Er sollte frei sein. Vom Küchenbalkon sollte er wegfliegen. Da hing das Futterhäuschen für die Wintergäste: die Kleiber und Meisen, die Buch-, Berg- und Grünfinken und die Spatzen – er sollte sich die Lage des Gasthauses für Notzeiten merken, wenn er einmal des Weges käme. Für den Abflug war es ein günstiger Ort. Auch war die Landschaft vor dem bewaldeten Berg für ihn wie geschaffen. Hinter den Nußbäumen und der weidenbestandenen Wiese strömt der Fluß. Nicht weit davon mündet in den Fluß ein rasch fließender, dunkel murmelnder Bach. Auf dem Landdreieck zwischen dem großen und dem kleinen Gewässer hat sich ein dichtes Vogeldickicht breit gemacht mit Eschen, Hainbuchen, Silberweiden und hochsteigenden, luftigen Erlen, der Zeisige Lieblingsbäume. Hier, wo seine Geschwister singen und die Samen der Erlenkätzchen speisen, wo vielleicht seine Brüder aus dem väterlichen Nest spielen, wo Zaunkönige huschen, Finken und Meisen schmettern und hämmern, und der blaugrüne Fabelblitz des Eisvogels durch die Baumgasse über dem Wasser hinpfeilt, dort würde unser Vogel seinesgleichen finden, Liebesgesang erlernen und sich paaren. Ein neues, ein gesteigertes Leben würde ihn erwarten.
Morgen sollte es geschehn.
Am andern Tag, der ein wenig trüb war und angehaucht von der Schwermut der Erde, brachten wir es aber nicht über uns, ihm den Abschied zu geben. Das war kein Reisewetter. Und er selbst machte es uns schwer. Er war heute ganz besonders fröhlich und lustig, ein ausgelassener Witzbold, wie wenn eine Ahnung von Scheiden und Trennung sein kleines, schlagendes Vogelherz anrühre und er diese Fühlung abtun wolle. Alle seine schönen und lebhaften Eigenschaften ließ er spielen. Er tat, was er immer getan hatte, doch, wie uns vorkam, besonders behend, koboldisch, und keck: er hüpfte auf dem Mittagstisch umher, flog durch das Zimmer, setzte sich auf den Scheitel, breitete da die Flügel wie eine

Glucke, um sich recht dicht anzudrücken, hüpfte von Schulter zu Schulter, und wenn man die Achsel zärtlich gegen die Wange schob, hockte er in der kleinen Höhle, wie in einer lebendigen Vogelgrotte, das Köpfchen gegen die warme Backe geschmiegt. Er ging von Hand zu Hand, pickte am Ring, hämmerte an dem Saphir, magische Klopfzeichen gebend – aber dieser war nicht das unsichtbar machende Steinchen im Zeisigneſt, das er kennen mußte; er kletterte am Arm empor, wie wenn der ein Ast wäre und bestieg immer wieder die Schulter, wo er ein Vogelwörtchen zwitscherte. Es tat uns leid um ihn, wir würden ihn wohl nicht wiedersehn. Er würde uns im Hause fehlen. Er war ja unser Pflegling. Sorgsam und froh hatten wir seinen Schlummer behütet und unser Bestes getan, ihn gesund zu erhalten und aufzuziehn. Entzückt hatten wir uns an seinen Einfällen, ergötzt an seiner schlichten Waldvogelstimme. Wir liebten ihn, und er – das durften wir annehmen – hatte uns auf seine Weise gerne.

Und da wir ihn liebten, mußten wir auf ihn verzichten. Ein paar Tage noch blieben wir beieinander. Dann trugen wir seinen Käfig an das Futterhäuschen, öffneten die Tür, so daß er heraushüpfen und auf der kleinen Veranda des Häuschens ein paar ausgestreute Hirsekörner aufpicken konnte. Wenn er sich auch sonst bei seinen Mahlzeiten nicht aus der Ruhe bringen ließ, diesmal war es nicht so. Er spürte bald die Luft und witterte die Erde. Der Atem des Flusses drang zu ihm, der Blätterduft der Erlen wehte herüber. Er hörte die freien Vögel locken, vernahm Zeisigklang. Das hochglänzende Licht sah er, den vollen Himmelsschein über Berg und Wald, fühlte und hörte vielleicht Zauber und Lockung, wofür unsere Sinne verschlossen waren – und da, ohne Zögern, riß es ihn blitzschnell hinweg. Er flog auf, wir blickten ihm nach.

Mit leichtem, schnellem, auf- und ab wogendem Flug, wie wenn er über Hügel und Täler von Luft hinglitte, flitzte er über den Garten und über die Nußbäume hinweg, ohne bei ihnen auch nur einen kleinen Augenblick zu rasten. Er stürzte hinein in den Vogelschall. Mit Flöten, Glocken und Pfeifen wurde er empfangen.

Das unbändige Licht nahm ihn auf. Der weite Tag hatte sich ihm geöffnet, die Erde wurde sein neuer Wohnsitz. Zu einem Zeisig unter Zeisigen war er geworden.
Wir sahen ihn nicht mehr.

Aus: Geschichten aus Heimat und Welt (Insel-Bücherei)

*

Robert Faesi / Abendverklärung

Wenn im Scheideglanz rotreifender Sonne
Jedes Haus – noch kaum
Kalter Stein, totes Glas,
Blasser Notdurft Unterschlupf – aufglänzt,
Und des Elends Furchen: die Straßen erglühn
Warmen Feuers voll wie ein edel Geschmeid ...

Wenn dann aus naher Krümmung des schattigen Wegs
Staubig ein Arbeitsmann,
Feucht noch die Schläfe vom Schweiß der Fron,
Dir entgegentritt
Jäh ins verklärende Licht –
Webt im gefransten Saum des rauhen Gewands
Goldene Borte,
Loht das Antlitz erhaben ihm auf:

Ist dies Verheißung nicht
Weltabendlich reifer Zeit,
Da das Werk getan und herrlich gefügt,
Und aus den Schatten des Tods
Vor das Sonnenauge des Schöpfers tritt
In der Vollendung Glorie
Der Mensch.



Alsterlauf in Hamburg

Zeichnung von Ebba Tesdorpf, 1885

Meister Eckhart

Von dem allerkräftigsten Gebet und dem allerhöchsten Werk

Das kräftigste Gebet, beinahe das allmächtigste, alle Dinge zu erwerben, und das würdigste Werk vor allen ist das, das da hervorgeht aus einem ledigen Gemüt. Je lediger dieses ist, desto kräftiger, würdiger, nützer, löblicher und vollkommener ist das Gebet und das Werk. Das ledige Gemüt vermag alle Dinge.
Was ist ein lediges Gemüt?
Das ist ein lediges Gemüt, das durch nichts verwirrt und an nichts gebunden ist, das sein Bestes an keinerlei Weise gebunden hat und nirgends das Seine meint, sondern ganz in den liebsten Willen Gottes versunken ist und verzichtet hat auf den seinigen. Mag auch das Werk, das der Mensch schafft, noch so gering sein, hier empfängt es seine Kraft und sein Vermögen.
Also kräftiglich soll man beten, daß alle Glieder und Kräfte des Menschen, Augen, Ohren, Mund, Herz und alle Sinne darauf gerichtet sind, und nicht eher soll man aufhören, als bis man empfindet, daß man eins werde mit dem, den man gegenwärtig hat und bittet, das ist Gott.

Von zweierlei Gewißheit des ewigen Lebens

In diesem Leben gibt es zweierlei Wissen vom ewigen Leben.
Das eine gründet sich darauf, daß es Gott dem Menschen selber sage oder es ihm durch einen Engel entbiete oder in einer besonderen Erleuchtung offenbare. Das geschieht aber selten und nur wenigen Menschen.
Das andere Wissen, das ist ungleich besser und nützer und wird allen vollkommenen minnenden Menschen oft zuteil. Und das gründet sich darauf, daß der Mensch kraft der Minne und Gemeinschaft, die ihn mit seinem Gott verbindet, ihm voll vertraut und seiner gänzlich sicher ist, da er ihn ja ohne Unterschied in allen Kreaturen minnt. Und versagten sich ihm alle Kreaturen und

schwüren ihm ab, ja, sagte sich Gott selber von ihm los – er mißtraute nicht; denn Minne kann nicht mißtrauisch werden, sie traut nur Gutes zu. Es ist auch nicht nötig, daß man dies dem Liebenden und Geliebten etwa noch ausdrücklich sagen müsse. Denn indem er empfindet, daß er Gottes Freund ist, ist er zugleich alles dessen vergewissert, was ihm gut ist und zu seiner Seligkeit gehört. Denn des kannst du sicher sein: Wie lieb dir auch zu Gott ist, ihm ists unermeßlich lieber zu dir, und er vertraut dir ungleich mehr. Ist er doch die Treue selber, des soll man an ihm sicher sein und sind auch alle sicher, die ihn minnen.

Diese Gewißheit ist weit stärker, völliger und echter denn jene erste und kann nicht trügen. Die Mitteilung könnte trügen und wäre vielleicht eine falsche Erleuchtung. Aber diese Gewißheit empfindet man in allen Kräften der Seele, sie kann nicht trügen in denen, die Gott wahrhaft minnen; die zweifeln daran so wenig, wie sie an Gott selber zweifeln, denn Minne vertreibt alle Furcht. Die Minne hat keine Furcht, sagt Sankt Paulus.

Es steht ferner geschrieben: Die Liebe decket auch der Sünden Menge. Wo nämlich Sünde geschieht, da kann Vertrauen und Minne nicht vollkommen sein; denn Minne bedeckt allzumal die Sünde, sie weiß nicht von Sünde. Nicht in dem Sinne, als ob man nicht gesündigt hätte, sondern sie löscht die Sünden aus, als ob sie nie gewesen wären. Denn alle Werke Gottes sind im Augenblick vollkommen und quellen über vor Fülle: Wem er vergibt, dem vergibt er ganz und auf der Stelle und viel lieber Großes denn Kleines, und das macht volles Vertrauen. Dies acht ich weit und ungleich besser und bringt mehr Lohn und ist echter denn das erste Wissen; hier nämlich wird weder die Sünde zum Hindernis noch sonst etwas. Denn welche Gott in gleicher Minne findet, die beurteilt er auch gleich, ob sie nun viel oder gar nicht mißgetan haben. Wem aber mehr vergeben wird, der soll auch mehr Minne haben, wie unser Herr Christus sprach: Wem mehr vergeben wird, der minne desto mehr!

Aus: Reden der Unterweisung (Insel-Bücherei)

Volkstümliche Rätsel

1

Du jagst mich, und ich jage dich:
Du kriegst mich nicht, ich krieg dich nicht.
Unmöglich kann es geschehen,
Daß wir, Bruder und Schwester, uns sehen.

2

Ich habe Wasser und bin nicht naß,
Ich habe Feuer und bin nicht heiß,
Ich hänge am Kreuze und bin nicht tot,
Ich gelte Tonnen Goldes und wiege kein Lot.

3

Du freust dich,
Steh ich vor dir;
Du scheust mich,
Stehst du vor mir.

4

Der Himmel hats, die Erde nicht,
Die Mädel habens, die Weiber nicht,
Der Teufel hats und Gott nicht,
Der Lorenz zuerst und der Michel zuletzt.

5

Es ging ein Ritter übern Rhein,
Er brachte seinem Fräulein Wein,
Er hatte weder Glas noch Faß:
Sag, worin denn trug er das?

6

Antworte, wer mag der wohl sein,
Der lebt von lauter Schmerz und Pein?

7

Es kommt ein Knabe gegangen,
Mit klingenden Glocken behangen,
Sagt, Müßiggang heiße ihm Pflicht;
Und was ihm die Brüder mit Darben,
Mit Mühen und Sorgen erwarben,
Verzehrt er im leckern Gericht.
Sonst schön wie ein Engel und heilig dazu,
Mißgönnt er dem Küster und Pfarrer die Ruh.

8

Immer ist es nah,
Niemals ist es da.
Wenn du denkst, du seist daran,
Nimmt es andern Namen an.

9

Wenn du es jagst, so flieht es dich,
Wenn du es fliehst, so jagt es dich.

10

Ein kleines Fäßchen
Hat weder Spundloch noch Zäpfchen,
Und doch ist zweierlei Bier darin.

11

Aus dem Grund bis zum Mund,
Von dem Mund bis zum Grund
Steigt ein Zucker aus und ein.
Ratet, was es möge sein.

12

Ich werde gestern sein,
Bin morgen dagewesen.

Aus: Das kleine Rätselbuch (Insel-Bücherei) Auflösungen S. 199

Hans Friedrich Blunck

Warum die Igel sich nur zur Nacht sehen lassen

Da war einmal ein alter unterirdischer Wicht, Grusemann mit Namen, der hatte sich sein ganzes Leben gemüht und geplagt und war mit der Kiepe auf dem Rücken von Dorf zu Dorf gezogen, um bei den Bauern seine Waren zu verkaufen. Endlich hatte er sich genug zusammengespart, um einen eigenen Laden zu eröffnen. In einem dichten Knick, halb unter den Wurzeln der Eichstubben, hat er sich eingenistet und bald alle Nachbarn zur Besichtigung geladen.

Als erster kommt Vater Stickelpickel. Er hat seine Wohnung nicht weit von den Eichen unter einem wilden Albeerbusch und eilt sich und denkt, daß ihm vielleicht jemand etwas Billiges vor der Nase wegkaufen könnte. Der Igel ist ein reicher Mann, irgendwo hat er einen Klumpen Gold versteckt, den er dem Teufel abgewonnen hat, das weiß man ja. Aber er ist trotzdem ein sparsamer Hausvater, der auf gute Gelegenheiten erpicht ist.

Wie Vater Stickelpickel nun zu Grusemann kommt und all die herrlichen Sachen ausgestellt sieht, buntes Tuch, Hühnereier und Haarbürsten – er hat ja mächtige Stoppeln, der alte Igel –, da fällt es ihm doch sehr schwer zu wählen. Eins scheint ihm so nötig wie das andere, und weil er Furcht hat, die anderen Tiere könnten ihm wegkaufen, worauf er gerade sein Auge geworfen hat, fragt er den alten Wicht, was der Laden koste.

Nun haben sich aber, während die beiden darüber verhandeln, schon allerhand Leute angesammelt, die sind böse, daß der reiche Stickelpickel alles wegkaufen will, und schelten und brummen. Aber der Igel, der von den Tieren sonst oft schief angesehen wird, ist heute ein großer Mann, er handelt nicht lange, einigt sich mit dem kleinen Grusemann auf ein goldenes Gänseei und macht sich auf, es zu holen.

Je weiter der Alte aber geht, um so mehr böses Gesindel folgt hinterdrein. Einer erzählt dem anderen, was Stickelpickel vorhat, es

wird ein mächtiges Rennen, weil jeder sehen will, wo Vater Stickelpickel seine Schätze vergraben hat. Der Dachs läuft zufällig nebenher, Krähe und Wiesel hüpfen friedlich nebeneinander, und auch der Kuckuck fliegt von Busch zu Busch hinterdrein.
Ich sagte schon einmal, Stickelpickel ist nicht von gestern, er hütet sich also sehr, rechtwegs zu seinem vergrabenen Gold zu gehen. Er hat auch an vielerlei Stellen Flitterzeug und gelbe Windeier vergraben, so fürsorglich ist er gewesen. Es bringt ihm Spaß, neugierige Leute zum Narren zu halten.
Zur alten Blitzeiche geht er also zuerst, unter der liegt ein hohles Gänseei, das hat er einmal an einem Regentag schön gelb mit Vogeldotter überklebt. Und er beginnt umständlich zu scharren, alle Leute blinzeln ihm über die Schulter, und mancher mag sich ärgern, daß er wegen der vielen Stacheln dem Herrn nicht an die Kehle kann. Aber Stickelpickel hat den Kopf im Loch, er ist ohne Furcht, von hinten vermag ihm keiner nahezukommen.
Was sagt ihr aber dazu: Plötzlich kommt zu allen anderen Neugierigen hoch zu Pferd durch die Eichwipfel eine grüne Jägerin. Die Tiere sehen sie und wissen gleich, das ist eine mächtige Frau Hollentochter. Und sie bleiben ehrfürchtig zurück oder verstecken sich in der Nähe, je nachdem sie ein gutes oder schlechtes Gewissen haben. Auch Stickelpickel hat mit solch vornehmen Frauen nicht gern zu tun, er ist nur ein kleiner unbedarfter Mann, der nicht immer gleich die Worte zu setzen weiß, und möchte sich davonmachen. Aber die Reiterin ist schon vom Pferd gesprungen und fragt den Meister freundlich nach dem Woher und Wohin.
Ja, die Frau Hollentochter weiß sogar schon von dem Handel mit Grusemann und meint insgesamt, für einen Goldklumpen hätte sie viel schönere Dinge zu bieten als der alte Unterirdische in seinem Laden. Ihr fehlt nämlich just ein Klumpen Gold zum Schmieden, sie möchte gern zur Mainacht einen neuen Schmuck tragen. Ob es wahr sei, fragt sie, daß Stickelpickel so dumm wäre, das schäbige Zeug von Vater Grusemann zu kaufen und mit einem Goldklumpen zu bezahlen.

„Schäbiges Zeug", sagt Stickelpickel beleidigt, schäbiges Zeug hätte er noch nie gekauft, und wenn sie das Gänseei hier unterm Baum meine, dann hätt' ers damit gewiß nicht zu teuer bezahlt.
Ja, das Gänseei meine sie, sagt die Frau Hollentochter, sie ist dabei fast außer Atem vor Eifer. Ob er wirklich das schöne Gänseei für all die eitlen und dummen Sachen im Laden ausgeben wolle.
Zugleich zieht sie ein Knäuel Garn aus der Tasche, dessen Faden geht niemals zu Ende und läuft der Reihe nach rot, gelb, grün, blau wie ein Regenbogen. Und sie weist es dem Alten und sagt, davon könne er sich so viel schöne Jacken weben, wie alle Kinder und Kindeskinder je nötig hätten.
Nun, Stickelpickel beschnuppert das Knäuel ein wenig, und die Hollentochter zieht vor ihm einen Arm Garn nach dem anderen heraus, es wird nicht weniger. Aber der Alte ist hartnäckig, er sagt nicht ja, nicht nein.
Und einen Mehllöffel könne sie noch dazulegen, der niemals leer wird.
Stickelpickel beschnuppert den Löffel, und jedesmal, wenn er ihn mit den Vorderpfoten umdreht, fällt wirklich eine Handvoll Mehl heraus. Das könnte seiner Frau Spaß bringen; er findet schon einigen Gefallen an den Dingen der Jägerin.
Und dann hätte sie noch ein Feuerchen, zeigt sie Stickelpickel, das liefe, so lange er wolle, beständig vor ihm her, um ihm den Weg zu zeigen.
So etwas hat noch keiner von allen Nachbarn! Als deshalb die schöne Frau hitzig fragt, ob er ihr nun nicht endlich das Gänseei geben wolle – „Das Gänseei?" fragt Stickelpickel und blinzelt wieder wie vorher.
„Ja, das Gänseei", hastet die Hollentochter und versucht mit den Augen zu zwinkern, sie meint, das gehöre zum Handel.
„Na ja, aber –", sagt Stickelpickel endlich und hebt die Stimme.
„Was denn noch aber?"
„Ja, es sei noch ein Geheimnis dabei," sagt er, „die schöne Frau dürfe nämlich vor der Morgenfrühe nichts aufnehmen."
Warum denn nicht, will die Hollentochter wissen.

„Oha", sagt Stickelpickel, das käme nämlich davon, toi, toi, nachts hätte der böse Geist Gewalt über alle hübschen Mädchen, die kein Geld in den Fingern hätten, und sie wisse doch, wem ers abgenommen hätte, toi, toi.
Das muß die Hollentochter begreifen, sie ist wohl auch selbst etwas abergläubisch und fürchtet sich noch vorm Bösen. Sie stellt sich also vor die Eiche mit dem geheimnisvollen Gänseei, um bis zum Morgen Wache zu halten. –
Währenddes kommt Stickelpickel mit Löffel und Garn beladen und von einem Feuerchen geführt zu seiner Frau heim.
„Mein Gott, Mann, wo hast du die schönen Dinge her?" fragt die und kann sich ja nicht satt daran tun, das Garn auseinanderzuziehen und sich zu freuen, daß es gar nicht aufhören will. Alle Kinder helfen dabei, alle sieben Kinderchen. „Du hast es doch nicht zu teuer bezahlt?" fragt die Frau.
„Hm," sagt Stickelpickel, „ein Gänseei aus unserm Schatz, mehr nicht."
„Was sagst du?" ängstigt sich das arme Weib. „Ein Gänseei? Ist das möglich, Mann, ein goldenes Gänseei – o Gott, o Gott, du Verschwender, du Nichtsnutz, du Taugenichts, du schlechter Kerl. Unser Gold? Ein wirkliches goldenes Gänseei für solch Jahrmarktszeug!"
Nun ist Stickelpickel ja Herr in seinem Haus, und in seine Geschäfte hat niemand dreinzureden. Aber was soll er dagegen sagen, die Frau jammert und jammert und bringt nicht ein vernünftiges Wort hervor. Und wie Stickelpickel den Löffel herausrückt und einen Mehlkuchen haben will, findet sie kaum mit der Pfanne zum Feuer und läßt den schönen Kuchen gleich anbrennen.
„Mein Gott, soll man nun sein ganzes Leben Mehlkuchen essen", heult sie. „Ha, wenn noch ab und zu eine Maus aus dem Löffel fiele! Aber Mehlkuchen, ewig Mehlkuchen!" Und die Kinder hören auch, daß sie von nun an immer Mehlkuchen essen sollen, und sitzen in der Ecke und fangen auch an zu greinen. Und überhaupt ist die ganze Wohnung ungemütlich und voll Garn; wo der arme

Hausvater hintritt, verfängt er sich darin, es bleibt an allen Stacheln hängen, und es wird immer schlimmer, weil das Knäuel sich um seine Beine schnürte.
Aber Stickelpickel ist ein guter Kerl: „Nun guckt aber alle mal her, was ich hier noch hab", sagt er und läßt das Feuerchen springen.
„Ja, so etwas hat noch keiner in der ganzen Nachbarschaft. Komm doch mal mit vor die Tür, Mutter, vielleicht können wir uns einige Mäuse zum Mehlbrei fangen."
Aber wo Stickelpickel mit seinem Feuerchen kommt, sind die Mäuse im Loch, und die Heuschrecken werden rechtzeitig geweckt und hüpfen in großen Sprüngen von dannen. Nur die dummen schwarzen Schnecken, die niemand will, lassen sich mit dem Feuerchen fangen. Es kommt schon so, daß Stickelpickel selbst die Flamme austritt, nur um einen feisten Maulwurf für die Kinder heimzubringen.
„Siehst du wohl", heult die Frau. „Hab ichs nicht gleich gesagt? Ach ja und ja, da spart und spart man Tag und Nacht und kommt nicht aus, und der Mann redet immer, daß er kein Geld hätte, und guckt einem die Pfennige in der Tasche nach. Und dann geht er hin und gibt ein Vermögen für einen Dreck. Aber ich kann mir schon denken, ein hübsches Frauenzimmer hats dir aufgeschnackt. Ach, die armen Kinder, ach, wär ich doch bei meiner Mutter geblieben, ach, ein Klumpen Gold aus unserm Schatz, ein Klumpen Gold wie ein Gänseei für all das Jahrmarktszeug!"
„Du mußt nicht immer Klumpen Gold sagen," knurrt Stickelpickel verdrießlich, „wenn ich von Gänseeiern rede."
Da hört die Frau ja auf einmal auf zu weinen. „Was sagst du da," fragt sie, „du hast doch am Ende niemand betrogen, du schlechter Kerl?"
„Betrogen? Was ist das für dummes Zeug? Ich hab nie etwas anderes als Gänseei gesagt." Und jetzt blinkt Stickelpickel ihr erst mit dem rechten und dann mit dem linken Auge zu und schließt das Haus, damit niemand etwas hört. „Aber es ist doch wohl besser, Mutter, daß wir uns über Tag nicht sehen lassen und auch nachts etwas vorsichtig sind, wenn wir über die Straße gehen."

„Ja," sagt die Frau und trocknet sich die Tränen mit der Schürze ab, „vorsichtig will ich wohl sein. Kann ich dann aber auch den schönen Mehllöffel und das herrliche Garn behalten? Das Feuer könnte ich so schön in der Küche gebrauchen."
„Siehst du," sagt Stickelpickel und schlägt mit der Hand auf den Tisch, „nun sag noch einmal, daß du nicht den besten und klügsten Mann hast im ganzen Knick. Aber halt die Tür zu, Frau, wir wollen lieber eine Zeit lang im Dunkeln bleiben."
Und das tun sie heut noch, und es ist wohl auch am besten so.

Aus: Friedrich Blunck, Erstaunliche Geschichten (Insel-Bücherei)

*

Hermann Uhde-Bernays / Frauenchiemsee

Im Silberschleier schwebst du auf den Wellen,
mit Silberspangen schlägst du in den Spiegel
des Sonnensees – und zu dem hellen,
dem heißen Hoffen öffnest du den Riegel,
Insel der Liebe!

Vor Stunden noch ein stummer Sternenwächter
will ich dir streng dein stolzes Sehnen stehlen,
zu edlem ewigem Erleben echter
und lauter Reife starker Seelen,
Insel der Treue!

Im regenreichen Sommer 1912 kam ich in Starnberg sehr oft mit Wilhelm Trübner zusammen. Wir unterhielten uns einmal über die verschiedenartige Schönheit der oberbayerischen Hochebene, über den merkwürdigen Wechsel der Stimmung, wie er hier die Gegend um den Würmsee, dort die Anhöhen am Chiemsee scheinbar in einen atmosphärischen Gegensatz stelle. Das war das richtige Gespräch für den starken Realismus des Meisters, der dem Diesseits mit allen Kräften seines erdgebundenen Menschentumes anhing, und so konnte ich, obwohl er nicht gerne von Ver-

gangenem berichtete, einmal fragen, was ihn, nachdem er im Jahre 1871 Wilhelm Leibls Führung nach der Herreninsel gefolgt, nach zwanzig Jahren aus der Großstadt wiederum an den Chiemsee gezogen habe, zu jenem segensreichen Aufenthalte, der die harmonische Erneuerung seiner künstlerischen Kraft aus der Berührung mit der Natur in seiner Malerei dann bewirkte. Da verlor sich der falkenscharfe Blick der hellgrauen Augen Trübners für wenige Sekunden ins Unbestimmte, während er sagte: „Das Licht und die Menschen ..."

Stets habe ich, nach der eindrucksvollen Fahrt mit der Bahn von München über Rosenheim nach Prien und mit dem kleinen Dampfer von Stock zur Fraueninsel, unter den Linden des Gasthauses oder in einem der nahen Blumengärten zwischen Bienenkörben und aufgespannten Netzen an Trübners Worte gedacht, an ihren Sinn und an ihre Begrenzung. Wundersam verbinden sich auf dieser Insel des Friedens Schickung des Gegenwärtigen und verträumte Ahnung des Ewigen, Wahrheit und Bild, Epos und Idylle zur untrennbaren Einheit! Wenn im August der Sonnenball zum Zenit aufgestiegen ist, nach dem Verstummen der Klosterglocke die tiefe Stille des Mittags weithin sich ausbreitet, und die Flut des unbewegten, perlmutterfarbig glänzenden Sees mit breitem Reif die Ufer einfaßt, müssen sich die Augen in den Schatten der Bäume flüchten, um von dem Übermaße des gleißenden Lichtschwalles nicht verletzt zu werden. Da läßt es sich köstlich ruhen auf der großen Wiese neben dem Landungssteg des Dampfers, vor der hohen Klostermauer, wo die Aussicht frei ist gegen das Gebirge. Manchmal hallt leiser Sang und Orgelton vom Kirchlein herüber, oder ein Ruder knackt im Strohgeflecht an den Booten, auf welchen mühsam das Heu geholt wird. Wohl sind solche Tage Geschenke der Gottheit, die mit nicht minderer Strenge die Strafe der Unwetter und der Stürme verhängt. Wer einmal in Frauenchiemsee auch das Kommen, das Herrschen und das Gehen eines Gewitters erlebt hat, wird die Erinnerung an dies unvergleichliche Schauspiel stets bewahren.

Zuerst bilden sich seltsame Arabesken aus immer enger zusammen-stoßenden Wolkenstreifen; hinter der Fläche des Sees scheint das gegenüberliegende Ufer, sonst in dunstiger Entfernung zitternd, über den Rand des Wasserbeckens hinabzustürzen, und an den blauschwarzen Wänden der eben noch in einem kreidigen Grau ruhenden Berge rütteln schon die Arme des Föhns, der messer-scharf die Kante des im Westen aufsteigenden Unwetters beschnei-det. Die Gewalt der Lichtmassen steigert sich aufs äußerste im Kampfe gegen die feindliche Heerschar nächtlicher Gebilde, deren Schwärze aus eigener Tiefe dräuend und wachsend sich ausdehnt. Wird das Gewitter am Westufer bleiben oder nicht? Ängstlich fragen die Reisenden, die am Abend heimkehren wollen. Stunden-lang kann die träge Schicht des Verderbens unbeweglich dort drüben hängen und lauern. Reißt sie sich aber plötzlich los, dann ist in wenigen Minuten die kurze Entfernung überschritten und ein Brausen, Zischen und Krachen hebt an, daß wir schleunigst ins Haus eilen, während die Fluten des Himmels sich mit den Fluten des Sees vermischen.

Mehrfach habe ich auf der Insel im kleinsten Kreise geweilt. Ein-mal aber waren viele Gäste gekommen, und das Wirtshaus war besetzt. Ich fand gute Unterkunft in einem Fischerhause, das noch das Zeichen der letzten Überschwemmung neben der Türe ange-merkt trug. Am Mittag schon hatte ich die buntfarbene Wildnis des Gärtchens geschaut, dann auf einer kleinen Bank gesessen, vor mir die Weite des Sees, aus dem badende Kinder silber-glitzernde, zu Tropfen zerfallende Flut herausschleuderten. Nun lagen die Schatten des Abends auf Bündeln von dunkelrotem Phlox und übervollen Beeten der blauen Astern. Riesenhafte Sonnenblumen senkten die Last des Hauptes zur Erde. Stark und schwer schlugen die Düfte vom Boden an mein Fenster, das wilder Wein und ein kleines Aprikosenbäumchen umschlossen. Im Flur des Nebenhauses betrachtete der Töpfer eine eben vollendete kleine kunstvolle Amphora. Die Frau des Fischers, ihre Kinder um sich, richtete die Netze. Aus weiter Ferne, über den See,

klang eine Glocke herüber. Der tiefe Frieden und die milde Trauer des sterbenden Tages erweckten ein nachdenkliches Sinnen, das nach ernster Aussprache verlangte und sich in einer behaglichen Befreiung mit Rede und Gegenrede am Tische meiner Wirtsleute löste. Lichttum und Menschentum füllten meine Seele.
Bei der Heimkehr wollte ich nicht versäumen, auch auf der Herreninsel auszusteigen. Wer sie zum ersten Male betritt, wird die sonderliche Art ihres Geländes und den merkwürdigen Unterschied der charakteristischen Eigenschaften der Natur zwischen Herren- und Fraueninsel nicht bemerken. Es sind sogar diese Namen sinnvoll gebunden an die äußeren Erscheinungen der beiden Klosterstätten. Herb und streng, mit dichten Waldungen bestanden, aus welchen das Auge nur selten einen freien Ausschnitt des Himmels zu sehen vermag, streckt sich der Herren Insel, dem Seeufer bei Prien wie eine Schanze vorgelagert, nach Osten aus. Seltene Bäume, darüber ungewöhnlich breite Einzelriesen, halten Wache neben den Klostermauern. Im Tann wird der Unkundige leicht den Weg verlieren oder auf wilden Getiers Spuren zu stoßen glauben. Alte Sagen werden lebendig. Der Frauen Insel aber wiegt sich lieblich und frei im Glanze der Sonne auf dem See, an Umfang um ein Vielfaches kleiner.
Nicht mit dem Dampfer war ich von der Fraueninsel zu dem Gestade der Herreninsel herübergekommen. Ein Kahn brachte mich in neblige Frühe. Durstig trank die Morgensonne bräunliche Dünste auf, um mit ihrer goldenen Scheibe zu der tiefblauen Wölbung des Firmamentes emporzuleuchten. Zwischen den metrisch gebauten Gruppen des Hochgern und des Hochfelln hier, der Kampenwand dort, schneidet an der richtigen Stelle die Zäsur ein, um die fernen Zinnen der Loferer Steinberge zu zeigen. Sie verschwanden hinter dem Wald, als das Boot an den Sand stieß. Nach wenigen Schritten, den Berg hinauf an der kleinen, von spitzen Lärchen umgebenen Kapelle vorüber, war ich in den Klostergarten gelangt, wo die Farbenmächte weit aufgeblühter Dahlien und Begonien neben zarten, gesprenkelten Fuchsienstöcken üppig

wucherten. Hier fand ich die schönsten Bäume der Insel. Auf der Terrasse, in der Zeltstadt gutgepflegter Ahorne richtete sich sogleich der Blick nach Norden, um sich wieder festzusaugen an den lichtumflossenen Linien der Fraueninsel, die wie durch einen Göttersprüch eben emporgesandt aus den unbeweglichen Gewässern im Frieden des Sommermittags herüberleuchtete.

Nachdem ich den gleichen Weg zum Landungssteg zurückgegangen war, fuhr ich mit dem Dampfer durch den fjordartigen Einschnitt am Westende der Herreninsel nach Stock. Helle Schleier woben nun um die Fraueninsel, und die Farben von Wasser und Himmel hatten sich bei dem Höhersteigen der Sonne zu einer einheitlichen hellblauen Masse vereinigt, in der Kirche und Land wie in einer kristallenen Kugel geschaut, aufwärts zu schweben schienen. Aber ganz plötzlich versank der Traum. Denn von Stock herüber kam ein zweiter, größerer Dampfer, mit zahlreichen Fremden besetzt, die lebhaft winkten und riefen.

*

Felix Timmermans

Das Schweinchen und der Einsiedler

Der Bauer Tist trieb sein Schwein, das er Kringel nannte, zum wöchentlichen Schweine-, Blumen-, Herings- und sonstiger Dinge-Markt mit der ganzen Mühe und Last, die so ein Schwein verursacht. Er mußte stoßen und ziehen, schieben und zerren, so daß er erst ankam, als der Schweinemarkt schon zu Ende war. Aber für einen solch schönen Kringel würde er wohl noch einen Schweineschlächter auftreiben, der das rundliche Tier für einen guten Preis ankaufte, um ihm heute oder morgen das Messer in die Kehle zu stoßen und Speck, Rippchen, Schinken, Hackfleisch, Fett und Wurst daraus zu machen, alles Dinge, die so neu und ganz anders aussehen, daß man bei ihrem Anblick kaum noch an ein Schwein denkt. Nur gut, daß man nicht alles

im voraus weiß, sonst wäre das Leben noch trauriger, auch für ein Schwein. Der Schatten des Todes fiel über seinen rosigen Leib, aber es schlief, rund und glücklich, und schien nicht den geringsten Kummer zu kennen.
Wohl waren einige Schweineschlächter da, die das prachtvolle Tier lobten und bewunderten, die jedoch den hohen Preis nicht anlegen konnten, den der Bauer Tist für seinen wohlbeleibten Kringel verlangte.
Endlich aber kam der rechte Mann, der nach langem Markten und Feilschen, Händeklatschen und Flüstern das Schwein kaufte. Kringel ließ sich dadurch in seinem Schlaf nicht stören.
Der Bauer Tist hatte den Beutel mit dem Silbergeld bereits in der Hand, der Schweineschlächter zündete sich erst eine Pfeife an, bevor er den Strick übernahm, mit dem das Schwein angebunden war, als plötzlich etwas Eigenartiges und Furchtbares geschah, von dem die Zeitungen jener Tage wochenlang zu berichten wußten.
Ein kleines Kerlchen von sechs oder sieben Jahren, Gomarus genannt, hatte mit vielen anderen Leuten, wie das so oft geschieht, die Verhandlungen über den Verkauf aufmerksam verfolgt und belauscht.
Der kleine Gomarus las sozusagen die Gedanken dieses Schweineschlächters, und den Bengel überkam ein solches Mitleid mit dem dicken Grunzer, daß ihm die Tränen übers Gesicht kullerten. Wie gern auch Gomarus Wurst, Hackfleisch und Schinken aß, es tat ihm in der Seele weh, daß das Schwein dafür erst sterben mußte. Lieber wollte er für immer auf diese leckeren Dinge verzichten, wenn er dadurch nur das arme Tier retten konnte!
Durch eine Eingebung getrieben, wie sie nur Dichtern und Kindern zuteil wird, ging Gomarus, gerade als der Schlächter seine Pfeife anzündete, auf Kringel los, hob den von dicken Adern durchzogenen Ohrlappen auf, und flüsterte ihm zu: „Lauf weg! Lauf weg! Sie wollen dich töten, Hackbraten und Leberwurst aus dir machen, Suppe ..." Den Rest hörte das Schwein nicht

mehr. Wie ein Blitz hatte die Wahrheit dieser Worte bei ihm gezündet, es sah sein furchtbares Ende vor Augen und stürmte entsetzlich quiekend davon, stieß Bauer und Schlächter um, warf eine Bäuerin in ihren eigenen Eierkorb, so daß sie zappelnd in einem Rieseneierkuchen lag.
Das ängstliche Tier rannte die Holzböcke eines Kuchen- und Zuckerladens um, so daß die Dosen, die Flaschen und das ganze Gestell auf Käufer und Verkäufer zusammenstürzten, was die Straßenbengels sofort ausnutzten, indem sie mit vollen Händen in den Haufen von Süßigkeiten griffen.
Plötzlich war der ganze Markt in Aufruhr. Es war, als würden die Läden und Zelte von einem heftigen Sturm hin und her gerissen, ein wildes Geschrei und ängstliche Hilferufe schlugen an den Giebeln der Häuser empor, es wurde geflucht und geschimpft, Flaschen und Gläser zerbrachen, Töpfe und Pfannen polterten zu Boden. Es war ein Lärm wie beim jüngsten Gericht.
Einige starke, furchtlose Männer wollten das Schwein einfangen, auch Polizisten mit dem blanken Säbel beteiligten sich an der Jagd. Aber das ängstliche Tier huschte unter den Kramläden hindurch, rannte alles um, was ihm im Wege stand, so daß die mutigen Männer und die säbelschwingenden Polizisten auf und über die Auslagen der Krambuden springen mußten, manchmal auch drunter durchkrochen, und auf diese Weise eine noch viel größere Zerstörung und Verwüstung anrichteten.
Der Aufruhr mußte jedoch ein Ende haben. Der Bürgermeister wollte es, und der Polizeikommissar wollte es auch.
Der Bürgermeister rannte mit seinem Jagdgewehr aus dem Hause. „Es ist nicht geladen!" rief ihm seine kluge Frau nach. „Ich schieße sowieso immer daneben, ich will nur dem Schwein Angst einjagen, Liebling", antwortete er und stellte sich auf die Freitreppe des Rathauses, wo er mit dem Gewehr herumfuchtelte.
Der Kommissar, ein alter Soldat mit einem Holzbein, das er aus dem Krieg mitgebracht hatte, und auf das er stolzer war als auf sein früheres Bein, das er im Kriege gelassen, trug einen

Schnurrbart wie ein Seehund, vor dem Diebe und Kinder sich fürchteten, und hatte eine Pistole, die geladen war!
Er würde das gefährliche Tier mit seinem Schnurrbart und seiner Pistole aufhalten, wenn es nur zu ihm gelaufen käme! Aber er befand sich immer dort, wo die geringste Aussicht vorhanden war, daß es hinkommen könnte.
Als dann endlich das Schwein, das nicht daran dachte, sich zu Wurst machen zu lassen, durch Zufall auf den Kommissar zugelaufen kam, war er im Handumdrehen die Stufen der Rathaustreppe hinaufgesprungen, angeblich, um von dort aus besser zielen zu können.
Kringel rannte ihm nach, warf ihn um, eilte auf der anderen Seite die Treppe wieder hinunter, aber da ging versehentlich die Pistole los. Die Kugel traf noch gerade das schöne Ringelschwänzchen des Schweines und trennte es glatt ab.
Und während Kringel, das Schwein, jetzt noch rasender geworden durch den brennenden Schmerz an seinem Hinterteil und voller Schamgefühl über den schweren Verlust weiterstürmte, in die Kanalstraße einbog, von Hunderten von Menschen verfolgt, die ihm nach dem Leben trachteten, sich aber im letzten Augenblick noch retten konnte, indem es hinüberschwamm und in die Wälder untertauchte, stand unterdessen der Bürgermeister auf der Freitreppe des Rathauses, hielt das blutige Schwänzchen triumphierend in der Hand und hielt eine Rede zu der vielköpfigen Menge, die sich nun wieder aus den eingestürzten Krambuden und benachbarten Häusern hervorgewagt hatte: „Wir haben bereits das Ende der Bestie in Händen, der Vorderteil, der noch unterwegs ist, wird auch bald in unserer Gewalt sein, und unter die Armen verteilt werden. Habt Vertrauen zu uns und verhaltet euch ruhig!"
Der Kommissar hätte vor Wut sein Holzbein zerhacken mögen, weil nun ein anderer sich mit dem von ihm getroffenen Schwanz brüstete. Aber die Menge, anstatt sich ruhig zu verhalten, stürmte das Rathaus und verlangte Schadenersatz. In der Aufregung ließ der Bürgermeister das Schwänzchen fallen, gerade vor die

Füße des kleinen Gomarus, der mit der Menge hin und her gelaufen war. Schnell hob der Junge das Ringelschwänzchen auf und machte sich damit so rasch wie möglich davon. Die Leute drängten sich am Rathaus fast zu Tode, so daß ihnen der Bauch am Rücken klebte, und heulten und schrieen nach Schadenersatz. Und wieder machte der Bürgermeister dem ein Ende: „Wir werden die Angelegenheit eingehend prüfen, und die Schuldigen werden sich dem Arm der Gerechtigkeit nicht entziehen können."
Der Bauer Tist und der Schweineschlächter mußten heraufkommen.
„Meine Schuld ist es nicht," sagte der Bauer, „das Schwein gehörte mir nicht mehr, denn ich hatte bereits das Geld."
„Meine Schuld war es auch nicht," sagte der Schweineschlächter, „denn ich hatte den Strick noch nicht übernommen."
Niemand war es aufgefallen, daß der kleine Gomarus Kringel etwas ins Ohr geflüstert hatte, und der Junge selbst schwieg wie ein Pilz.
Aber was sollte der kleine Gomarus nun mit dem Schwänzchen des Schweines anfangen? Er hat es, so wie alle braven Kinder es mit toten Vögelchen tun, irgendwo an einem stillen Ort hinter dem Beginenhof begraben, und als liebes Andenken eine Kapuzinerkresse darauf gepflanzt, in der Hoffnung und im Glauben, daß, wie im Märchen, Rosen daran blühen würden.
Aber die stolze Blume hielt an ihrem hochmütigen Spruch fest: „Keine Rosen für die Schweine." Die Kapuzinerkresse blieb eine Kapuzinerkresse, die am nächsten Tag einfach verwelkte.
Nun aber das Schwein! Kringel! Es war gerettet, ja, aber ohne Schwänzchen! Und das bereitete ihm unendlichen Kummer. Was ist schließlich ein Schwein ohne Schwänzchen? O weh! Es ist wie ein Schiff ohne Mast, wie eine Fahnenstange ohne Fahne; es ist die größte Demütigung und die größte Schande, die einem Schwein widerfahren kann.
Lieber kein Schwein, als ein Schwein ohne Schwänzchen! Ja, lieber noch zu Nutz und Freuden der Menschen, zu Wurst, Hack-

fleisch und Schinken verarbeitet werden, als ohne Schwänzchen durchs Leben zu laufen! Ein Schwein hat nur einen Schmuck, ein Ornament, und das ist sein Ringelschwänzchen, und wie viel Mühe hat es nicht gekostet, damals, als der Herrgott die Tiere kleidete und schmückte, um diesen Schmuck zu bekommen. Wenn dieser Schnörkel weg ist, ist alles weg. O Tod, sei willkommen!
Kringel irrte verzweifelt und traurig durch Feld und Wald umher, an Wiesen und Bächen entlang, ohne Mut und ohne einen Funken Lebenslust.
Die Elster im Abendkleid kicherte: „Sag mal, du Dickwanst, wo hast du dein Ringelschwänzchen?"
Der Esel in der Wiese lachte das heulende Schwein aus mit einem häßlichen Lachen: „He, Kringel, lieber Freund, ich höre zwar deine schönen Orgeltöne, aber ich sehe die Drehkurbel der Orgel nicht!"
Selbst die Kuh, die nur wenig bemerkt, sagte mit einer tiefen Kellerstimme: „Schämst du dich nicht?"
Und die vornehme zierliche Schwalbe in ihrem glänzenden Diplomatenfrack, die wie die feinen Leute den Winter in Italien zu verleben pflegte und dort sehr oft alte Bildwerke umkreist hatte, zwitscherte: „So pflücke doch wenigstens ein Feigenblatt!"
Alle machten sich über das Schwein lustig. Das arme Tier hätte sich vor Scham am liebsten in ein Mauseloch verkrochen, aber keins war breit genug. Was war da zu machen! Es konnte weder schlafen noch essen, heulte und war sterbenstraurig.
„Ich mag kein Schwein mehr sein!" schrie es plötzlich und lief in einen Morast, wälzte sich im schwarzen Schlamm und kam schwarz wie der Teufel und ganz unkenntlich wieder zum Vorschein. Und siehe, die Bauern auf dem Feld nahmen die Beine unter die Arme und riefen: „Ein Wildschwein! Ein Wildschwein!"
Die Tiere jedoch sind nicht so dumm wie die Menschen. Der Fuchs, hinter einer Kopfweide versteckt, rief: „Holla, Kringel, es ist noch lange nicht Fastnacht, weißt du!"

Das Eichhörnchen fiel lachend von einem Baum in den anderen: „Speckbauch, weshalb läufst du am hellen Tag wie ein Gespenst umher?"

Das Schwein war wütend, es schrie so laut es konnte: „Nie! Nie komme ich wieder in die Welt. Ich ziehe mich in den tiefen Wald zurück, wohin weder Mensch noch Tier jemals den Fuß gesetzt hat, wo ich weder Sonne noch Mond zu sehen bekomme, und dort werde ich mich von Wurzeln und schwarzen Pilzen ernähren, bis der liebe Tod mich holt. Leb wohl, böse Welt, ich pfeife auf dich!" So kam es, daß das schwanzlose Schwein sich für immer in die Beginenwälder zurückzog.

Gerade in diesen Tagen lebte dort an einer einsamen Stelle ein alter frommer Einsiedler namens Antonius. Dieser wohnte in einer Strohhütte, auf der in einem kleinen Türmchen eine Glocke hing. Drei Mal täglich, morgens, mittags und abends, wenn die Sonne sank, läutete er das Glöcklein, um der schönen Natur und den Tieren das Lob Gottes zu verkünden. Er verbrachte seine Tage mit Beten, Bußetun, Fasten und frommen Betrachtungen. Er hatte gerade das Mittagläuten beendet, als er das Schwein bemerkte, das in einiger Entfernung staunend die Hütte betrachtete. Es hatte inzwischen geregnet, der Schlamm war abgewaschen, so daß Kringel wieder seine natürliche rosige Farbe bekommen hatte. Das Tier und der heilige Mann sahen sich eine Weile an. Antonius glaubte zuerst, daß da wieder ein Bote des Teufels zu ihm käme, der ihn so oft quälte und versuchte, ohne jedoch Antonius jemals zur Sünde verführen zu können. Aber gleich erkannte Antonius, daß er ein gutes braves Schwein vor sich hatte, das nur von schwerem Kummer und Verzweiflung erfüllt war. Und auch das Schwein merkte sofort, daß Antonius nicht eine Art Schlächter oder Kommissar sei. „Komm, Sus," sagte Antonius, „fürchte dich nicht, ich werde dir nichts zu leide tun, ich bin nur ein armer Einsiedler, der sein Leben in Stille und Einsamkeit verbringt, um dichter bei unserem Herrgott zu sein."

Das Schwein grunzte, aber Antonius verstand dieses Grunzen,

denn er kannte die Sprache aller Tiere und vernahm die weinende Klage des Schweines: „Ich sehe wohl, daß du ein guter Mann bist, aber ich komme nicht, ich wage es nicht, denn ich schäme mich so, hi hi hi, ich habe mein Schwänzchen, meinen einzigen Schmuck verloren! ..." Und es zeigte seinen Hinterteil.
„Haha!" lachte der alte Einsiedler. „Das ist dein ganzer Kummer? So ein Schwänzchen? Der Schmuck ist gerade das, wodurch die Menschen immer wieder in die Fänge des Teufels geraten. Ich habe jeden Schmuck von mir getan, um allein und rein dem Herrgott gegenüber zu stehen. Ich habe auf alles verzichtet, auf Geld und Gut, auf Namen und Ehre. Ich war reich, adlig, besaß ein Schloß, Knechte und Soldaten. Aber eines Tages wurde mir offenbar, daß solche Dinge uns daran hindern, dem Herrgott rein zu dienen. Ich bin in den Wald geflüchtet, und jetzt besitze ich nichts mehr als eine grobe Kutte, um mich gegen Kälte und Regen zu schützen, und ich fühle mich glücklich!"
„Alles schön und gut," sagte das Schwein, „aber du bleibst, der du bist. Wenn du morgen auf dein Schloß zurückkehrst, wird man dich mit offenen Armen empfangen wie einen verlorenen Sohn und dich wieder mit Gold bekleiden. Aber ich habe mein Schwänzchen für immer verloren und ein Schwein ohne Schwanz ist kein Schwein mehr, und deshalb habe ich beschlossen, mich fürs ganze Leben in die Wälder zurückzuziehen, so wie du! ..."
„Das trifft sich gut," sagte Antonius, „du kannst bei mir wohnen, ein wenig Gesellschaft ist ganz angenehm ... Traure deinem Schwänzchen nicht mehr nach und denke: Wenn die Seele nur schön ist ..."
„Du hast gut reden!" rief das Schwein, „aber ein Schwein hat keine Seele wie du! Denkst du vielleicht, daß ich sonst von einem solchen Ringelschwänzchen so viel Aufhebens machen würde?"
Darauf blieb nun der Einsiedler die Antwort schuldig. Wohl war er ein heiliger Mann, aber kein Gelehrter. Er fand jedoch eine andere Lösung. Er faltete seine mageren Hände und fing leise zu beten an: „O Herr, erlaube, daß dein demütiger Diener dich

anfleht, diesem armen Tier zurückzugeben, was es verloren hat. Du allmächtiger Gott, der du Himmel und Erde erschaffen hast, gib bitte diesem Schwein ein neues Schwänzchen. Es bedarf nur einer Gebärde deines kleinen Fingers, einer geringen Bewegung deines Mundes! ..." Und plötzlich fragte er Kringel: „Aber wenn du nun ein neues Schwänzchen bekommen solltest, möchtest du auch dann bei mir wohnen bleiben? ..."

„O ja," sagte Kringel erfreut, „hast du eine Salbe dafür? Ich werde bestimmt bleiben." Aber dennoch dachte es in seinem tiefsten Innern, in einer dunkeln Ecke seines Herzens: „Ich mache dann immer noch, was ich will, und der Mann ist alt, der kann schnell sterben." Es erwog dieselben Gedanken, die oft die Menschen haben, wenn sie ein schweres Gelübde ablegen.

Da setzte Vater Antonius sein Gebet fort, aber er hätte es auch so getan, nur um einem Geschöpf Gottes eine Freude zu machen und ihm zu zeigen, wie gut der Herrgott zu jedem Wesen ist.

Und während das Schwein den alten Mann mit dem mageren elfenbeinernen Gesicht und dem langen weißen Bart betrachtete, spürte es plötzlich hinten ein Kitzeln und Jucken. Au, was war das auf einmal für ein angenehmer Schmerz! Es blickte sich um. Das Schwänzchen war wieder da! Ein nagelneues, schön geringeltes Schwänzchen! Es sprang auf vor Freude, lachte, tanzte und wälzte sich auf dem Boden vor Glück. „Ich habe es wieder! Ich habe es wieder! Guck nur, guck!" Und es zeigte dem Vater Antonius stolz sein Hinterteil. „Der Herrgott hat mein Gebet erhört!" jubelte der alte Mann und das Schwein wußte nicht, was es anfangen sollte vor Dankbarkeit und versprach, immer bei ihm zu bleiben und ihm zu helfen, wo es nur ging. Und es meinte es wirklich aufrichtig.

„Nun erzähle einmal," bat Antonius, „wie du dein kostbares Schwänzchen verloren hast." Nachdem Kringel ihn mit der ganzen Geschichte erfreut hatte, sagte der Einsiedler: „Nun muß ich dich vor zwei Dingen warnen. Erstens wage ich es nicht, den Herrgott und den ganzen Himmel zum zweiten Mal zu bemühen,

falls du zufällig noch einmal dein Schwänzchen verlieren solltest, und zweitens muß ich dir sagen, daß ich sehr oft von höllischen Geistern gequält und versucht werde, die es darauf abgesehen haben, mich von meiner Lebensregel abzubringen. Und jetzt, wo du mein Freund geworden bist, werden sie auch dich nicht verschonen, damit mußt du rechnen!"
„Haha!" lachte Kringel, „die sollen nur kommen. Wir Schweine lassen uns nicht einschüchtern. Mein Großvater beim Bauer Tist sagte immer, wenn wir uns abends vor dem Wind fürchteten, weil dann die bösen Geister umgehen: Keine Angst, Jungens! Die Schweine sind einmal vom Teufel besessen gewesen, und die Geschichte wiederholt sich nicht, so etwas kommt nicht zum zweiten Mal vor, ebensowenig wie die Masern bei den Menschen. Uns können sie nichts anhaben!"
Vater Antonius wunderte sich, daß Kringel so gut in der Heiligen Schrift Bescheid wußte, und nahm ihn als guten Kameraden in seine Hütte auf, um mit ihm auf den Tod zu warten. Er nannte seinen neuen Freund Sus, das ist lateinisch und heißt Schwein. Das Schwein wurde der Küster des Einsiedlers. Sus fühlte sich dort wohl, lernte nach und nach sich im bescheidenen Haushalt nützlich zu machen, schaffte Holz heran, suchte die zartesten und saftigsten Wurzeln, rührte die Suppe und läutete das Glöcklein.
Aber der Böse, der den Glanz der reinen Seele des Einsiedlers nicht ertragen konnte, schmiedete neue Pläne, um das Herz des frommen Mannes in dumpfe Verzweiflung zu stürzen, ihn zur Sünde zu verführen und ihn wieder in die eitle Welt zu locken. Er versuchte sogar das Schwein als Werkzeug dazu zu gebrauchen.
An einem schönen Sommertag kam Sus jammernd herangelaufen: „Onkel Anton! Onkel Anton!" – so nannte das Schwein Antonius – „Onkel Anton! Drüben tief im Wald liegt eine Prinzessin, die auf der Jagd vom Pferd gestürzt sein muß. Sie ist verwundet und erfleht deine Hilfe. Wir wollen sie holen, dann kann sie hier in aller Ruhe genesen. Eine wunderschöne Prinzessin, eine schönere Frau sah ich mein Lebtag nicht. Komm

Onkel, nimm deinen Topf Salbe mit. Ich werde dir zeigen, wo sie blutend und leidend liegt!"
Vater Antonius jedoch lachte und ließ sich in seiner Arbeit nicht stören – er spaltete gerade Holz – und meinte: „Sus, mein Lieber, laß sie nur liegen, wo sie liegt, ich kenne diese Prinzessinnen, aber wenn du dir die Mühe machen willst, geh wieder hin und sage ihr, daß ich kommen werde, wenn Ostern und Pfingsten auf einen Tag fällt, und weißt du, was du dann einmal machen sollst?"
Und Vater Antonius flüsterte dem Schwein etwas ins Ohr.
Mit einem Lächeln um seine rosige lange Schnauze rannte Sus wieder zu der verwundeten Prinzessin, und während es die Worte des Einsiedlers überbrachte, hob es vorsichtig hinten ihr goldbesticktes Samtkleid in die Höhe und wahrhaftig, da sah man es, sie hatte einen Schwanz, einen Eselsschwanz! Sus konnte es nicht lassen, einmal daran zu ziehen, aber da verwandelte sich die schöne Prinzessin in eine rote Schlange, die sich vor Wut in den Schwanz biß, sich selbst verzehrte und dann in der Gestalt einer Flamme im Boden verschwand. Da mußte das Schwein herzlich lachen: „Ja, Onkel Anton hat recht gehabt!"
Ein anderes Mal, als der Hunger in die Hütte eingezogen war, mußte Sus ziemlich weit in den Wald hinein, um schwarze Pilze aus der Erde zu holen, und während es so mit der Schnauze im Boden wühlte, stieß es plötzlich auf einen eisernen Kasten unter den Wurzeln einer Buche. Der Deckel öffnete sich und siehe da: Hunderte von Goldstücken rollten mit schönem Klang übereinander!
Sus wickelte ein Goldstück in seinen Ohrlappen und eilte in einem Atem zum Einsiedler: „Onkel! Onkel! wir sind gerettet, trali-trala! Fort mit dem Hunger! Fort mit der Not! Brot ist Trumpf! Ich habe einen Kriegsschatz gefunden, nun auf zur Stadt ..."
„Nein, mein lieber Sus!" ermahnte ihn Antonius, „ich will kein Geld. Ich lebe wie die Spatzen aus der Hand Gottes. Gibt er mir nichts, dann ist es ein Zeichen dafür, daß ich nichts verdient

habe. Trage dieses Goldstück wieder auf den Haufen, den der Böse dort hingelegt hat, damit ich mich nach meinen früheren Reichtümern zurücksehnen soll. Siehst du, Sus, so will er dich und mich betrügen." Vater Antonius machte das Zeichen des Kreuzes über das Geldstück und sofort verwandelte sich das Gold in ein Stück Blei. Und wieder mußte sich das Schwein den Bauch halten vor Lachen. Ja, es lachte jedes Mal, wenn der Betrug aufgedeckt wurde, ließ sich aber doch immer wieder anführen.

Eines Tages, während Antonius weggegangen war, um Kräuter für seine Salben zu sammeln, ging ein Mann an der Hütte vorbei, der einen Sack voll Brot trug. Das Brot verbreitete einen angenehmen Duft, so daß man die Augen dabei schließen mußte. Es roch nach Eiern und Milch.

„Wo willst du hin mit diesem guten Brot?" fragte Sus. „In die Stadt zum Fest des Königs", sagte der Bäcker. „Darf ich einmal daran riechen?" bat Sus. „Du bekommst sogar ein ganzes Brot," erwiderte der Bäcker, „wenn du mir den rechten Weg zur Stadt zeigst."

Sus zeigte den rechten Weg und bekam ein rundes Korinthenbrot, das einen herrlichen Duft verbreitete.

„Ha," lachte Sus, „das ist nun wirklich nicht vom Teufel, es schmeckt nach himmlischem Honig!" Er verzehrte die Hälfte des Brotes und sparte die andere Hälfte auf für Onkel Anton. „Wie wird er sich freuen!"

Aber Onkel Anton wollte nicht hineinbeißen, wenn ihm auch der Magen knurrte vor Hunger. „Das ist wieder vom Teufel," sagte er, „jetzt will er mich zur Völlerei verführen! Würde ich hineinbeißen, Sus, in dieses Brot, das dir so herrlich mundet, meine Zähne würden daran zerbrechen, denn was für dich Brot ist, ist für mich Stein. Guck her!" Vater Antonius schlug mit dem halben Brot auf ein Stück Eisen, das dort am Boden lag, und die Funken sprangen umher. „Weg damit!" Er wollte das Brot durch das kleine Fenster hinauswerfen, aber Sus ergriff es noch rechtzeitig. „Halt, Onkel, wenn es für mich Brot ist, dann überlaß es mir!" Und Sus ver-

zehrte auch den Rest der guten Speise und fing an zu lachen, weil er den Teufel wieder einmal an der Nase herumgeführt hatte.
Jetzt wurden die Tage immer kürzer. Der Winter kam und als draußen Schnee lag, saßen sie beide eines Abends vor dem Herd. Vater Antonius betete seinen Rosenkranz. Sus tat nichts.
Es klopfte an der Tür. „Wer mag das nun wohl sein?" meinte Sus. „Vielleicht ein Pilger oder ein Kind, das der Großmutter Pfannkuchen gebracht und sich verirrt hat", sagte Vater Antonius. „Mach auf, Sus."
Das Schwein machte die Tür auf und kehrte stolz und froh zurück. „Es ist eine Dame, Onkel! Eine schöne reiche Dame, aber diesmal eine, die den Glanz ihrer Spitzen und Goldborten unter einem Mantel zu verbergen sucht. Es scheint demnach nichts Böses dahinter zu stecken, es ist eine vornehme Frau. Sie will nicht hereinkommen."
„Ich werde einmal nachsehen", sagte der Einsiedler, und Sus, neugierig wie immer, ging mit.
„Schöne Dame, wer sind Sie?" fragte Antonius. „Was ist der Zweck Ihres Besuches zu so später Stunde bei diesem schlechten Wetter? Soll ich für einen Sterbenden beten? Wünschen Sie einen Topf Salbe für ein Geschwür oder eine böse Entzündung? Treten Sie ein, edle Dame ..."
„Nein, eintreten tu ich nicht, Vater Antonius, seht nur, wer ich bin. Ich bin Venus in eigener Person!"
Ihr Mantel fiel herunter und ihre schöne Erscheinung wuchs wie eine lichte Gestalt im Dunkeln empor. „Wie schön!" grunzte das Schwein.
„Ich bin Venus," sagte sie mit singender Stimme, „wenn Ihr mit mir zum Venusberg kommt, wo immer Frühling herrscht und ein ewiges Fest gefeiert wird, dann werde ich Euch zum Herrn über alle Teufel machen, so daß diese Euch nie wieder quälen und ärgern können, sondern Euren Befehlen gehorchen müssen! ..."
„Annehmen, Onkel, annehmen!" rief das Schwein.
Aber Vater Antonius geriet in eine große Wut über dieses schöne

Geschöpf: „O du falsche Hexe der Hölle," rief er, „scher dich hinweg und verschwinde oder ich werde dich mit Weihwasser besprengen, so daß du eine Haut bekommst wie Pfeffernüsse und getrocknete Pflaumen und der häßlichste Teufel dich voller Verachtung meidet! Hast du verstanden, du elende Mißgeburt! Hinweg!"
„Soso!" zischte sie, „im Guten willst du nicht zu mir kommen, dann werde ich dich mit Gewalt zwingen. Ich werde alle Teufel auf dich loslassen, sie werden dich verprügeln, hin und her zerren und schütteln wie eine Medizinflasche ..."
„Tu, was du nicht lassen kannst, du eklige Schlange! Komm, Sus, komm mein Lieber!" Und da knallte er ihr die Tür vor der Nase zu. Wieder fing das Schwein herzlich zu lachen an.
„Lache nicht!" sagte der Greis tief bekümmert, „denn jetzt können wir etwas erleben! Aber ich vertraue auf unseren Herrgott. Hörst du, da geht es schon los!" Antonius kniete nieder auf seinen Betschemel vor dem Christusbild. Plötzlich fauchte ein scharfer Wind um die Hütte, und aus Töpfen und Pfannen, aus dem Strohsack, aus dem umgekehrten Faß, das als Tisch benutzt wurde, überallher kamen kleine Flammen zum Vorschein, die mit einem Knall erloschen und sich in häßliche Männlein verwandelten. Zwanzig bis dreißig dieser Bürschchen ergriffen den heiligen Mann, schleppten ihn hinaus, gefolgt von hundert anderen, die einen tollen Lärm machten. Sie konnten ebensogut in der Luft wie auf der Erde laufen, hoben den armen Einsiedler bis über die Bäume empor und ließen ihn dann fallen. Sie schleiften ihn über den Boden, schleuderten ihn hin und her wie einen Spielball, machten mit ihm einen Rundtanz, indem sie sangen: „Tanzen ist unsere Regel wohl, Beginen und Paters tanzen wohl!" Aber den Lärm der höllischen Brut übertönte die Stimme des Vaters Antonius: „Gelobt sei der Herrgott! Gelobt sei Jesus Christus!"
Als das arme Schwein sah, wie die Teufel seinen guten Meister quälten und peinigten, rannte es aufgeregt hin und her, unfähig,

ihm Hilfe zu bringen, griff sich an die Brust, an den Schwanz, an den Kopf, um einen Gedanken zu finden, einen guten Gedanken, der helfen und all diesen Leiden ein Ende bereiten könnte. „Bin ich denn nicht der Küster des Vaters Antonius?" rief es aus. Da lief es zum Glockenseil und fing an, aus Leibeskräften zu ziehen, so daß das Glöcklein läutete. Es läutete das Lob des Herrn!

Und damit fiel der ganze Teufelsschwarm auseinander, jeder Unhold schrie gellend auf, als würde ihm ein Dolch in den Rücken gestoßen. Im Handumdrehn verschwanden sie, wo sie nur konnten, in hohle Bäume, in Maulwurfslöcher, überall, wo nur eine Öffnung war.

Sus brachte den armen Antonius wieder in die Hütte. „Ich danke dir, mein Freund," sagte der heilige Mann, „daß du das Glöcklein geläutet hast, sonst hätte diese Teufelspolka noch lange dauern können! Unerhört, einen achtzigjährigen Mann so tanzen zu lassen!" Und er griff sich an den Kopf, denn ihm war ganz schwindlig geworden. „Mich werden sie wohl jetzt längere Zeit in Ruhe lassen, aber für dich befürchte ich das Schlimmste; sie werden an dir Rache nehmen."

„Mögen sie nur kommen!" lachte Kringel.

Der Winter wurde immer strenger, und das Schwein machte seinen Rundgang, um Wurzeln zu suchen. Vater Antonius wartete schon lange auf seine Rückkehr, es wurde Abend und Sus ließ sich immer noch nicht blicken. Plötzlich war draußen ein großes Geschrei, Antonius öffnete das Holzfenster und sah, wie Kringel ganz verstört und heulend in tollem Lauf daherkam. „Onkel, Salbe, schnell Salbe!" Hatten doch die Teufel dem armen Tier das schöne Ringelschwänzchen angezündet! Es flammte und knisterte, und je schneller Sus rannte, je mehr brannte sein Schwanz. Vater Antonius öffnete schnell die Tür und löschte die Flamme mit einem nassen Tuch. Nachher rieb er es mit Salbe ein, so daß das Ringelschwänzchen nach wenigen Tagen wieder vollkommen in Ordnung war.

Um die schöne Weihnachtszeit herum setzte der Frost ein. Nun war der Boden so hart, daß man mit keinem Spaten in der Lage war, einen schwarzen Pilz aus der Erde zu holen. Der ganze Eßvorrat war verzehrt. Sie aßen Baumrinde, aber diese läßt sich schlecht verdauen, und man bekommt noch mehr Hunger davon.
Was nun? Das Schwein ging zum Teich, um einen Eimer Wasser zu holen, aber der Teich war zugefroren. Da tanzte es so lange auf dem Eise, ließ sich mit seinem schweren Körper immer wieder fallen, bis das Eis zerriß und brach und ein Loch im Eis entstand. Gerade wollte Kringel einen Eimer Wasser schöpfen, als es bemerkte, daß ein großer Fisch die Schnauze über Wasser hob. „Hier!" rief Sus, aber bevor es die Pfote danach ausstrecken konnte, war der Fisch verschwunden. „Warte nur", lachte das Schwein, setzte sich neben das Loch und ließ den aufgerollten Schwanz ins eiskalte Wasser hinunterhängen. Kaum hätte man bis drei zählen können, da schrie es schon: „Au, au, er beißt!" Das Schwein sprang in die Höhe und schleuderte den schönsten Karpfen auf das Eis, den man sich denken kann. Rasch damit zu Vater Antonius! „Dieses Mal hat der Teufel nichts damit zu tun, Onkel Anton!" rief es, „es ist eigene Arbeit, eigener Verdienst!"
Vater Antonius hat den Fisch zubereitet und gebraten, und sie haben ihn zusammen verzehrt.
Am nächsten Tage wollte Kringel wieder auf den Fischfang gehen, aber alle Tage ist nicht Kirmes. Die Eisschicht war in einer Nacht um vier Finger dicker geworden, so daß sie nun dicker war als die Länge des Schwanzes. „Die Angelschnur ist nicht lang genug," seufzte Kringel, „ich müßte sie an einen Stock binden können!" Traurig kehrte es heim.
Jetzt mußten sie tagelang hungern. „Soll ich mich in der Stadt schlachten lassen", fragte Sus, „und den Schlächter bitten, dir die Hälfte von mir zu bringen?" „Du sollst damit nicht spaßen", sagte der Einsiedler. „Ich mache keinen Spaß," sagte das Schwein, „ich meine es ernst, schlachte mich und iß mich auf!"

„Mein lieber guter Küster," sagte Antonius, „schade, daß du ein Schwein bist, du wärst sonst ein guter Mensch!"
Diese Worte rührten Kringels Herz und ihm traten die Tränen in die Augen. Schluchzend schossen ihm allerlei Gedanken durch den Kopf, und von einem dieser Gedanken kam er einen ganzen Abend lang nicht los. So werden die großen Dinge erfunden.
„Wenn es nun doch nicht anders geht ... und überhaupt, ich kehre sowieso nie mehr in die Welt zurück", sagte Sus. Während Antonius, vor Hunger ganz entkräftet, auf seinem Strohsack schlief, ergriff Kringel das Beil, legte den Schwanz auf den Hackeklotz, kniff die Augen zu, biß die Zähne zusammen und hackte ihn ab. Er bestrich sofort die Wunde mit Salbe und hing den Schwanz in einem Kessel mit Wasser übers Feuer. Gleich verbreitete sich ein wundervoller Duft wie sonnabends vor der Kirmes, wenn der Geruch von Braten und Schmorfleisch aus Türen und Fenstern weht.
Vater Antonius wurde wach davon. „Träume ich?" fragte er. „Bin ich wieder auf meinem Schloß bei einem großen Festmahl?"
„Haha!" kicherte das Schwein mit einer Träne des Bedauerns im rechten Auge und einer Freudenträne im linken Auge. „Onkel, ich habe für dich eine wundervolle Kraftbrühe mit Einlage bereitet, die dir schon gefallen wird! Sieh her und rieche einmal dran! Die Fettaugen schwimmen oben drauf, damit kann man einen Pferdehusten heilen!"
„Gewiß wieder vom Teufel!" sagte der Mann, der es nicht glauben konnte, „und dieser Schwanz?"
„Von mir", lachte Sus. „Was konnte ich hier mit dem Schwänzchen anfangen? Es war mir sowieso nur eine Last und machte mir viel Mühe, es immer schön geringelt zu erhalten ..."
„Oh!" rief der heilige Einsiedler, „das ist schön von dir! Wenn es einen Himmel für die Schweine gibt, dann fliegst du bestimmt hinein!"
Und Antonius, der Einsiedler, hat sich die kräftige Brühe mitsamt dem leckeren Bissen wohlschmecken lassen ...

Es wurde Frühling und zugleich ging das Leben des heiligen Einsiedlers seinem Ende entgegen. Er mußte im Bett bleiben und seine Kräfte nahmen von Tag zu Tag ab. Schon hörte er, wie die Engel sich näherten. Das Schwein, das ihn gut pflegte, lauschte ebenfalls, konnte aber nichts hören. Vater Antonius erzählte ihm von den schönen Engeln.
Herabsteigen fällt ihnen unendlich schwer, aber Emporsteigen ist für sie, was für uns Fallen bedeutet. Im Nu sind sie hoch über den Alpen, höher als die Wolken und gleich im Himmel. Das Herabsteigen dagegen dauert Tage lang.
Endlich näherten sich die Engel der Hütte, und da streichelte die kalte Hand des Vaters Antonius seinen betrübten Küster. „Leb wohl, Sus. Ich danke dir für deine Gesellschaft und deine guten Dienste. Ja, unser Herrgott hätte aus dir einen Menschen machen müssen, denn es gibt viele Menschen, die nicht den zehnten Teil deiner Güte besitzen. Versuche, ohne mich auszukommen. Gern hätte ich dich mitgenommen, aber in den Himmel werden nur Seelen zugelassen ... leb wohl!"
Nun waren die Engel da, Sus sah sie zwar nicht, obwohl ein Schwein den Wind zu sehen vermag, aber er roch ihre Anwesenheit, ein Duft wie ein Paradies, wie der ganze Frühling in einem einzigen Blumenstrauß.
Sus weinte, denn nun würde es allein zurückbleiben, einsam und verlassen in diesem unheimlichen Wald, ohne Gesellschaft, und in die Welt zurückkehren ohne Schwanz und sich obendrein noch töten lassen, das ging nicht. Es rang seine Pfoten vor Verzweiflung, schlug sich an den Kopf, zog sich an den herabhängenden Ohren vor Ärger und Verdruß.
„Nimm mich mit! Nimm mich mit!" wollte es gerade sagen, aber Vater Antonius hatte die Augen bereits geschlossen. „Dann muß ich wohl das Totenglöcklein läuten." Und Sus, der Küster, läutete das Glöcklein. Ein Lächeln legte sich um den Mund des heiligen Antonius und eine Träne lief aus seinem rechten Auge ... Das war zuviel! Die Rührung war zu groß. Gerade wollten die

Engel ihn hochheben, als Kringel auf den Vater Antonius zulief, ihn an den Beinen faßte und rief: „Nicht weggehen! Nicht weggehen! Bleibe bei mir, bleibe bei mir!"
Aber was sollte das nun wieder bedeuten? Ein Seufzer entfuhr seiner Brust. Weit unter ihnen drehte sich die Erde, die Sonne und das ganze Weltall.
„Wir sind da", rief der Einsiedler in froher Bewunderung jubelnd. „Wo?" fragte Sus. „Im Himmel!" antwortete Antonius. „Aber hier ist es wie bei uns, grüne Wiesen und Wälder, nur viel schöner", rief Sus. „Ich dachte, daß der Himmel ganz anders sei!"
„Er ist schon anders, Sus, aber um das zu sehen, muß man eben eine Seele haben. Das ist der Unterschied. Siehst du da drüben das Schloß? Ja? Da geh ich hinein, denn dort wohnt unser Herrgott." „Und ich?" fragte Sus. „Du bleibst hier auf den himmlischen Wiesen in der Gesellschaft der anderen Tiere. Hier leben der Esel, der den Heiland nach Jerusalem brachte, der Ochse des heiligen Lukas, die Löwen Daniels, der Rabe des heiligen Benediktus. Du wirst dich wohl fühlen und jeden Tag werde ich dich besuchen ..."
„Nein, nein, zurück auf die Welt!" schrie das Schwein, „wenn die Tiere mich sehen, ohne Schwanz, dann finde ich keine Ruhe vor ihrem ewigen Spott ..."
„Aber weißt du denn nicht, daß alles im Himmel von selbst ganz und vollkommen ist?"
„Ist das wahr?" Und wieder blickte das Schwein sich um nach seinem Hinterteil. In der Tat, es hatte wieder seinen Schwanz, sein herrliches Ringelschwänzchen, das heute sogar eine schöne Schleife aus blauer Seide trug.

Aus dem Flämischen übertragen von Peter Mertens

Bücher aus dem Insel-Verlag

Vor den Wissenden sich stellen,
Sicher ists in allen Fällen!
Wenn du lange dich gequälet,
Weiß er gleich, wo dir es fehlet;
Auch auf Beifall darfst du hoffen,
Denn er weiß, wo du's getroffen.

*

Goethe

Neuerscheinungen 1936

Die Preise beziehen sich, wo nichts anderes angegeben ist, auf den in Leinen gebundenen Band.

Busch, Wilhelm: Aus alter Zeit. Mit vielen Handzeichnungen des Meisters. Herausgegeben von Otto Nöldeke und Hans Balzer. M 4.50

Sein halbes Leben hat Wilhelm Busch daran gearbeitet, die Märchen, Sagen und Volkslieder seiner Heimat zu sammeln, die in diesem Band vereinigt sind. Die Handzeichnungen zeigen Busch von einer weniger bekannten, aber um so reizvolleren Seite. „Aus alter Zeit" ist ein wahrhaft volkstümliches Bilder- und Lesebuch.

Carossa, Hans: Geheimnisse des reifen Lebens. Aus den Aufzeichnungen Angermanns. M 5.50

Die neue erzählende Dichtung Hans Carossas schildert die seelischen Erlebnisse und Kämpfe eines älteren Mannes in unserer Zeit. Zwei Frauen sind ihm hilfreich bei der Begegnung seines von leidenschaftlichen Zuständen bewegten Daseins mit einer sich wandelnden Welt. In seiner wundervoll klaren und doch geheimnisreichen Sprache gibt der Dichter ein Stück unserer Gegenwart. Reife der Lebenseinsicht und Reife der Gestaltung sind hier in seltener Vollendung eins geworden.

Coolen, Anton: Das Dorf am Fluß. Roman. Aus dem Niederländischen von Hermann W. Michaelsen. M 5.–

Die prachtvolle Gestalt eines Friesen steht im Mittelpunkt dieses Romans: der Arzt Tjerk van Taeke, ein aufrechter Mann, unendlich liebenswert in seiner großen Güte, verehrungswürdig in seiner aufopfernden Pflichterfüllung, ein rotblonder Riese, mit dem Anton Coolen der Dichtung eine unvergängliche Figur geschenkt hat. Um ihn lebt das Dorf an der Maas mit der Fülle leidenschaftlich bewegter Schicksale

Faesi, Robert: Das Antlitz der Erde. Gedichte. M 4.–

Der Schweizer Dichter, Mitarbeiter der „Corona", Verfasser eines tief eindringenden Buches über Rainer Maria Rilke, bietet in diesen Gedichten die Ernte seiner reifen Jahre.

Goethes Briefwechsel mit Marianne von Willemer. Herausgegeben von Max Hecker. Fünfte, verbesserte Auflage. Mit 10 Abbildungen auf Tafeln. M 7.50

Der schönste Briefwechsel Goethes mit einer Frau, der uns überliefert worden ist, ist der mit Marianne, der Suleika des „West-östlichen Divans". In der neuen Auflage sind die letzten Ergebnisse der Mariannen-Forschung verwertet, die Zahl der Dokumente ist beträchtlich vermehrt.

Goethe. – Adolf Beck und Robert Zilcher: Goethe und der Olympische Gedanke. M 3.50

Die beiden mit dem vom Organisations-Komitee für die XI. Olympischen Spiele in Berlin ausgeschriebenen Preise gekrönten Arbeiten suchen die Beziehungen aufzuzeigen, die Goethes Leben und Werk mit dem Olympischen Gedanken verbinden, und die Bedeutung der Leibesübungen in Goethes Leben und Denken sichtbar zu machen.

Grimm. – Märchen der Brüder Grimm. Mit 6 handkolorierten Vollbildern und 100 Holzschnitten im Text von Fritz Kredel. M 6.50

Zu den schönsten Märchen der Brüder Grimm hat Fritz Kredel rund hundert Holzschnitte geschaffen, an denen groß und klein, der naive Betrachter und der Liebhaber und Kunstfreund seine Freude haben wird. Mit jenem echten Humor, der dem Ernst des Märchens aufs engste verwandt ist, macht uns der Künstler die vertrauten Märchengestalten neu lebendig.

Hamburg. – Das alte Hamburg. 154 Bildtafeln. Herausgegeben von Carl Schellenberg. M 9.50

In Gemälden, Zeichnungen und Stichen lebt hier das alte Hamburg wieder auf, und es ersteht vor uns eine Stadt, wie sie schöner und anziehender nicht gedacht werden kann. Die Einleitung zeigt, wie Hamburg sich entwickelt hat, und läßt uns Geschichte und Wesen der Stadt aus ihren Denkmälern erkennen.

Haupt, Georg: Rudolf Koch der Schreiber. Mit 64 Bildtafeln und vielen Textabbildungen. M 8.50

Ein langjähriger Freund Rudolf Kochs hat dem Meister hier ein Denkmal gesetzt, das uns von seiner Art und seiner Arbeit Kunde gibt und in dem die fortwirkende Kraft des schlichten und großen Mannes spürbar ist. Die Abbildungen gewähren, zum ersten Mal in solcher Reichhaltigkeit, einen vollkommenen Überblick über die verschiedenen Schaffensgebiete Rudolf Kochs.

Imerslund, Per: Das Land Noruega. Erlebnisse in Mexiko. M 4.50

Ein junger Norweger, der in Deutschland aufgewachsen ist und dieses sein erstes Buch in deutscher Sprache geschrieben hat, erzählt uns von seinen Abenteuern in Mexiko, mit der bezaubernden Frische, wie sie nur der Erlebnisbericht eines ganz unliterarischen Menschen hat.

Kassner, Rudolf: Von der Einbildungskraft. M 4.50

Der Band vereinigt vier neue große Essays: Einbildungskraft und Glaube – Die Einbildungskraft und die Grenzen (Traum) – Einbildungskraft und Zahl – Einbildungskraft und das Drama (Shakespeare). Sie handeln von den Grenzen des Ethischen und des Ästhetischen.

Kippenberg, Anton: Geschichten aus einer alten Hansestadt. M 3.80

In diesen Geschichten vernimmt man gleichsam die innere Stimme der Stadt Bremen. Vor dem klar gezeichneten Hintergrund der geschichtlichen Entwicklung stehen einige prachtvolle Gestalten: Richter Smidt, Doktor Thulesius, Käppt'n Meyerdierks, Senatsdiener Schumacher, Schuster Focke und andere. Aus den mit Humor erzählten Geschichten entsteht ein Stück Geschichte.

Koch, Rudolf: Das Zeichenbuch. M 5.–

Das Werk vereinigt alle Arten von Zeichen, wie sie schon gebraucht worden sind in den frühesten Zeiten, bei den Völkern des Altertums, im frühesten Christentum und im Mittelalter, Runen und Merkmale, von denen auch heute noch ein starker Zauber ausgeht.

– *Die Weihnachtsgeschichte.* Ein Blockbuch in zehn Holzschnitten. In Pappband M 1.80

Zur Geschichte von der Geburt Christi, wie sie im Evangelium des Lukas geschrieben steht, hat Rudolf Koch eine Reihe von Bildern geschaffen, die er nach Art der alten Blockbücher mit der Schrift zusammen aus demselben Holzblock schnitt. Eine besonders schöne Weihnachtsgabe.

König. – Gestalt und Seele. Das Werk des Malers Leo von König. 64 Bildtafeln. Mit einer Einführung von Reinhold Schneider. M 8.–

In der Kunst des großen Porträtisten spiegelt sich das Menschentum unserer Zeit in entscheidenden Vertretern: Der Soldat (Hindenburg), Politiker (Goebbels), Künstler (Hauptmann) und Sportsmann (von Cramm) ebenso eindringlich wie die Frau in der Vielfalt edler Erscheinungen. Das Schaffen des Malers wird hier zum ersten Mal in einer umfassenden Auswahl der Öffentlichkeit geboten, sie enthält neben den Porträts auch eine Reihe figürlicher Kompositionen.

Le Fort, Gertrud von: Die Magdeburgische Hochzeit. Erzählung. M 3.80

In großen starken Bildern schildert die Dichterin die tragische Situation Magdeburgs im Dreißigjährigen Krieg. Die Eroberung und Zerstörung der Stadt, die schon in den zeitgenössischen Flugblättern mit grausiger Poesie als „Hochzeit" bezeichnet wird, erscheint als Weltgericht: aus dem Untergang erhebt sich das Ewige in reiner Herrlichkeit.

Mell, Max: Das Nachfolge Christi-Spiel. Geh. M 2.50, gebunden M 3.50

Unter den dramatischen Dichtungen des Österreichers, in denen Elemente der christlichen Heilslehre und der deutschen Volksdichtung wunderbar verschmolzen sind, beansprucht das Nachfolge Christi-Spiel besonderen Rang. Die große, in vielen Aufführungen bewährte sittliche Kraft wird auch der andächtige Leser dankbar verspüren.

Novalis: Dichtungen. Herausgegeben und eingeleitet von Franz Schultz. M 4.50

Der Band vereinigt die Gedichte, Hymnen und Romane des früh-vollendeten Dichters, in dessen Schaffen die Romantik ihre reinste Form fand, der ihr das Losungswort der „Blauen Blume" gab und dessen Dichtungen mit altem, ewig jungem Zauber fortwirken.

Rilke, Rainer Maria: Das Stunden-Buch. Faksimile-Ausgabe der Handschrift des ersten Teils: Das Buch vom mönchischen Leben. Als einmalige Auflage gedruckt. In Pappband M 12.–

Die Veröffentlichung dieser Handschrift bedeutet in zweifacher Hinsicht eine wesentliche Bereicherung der Rilke-Literatur: als Spiegel seines Wesens und als Zeugnis seines Schaffens aus der Frühzeit. Denn diese erste Niederschrift zeigt mannigfache Abweichungen gegenüber dem Druck und auch die Spuren der Arbeit, die dem Leser eine Quelle neuer Erkenntnisse über jenes Werk sein können, das seinen Ruhm mit begründet hat.

Schaper, Edzard: Das Leben Jesu. M 6.50

Liebe, Ehrfurcht und der Glaube an Christus, in dem allein wir erkennen, was ein Mensch von Gott zu erkennen vermag, haben den Dichter bei seiner Erzählung des Lebens Jesu geleitet. In unserer religiös so stark bewegten Zeit wird dieses schöne Buch, das nicht von den christlichen Dogmen, sondern von der Gestalt Jesu selbst spricht, die Herzen vieler Suchenden über alle Bekenntnisse hinweg tief bewegen.

Schneider, Reinhold: Das Inselreich. Gesetz und Größe der britischen Macht. M 8.50

Diese großartige Sinndeutung englischer Geschichte vergegenwärtigt die Menschen des Empires von den ersten Trägern des Kreuzes bis zu den verwegensten Begründern der Macht. In hinreißender Erzählung schildert Reinhold Schneider Menschen und Landschaften, die Kathedralen, das Wiesenland der Angler, den großen Brand Londons. Daß alles, was Menschen vollbringen, am Ewigen gemessen werden muß, daß das Ewige innerhalb des Ablaufs der Geschichte Menschen und Völker auf immer andere Weise vor eine Entscheidung stellt, die ihr Schicksal ist: dies sind die einfachen grundlegenden Erkenntnisse des ungewöhnlichen Werkes.

Sillanpää, Frans Eemil: Menschen in der Sommernacht. Roman. Aus dem Finnischen von Rita Öhquist. M 3.80

Das Leben an einem der finnischen Seen, von einem Samstagnachmittag bis zum Montagmorgen, erscheint hier als vielfarbiges Mosaik. In der Schilderung der zauberhaften Sommernächte offenbart sich der Schöpfer der unvergeßlichen „Silja" von neuem als großer Dichter.

Timmermans, Felix: Bauernpsalm. Roman. Aus dem Flämischen von Peter Mertens. M 5.–

Der „Bauernpsalm“ erzählt in der Ich-Form das Leben des Bauern Knoll, das in einer reichbewegten, spannenden Handlung abrollt. Aber es ist kein Bauernroman im üblichen Sinn, kein Buch von den Schicksalen eines beliebigen Menschen, der zufällig Bauer ist: Bauer Knoll ist der ewige Bauer. Und Felix Timmermans schrieb seinen Lobgesang.

Tsudzumi, Tsuneyoshi: Japan, das Götterland. Herausgegeben vom Japan-Institut, Berlin. M 6.–

Das wiederum in deutscher Sprache geschriebene Werk des Verfassers der rühmlichst bekannten „Kunst Japans“ sucht das alte und das neue Japan in den richtigen Zusammenhang zu setzen. Wir erhalten hier einen tiefen Einblick in das Wesen des japanischen Volkstums.

Waggerl, Karl Heinrich: Wagrainer Tagebuch. M 3.–

Der Dichter erzählt von seinem heimatlichen Dorf mit jener Heiterkeit und jenem Hang zur Grübelei, durch die er uns so tief anrührt. Man ahnt hinter den schlichten Bildern und Gestalten den ewigen Gegensatz zwischen dem seßhaften und dem unsteten Menschen. Hell und freundlich ist das Buch: „Ein Blatt aus sommerlichen Tagen ...“

Bibliothek der Romane

Jeder Band in Leinen M 3.50

Die Sammlung, die in zwangloser Folge fortgeführt wird, soll die besten Romane aller Zeiten und Völker in schönen Ausgaben umfassen. Die Bände sind äußerlich nicht als Glieder einer Reihe gekennzeichnet, so daß jeder einzelne für sich besteht und in dem schönen Einband Walter Tiemanns besonders auch als Geschenk geeignet ist. 1936 erschienen:

Balzac, Honoré de: Verlorene Illusionen.

Coster, Charles de: Uilenspiegel und Lamme Goedzak. Ein fröhliches Buch trotz Tod und Tränen. Übertragen von Albert Wesselski.

Defoe, Daniel: Robinson Crusoe. Nach der ältesten deutschen Übertragung. Nachwort von Severin Rüttgers.

Fontane, Theodor: Effi Briest. Roman.

Goethe: Die Wahlverwandtschaften. Ein Roman.

Gotthelf, Jeremias: Wie Uli der Knecht glücklich wird. Nachwort von Paul Ernst.

Grimmelshausen, Hans Jakob Christoffel von: Der abenteuerliche Simplizissimus. Nachwort von Reinhard Buchwald.

Jacobsen, Jens Peter: Niels Lyhne. Roman. Übertragen von Anka Matthiesen.

Keller, Gottfried: Der grüne Heinrich.

Lagerlöf, Selma: Gösta Berling. Erzählungen aus dem alten Wermland. Übertragen von Mathilde Mann.

Scheffel, Joseph Victor von: Ekkehard. Eine Geschichte aus dem 10. Jahrhundert.

Stendhal, Friedrich von: Rot und Schwarz. Zeitbild von 1830. Übertragen von Arthur Schurig.

Stevenson, R. L.: Die Schatzinsel. Übertragen von Karl Lerbs. Mit Holzschnitten von Hans Alexander Müller.

Die neuen Bände der Insel-Bücherei

Bertram, Ernst: Von der Freiheit des Wortes. (Nr. 485)

Bethge, Hans: Japanischer Frühling. Nachdichtungen japanischer Lyrik. (Nr. 492)

Blunck, Hans Friedrich: Erstaunliche Geschichten. (Nr. 497)

Der Bordesholmer Altar Meister Brüggemanns. 48 Bildtafeln. Herausgegeben von Freerk Haye Hamkens. (Nr. 495)

Claes, Ernest: Die Heiligen von Sichem. Übertragen von Edith ter Mer. Mit 12 ganzseitigen Zeichnungen von Felix Timmermans. (Nr. 483)

Chinesische Volksmärchen. Übertragen und herausgegeben von Wolfram Eberhard. (Nr. 484)

Meister Eckhart: Reden der Unterweisung. Herausgegeben von Friedrich Schulze-Maizier. (Nr. 490)

Goethe: Die Leiden des jungen Werthers. In der ersten Fassung. (Nr. 493)

Goethes schönste Briefe. (Nr. 487)

Griechische Lyrik. Herausgegeben von Karl Preisendanz. (Nr. 488)

Das kleine Kräuterbuch. 36 einheimische Heil-, Würz- und Duftpflanzen. Nach der Natur in vielfarbigen Bildern von Willi Harwerth. Text von Friedrich Schnack und Sandro Limbach. (Nr. 269)

Das kleine Buch der Meereswunder. Muscheln und Schnecken. In vielfarbigen Abbildungen nach kolorierten Stichen von Franz Michael Regenfuß. Geleitwort von Friedrich Schnack. (Nr. 158)

Michelangelo: Dichtungen. Übertragen von Rainer Maria Rilke. (Nr. 496)

Mommsen, Theodor: Römische Charaktere. Mit einer Einleitung von Helmut Berve. (Nr. 489)

Das kleine Buch der Nachtfalter. In vielfarbigen Abbildungen nach kolorierten Stichen von Jakob Hübner. Geleitwort von Friedrich Schnack. (Nr. 226)

Das kleine Rätselbuch. Deutsche Volksrätsel. Herausgegeben von Kurt Brzoska. (Nr. 494)

Schnack, Friedrich: Geschichten aus Heimat und Welt. (Nr. 498)

Treitschke, Heinrich von: Der Wiener Kongreß. (Nr. 486)

Tschuang-tse: Dichtung und Weisheit. Übertragen und herausgegeben von Hans O. H. Stange. (Nr. 499)

Voigt-Diederichs, Helene: Sonnenbrot. Mit Holzschnitten von Josua Leander Gampp. (Nr. 491)

In neuer Gestalt erschienen:

Dürer, Albrecht: Das Marienleben. Eine Holzschnittfolge. (Nr. 335)

Eichendorff, Joseph von: Gedichte. (Nr. 268)

Anekdoten von Friedrich dem Großen. Mit 12 Holzschnitten von Adolph Menzel. Einleitung von Reinhold Schneider. (Nr. 159)

Novalis: Gedichte und Gedanken. (Nr. 257)

Poe, Edgar Allan: Phantastische Erzählungen. Übertragen von Grete Rambach. Mit Zeichnungen von Fritz Fischer. (Nr. 129)

Richter, Ludwig: Es war einmal. Ein Bilderbuch. (Nr. 360)

Das Ständebuch. 112 Holzschnitte von Jost Amman mit Reimen von Hans Sachs. (Nr. 133)

Vor 1936 erschienen:

Als der Großvater die Großmutter nahm. Ein Liederbuch für altmodische Leute. Auf Grund der Ausgabe von Gustav Wustmann neu herausgegeben. In Pappband M 4.50; in Halbleder M 6.–

Älteste deutsche Dichtungen. In gegenübergestellter Ursprache und Übertragung. Herausgegeben von Karl Wolfskehl und Friedrich von der Leyen. Mit einem ausführlichen Nachwort. M 6.–

Arabische Märchen. Aus mündlicher Überlieferung gesammelt und übertragen von Enno Littmann. M 7.–

Bach, Johann Sebastian: Hohe Messe in H-Moll. Faksimile-Ausgabe der Handschrift in Lichtdruck. 500 numerierte Exemplare. In Halbpergament M 60.–; in Ganzlederhandband M 80.–

Beethovens Briefe. In Auswahl herausgegeben von Albert Leitzmann. Mit 16 Bildtafeln. M 5.–

Beheim-Schwarzbach, Martin: Der Gläubiger. Roman. M 5.–
– *Die Herren der Erde.* Roman. M 5.50
– *Die Michaelskinder.* Roman. M 6.–

Bertram, Ernst: Deutsche Gestalten. Fest- und Gedenkreden. M 6.–
Inhalt: Bach – Klopstock – Goethe: Gesang und Gesetz; Geheimnislehre; Sinnliche Überlieferung – Schiller – Norden und deutsche Romantik – Beethoven – Kleist – Stifter – Möglichkeiten deutscher Klassik.
– *Gedichte.* In Halbpergament M 4.–
– *Griecheneiland.* Gedichte. In Halbpergament M 4.–
– *Michaelsberg.* Prosadichtung. M 4.–
– *Das Nornenbuch.* Gedichte. In Halbpergament M 4.–
– *Der Rhein.* Gedichte. In Halbpergament M 4.–
– *Straßburg.* Ein Gedichtkreis. In Pappband M 4.–
– *Wartburg.* Spruchgedichte. In Halbpergament M 4.–

Bessell, Georg: Bremen. Die Geschichte einer deutschen Stadt. M 5.–

Billinger, Richard: Sichel am Himmel. Gedichte. M 4.50

Blumenbuch: siehe unter Koch, Seite 192.

Die Blümlein des heiligen Franziskus von Assisi. Übertragen von Rudolf G. Binding. Mit 84 Initialen und Einbandzeichnung von Carl Weidemeyer-Worpswede. M 3.75

Das alte Bremen. Herausgegeben vom Focke-Museum für Bremische Altertümer. Mit 100 Bildtafeln. M 7.–

Büchner, Georg: Werke und Briefe. Herausgegeben von Fritz Bergemann. Ausgabe auf Dünndruckpapier in einem Bande. (513 Seiten.) M 7.–

Bühler, Johannes: Das erste Reich der Deutschen. Von der Völkerwanderung bis zur Reformation. Mit 80 Bildtafeln. M 4.50

Bürger, Gottfried August: Wunderbare Reisen des Freiherrn von Münchhausen. Mit den Holzschnitten von Gustav Doré. Großquart. In Pappband M 4.50

Burkhard, Arthur: Hans Burgkmair. Mit 117 Abbildungen. M 10.–

Carolinens Leben in ihren Briefen. Auf Grund der von Erich Schmidt besorgten Gesamtausgabe in Auswahl herausgegeben von Reinhard Buchwald, eingeleitet von Ricarda Huch. Mit 16 Bildtafeln. M 6.50

Carossa, Hans: Eine Kindheit und Verwandlungen einer Jugend. Neue Ausgabe in einem Bande. M 5.–

– *Der Arzt Gion.* Eine Erzählung. M 6.–

– *Tagebuch im Kriege.* Wohlfeile Ausgabe des „Rumänischen Tagebuchs". M 3.–

– *Führung und Geleit.* Ein Lebensgedenkbuch. M 5.–

– *Gedichte.* M 4.–

– *Buch des Dankes für Hans Carossa* zum 15. Dezember 1928. Mit Beiträgen zeitgenössischer Dichter, zwei Lichtdrucktafeln und einer Lithographie. M 5.–

Cervantes: Don Quixote. Vollständige deutsche Ausgabe, besorgt von Konrad Thorer. Mit einem Essay von Turgenjeff und einem Nachwort von André Jolles. Auf Dünndruckpapier in zwei Bänden. (1550 Seiten.) M 12.–; in Leder M 20.–

Claes, Ernest: Black. Die Geschichte eines Hundes. Aus dem Flämischen übertragen von Peter Mertens. M 3.80

– *Bruder Jakobus.* Roman. Aus dem Flämischen übertragen von Peter Mertens. M 5.50

– *Flachskopf.* Mit einem Vorwort und Bildern von Felix Timmermans. Aus dem Flämischen übertragen von Peter Mertens. M 3.75

Clausewitz, Karl von: Vom Kriege. Bearbeitet und eingeleitet von Friedrich von Cochenhausen. Über 700 Seiten. M 6.50

Coolen, Anton: Brabanter Volk. Roman. Aus dem Niederländischen übertragen von Elisabeth und Felix Augustin. M 5.–

Cooper, Duff: Talleyrand. Übertragen von Karl Lerbs. Mit 5 Bildtafeln. M 7.50

Cortes, Ferdinand: Die Eroberung von Mexiko. Mit den eigenhändigen Berichten Cortes' an Kaiser Karl V. von 1520 und 1522. Herausgegeben und eingeleitet von Arthur Schurig. Mit zwei Bildnissen und einer Karte. M 6.50

Corti, Egon Caesar Conte: Die Tragödie eines Kaisers. (Maximilian von Mexiko.) Mit 4 Bildtafeln. M 7.50

Dante: Opera omnia. (In italienischer Sprache.) Enthaltend La Divina Commedia. Il Canzoniere. Vita Nuova. Il Convivo sowie die lateinischen Schriften und Briefe. Mit einer Einleitung von Benedetto Croce. Ausgabe auf Dünndruckpapier in zwei Bänden. (1080 Seiten.) M 10.–

Däubler, Theodor: Das Nordlicht. Ein Epos in drei Teilen. Neue Ausgabe. Auf Dünndruckpapier in zwei Bänden. (1240 Seiten.) M 10.–

Dehn, Fritz: Rainer Maria Rilke und sein Werk. Eine Deutung. M 6.–

Deutsche Erzähler. Ausgewählt und eingeleitet von Hugo von Hofmannsthal. Die früher vierbändige Ausgabe jetzt in einem Bande. (1005 Seiten.) M 4.50

Inhalt: Arnim: Der tolle Invalide – Brentano: Geschichte vom braven Kasperl und dem schönen Annerl – Büchner: Lenz – Droste-Hülshoff: Die Judenbuche – Eichendorff: Taugenichts – Fouqué: Undine – Goethe: Novelle – Gotthelf: Barthli, der Korber – Grillparzer: Der arme Spielmann – Hauff: Das kalte Herz – Fr. Hebbel: Aus meiner Jugend – E. T. A. Hoffmann: Der Elementargeist – Gottfried Keller: Spiegel, das Kätzchen – Heinrich von Kleist: Das Erdbeben in Chili – Eduard Mörike: Mozart auf der Reise nach Prag – Jean Paul: Leben des vergnügten Schulmeisterlein Maria Wuz in Auenthal – Schiller: Der Geisterseher – Sealsfield: Erzählung des Obersten Morse – Stifter: Der Hagestolz – Tieck: Der blonde Eckbert.

Deutsche Gedichte in Handschriften. Wiedergabe in Lichtdruck. Halbpergamentband M 8.50.

Deutsche Heldensagen. Herausgegeben von Severin Rüttgers. Mit einem erklärenden Anhang. (616 Seiten.) M 4.50

Inhalt: Das Hildebrandslied – Beowulf – Walther und Hildegund – Sigfrid und die Nibelunge – Wieland der Schmied – König Rother – Der getreue Wolfdietrich – König Dietrich von Bern – Kudrun – Der Nibelunge Not.

Deutsche Vergangenheit. Nach zeitgenössischen Quellen herausgegeben von Johannes Bühler. Das Werk umfaßt 9 Bände mit je 16 Bildtafeln. Es besteht aus zwei Abteilungen, der politischen und der kulturhistorischen Reihe. Vorzugspreis des gesamten Werkes M 60.–

Die politische Reihe. Jeder Band M 7.50

Die Germanen in der Völkerwanderung – Das Frankenreich – Die Sächsischen und Salischen Kaiser – Die Hohenstaufen.

Die kulturhistorische Reihe. Jeder Band M 7.50

Klosterleben im deutschen Mittelalter – Deutsches Geistesleben im Mittelalter – Ordensritter und Kirchenfürsten – Fürsten und Ritter – Bauern, Bürger und Hansa.

Deutsche Volksbücher. Herausgegeben von Severin Rüttgers. M 4.50

Der Band enthält: Der hörnern Siegfried – Die vier Haimonskinder – Herzog Ernst – Wigoleis – Kaiser Barbarossa – Die schöne Melusine – Die geduldige Griseldis – Die schöne Magelona – Hirlanda – Fortunat – Eulenspiegel – Die Schildbürger – Doktor Faust.

Dickens, Charles: Martin Chuzzlewit. M 8.–

– *David Copperfield.* M 8.–

– *Der Raritätenladen.* M 8.–

– *Die Pickwickier.* M 8.–

– *Oliver Twist und Weihnachtserzählungen.* M 8.–

Die Bände enthalten zahlreiche Federzeichnungen aus den englischen Originalausgaben von Cruikshank, Cattermole, H. K. Browne und anderen.

Die Briefe der Diotima an Hölderlin. Herausgegeben von Carl Viëtor. Mit der Abbildung einer Büste und dem Faksimile eines Briefes. M 3.50

Disteli: Abenteuer des berühmten Freiherrn von Münchhausen. Mit Lichtdrucken nach 16 Radierungen und 16 Zeichnungen von Martin Disteli. Herausgegeben von Gottfried Wälchli. Einmalige Ausgabe in 800 Exemplaren. Halbpergamentband M 9.50

Meister Eckhart: Deutsche Predigten und Traktate. Neu herausgegeben von Friedrich Schulze-Maizier. M 3.75

Eichendorff, Joseph von: Werke. Ausgewählt und herausgegeben von Franz Schultz. Zwei Bände. (1080 Seiten.) M 6.–

Eisherz und Edeljaspis oder Die Geschichte einer glücklichen Gattenwahl. Neue Ausgabe mit Bildern nach alten chinesischen Holzschnitten. M 3.75

Elisabeth Charlotte (Liselotte): Briefe der Herzogin Charlotte von Orleans. Ausgewählt und eingeleitet von Hans F. Helmolt. Mit 16 Bildtafeln. M 6.50

Fichte: Reden an die deutsche Nation. Revidierte Ausgabe mit einer Einleitung von Rudolf Eucken. M 2.50

Geese, Walter: Gottlieb Martin Klauer. Der Bildhauer Goethes. Mit 64 Bildtafeln. M 7.–

Goethe: Sämtliche Werke in siebzehn Bänden. Herausgegeben von Fritz Bergemann, Hans Gerhard Gräf, Max Hecker, Gunther Ipsen, Kurt Jahn und Carl Schüddekopf. Ausgabe auf Dünndruckpapier in dunkelbraunem Leinen M 135.–; in rotbraunem Leder M 235.–

Die vollständigste aller heutigen Goethe-Ausgaben. Der Text umfaßt 15000 Seiten. – Die Bände sind auch einzeln in dunkelblauem Leinen ohne durchlaufende Bandbezeichnung unter folgenden Titeln lieferbar:

I. Romane und Novellen I. M 10.–
II. Romane und Novellen II (Wilhelm Meister). M 9.50
III. Autobiographische Schriften I (Dichtung und Wahrheit). M 8.–
IV. Autobiographische Schriften II. M 8.–
V. Autobiographische Schriften III. M 8.–
VI. Dramatische Dichtungen I (Faust). M 5.–
VII. Dramatische Dichtungen II (vor der italienischen Reise entstanden). M 9.–
VIII. Dramatische Dichtungen III (nach der italienischen Reise entstanden). M 10.–
IX. Kunstschriften I. M 8.–
X. Kunstschriften II. M 8.–
XI. Übersetzungen und Bearbeitungen fremder Dichtungen. M 9.50
XII. Schriften zur Literatur- und Kulturgeschichte I. M 7.50
XIII. Schriften zur Literatur- und Kulturgeschichte II. M 7.50
XIV–XV. Lyrische und epische Dichtungen. 2 Bände. M 12.–
XVI–XVII. Naturwissenschaftliche Schriften. Mit 48 zum großen Teil vielfarbigen Tafeln. 2 Bände. M 20.–

Ergänzungsbände in der Ausstattung der Gesamtausgabe:

Goethes Briefe und Tagebücher. Herausgegeben von Hans Gerhard Gräf. Ausgabe auf Dünndruckpapier in zwei Bänden. (1750 Seiten.) M 18; in Leder M 30.–

Gespräche mit Eckermann. Herausgegeben und eingeleitet von Franz Deibel. Vollständige Ausgabe in einem Bande auf Dünndruckpapier. (797 Seiten.) M 7.50; in Leder M 13.–

Goethes Gespräche ohne die Gespräche mit Eckermann. Ausgewählt von Flodoard Freiherrn von Biedermann. Ausgabe auf Dünndruckpapier in einem Bande. (791 Seiten.) M 9.50; in Leder M 16.–

Goethes Werke in sechs Bänden (Der Volks-Goethe). 3900 Seiten. Im Auftrage der Goethe-Gesellschaft herausgegeben von Erich Schmidt. Neu bearbeitet von Gustav Roethe. M 18.–

Farbenlehre. Eingeleitet von Gunther Ipsen. Mit 32 zum großen Teile vielfarbigen Tafeln. Vollständige Ausgabe auf Dünndruckpapier in einem Bande. M 10.–

Faust. Gesamtausgabe. Enthaltend Urfaust, Fragment (1790). Tragödie I. und II. Teil, Paralipomena. Ausgabe auf Dünndruckpapier in einem Bande. (577 Seiten.) M 3.50; in Leder M 6.50

Goethe: Sämtliche Gedichte in zeitlicher Folge. Herausgegeben von Hans Gerhard Gräf. Ausgabe auf Dünndruckpapier in zwei Bänden. (1300 Seiten.) M 12.–; in Leder M 20.–

Gedichte. Auswahl in zeitlicher Folge. Herausgegeben von Hans Gerhard Gräf. M 3.75

Naturwissenschaftliche Schriften. Herausgegeben von Gunther Ipsen. Mit 48 zum großen Teil vielfarbigen Tafeln. Ausgabe auf Dünndruckpapier in zwei Bänden. (1583 Seiten.) M 20.–

Italienische Reise. Mit den Zeichnungen Goethes, seiner Freunde und Kunstgenossen in 124 zum Teil farbigen Lichtdrucktafeln. Neu herausgegeben vom Goethe-Nationalmuseum (Folio.) In Halbleder M 50.–; in Leder M 80.–

Die Briefe des jungen Goethe. Herausgegeben von Gustav Roethe. M 3.50

Briefe von Goethes Mutter. Ausgewählt und eingeleitet von Albert Köster. Mit 16 Bildtafeln. M 4.50

Bettinas Leben und Briefwechsel mit Goethe. Auf Grund des von Reinhold Steig bearbeiteten handschriftlichen Nachlasses neu herausgegeben von Fritz Bergemann. Mit 17 Bildtafeln und 2 Faksimiles. M 7.50

Goethe im Bildnis. Mit 102 Bildtafeln. Herausgegeben und eingeleitet von Hans Wahl. M 5.–

Goethe und seine Welt in 580 Bildern. Herausgegeben von Hans Wahl und Anton Kippenberg. M 4.50

Brüder Grimm: Märchen. Vollständige Ausgabe in zwei Bänden. M 9.–

Gunnarsson, Gunnar: Vikivaki oder Die goldene Leiter. Roman. Übertragen von Helmut de Boor M 5.50

Hardt, Ernst: Gesammelte Erzählungen. M 4.–

– *Gudrun.* Ein Trauerspiel in fünf Akten. M 4.–

– *Tantris der Narr.* Drama in fünf Akten. M 4.–

Haslund-Christensen, Henning: Jabonah. Abenteuer in der Mongolei. Mit einem für die deutsche Ausgabe geschriebenen Geleitwort von Sven Hedin. Aus dem Dänischen übertragen von Helmut de Boor. Mit 118 Abbildungen und einer Karte. M 6.50

Hauff, Wilhelm: Märchen. Vollständige Ausgabe. M 5.–

Hebel, Johann Peter: Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes. Textrevision von Karl Viëtor. Druck der Mainzer Presse in 1000 Exemplaren. In Halbleinen M 15.–

Der Heliand in Simrocks Übertragung und die Bruchstücke der Altsächsischen Genesis. Eingeleitet von Andreas Heusler. M 3.75

Hey-Speckter: Hundert Fabeln für Kinder. Von Wilhelm Hey. Mit den Bildern von Otto Speckter. M 2.50

Hofmannsthal, Hugo von: Buch der Freunde. Tagebuchaufzeichnungen. Neue, aus dem Nachlaß vermehrte Ausgabe. Mit einem Nachwort von Rudolf Alexander Schröder. M 4.–

– **Die Gedichte und kleinen Dramen.** M 5.–

– **Das Salzburger Große Welttheater.** Geheftet M 2.–; in Pappband M 2.50

Hölderlin, Friedrich: Sämtliche Werke und Briefe. Kritisch-historische Ausgabe von Franz Zinkernagel in fünf Bänden. In Halbleder M 65.–

– **Sämtliche Werke.** Ausgabe auf Dünndruckpapier in einem Bande. (1043 Seiten.) M 9.–; in Leder M 15.–

– **Gesammelte Briefe.** Eingeleitet von Ernst Bertram. M 6.–; in Leder M 12.–

– **Hyperion oder der Eremit in Griechenland.** M 3.–; in Leder M 6.–

Ομηρου επη. (Ιλιας Οδυσσεια)
Homers Werke (Ilias und Odyssee) im griechischen Urtext herausgegeben von Paul Cauer. Neue Ausgabe auf Dünndruckpapier. M 6.–

Homers Odyssee. Neu übertragen von Rudolf Alexander Schröder. M 4.50

Huch, Ricarda: Der große Krieg in Deutschland. Vollständige Ausgabe in zwei Bänden. (1400 Seiten.) M 12.–
Der Roman des Dreißigjährigen Krieges.

– **Der große Krieg in Deutschland.** Gekürzte Ausgabe. M 2.50

– **Entpersönlichung.** In Halbleinen M 4.75

– **Von den Königen und der Krone.** Roman. In Halbleinen M 5.25

– **Das Leben des Grafen Federigo Confalonieri.** Roman. M 3.75

– **Luthers Glaube.** Briefe an einen Freund. M 5.–

– **Menschen und Schicksale aus dem Risorgimento.** M 5.–

– **Die Verteidigung Roms.** Der Geschichten von Garibaldi erster Teil. M 6.–

– **Der Kampf um Rom.** Der Geschichten von Garibaldi zweiter Teil. M 6.–

– **Der Sinn der Heiligen Schrift.** In Halbleinen M 5.–

– **Michael Unger.** Roman. M 3.75

– **Wallenstein.** Eine Charakterstudie. In Pappband M 3.25

– **Gesammelte Gedichte.** M 6.75

Humboldt, Wilhelm von: Die Brautbriefe Wilhelms und Karolinens von Humboldt. Herausgegeben und eingeleitet von Albert Leitzmann. M 6.50

Jacobsen, Jens Peter: Sämtliche Werke in einem Bande. Mit dem von A. Helsted 1885 radierten Porträt. Auf Dünndruckpapier. (877 Seiten.) M 8.50; in Leder M 15.–

Jantzen, Hans: Deutsche Bildhauer des dreizehnten Jahrhunderts. Mit 136 Abbildungen. M 10.–

Kamban, Gudmundur: Die Jungfrau auf Skalholt. Roman. Deutsche Ausgabe von Edzard Schaper. M 7.50

Kant: Kritik der reinen Vernunft. Ausgabe auf Dünndruckpapier. (650 Seiten.) M 7.–

– *Kant-Aussprüche.* Herausgegeben von Raoul Richter. M 3.50

Kassner, Rudolf: Das Buch der Gleichnisse. M 4.50

– *Die Moral der Musik.* Aus den Briefen eines Musikers. In Pappe M 4.–

– *Die Mythen der Seele.* M 4.–

– *Physiognomik.* Mit 45 Abbildungen. M 7.50

– *Das physiognomische Weltbild.* M 7.50

Katharina II. von Rußland: Memoiren. Herausgegeben und eingeleitet von Erich Boehme. Mit 16 Bildtafeln. M 6.50

Kippenberg, Katharina: Rainer Maria Rilke. Ein Beitrag. M 5.–

Kleist, Heinrich von: Sämtliche Werke. Herausgegeben von Friedrich Michael. Ausgabe auf Dünndruckpapier in einem Band. (1187 Seiten.) M 9.–; in Leder M 15.–

– *Briefe.* Herausgegeben von Friedrich Michael. M 3.50

Koch, Rudolf: Das ABC-Büchlein. In Pappband M 2.80
Vorzugsausgabe: 100 Exemplare auf der Handpresse gedruckt im Haus zum Fürsteneck zu Frankfurt a. M. In Halbleder M 30.–

– *Das Blumenbuch.* Zeichnungen von Rudolf Koch. In Holz geschnitten von Fritz Kredel. 250 Holzschnitte im Format $23^1/_2 \times 31^1/_2$ cm. Druck der Mainzer Presse in 1000 Exemplaren. Die Handkolorierung besorgte Emil Wöllner. Drei Teile. In Pappbänden M 80.–

– *Die Kriegserlebnisse des Grenadiers Rudolf Koch.* Mit einem Selbstbildnis des Meisters. M 4.50

Kühnemann, Eugen.: Goethe. Zwei Bände. (1118 Seiten.) M 15.–

Lawrence, David Herbert: Liebende Frauen. Roman. M 8.–

– *Der Hengst St. Mawr.* Roman. M 5.–

– *Der Marienkäfer.* Novellen. M 7.–

– *Der Regenbogen.* Roman. M 6.–

– *Die gefiederte Schlange.* Roman. M 8.–

Lawrence, David Herbert: Söhne und Liebhaber. Roman. M 8.–
– *Der Zigeuner und die Jungfrau.* Novellen. M 7.–

Lenau, Nikolaus: Sämtliche Werke und Briefe in sechs Bänden. Vollständige kritische Ausgabe, herausgegeben von Eduard Castle. M 40.–

Luthers Briefe. In Auswahl neu herausgegeben von Reinhard Buchwald. Mit 10 Bildtafeln. M 3.75

Acht Bildtafeln aus der Manessischen Liederhandschrift. Wiedergabe in farbigem Lichtdruck in der Originalgröße (35 1/2 × 25 cm). Herr Hartmann von Aue – König Konrad der Junge – Graf Kraft von Toggenburg – Herr Werner von Teufen – Herr Walther von der Vogelweide – Klingsor von Ungerlant (Der Sängerkrieg) – Der Tannhäuser – Meister Johannes Hadloub. Jedes Blatt M 6.–; die acht Blätter in Leinenmappe M 48.–

Mell, Max: Die Sieben gegen Theben. Dramatische Dichtung. Geheftet M 2.50; in Pappband M 3.50
– *Das Spiel von den deutschen Ahnen.* In Pappband M 3.50

Meller, Simon: Peter Vischer. Mit 145 Abbildungen. M 10.–

Mottram, Ralph H.: Der „Spanische Pachthof". Eine Romantrilogie 1914 bis 1918. Mit einem Vorwort von John Galsworthy. Übertragen von T. Francke. (720 Seiten.) M 8.50

Mozart: Wolfgang Amadeus Mozarts Leben in seinen Briefen und Berichten der Zeitgenossen. Herausgegeben von Albert Leitzmann. Mit 16 Bildtafeln und 2 Faksimiles. M 7.–

Mühlberger, Josef: Die große Glut. Roman. M 5.50
– *Die Knaben und der Fluß.* Erzählung. M 3.80

Nebelthau, Otto: Der Ritt nach Canossa. Historischer Roman. M 6.–

Der Nibelungen Not und Kudrun. Herausgegeben von Eduard Sievers. Ausgabe auf Dünndruckpapier. (624 Seiten.) M 6.–

Nietzsche, Friedrich: Briefe. Ausgewählt und herausgegeben von Richard Oehler. M 4.50

Die Rache des jungen Meh oder Das Wunder der zweiten Pflaumenblüte. Aus dem Chinesischen übertragen von Franz Kuhn. In der Art chinesischer Blockbücher gebunden M 6.–

Die Räuber vom Liang schan Moor. Aus dem Chinesischen übertragen von Franz Kuhn. Mit 60 Holzschnitten einer alten chinesischen Ausgabe. (840 Seiten.) M 12.–

Rendl, Georg: Der Bienenroman. M 5.–

Renker, Armin: Das Buch vom Papier. Mit 46 Abbildungen in Lichtdruck, 4 Wasserzeichentafeln, 13 Papierproben und 1 Karte. Neue Auflage. In Halbleinen M 9.–

Rilke, Rainer Maria: Gesammelte Werke in sechs Bänden. M 35.–; in Halbleder M 45.–

Ergänzungsbände in der Ausstattung der Gesamtausgabe:

– *Erzählungen und Skizzen aus der Frühzeit.* M 7.–; in Halbleder M 9.–
– *Briefe und Tagebücher aus der Frühzeit. 1899–1902.* M 7.–; in Halbleder M 9.–
– *Briefe aus den Jahren 1902 bis 1906.* M 7.–; in Halbleder M 9.–
– *Briefe aus den Jahren 1906 bis 1907.* M 7.–; in Halbleder M 9.–
– *Briefe aus den Jahren 1907 bis 1914.* M 7.–; in Halbleder M 9.–
– *Briefe aus Muzot (1921–1926).* M 7.–; in Halbleder M 9.–
– *Briefe an seinen Verleger (1906–1926).* M 7.–; in Halbleder M 9.–
– *Erste Gedichte.* M 6.–
– *Frühe Gedichte.* M 5.–
– *Das Buch der Bilder.* M 5.25
– *Neue Gedichte.* M 6.–
– *Späte Gedichte.* M 5.–
– *Duineser Elegien.* M 3.50
– *Das Stunden-Buch.* Enthaltend die drei Bücher: Vom mönchischen Leben – Von der Pilgerschaft – Von der Armut und vom Tode. In Halbleinen M 3.–
– *Geschichten vom lieben Gott.* M 4.50
– *Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge.* M 6.50
– *Über Gott.* Zwei Briefe. In Pappband M 2.–
– *Auguste Rodin.* Mit 96 Bildtafeln. M 7.–

Rilke-Bibliographie. Bearbeitet von Fritz Adolf Hünich. Erster Teil: Das Werk des Lebenden. M 6.–

Sachs, Hans: Ausgewählte Werke. (Gedichte und Dramen.) Mit 52 Holzschnitten nach Dürer, Beham u. a. Herausgegeben von Paul Merker und R. Buchwald. Zwei Bände. In Halbleinen M 10.–
Kolorierte Ausgabe, in der sämtliche Holzschnitte mehrfarbig mit der Hand koloriert wurden, in Halbpergament M 16.–; in Schweinsleder M 30.–

Schaeffer, Albrecht: Helianth. Bilder aus dem Leben zweier Menschen aus der norddeutschen Tiefebene in neun Büchern. Neue Ausgabe in zwei Bänden. (1400 Seiten.) M 15.–

Schaeffer, Albrecht: Griechische Heldensagen. Nach den alten Quellen neu erzählt. Zwei Bände. M 10.–
– *Josef Montfort.* Roman. M 6.50
– *Das Prisma.* Novellen und Erzählungen. Auf Dünndruckpapier. M 6.50
– *Der göttliche Dulder.* Dichtung. M 6.25
– *Parzival.* Ein Versroman in drei Kreisen. M 7.50
– *Gedichte aus den Jahren 1915 bis 1930.* M 4.–

Schaper, Edzard: Die sterbende Kirche. Roman. M 6.–

Scheffler, Karl: Der Geist der Gotik. Mit 100 Bildtafeln. M 7.–
– *Deutsche Maler und Zeichner im neunzehnten Jahrhundert.* Mit 77 Bildtafeln. M 9.–
– *Holland.* Mit 100 Bildtafeln. M 9.–
– *Italien.* Tagebuch einer Reise. Mit 118 Bildtafeln. M 9.–
– *Paris.* Notizen. Mit 87 Bildtafeln. M 9.–
– *Der junge Tobias.* Eine Jugend und ihre Umwelt. M 6.–

Schiller: Sämtliche Werke in sieben Bänden. Ausgabe auf Dünndruckpapier. (4900 Seiten.) M 45; in Leder M 70.–

Schmidt, Paul Ferdinand: Philipp Otto Runge. Sein Leben und sein Werk. Mit 80 Bildtafeln. M 10.–

Schnack, Friedrich: Der erfrorene Engel. Roman eines Mädchens. M 5.–
– *Klick aus dem Spielzeugladen.* Roman für das große und kleine Volk. M 4.–
– *Das Leben der Schmetterlinge.* Naturdichtung. M 6.–
– *Der Lichtbogen.* Falterlegenden. M 4.50
– *Die brennende Liebe.* Roman der drei Lebensalter. M 6.–
Eine neue Bearbeitung der drei schönsten Romane des Dichters: Beatus und Sabine – Sebastian im Wald – Die Orgel des Himmels.

Schneider, Reinhold: Auf Wegen deutscher Geschichte. Eine Fahrt ins Reich. M 3.80
Inhalt: Der Wald – Paderborn – Speyer – Bremen – Tangermünde – Nürnberg – Rudolstadt – Hohenzollern – Ostland.

Schopenhauer: Parerga und Paralipomena. Herausgegeben von Hans Henning. Ausgabe auf Dünndruckpapier in zwei Bänden. (1340 Seiten.) M 10.–
– *Aphorismen zur Lebensweisheit.* Taschenausgabe. M 3.50

Schröder, Rudolf Alexander: Der Wanderer und die Heimat. M 4.75
– *Mitte des Lebens.* Geistliche Gedichte. M 5.–
– *Gedichte.* M 6.–

Schwab, Gustav: Sagen des klassischen Altertums. Vollständige Ausgabe in einem Bande mit 96 Zeichnungen von J. Flaxman. (1020 Seiten.) M 4.50

Scott, Gabriel: Fant. Roman. In Verbindung mit dem Dichter besorgte Übertragung aus dem Norwegischen von Edzard Schaper. M 5.50

Sieber, Carl: René Rilke. Die Jugend Rainer Maria Rilkes. Mit 5 Bildtafeln und einem Faksimile. M 5.–

Sillanpää, Frans Eemil: Eines Mannes Weg. Roman. Aus dem Finnischen übertragen von Rita Öhquist. M 5.–

– *Silja, die Magd.* Roman. Aus dem Finnischen übertragen von Rita Öhquist. M 6.–

Steindorff, Georg: Die Kunst der Ägypter. Bauten – Plastik – Kunstgewerbe. Mit 200 Bildtafeln und zahlreichen Abbildungen im Text. M 12.50

Stendhal, Friedrich von (Henri Beyle): Gesammelte Werke. Übertragen von Arthur Schurig und Otto Freiherrn von Taube. Ausgabe auf Dünndruckpapier in acht Bänden. (5200 Seiten.) M 55.–

Als Einzelausgaben erschienen:

– *Das Leben eines Sonderlings.* Die autobiographischen Fragmente, ergänzt durch Briefstellen, Aufzeichnungen, Dokumente. Übertragen von Arthur Schurig. M 8.50

– *Von der Liebe.* Übertragen von Arthur Schurig. M 7.–

– *Armance.* Übertragen von Arthur Schurig. M 5.–

– *Rot und Schwarz.* Roman. Übertragen von Arthur Schurig. M 8.–

– *Lucien Leuwen.* Roman. Übertragen von Otto Freiherrn von Taube. M 8.50

– *Zwölf Novellen.* Übertragen von Arthur Schurig. M 7.–
Inhalt: Erinnerungen eines italienischen Edelmannes – Vanina Vanini – Die Truhe – Der Liebestrank – Der Fluch – Die Fürstin Campobasso – Die Familie Cenci – Vittoria Accoramboni – Die Herzogin von Palliano – Die Äbtissin von Castro – Eine Klostertragödie – Schwester Scolastica.

– *Gedanken, Meinungen, Geschichten aus den Büchern über Mozart, Rossini, Bonaparte, Literatur, Länder und Leute.* Übertragen von Arthur Schurig. M 8.–

Stifter, Adalbert: Werke in drei Bänden (Volks-Stifter). Mit einer Einleitung von Adolf von Grolman. M 12.–
Die Ausgabe umfaßt die Erzählungen, Nachsommer und Witiko.

– *Erzählungen.* (900 Seiten.) M 4.50

– *Der Nachsommer.* Ungekürzte Ausgabe. (782 Seiten.) M 3.75

Stifter, Adalbert: Witiko. Mit einer Einleitung von Adolf von Grolman. Ungekürzt. (930 S.) M 4.50.

– *Aus dem alten Wien.* Mit 28 Bildtafeln. M 6.50

Storm, Theodor: Sämtliche Werke in acht Bänden. Herausgegeben und eingeleitet von Albert Köster. M 30.–

Taube, Otto Freiherr von: Der verborgene Herbst. Roman. In Halbleinen M 4.75

– *Die Löwenprankes.* Roman. In Halbleinen M 4.50

– *Das Opferfest.* Roman. M 6.–

Tausend und eine Nacht. Die Erzählungen aus den Tausendundein Nächten. Vollständige deutsche Ausgabe in sechs Bänden. Zum ersten Male aus dem arabischen Urtext der Calcuttaer Ausgabe vom Jahre 1839 übertragen von Enno Littmann. Eingeleitet von Hugo von Hofmannsthal. Auf Dünndruckpapier. (5120 Seiten.) M 50.–; in Leder M 90.– Die Bände sind auch einzeln in Leinen je M 9.– erhältlich.

– *Die schönsten Geschichten aus Tausendundeiner Nacht.* In einem Bande. M 4.50

Terry, Charles Sanford: Johann Sebastian Bach. Mit einem Geleitwort von Professor D Dr. Karl Straube, Kantor zu St. Thomae. Neue Ausgabe. Mit einem Bildnis Bachs in Lichtdruck und 32 Bildtafeln. M 6.50

Tietze, Hans: Albrecht Altdorfer. Mit 127 Abbildungen. M 10.–

Timmermans, Felix: Pieter Bruegel. Roman. Mit Zeichnungen des Dichters. Übertragen von Peter Mertens. M 6.–

– *Die Delphine.* Eine Geschichte aus der guten alten Zeit. Mit Zeichnungen des Dichters. Übertragen von Peter Mertens. M 5.–

– *Franziskus.* Mit Zeichnungen des Dichters. Übertragen von Peter Mertens. M 6.–

– *Das Jesuskind in Flandern.* Mit Zeichnungen des Dichters. Übertragen von Anton Kippenberg. M 3.75

– *Pallieter.* Übertragen von Anna Valeton-Hoos. Mit Zeichnungen des Dichters. M 3.75

– *Der Pfarrer vom blühenden Weinberg.* Roman. Übertragen von Peter Mertens. M 5.–

– *Timmermans erzählt.* Mit Zeichnungen des Dichters. M 3.75

Der Traum der Roten Kammer. Aus dem Chinesischen übertragen von Franz Kuhn. (789 Seiten.) M 12.–

Tsudzumi, Tsuneyoshi: Die Kunst Japans. Herausgegeben vom Japan-Institut, Berlin. Mit 8 farbigen Tafeln und 127 Abbildungen. M 20.–

Villers, Alexander von: Briefe eines Unbekannten. Ausgewählt und eingeleitet von Wilhelm Weigand. Mit 2 Bildnissen. M 6.50

Waggerl, Karl Heinrich: Brot. Roman. M 5.50

– *Schweres Blut.* Roman. M 5.50

– *Das Jahr des Herrn.* Roman. M 5.50

– *Mütter.* Roman. M 5.–

Waldmann, Emil: Albrecht Dürer. Sein Leben und seine Kunst. Mit 192 Bildtafeln. M 4.50

Walschap, Gerard: Heirat. Roman. Aus dem Flämischen übertragen von Felix Augustin. M 4.50

Wilde, Oscar: Die Erzählungen und Märchen. Mit 10 Bildtafeln sowie Initialen, Titel- und Einbandzeichnung von Heinrich Vogeler-Worpswede. In Halbleinen M 4.50

Wilhelmine Markgräfin von Bayreuth: Memoiren. Herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von Annette Kolb. Mit 10 Bildtafeln. M 6.50

Inhalt

Bildverzeichnis

Umschlag und Kalendarium zeichnete Walter Tiemann. Gedruckt von der Offizin Poeschel & Trepte in Leipzig

Insel-Almanach

auf das Jahr

1938





Insel-Almanach

auf das Jahr

1938

Im Insel-Verlag
zu Leipzig

Kalendarium

Das Leben wohnt in jedem Sterne:
Er wandelt mit den andern gerne
Die selbsterwählte, reine Bahn;
Im innern Erdenball pulsieren
Die Kräfte, die zur Nacht uns führen
Und wieder zu dem Tag heran.

*

Goethe



1 Neujahr ●
2 Sonntag n. Neuj.
3 Montag
4 Dienstag
5 Mittwoch
6 Epiphanias
7 Freitag
8 Sonnabend

9 1. Sonntag n. Ep. ☽
10 Montag
11 Dienstag
12 Mittwoch
13 Donnerstag
14 Freitag
15 Sonnabend

16 2. Sonntag n. Ep. ○
17 Montag
18 Reichsgründung
19 Mittwoch
20 Donnerstag
21 Freitag
22 Sonnabend

23 3. Sonntag n. Ep. ☾
24 Montag
25 Dienstag
26 Mittwoch
27 Donnerstag
28 Freitag
29 Sonnabend

30 Nationale Erhebung
31 Montag ●



1 Dienstag
2 Mittwoch
3 Donnerstag
4 Freitag
5 Sonnabend

6 5. Sonntag n. Ep.
7 Montag
8 Dienstag ☽
9 Mittwoch
10 Donnerstag
11 Freitag
12 Sonnabend

13 Septuagesima
14 Montag ○
15 Dienstag
16 Mittwoch
17 Donnerstag
18 Freitag
19 Sonnabend

20 Sexagesima
21 Montag
22 Dienstag ☾
23 Mittwoch
24 Donnerstag
25 Freitag
26 Sonnabend

27 Estomihi
28 Montag



1 Dienstag
2 Mittwoch ●
3 Donnerstag
4 Freitag
5 Sonnabend

6 Invokavit
7 Montag
8 Dienstag
9 Mittwoch ☽
10 Donnerstag
11 Freitag
12 Sonnabend

13 Heldengedenktag
14 Montag
15 Dienstag
16 Mittwoch ○
17 Donnerstag
18 Freitag
19 Sonnabend

20 Okuli
21 Montag
22 Dienstag
23 Mittwoch
24 Donnerstag ☾
25 Freitag
26 Sonnabend

27 Lätare
28 Montag
29 Dienstag
30 Mittwoch
31 Donnerstag ●

♉

April

1 Freitag
2 Sonnabend

3 Judika
4 Montag
5 Dienstag
6 Mittwoch
7 Donnerstag ☽
8 Freitag
9 Sonnabend

10 Palmarum
11 Montag
12 Dienstag
13 Mittwoch
14 Gründonnerstag ○
15 Karfreitag
16 Sonnabend

17 Oſterſonntag
18 Oſtermontag
19 Dienstag
20 Geburtstag des Führers
21 Donnerstag
22 Freitag ☾
23 Sonnabend

24 Quaſimodogeniti
25 Montag
26 Dienstag
27 Mittwoch
28 Donnerstag
29 Freitag
30 Sonnabend ●

♊

Mai

1 Tag der Arbeit
2 Montag
3 Dienstag
4 Mittwoch
5 Donnerstag
6 Freitag ☽
7 Sonnabend

8 Jubilate
9 Montag
10 Dienstag
11 Mittwoch
12 Donnerstag
13 Freitag
14 Sonnabend ○

15 Kantate
16 Montag
17 Dienstag
18 Mittwoch
19 Donnerstag
20 Freitag
21 Sonnabend

22 Rogate ☾
23 Montag
24 Dienstag
25 Mittwoch
26 Himmelfahrt
27 Freitag
28 Sonnabend

29 Exaudi ●
30 Montag
31 Dienstag

♋

Juni

1 Mittwoch
2 Donnerstag
3 Freitag
4 Sonnabend

5 Pfingſtſonntag ☽
6 Pfingſtmontag
7 Dienstag
8 Mittwoch
9 Donnerstag
10 Freitag
11 Sonnabend

12 Trinitatis
13 Montag ○
14 Dienstag
15 Mittwoch
16 Fronleichnam
17 Freitag
18 Sonnabend

19 1. Sonntag n. Tr.
20 Montag
21 Dienstag ☾
22 Mittwoch
23 Donnerstag
24 Freitag
25 Sonnabend

26 2. Sonntag n. Tr.
27 Montag ●
28 Dienstag
29 Mittwoch
30 Donnerstag

♌ Juli	♍ August	♎ September
1 Freitag	1 Montag	1 Donnerstag ☽
2 Sonnabend	2 Dienstag	2 Freitag
3 3. Sonntag n. Tr.	3 Mittwoch ☽	3 Sonnabend
4 Montag ☽	4 Donnerstag	4 12. Sonntag n. Tr.
5 Dienstag	5 Freitag	5 Montag
6 Mittwoch	6 Sonnabend	6 Dienstag
7 Donnerstag	7 8. Sonntag n. Tr.	7 Mittwoch
8 Freitag	8 Montag	8 Donnerstag
9 Sonnabend	9 Dienstag	9 Freitag ○
10 4. Sonntag n. Tr.	10 Mittwoch	10 Sonnabend
11 Montag	11 Donnerstag ○	11 13. Sonntag n. Tr.
12 Dienstag ○	12 Freitag	12 Montag
13 Mittwoch	13 Sonnabend	13 Dienstag
14 Donnerstag	14 9. Sonntag n. Tr.	14 Mittwoch
15 Freitag	15 Montag	15 Donnerstag
16 Sonnabend	16 Dienstag	16 Freitag
17 5. Sonntag n. Tr.	17 Mittwoch	17 Sonnabend ☾
18 Montag	18 Donnerstag ☾	18 14. Sonntag n. Tr.
19 Dienstag	19 Freitag	19 Montag
20 Mittwoch ☾	20 Sonnabend	20 Dienstag
21 Donnerstag	21 10. Sonntag n. Tr.	21 Mittwoch
22 Freitag	22 Montag	22 Donnerstag
23 Sonnabend	23 Dienstag	23 Freitag ●
24 6. Sonntag n. Tr.	24 Mittwoch	24 Sonnabend
25 Montag	25 Donnerstag ●	25 15. Sonntag n. Tr.
26 Dienstag	26 Freitag	26 Montag
27 Mittwoch ●	27 Sonnabend	27 Dienstag
28 Donnerstag	28 11. Sonntag n. Tr.	28 Mittwoch
29 Freitag	29 Montag	29 Donnerstag
30 Sonnabend	30 Dienstag	30 Freitag
31 7. Sonntag n. Tr.	31 Mittwoch	

	Oktober		November		Dezember
					
1	Sonnabend ☽	1	Dienstag	1	Donnerstag
2	Erntedankfest	2	Mittwoch	2	Freitag
3	Montag	3	Donnerstag	3	Sonnabend
4	Dienstag	4	Freitag	4	2. Advent
5	Mittwoch	5	Sonnabend	5	Montag
6	Donnerstag	6	21. Sonntag n. Tr.	6	Dienstag
7	Freitag	7	Montag ○	7	Mittwoch ○
8	Sonnabend	8	Dienstag	8	Donnerstag
9	17. Sonntag n. Tr. ○	9	Mittwoch	9	Freitag
10	Montag	10	Donnerstag	10	Sonnabend
11	Dienstag	11	Freitag	11	3. Advent
12	Mittwoch	12	Sonnabend	12	Montag
13	Donnerstag	13	22. Sonntag n. Tr.	13	Dienstag
14	Freitag	14	Montag ☾	14	Mittwoch ☾
15	Sonnabend	15	Dienstag	15	Donnerstag
16	18. Sonntag n. Tr. ☾	16	Bußtag	16	Freitag
17	Montag	17	Donnerstag	17	Sonnabend
18	Dienstag	18	Freitag	18	4. Advent
19	Mittwoch	19	Sonnabend	19	Montag
20	Donnerstag	20	Totensonntag	20	Dienstag
21	Freitag	21	Montag	21	Mittwoch ●
22	Sonnabend	22	Dienstag ●	22	Donnerstag
23	19. Sonntag n. Tr. ●	23	Mittwoch	23	Freitag
24	Montag	24	Donnerstag	24	Sonnabend
25	Dienstag	25	Freitag	25	1. Weihnachtstag
26	Mittwoch	26	Sonnabend	26	2. Weihnachtstag
27	Donnerstag	27	1. Advent	27	Dienstag
28	Freitag	28	Montag	28	Mittwoch
29	Sonnabend	29	Dienstag	29	Donnerstag ☽
30	20. Sonntag n. Tr.	30	Mittwoch ☽	30	Freitag
31	Reform.-Fest ☽			31	Silvester

Reinhard Buchwald / Schiller als Freund und Lehrer

Nach seiner schweren Erkrankung hatte Schiller einen großen Teil des Jahres 1791 in Rudolstadt, Karlsbad und Erfurt zugebracht. Anfang Oktober kehrte er nach Jena zurück.

Schon während seiner Krankheit hatte sich gezeigt, welche Liebe er sich bei der studierenden Jugend erworben hatte, obwohl ihn die meisten kaum anders als in seinen Vorlesungen kennen gelernt hatten. Jedoch von Anfang an müssen diese jungen Menschen an Schiller die menschliche Würde gespürt haben, auf der nun immer mehr seine allgemeine Volkstümlichkeit beruhte. Seine bloße Erscheinung bewirkte – so hat ein Schweizer Student in seine Heimat geschrieben –, daß man das übliche Trampeln und Scharren unterließ, ihn dafür schweigend empfing und am Schlusse laut Beifall klatschte. Seit seiner Erkrankung konnte sich Schiller große Vorlesungen nicht mehr zumuten und hat nur einmal noch (im Winter 1792/93) ein fünfstündiges Privatissimum über Ästhetik in seiner Stube gehalten. Das mußte ihm die Teilnehmer auch persönlich näher bringen. Vor allem aber diente seinem Bedürfnis nach einem täglichen Umgang mit geistig lebendigen Menschen der offene Mittagstisch, den seine „Hausjungfern", die Schwestern Schramm, für ihn einrichteten. Diese Tafelrunde hat Schillers Leben in den Jahren seiner langsamen Erholung vor allem erheitert und bereichert. So liegt auf dieser Zeit trotz aller Rückschläge seiner Krankheit, besonders eines schlimmen Rückfalls im Frühjahr 1792, der Glanz eines Frohsinns, der sich bis zum studentischen Übermut steigern konnte; und so hat Schiller auch gerade jetzt seine eigentliche und ganz eigentümliche Wirkung auf einen Schüler- und Freundeskreis ausgeübt.

Liest man manche Erinnerungen, die Schillers junge Freunde von damals aufgezeichnet haben, so hat man den Eindruck, als habe er sich jetzt, wo er sich dem Leben wiedergeschenkt fühlte und durch die dänische Pension die schwersten Lebenssorgen von ihm genommen waren, noch einmal demselben studentischen Überschwang hingegeben wie vor einem Jahrzehnt nach seiner Entlassung aus der Karlsschule. Wir geben davon nur einiges wenige wieder.

Schiller hat sich ein Reitpferd angeschafft, weil er von der Erschütterung beim Reiten eine heilsame Wirkung für seine Gesundung hofft. Einmal galoppiert er mit seinem Gefolge auf verbotenen Wegen gegen Wöllnitz zu, da werden sie von den Feldhütern angehalten, und es droht zu einem richtigen Handgemenge zu kommen. Nur Fritz von Stein, einst Goethes Zögling und Lottes Freund seit ihrer Kindheit, jetzt Student und Schillers Tischgenosse, bewahrt seine unerschütterliche Ruhe und sorgt für einen friedlichen Ausgang. Oder man will Schiller mit seinem Stolz auf seine medizinischen Kenntnisse aufziehen. Man fälscht also eine Zuschrift der Erfurter Universität, in der diese ihm aus Anlaß ihres bevorstehenden Jubiläums die Würde eines medizinischen Ehrendoktors anbietet, und man hat seinen Spaß daran, wie ernst Schiller das nimmt. Da verlautet eines Tages bei Tisch, Schillers Diener sei mit einem Schreiben von ihm nach Erfurt unterwegs. Nun will man ihn freilich vor einer Bloßstellung bewahren, einer der jungen Leute jagt mit Extrapost hinter Schillers Boten her, und erst, als er unverrichteter Sache nach Jena zurückkommt, teilt ihm Schiller mit, daß er das Foppen auch verstehe. Oder man hat eine große Schlittenpartie vor, wobei nach der Sitte je ein Herr und eine Dame in einem Schlitten fahren sollen. Einer der bravsten Studenten ist ohne Dame. Da überredet ihn Schiller, sich bei einer Familie, die ihnen gegenüber wohnt, die Tochter auszubitten; und er beobachtet nun von Fenster zu Fenster mit Vergnügen, wie der junge Mann seinen feierlichen Besuch abstattet und enttäuscht abziehen muß. Denn ein solches Ansinnen durfte schon einigermaßen verblüffend wirken, wo man sich noch ernstlich überlegte, ob Jena mit seinen berüchtigten Studentensitten für Damen überhaupt ein möglicher Wohnort sein könne. Auch Stammbucheinträge haben wir schon gelegentlich als Zeugnisse für Schillers Stimmungen kennen gelernt. Jetzt schrieb er – wahrscheinlich einem Kärntner Baron, der nach Jena zum Studium der Kantschen Philosophie gekommen war – ein: „Geh und predige das neue Evangelium allen Kreaturen. Wer da glaubt, der wird selig, wer aber nicht glaubt, der – läßt es bleiben."

Und wieder fühlen wir uns an Schillers letzte Karlsschuljahre, den Höhepunkt seiner Jugend, erinnert, wenn wir jetzt abermals beob-

achten, wie gleichaltrige und jüngere Männer sich voll Begeisterung seiner Führung anvertrauen. Lotte hat einmal von seiner mächtigen Natur gesprochen, die alles belebt habe, was sie umgab. Und gerade damals äußerte Körner in der Vorfreude über Schillers geplanten Dresdner Besuch: „Ein paar Monate mit Dir verlebt können für eine geistige Badekur gelten, um den prosaischen Sauerteig auszufegen.“ Ein unvergleichlicher Zauber muß von Schillers Gespräch ausgegangen sein. Humboldt hat diese Wirkung wenige Jahre später mit dem Eindruck seiner reifsten Dichtungen verglichen: „Derselbe Ernst, dieselbe Würde, dieselbe aus einer Fülle der Kraft entsprungene Leichtigkeit, dieselbe Anmut und vor allem dieselbe Tendenz, dies alles wie zu einer fremden überirdischen Natur in eins zu verbinden.“ Der alte schwäbische Jugendfreund Conz, der 1792 Jena auf einer Studienreise besuchte, hat erzählt: „Schiller sprach nicht viel, aber was er sprach, gediegen, mit Würde, mit Anmut, er liebte den gemäßigten Scherz; ein Feind des Leeren, und gleichförmig und heiter, wie er war, wenn ihn Anfälle seiner Kränklichkeit nicht verstimmten, hörte man nur selten ein Wort, einen Ausdruck von ihm, der an den glühenden, brausenden Schiller jetzt erinnert hätte.“ Einiger Aussprüche Schillers im Gespräch hat sich dieser Besucher wörtlich erinnert. Ein angesehener Jenaer hatte sich eine niederträchtige Handlung zuschulden kommen lassen, worauf bei Tisch die Rede kam. Lebhaft entrüstet, aber doch mit edler Haltung und lächelnd, bemerkte Schiller: „Es ist zu verwundern, daß solche Menschen nicht im Gefühl ihrer Nichtswürdigkeit augenblicklich verwesen.“ Und umgekehrt über die Zuverlässigkeit des Theologen Griesbach in Geschäftssachen: „Seine Brust ist verschlossen wie ein Archiv.“

Auch in einen Klub, zu dem sich eine Reihe jüngerer Professoren und Dozenten ringsum in ihren Häusern zusammenfanden, wurde Conz eingeführt. „Kant und die kantische Philosophie“, so berichtet er, „waren hier immer der Gegenstand, über den am lebhaftesten gesprochen und gestritten wurde, und Schiller blieb immer so wenig nur Zuhörer, daß er vielmehr mit seinem feurigen Geist und seinem eindringenden Scharfsinn dem Gespräch oft das größte Interesse zu geben wußte.“ Schiller hat sich in solchem Umgang besonders glücklich gefühlt; wir wissen, daß er sich nach

seiner Krankheit gerade nach Jena zurückgesehnt hat, weil er nur dort „im Umgang mit seinesgleichen und der Auswahl talentvoller junger Leute sich selbst mehr genießen" könne.
Mit einem Herzen voll unendlicher Dankbarkeit haben alle die jungen Menschen an die Tage zurückgedacht, die sie damals in Schillers Umgebung verbrachten. „Sie Wohltäter meiner Seele!" schreibt ihm der eine. Zwei andere machten 1791, während Schiller krank in Rudolstadt lag, miteinander eine Ferienreise von Jena nach Arnstadt und berichteten ihm davon: „Sie können kaum glauben, wie wir uns oft in dem Gedanken an Sie und in Gesprächen von Ihnen so ganz verloren, und wie wir so ernstlich das Liebste entbehren und hingeben wollten, um Sie wieder gesund zu wissen . . ." Und einer von diesen in späteren Jahren: Der Funke, den keine Zeit ganz auslöschen konnte, sei von Schiller in seine Seele geworfen worden. Derselbe (es ist der Maler Graß) wanderte drei Jahre nach Schillers Tod mit Caroline von Humboldt am Albaner See entlang; da erzählte sie ihm, wie Schiller sich seiner erinnert habe. Das erhöhte ihm alle seine Kräfte: „Eine Welt der Dichtung trat mit funkelnden Bildern des lebendigsten Lebens aus mir hervor . . . Eine neue reinere Jugend der Seele ist zu mir herabgekommen."
Schiller hat später in den „Votivtafeln" das Wesen des echten Lehrers in einer Reihe von Epigrammen geschildert. Was er dort aussprach, das war nicht bloße Forderung, sondern stolze Erfahrung an sich selbst. Schon seit jener Zeit seiner Genesung und seiner Kantbegeisterung klang ihm dasselbe in den Briefen seiner Freunde und Schüler entgegen, wenn sie ihm im einzelnen zu schildern versuchten, wodurch er so nachhaltig auf sie gewirkt hatte. Immer war es zuerst sein lebendiges Beispiel, sowohl als geistiger Arbeiter wie als sittliche Persönlichkeit. Den einen – es war der junge Friedrich von Hardenberg – brachte er dazu, auch die nüchternen Aufgaben des Lebensberufs auf sich zu nehmen und sie durch eine würdige Auffassung zu adeln; andern machte er Mut zu künstlerischem Wagnis. „Sie wissen es ja," schrieb 1813 der Tasso- und Calderon-Übersetzer Gries an Lotte, „mit welcher himmlischen Güte er ein strebendes Gemüt an sich zu ziehen, aufzumuntern, anzuregen wußte . . . Wenn ich in meinen Bestre-

bungen nicht ganz unglücklich gewesen bin, so habe ich es wahrlich ihm allein zu verdanken."

Immer entschied der erste Eindruck und schuf sofort ein lebenslängliches Band von Achtung und Liebe. Im Frühjahr 1792 wurde ein junger Pfälzer Student durch einen Empfehlungsbrief bei Schiller eingeführt; ein Jahrzehnt später schrieb er darüber an ihn: „Jenes Gefühl der Andacht, womit ich, ein sechzehnjähriger Knabe, zum ersten Male unter Ihre Augen getreten war, lebt noch jetzt voll und warm in meinem Herzen ... Nie werde ich der Zeit vergessen, wo mir dieses Glück zuteil ward. Der Gedanke, in wenig Augenblicken den Mann zu sehen, zu hören, dessen erhabene Geisteswerke mein jugendliches Gemüt mit tiefster Ehrfurcht erfüllt, dessen Namen meine Lippen so oft mit Entzücken ausgesprochen hatten, beengte meine Brust, aber wie ward mir, als ich durch Ihre herzgewinnende Freundlichkeit meine Beklemmung gelöst, durch Ihre Herablassung mich erhoben fühlte! Nie verließ ich in der Folge Ihr Haus, zu welchem Sie mir gütig den Zutritt vergönnt hatten, ohne herzinnige Liebe; die Freude, die ich in Ihrer Nähe empfunden hatte, war mir Würze für die nächsten Tage und Wochen, und wenn mich das Gefühl meiner eigenen Unbedeutendheit bekümmerte, wenn es mich unbeholfen und mutlos machte, so hielt ihm die Freude das Gegengewicht, mit der ich, sooft ich Sie gesehen hatte, das schöne Wort des Bruders Martin im ‚Götz von Berlichingen' in meinem Innern bestätigt fühlte."

Dieselbe liebevolle Verehrung brachten alle auch Lotten entgegen. Sogar der Rheinländer B. Fischenich, der 1792 von Jena als Professor der Rechtswissenschaft nach Bonn ging, nannte sie „Liebe Mutter"; – sie war ganze zwei Jahre älter als er! Der junge Balte von Adlerskron versicherte ihr: seine Natur sei durch ihre Freundschaft ganz anders geworden und die Wirkungskraft in ihm habe eine ganz andere Richtung erhalten. „Denn eben dieses Glück", so schrieb er ein ander Mal, „bildete mich, weil kein Tag vorüberging, wo nicht mein Herz und Verstand Gelegenheit fanden, von Ihnen zu lernen." Und wieder in einem anderen Brief: „Die Freundschaft, die Sie mir geschenkt haben, fordert mich auf, selbst an mir zu arbeiten, alles zu realisieren nach dem Muster, das Sie mir durch Ihre vortrefflichen Eigenschaften gegeben haben."

Oder der baltische Theologiestudent Karl Graß, der sich damals entschloß, seiner Neigung zur Malerei zu folgen: „Ich trage für Sie eine unauslöschliche Liebe in meinem Herzen ... Glauben Sie es mir, daß ich, wie nach einer Himmelserscheinung, nach einer Wiederkehr Ihres Geistes zu mir mich sehne ..." Alle jene Jünglinge hätten unterschrieben, was der letzte treue Hausgenosse des Schillerhauses, Heinrich Voß, später aussprach: „Ihre Freundschaft ist segenbringend, und wohl dem, der dieses Segens genießen darf."

Auch von ihr verraten manche Zeugnisse im einzelnen, wodurch sie die Herzen gewann. 1798 treffen die Humboldts in Paris einen jungen Allgäuer, der zu der Jenaer Gemeinschaft gehört hatte, und er versicherte ihr: „Ich habe nie ein sittsameres Frauenzimmer gesehen." Caroline von Humboldt fügte, als sie das nach Jena meldete, hinzu: „O heilige Dezenz, so steht sie Dir wohl immer zur Seite!" – „Die Dezenz" war Schillers Scherzname für sie, aber wieviel Verehrung er hineinlegte, wissen wir aus Gedichten wie „Würde der Frauen". Jener Karl Graß dankte Lotten einmal „für die gerade, offene und so unbeschreiblich wohltuende Weise, mit der sie ihm geschrieben habe". Dazu muß Lotte eine große natürliche Begabung besessen haben, es allen bei sich heimisch zu machen. Es sei ihm gar nicht zumute gewesen wie in einem fremden Hause, die freundliche Aufnahme habe das ganze Zutrauen seines Herzens rege gemacht, hat einer ihrer jungen Gäste erzählt. Und ein anderer von den Abenden in ihrem Hause: So etwas komme nicht wieder, wo Geist und Herz gleichviel Befriedigung gefunden.

Auch das beobachteten sie, was sie für Schiller war. Das haben ja in diesen Jahren alle einsehen gelernt, die dem stillen Rudolstädter Freifräulein zuerst kritisch gegenübergestanden hatten, die einen, weil sie ihnen nicht bürgerlich, die andern, weil sie ihnen für Schiller nicht genial genug schien. Am schönsten bezeugen aber auch dies jene jungen Menschen, namentlich die, welche mit ihr an Schillers Krankenlager gewacht hatten. So abermals Karl Graß, als er in Italien die Nachricht von Schillers Tod erhalten hatte: „Ihre Seele, die seine Vertraute und der schöne Trost seines Lebens war ..."

Ludovike Simanowiz: Schiller

Man müßte jedes dieser großen und kleinen Lebensschicksale besonders verfolgen, wenn man den Segen ganz erfassen wollte, der damals und oft genug auch später von Schiller und seinem Haus ausgegangen ist. Wir werden uns mit kurzen Skizzen der drei Bedeutendsten, deren Leben damals und wenig später durch ihn ihre Richtung empfing, begnügen müssen: es sind Novalis, Hölderlin und Wilhelm von Humboldt.

Aus Reinhard Buchwalds „Schiller"

*

Briefe des Feldmarschalls Blücher

An Eisenhart

Stargard, 22. Juli 1810

Rittmeister von Eisenhart, Blüchers früherer Adjutant, stand damals in Berlin. — Am 19. Juli war die Königin Luise gestorben.

Liber Eisenhart. Ich bin wie vom Bliß getroffen, der stolz der Weiber ist also von der Erde geschieden. Gott im Himell, sie muß vor uns zu guht gewesen sein.
Schreiben sie mich ia, allter Freind, ich bedarf auf Munterung und unterhaltung, es ist doch unmöglich, daß einen staht so vihl auf einander volgendes unglück treffen kann als den unsrigen.
übrigens geben der Himmel, daß sich alles, was ihr letzter Brief enthäld, bestättiget, in meiner jetzigen stimmung ist mich nichts liber als daß ich Erfahre, die Weld brenne an allen vihr Enden.

Der Schönen Frau recht vihl Schönes.

Immer der selbe

Blücher

An Rüchel

Berlin, den 27. Februar 1815

Mein verEhrungswürdiger Freund.

Schon längst würde ich das güttige Schreiben von 15. des v. J[anuars] beantwortet haben, wenn ich nicht hoffte, etwas wichtiges zu erfahren und ihnen mittheilen zu können, aber ich habe darauf vergebens gewartet, und so ist den der glohrreiche Fride

[der erste Pariser Friede] und unsre Briliante Belohnung vor die auf Opfferungen und anstrengung, die die nation so bider dahrgebracht, mit einmahl in der Zeitung erschienen; sie können wohl denken, welche sensation es hir gemagt, zu mahl, um das gericht verdaulig zu machen, eine sauce darüber gegossen, die kein menschen Schmecken will, den, wenn der Fride guht ist, sagen die leute, muß er so herausgestrichen werden? eine guhte Sache spricht vor sich selbst, und den sollen diejenigen, die darüber traurig sind, von ihre allten Brüder getrennt zu werden, doch bedenken, welche vortteile uns durch die neue zu theillung erwacksen.
Würden 300,000 Pohlen und so viehl Saxen, die uns hassen, daß leisten, waß unsre allten nie von uns getrennten brüder so bereitwillig dahrbrachten; o ihr Politiqer, ihr seid schlechte Menschenkenner. der guhte wiener Congreß gleicht einem Jahrmargt in einer kleinen stadt, wo ein jeder sein vih hintreibt, es zu verkaufen oder zu vertauschen; wihr haben einen tüchtigen Bollen hingebracht und einen Schebigen ocksen eingetauscht, sagen die Berliner.
ich führ mein theill habe gleich meinen entschluß genommen und meinen abschid gefordert, erwahrte jeden tag die antwohrt und gehe den vor immer nach Schlesien, will Berlin und den Hof nicht wiedersehen. es ist unerhört, wie man uns militairs behandelt; nach England hette man mich nicht genommen, wen der Regent nicht expreß darum geschriben, und nach Wien nahm der König den Policeiminister mit. Der Herr von Knesebeck ist die einzige militair Person, die zu allen zu gezogen wird, und dieser mensch ist derjenige, der in Frankreich darauf bestandt, daß wihr nach den Rein zurük marschiren und da Friden Schlissen sollten, und wen ichs nicht bei kaiser alexander durchsetzte, so sahen wir Pariß nicht; die einlage wirds beweisen.

An Blücher-Altona

Hanape, d. 24te Juny 1815

Der Briefempfänger ist Blüchers Vetter, der Oberpräsident Graf Konrad Daniel von Blücher in Altona, in dänischen Diensten.

glänzender wurde nie ein Sieg erfochten wie der, den wihr den 18ten bestritten haben...

Die preusische armeeh und die von lord Wellington haben 400 Canonen erobert und die Feindlige armehh ist vollig in auf loßung. Die Festung avenes [Avesnes] ist, nachdem durch mein wurffgeschütz ein Pullwer-Magazin gezündet, zur Capitoulation gezwungen worden, und heute hat sich das Feste Schloß Guise ergeben, Bonaparte ist durch das Corps Le Guslatiff [législatif] abgesetzt, und der Generall Moraud hat mich gebehten, die Feindsehligkeitten ein zu stellen; sie begreiffen wohl, daß ich dieses von der Hand gewiesen habe und zur antwohrt gegeben, Bonaparte Todt oder seine auß lifferung an mich und zu gleich die übergabe aller Bestunken an der Maß und Sambre wehren die einzigen Conditionen, worunter ich die Feindsehligkeiten einstellte. Mein march ginge ohne auff halt grade nach Parisß und wenn die Parisßer Napoleon nicht auß Lifferten oder Töteten, so würden sie meine Rache als Eidbruchige erfahren. sie mögten an Moscau denken. noch heute breche ich gegen Parisß auf. so eben bringt man mich den Schlüssel St. quenten. Maubeuge und Landreci werden in diesen Tagen Fallen.
So wohl meine armeeh als die von Wellington haben vihl verlohren; in deßen Fihlen die brawen vor der menschheit gröster Sache.

An den König

24. Juni 1815

Ich bitte nun allerunterfänigst die Diplomatiker anzuweisen, daß sie nicht wieder das verlieren, was der Soldat mit seinem Blute errungen hat. Dieser Augenblick ist der einzige und letzte, um Deutschland gegen Frankreich zu sichern. E. M. werden als Gründer von Deutschlands Sicherheit verehrt werden, und auch wir werden die Früchte unsrer Anstrengungen genießen, wenn wir nicht mehr nötig haben, immer mit gezücktem Schwerte dazustehn.

An seine Frau

Compiègne, 27. Juni 1815

Hier sitz ich in dem Zimmer, wo Maria Luise ihre Hochzeitsnacht zelebrierte. Man kann nichts Schöneres, nichts Angenehmeres sehen als Compiègne; nur schade, daß ich morgen früh wieder von hier muß, denn in 3 Tage muß ich zu Paris sein.

Es ist möglich und höchst wahrscheinlich, daß Bonaparte mich und Lord Wellington ausgeliefert wird. Ich werde wohl nicht klüger handeln können, als ihm totschießen lassen; es geschieht die Menschheit dadurch ein Dienst. In Paris hat ihm alles verlassen, und er wird gehaßt und verachtet: ich denke die Sache ist ganz in kurzen hier zu Ende, und dann eile ich nach Hause...

An seine Frau

St. Cloud, 3. Juli 1815

...In meinen letzten Brief sagte ich, daß Du den nächsten aus Paris erhalten sollst; Du siehst, daß ich Wort halte. Aber ich habe gestern und heute wieder gegen 3000 Mann verloren; ich hoffe zu Gott, es sollen die letzten in diesen Kriege sein; ich habe das Morden zum Überdruß satt.

[Auf der Rückseite desselben Blattes:]

Meudon, 4. Juli 1815

Paris ist mein. Das französische Militär marschiert hinter der Loire, und die Stadt wird mich übergeben. Die unbeschreibliche Bravour und bespiellose Ausdauer meiner Truppen nebst meinen eisernen Willen verdanke ich alles. An Vorstellungen und Lamentieren über Entkräftung der Leute hat es nicht gefehlt; aber ich war taub und wußte aus Erfahrung, daß man die Früchte eines Sieges nur durch unausgesetztes Verfolgen recht benutzen muß. Ich kann Dich heute nicht mehr schreiben; ich bin zu sehr beschäftigt und zu matt. Mach diesen Brief gleich in Berlin bekannt. Gott sei gedankt, das Blutvergießen wird aufhören...

Aus den Briefen des Feldmarschalls Blücher
in der Insel-Bücherei

Goethe

Dem Fürsten Blücher von Wahlstatt die Seinigen

In Harren und Krieg,
In Sturz und Sieg
Bewußt und groß!
So riß er uns
Von Feinden los.

Reinhold Schneider

Dem Andenken Lothars von Supplinburg

(Gestorben am 4. Dezember 1137)

Zwischen den Herrschern, die einer der drei großen Geschlechterketten des Mittelalters angehören, steht ein von der Nachwelt nur selten geehrter Kaiser gleichsam als Begründer und Vollender der kurzen Geschichte seines Hauses; es ist Lothar der Supplinburger, dessen Geschlecht in der braunschweigischen Heimat unvermittelt aus dem Dunkel der Zeiten hervortritt, im Glanze der höchsten Krone aufleuchtet und mit dem Träger dieser Krone endet. Kein königlicher Vorfahr bahnte diesem Sachsenkaiser den steilen Weg, und er sollte, was er mit Umsicht und Beharrlichkeit und unter dem Beistand wunderbaren Glücks erworben hatte, keinem Sohne vererben können. Im Feuer der Jugend betraten die Königssöhne das Münster zu Aachen, um sich unter der verpflichtenden Krone zu beugen; Lothar bestieg als Sechziger den Stuhl Karls des Großen; und Reife und Einsicht, die Weisheit eines Vielerfahrenen, den es nicht mehr nach Streit und Siegeskränzen verlangt, sondern nach der Behauptung seines Ansehens und Auftrags, eines Mannes, der wohl nachzugeben und auf Rechte zu verzichten vermag, ohne sein Recht zu verlieren: diese Fähigkeiten, die im stürmischen Ablauf der Kaisergeschichte vielleicht nicht immer zur wünschenswerten Auswirkung gelangten, kennzeichnen die wenigen Jahre, da Kaiser Lothar herrschte (1125–1137). Freilich sind es auch Fähigkeiten, denen die Welt den Ruhm der Größe nicht so leicht zuerkennt wie wagemutiger Tatkraft; sie mögen von den Zeitgenossen geschätzt werden, verblassen aber um so rascher in den Augen der Nachfahren, die ja meist, wenn sie in die Dämmerung des Gewesenen zurückblicken, nach hochragenden Denkmälern oder dem fortglimmenden Brandschein der Schlachtfelder suchen. Aber was wäre gewonnen, wenn man Lothar den Sachsen einen „großen" Kaiser nennen wollte? Bedarf doch der Name des höchsten Fürsten der Christenheit keines Beiworts; ist der Kaiser seinem Amte gerecht geworden, so hat er sich auch als ein hoher Mensch erwiesen; Besseres ließe sich von ihm nicht sagen,

als daß er die Krone des Reiches getragen hat und ihrer würdig gewesen ist.
Allein es scheint alles am Erben zu liegen; ein jeder Träger der Krone ist ein Vorbereiter, der das Gut seiner Söhne verwaltet; kommt nun die Zeit nicht, der er diente, so wird auch sein Tun hinfällig, und was er geschaffen hat, sinkt dem bald vergessenen Namen nach. Lothars ganzes Sinnen und Trachten war darauf gerichtet, dem welfischen Bayernherzog Heinrich dem Stolzen, dem Gatten seiner einzigen Tochter Gertrud, die zähe aufgebaute sächsische Hausmacht samt der Krone zu vererben; als der Kaiser, ein der Welt und ihrer Lasten müder Mann, auf der beschwerlichen Heimfahrt aus Italien in einem armen Bauernhause zu Breitenwang in Tirol die Augen schloß, erhoben sich die Feinde des Welfen. Nach zwei Jahren verzehrenden Streites starb der stolze, ehrsüchtige Herzog, und die höchsten Hoffnungen seines Geschlechts sanken mit ihm ins Grab, lang eh sein Sohn, der Löwe, die Macht des Hauses über dem Haupte Barbarossas aufs neue und vergeblich zusammenballen sollte. Kaiser Lothars Krone, die bestimmt war, das Sachsenland wie in den Zeiten der Ottonen zu schmücken, fiel in den Staub; und wie so oft in der deutschen Geschichte die neuen Anfänge lieber gewagt wurden als der Fortbau an einem bereits gegründeten Werke, so sollten auch jetzt die Grundsteine des welfischen Kaisertums aufgegeben und neue Grundsteine im Süden gelegt werden. Die Staufer, die sich als Erben der Salier fühlten und deren Erwartungen durch die unvermittelte Wahl Lothars zu Mainz vernichtet worden waren, kehrten an ihren Platz zurück und begannen, unter Mühen und Fehlschlägen ihre Vormacht zu befestigen, um sich endlich zum großartigsten Anspruch zu erheben. Lothar sollte als ein Gescheiterter in die Geschichte eingehen, den Welfen mit gewaltigem Besitz den gefährlichen Traum von der Erneuerung des sächsischen Kaisertums, vom geschichtlichen Vorrang des sächsischen Stammes hinterlassend. Wohl hatte man ihn, namentlich in seiner Heimat, um seiner vielen und oft so glänzenden Kriegszüge willen gepriesen, die er mitten im Reiche und an der Nord-, Ost- und Westgrenze, im Lande der Friesen wie vor dem Danewerk, jenseits der Elbe im Slawenland und noch über das Eis der Ostsee bis nach Rügen,

die Insel der Ranen, endlich zweimal über Alpen und Apennin bis tief ins Apulische geführt; wohl sollte ihn das Volk noch loben und sein Gedächtnis ehren, weil unter seiner Herrschaft die Felder reichere Frucht trugen als sonst in manchem Jahre und Bauern und Bürger sich damals des Friedens erfreuten. Aber das Erstrebte, die Kaisermacht Heinrichs des Stolzen und seiner Nachfahren, ging unmittelbar nach dem Tode des Gründers verloren; und so wurde auch der Gründer vergessen.

Der Kaiser, mit dem am Ende des stürmischen Jahrhunderts salischer Herrschaft eine neue Ära hätte anbrechen sollen, ist zum Schatten geworden in einem strengeren Sinne als so mancher andere Träger der Krone. Denn wohl will es nicht leicht gelingen, sich die Züge eines Konrads II., Heinrichs III. oder Heinrichs V. zu vergegenwärtigen, aber innerhalb der Reichsgeschichte und des Jahrhunderts, das den Saliern wie den beiden andern großen Geschlechtern von dem so oft der Ungerechtigkeit geziehenen Schicksal gleichmäßig zugeteilt wurde, haben sich diese Männer ihren festen Standort in lebendiger Fortwirkung gesichert; und wer die Sprache ihrer Taten zu enträtseln versteht, der wird vielleicht auch ihre Gesichter erkennen im Gestaltenzug der Vergangenheit; es sind die leidenschaftlichen, hochsinnigen, von dem Trieb nach Macht tief durchfurchten Züge der Salier. Lothar steht in einer Lücke, so als sei es seine Bestimmung gewesen, recht und schlecht die Pause auszufüllen, da das Volk gleichsam Atem schöpfte, um noch einmal, und nun unter der Führung der wohl glänzendsten Herrscherreihe, um die ihm angemessene und doch unerreichbare Krone zu streiten. Verschleiert sind die Züge des Supplinburgers, und auch die Schrift seiner Taten ward von der Zeit verwischt. Gegen den Staufer Friedrich von Schwaben war der sechzigjährige Sachsenherzog von der kirchlichen Partei und den sächsischen Herren zum König ausgerufen worden; er kämpfte viele Jahre gegen Friedrich und seinen Bruder Konrad, bis diese sich ihm unterwarfen; als Lothar starb, folgte Konrad doch. Was war gewonnen? Waren diese zwölf Jahre nicht eine vergeblich verkämpfte Zeit, ein Versuch, aufzuhalten, was doch kommen mußte, und Recht durch Unrecht zu hemmen; eine jener rückwärts gerichteten Windungen des Stromes? Doch wo wäre das Ziel

der Geschichte, wenn nicht in einem jeden ihrer Tage, in der Probe, die ein jeder Tag auf Volk und Herren macht! Sind sie für die große Geschichte entschlossen, die doch erst dann beginnt, wenn das Überirdische das Irdische bewegt? Sind sie es nicht?
Diese Frage war auch an den Supplinburger ergangen, und er hat sie beantwortet; er hat sich für die große Geschichte entschieden, deren Inhalt die Erscheinung und Verbreitung des Ewigen in der Zeit ist. Die Vorbilder der von ihm hochverehrten Sachsenkaiser gewannen im Augenblick seiner Krönung Macht über ihn, dessen Vater doch nur ein kleiner Herr und dazu ein Aufrührer gewesen war. Der zum König Gewählte geriet in einen unversöhnlichen Widerspruch zu seinem bisherigen Leben; denn wie sein gegen Kaiser Heinrich IV. gefallener Vater, so hatte auch er seine ganze Kraft daran gewendet, die verhaßte salische Kaisermacht zu bekämpfen und in diesem Kampfe Land und Vasallen an sich zu reißen. Er gelobte als demütiger Büßer Versöhnung und Treue und brach sein Gelöbnis; er stützte die päpstliche Partei, weil sie gegen den Kaiser war, und nur im Osten trug er durch rasche Kriegszüge zur Vermehrung deutschen Ansehens bei, freilich nicht als Diener des Kaisers oder des Reiches, sondern im Dienste der gegen Osten gewendeten sächsischen Politik. Er war grau und fast schon kriegsmüde geworden als Empörer; er mochte freilich auch weise geworden sein in dieser Zeit als Zeuge der furchtbaren Schicksale, die Heinrich IV. und Heinrich V. unter der Last ihrer Schuld und der Bannflüche samt den Trümmern hoher Pläne dahinrafften. Nun, in späten Jahren, wurde aus dem Aufsässigen ein Bewahrer, aus dem Zänker ein Friedensstifter, aus dem Treubrüchigen ein Lehnsherr, der Treue erwarten und fordern und Treubruch ebenso schwer ahnden mußte, wie er an ihm geahndet worden wäre, wenn seine verstorbenen kaiserlichen Herren eine stärkere und glücklichere Hand gehabt hätten. Er kannte sich auf den Schleichwegen des Verrates aus und wußte gegen andere den Argwohn zu nähren, den er oft genug selbst gerechtfertigt hatte. Er hatte sich, um seiner Stammespolitik willen, kein Gewissen daraus gemacht, den Zugriffen der Kirche Vorschub zu leisten als ein immer streitlustiger, scharfblickender Gegner des Kaisers, der diesen im Rücken bedrohte, sobald er sich nach Süden



Schiller im Hofanzug

oder Westen wendete; und das Konkordat, das Heinrich V., nach heillosen Kämpfen gerade noch das Erreichbare sichernd, im Jahre 1122 zu Worms abschloß, mochte dem Supplinburger und der Partei der sächsischen Aufrührer nicht einmal sehr willkommen gewesen sein. Noch um der deutschen Krone willen hatte der Sachsenherzog sich der Kirche fester verpflichtet, als gut und rühmlich war; niemand wird ihn von schwerer politischer und wohl auch menschlicher Schuld freisprechen können.

Aber darauf beruht vielleicht gerade der eigentümliche Reiz und Wert seines Lebens, daß die Geschichte ihn beim Wort nahm und ihn in den letzten zwölf Jahren all das erleiden ließ, was er bisher seinen Feinden zugefügt hatte, Feinden, vor denen er im Unrecht war; daß ihm gegenüber die Staufer an die Stelle traten, die er selbst gegen die Salier eingenommen; daß er, bei allem Willen zur Versöhnung und der wohlbegründeten Scheu vor einem neuen, die Grundlagen deutschen Lebens zerreißenden Streit mit der Kirche, die Gefahren seines Nachgebens sofort am eigenen Leibe spüren mußte; daß er endlich, als er starb, sein Lebenswerk im Süden wie im Norden auf das schwerste bedroht sah durch jenes Gesetz der Teilung und des Widerstreits, das die ganze deutsche Geschichte durchklüftet und kraft dessen er sich selbst emporgeschwungen hatte.

So werden die zwölf Jahre seiner Herrschaft zu einem Gleichnis und einer Aussage, wie sie kaum tiefsinniger gedacht werden können; dieses Leben, das innerhalb der politischen Geschichte einem Fundamente gleicht, auf dem kaum gebaut worden ist, erscheint auf der Ebene des Sinns, auf die wir alle Geschichte erheben müssen, um sie uns wahrhaft zu eigen zu machen, vollkommen geschlossen: Unrecht bildet die eine Hälfte des Kreises, Recht die andere; es ist kein vergebliches, sondern ein erfülltes Leben gewesen, über dem das ewige Walten sichtbar wird. Indem die ewigen Mächte dem Empörer das Recht in die Hand legten, damit er es wahre, ließen sie ihn zum Kaiser werden.

Und ohne eine bedeutende Wirkung zu hinterlassen, ist Lothar auch nicht über das Feld der politischen Geschichte geschritten; diese Wirkungen werden eine um so höhere Bewertung erfahren, je eher der Betrachter geneigt ist, neben dem Täter den Schlich-

ter, neben dem Streiter den Gärtner und Pfleger seines Landes gelten zu lassen. Lothar verstand es, nicht nur die rechten Männer, sondern die rechten Geschlechter zu wählen und an der Stelle einzupflanzen, wo sie ihren Auftrag forterben konnten; er rief die tatkräftigen Grenzwächtergeschlechter, die sich während so langer Zeit bewähren sollten, auf ihre Posten: die Schauenburger in Holstein, Askanier und Wettiner im Osten, und er reichte den Zähringern im Südwesten die blutgetränkte burgundische Herzogsfahne. Als der Kaiser dem Askanier Albrecht dem Bären nach harter Dienst- und Probezeit die Altmark anvertraute, stiftete er einen Segen, der in dem armen Lande nie versiegen sollte. Aber eben um dieses Landes willen bekämpfte Albrecht unmittelbar nach des Kaisers Tod die Nachfolge des Welfen, der als Erbe Lothars und Herr zweier Herzogtümer, Bayerns und Sachsens, die neuaufstrebende askanische Macht zu ersticken drohte. So sollte Albrecht die liebste Absicht seines Lehnsherrn durchkreuzen, sollte Lothar sich selbst den gefährlichen Feind seiner Sache wählen. Auch an jenen flüchtig aufblitzenden Triumphen, die den Namen des Reiches unter den Völkern erhöht haben, ohne ihm dauernden Gewinn zu bringen, war Lothars Regierung nicht arm: der Böhmenherzog war sein treuester Waffengefährte, in Halberstadt trug ihm der Sohn des Dänenkönigs das Schwert voraus, Ungarn und Polen schickten mit Geschenken beladene Gesandte in die Altenburger Pfalz, des Kaisers Schiedsspruch in ihrem Thronstreit zu erbitten; zu Merseburg beugte sich der Polenherzog vor dem Kaiser, die Zahlung lange rückständigen Tributs versprechend und Pommern und Rügen von ihm zu Lehen nehmend; dann schritt der Pole seinem Lehnsherrn als Schwertträger voraus in den Dom. Und da alles Große und Erhebende, das sich unter der Herrschaft eines Königs begab, dessen Namen verklärt, sofern er ihm seinen Schutz angedeihen ließ, so trug auch das Werk des milden Pommernapostels Otto von Bamberg zum Ruhme Lothars bei; der Bischof erschien vor seiner zweiten Ausreise in das heidnische Küstenland in der Pfalz zu Merseburg vor seinem Herrn; in Lothars Namen und gestützt auf sein Ansehen, rief Bischof Otto bald darauf die verstörten Heiden im Pommernlande an das Taufbecken. Weniges mochte dem Kaiser so am Herzen liegen

wie die Errichtung des Kreuzes im Norden und Osten; versuchte er doch in Rom, dem Erzbistum Bremen seine alte geistliche Hoheit zu sichern, ohne freilich mehr zu erreichen als die dokumentarische Bestätigung in Wahrheit längst eingebüßter Rechte.
Er ertrug beharrlich alle Beschwerde seines Amtes, das den Sechziger heimatlos gemacht hatte und ihn von Pfalz zu Pfalz, von Land zu Land trieb; nur die Not der Seele, die Heinrich IV. und Heinrich V. auf sich luden, mag der bedächtige, fromme Supplinburger gefürchtet haben: Lothar trat nicht in den Kampf mit dem Papste ein, dessen Folge der Bann gewesen wäre. Später sollte es ihm zum Vorwurf gemacht werden, daß er die zwiespältige Papstwahl des Jahres 1130 nicht nutzte, um sich zum Richter über den Nachfolger Petri aufzuwerfen; aber es lag nicht in des Supplinburgers Art, einen Anspruch zu erheben, der wohl zum vorübergehenden Sieg, aber nie zu dauernder Ordnung hätte führen können. Er, der die Salier hatte scheitern sehen, glaubte an die heilsame Macht eines Einverständnisses, das sich nicht im Grundsätzlichen, wohl aber im einzelnen Falle herstellen ließ. So wurde mancher Bischofssitz nach seinem Willen besetzt, sollte er freilich auch manche Kränkung seines Willens erfahren. Doch wer mag die Macht wägen, die er tatsächlich besaß, die geringen Möglichkeiten abschätzen, die für ihn offen waren! Lag die größte Macht jener Zeit doch vielleicht nicht in den Händen der Gekrönten, sondern, als eine geistige Macht, in den Händen Bernhards, des Abtes von Clairvaux. Dem Rate Bernhards schloß sich der König an; und man wird ihm schwerlich vorwerfen können, daß er damit die Wirklichkeit seiner Epoche verkannt habe. Lothar erhoffte wenig von hitziger Tat; er trug wohl das Schwert an der Seite, doch seit er Kaiser war, entschloß er sich nicht leicht, es zu ziehen; Friede galt ihm mehr als Ruhm, Einverständnis mehr als Sieg; und er kehrte dankbar von einem Feldzug zurück, wenn es ihm gelungen war, sein Ansehen zu behaupten, ohne Blut zu vergießen. So beschied er sich vor dem Danewerk mit der Huldigung des Dänenkönigs, ließ er sich als einziger deutscher König im Lateran die Krone Karls des Großen reichen, während der Gegenpapst Anaklet in der Leostadt höhnisch trotzte. Lothars Krone war nicht von dem Glanze umstrahlt, dem die Staufer als Männer küh-

nerer und leidenschaftlicherer, auf das Endgültige und Äußerste gerichteter Sinnesart nachtrachteten; aber Hoheit war dieser Krone eigen, als sie der Sterbende an einem Dezembertag des Jahres 1137 in einem Tiroler Bauernhause seinem welfischen Eidam übergab.

So dürfte seine Gestalt wohl schattenhaft sichtbar werden hinter dem Gewebe der Zeiten: die Gestalt eines Mannes, der den Widerstand der Welt erfahren hat und durch ihn zur Einsicht gelangt ist; eines frommen, zähen und geduldigen, doch hochsinnigen Sachwalters, der sich den Vätern verpflichtet fühlt und die Enkel sich wieder verpflichten möchte, dem vielleicht der Segen an seinem Grabe begehrenswerter schien als das Loblied seiner Taten; eines Gründers, der sich sein Feld abgesteckt hat in der Hoffnung, daß die Nachfahren den umsichtig erworbenen, sorgsam gesicherten Besitz erweitern würden. An seiner Seite erduldete eine Frau die Unruhe und Mühsal des Königslebens, der er wohl mehr zu verdanken hat, als die kargen Urkunden andeuten; Richenza aus dem reichen und kriegstüchtigen Stamme der Nordheim trug dem um vieles älteren Sachsenherzog ein reiches Erbe zu; sie begleitete den greisen Kaiser auf seinen Zügen in der Glut des Südens, beratend, vermittelnd und betend, um endlich dem Erschöpften, der kaum noch die Paßstraße über die winterlichen Alpen zurücklegen konnte, auch die Regierungsgeschäfte abzunehmen.

An zwei Orten scheint der Schatten des Kaisers noch zu haften: im fernsten Süden liegt der eine, im heimatlichen Norden der andere; sie scheinen nichts miteinander gemein zu haben und deuten doch gerade in ihrer Gegensätzlichkeit die Beständigkeit und großartige Weite, Ausgangspunkt und Ziel dieses Lebens an. Der Dom zu Königslutter, den Lothar sich als Grabstätte gründete, aber nicht mehr vollendet sah, erhebt sich über seiner engsten Heimat, den schweren Feldern an den Hängen des Elmwaldes, die noch immer, wie zu des Kaisers Zeiten, reichen Segen tragen; um den wuchtigen, ehrwürdigen Dom, dessen Eingang steinerne Löwen bewachen, türmen sich die Linden auf; unter dem Gewölbe des Langhauses ist das Kaisergrab geborgen, auf dessen umfriedeter Platte der Kaiser im Panzer mit Zepter, Apfel und Schwert abgebildet ist; Gattin und Eidam ruhen an seiner Seite. Freilich,

wer mag sagen, ob das Steinbild noch einen Widerschein seiner Züge trägt? Die Platte wurde ja längst erneuert, und der Staub der Toten ist verweht; aber ihr Gedächtnis dauert noch fort in dem einsamen abseitigen Dom, wenn auch die Mönche längst nicht mehr beten am Grabe des welfischen Kaisertraums und der wundersame Kreuzgang draußen, der vielleicht nicht seinesgleichen hatte an Schönheit des Schmuckwerks und Feinheit der schlanken Säulen, verwaist und zertrümmert ist.
Aber auch Montecassino, das uralte Reichskloster vor dem südlichen Apennin, bewahrt das Andenken an Kaiser Lothar, seinen Schirmherrn. Dort verweilte der Supplinburger in seinem letzten Herbst, nachdem er versucht hatte, dem unruhigen Süden eine höhere, dauernde Ordnung aufzuzwingen; schon mochten es die Einsichtigen ahnen, daß diese gewaltige Anstrengung, die Rechte des Reiches zu sichern, vergeblich war, und daß hinter dem Herrscher, der kaum Herren und Städte in Pflicht genommen, der mit letzter Kraft errichtete Bau wieder zusammensinken würde. Doch vielleicht genoß der Kaiser auf dem Berge des heiligen Benedikt in wenigen Rasttagen den Frieden, der die Ahnung des ewigen Friedens ist. Jenseits des ungeheuer weiträumigen, von wechselnden Lichtern bestrichenen Tals, in dessen Tiefe ein schmaler Fluß die Bläue spiegelt, steigen die Bergwände hintereinander in immer großartigeren Umrissen bis zu den fernsten Schneegipfeln auf. Am Fuße des Klosterberges drängt sich die kleine weiße Stadt in den Schatten, die Arena der Römer birgt sich hinter Weinstöcken und Olivenbäumen, von halber Höhe starren Kastell und Fluchtmauer nieder. Auf dem Gipfel des Klosterberges, von dem Fenster des noch erhaltenen Turms, erblickte einst der heilige Benedikt Gottes Welt in einem Sonnenstrahle; vielleicht hat auch der Kaiser in jenen Frühherbsttagen, da ihn die Ahnung seines Todes schon befallen hatte, die überwundene Welt in jenseitigem Lichte geschaut. Er lebte, als sei er der Abt des ehrwürdigsten Klosters der Christenheit, durchschritt nachts die Zellen, betete für die Toten und beschenkte gemeinsam mit der Gattin die Armen, die sich am Tore versammelten. Die Fahne des Reiches wehte auf dem Kloster; schweren Herzens, im Vorgefühl des nahenden Endes, schied der Kaiser in Aquino von dem deutschen Abt, den

er eingesetzt. Bald nach dem Abschiede seines Herrn sollte der Abt auf brennendes Land herabschauen; aber das Kloster bewahrte eine Urkunde des Kaisers und sein goldenes Siegel, dessen Trümmer es noch immer besitzt; und noch im 17. Jahrhundert war die Erinnerung an den einstigen Schirmherrn stark genug, um ihm ein Denkmal zu setzen. Im dritten Hof, dem obersten der drei in herrlicher Freiheit sich übereinander erhebenden, von Terrassen umzogenen Höfe des Klosters, steht Lothars Standbild neben denen Karls des Großen und des heiligen Kaisers Heinrich.

Einst, als in Königslutter Benediktiner am Grabe des Stifters und seiner Angehörigen beteten, war der Grabdom am Rande des deutschen Laubwaldes mit dem Kloster im südlichen Gebirge durch denselben Dienst, denselben strengen Glockenschlag der Horen verbunden, die auch des Kaisers Tage und Nächte einteilten während seiner Rast im Kloster Benedikts; längst sind diese Bande gelöst, und doch wird der Wanderer, der sich auf einer dieser Höhen des Kaisers erinnert, immer auch der andern gedenken müssen. Zwischen dem Stift im Sachsenlande, das Lothar auf dem Boden seiner Ahnen nahe der Supplinburg gründete, und dem fernen, von jenseitigem Lichte berührten Klosterberge ist des Kaisers Leben verlaufen; er suchte vor seiner zweiten Ausfahrt nach Italien seine künftige Ruhestätte auf, und er kehrte als Toter dahin zurück, von wo er ausgegangen. Sein Leben war mühevoll und bewegt; er fehlte und durfte den Fehl wieder gut machen, soweit das Menschen erlaubt ist; er diente lange Zeit sich selbst, doch als er die höchste Stufe irdischer Macht erreicht hatte, wurde er vom Reiche in den Dienst genommen, der seine Altersjahre verzehrte. Er mag ein einfacher schlichter, vorsichtiger Mann gewesen sein; keiner derer, um deren Grabstein der magische Schimmer der Sage und des Ruhmes spielt. Dennoch sah das Volk, als der Kaiser mit dem Papste Innozenz II. im Dome zu Bari weilte, eine himmlische Krone im Scheine schwebender Kerzen sich auf den Dom herabsenken; und wie das Städtlein Lutter sich Königslutter nennen darf und gleichsam gekrönt worden ist, als man den Kaiser dort zur Ruhe bettete, so trägt auch das Land am Elmwalde noch immer in Gestalt des dreitürmigen Domes die steinerne Krone seines Königs Lothar.

Sophokles / Antigone und Ismene

Antigone

Ismene, Schwester – teures Haupt, mir blutsverwandt!
Weißt du ein Unheil, uns vererbt von Oidipus,
Das Zeus, schon seit wir leben, nicht an uns erfüllt?
Da ist kein Schmerzerleiden und kein Schicksalschlag
Und keine Schmach und keiner Schande Kränkung, nichts,
Das ich in dein und meinem Unglück nicht gesehn.
Und jetzt, was ist das wieder für ein Machtgebot,
Das allem Volk der Kriegsherr, heißt es, kundgetan?
Weißt du davon – vernahmst du es? Oder ahnst noch nicht,
Daß unsern Lieben gleiches Los wie Feinden dräut?

Ismene

Zu mir drang keine Kunde mehr, Antigone,
Von unsern Lieben, tröstliche nicht, noch traurige,
Seit uns zwiefacher Brudermord an einem Tag,
Uns beiden Schwestern, beide Brüder hingerafft.
Und seit nun abgezogen diese letzte Nacht
Die Streitmacht der Argeier, hört ich fürder nichts,
Was glücklicher mich machte oder gramvoller.

Antigone

Ich dacht es wohl und führte darum dich zum Tor
Heraus ins Freie, daß du ohne Lauscher hörst.

Ismene

Was ist? Die finstre Braue zeigt, dich quält ein Wort.

Antigone

Gönnt Kreon unsern beiden Brüdern denn ein Grab
In Ehren – und nicht einem bloß, dem andern Schmach?
Etéokles hab er, sagen sie, mit Fug und Recht
Als einen guten Bürger in der Erde Schoß
Geborgen, was ihm Ehre wirbt im Schattenreich;
Doch von Polyneikes elend umgekommnem Leib
Sei ausgerufen worden: niemand solle den
Begraben, noch beklagen auch, nein, unbeweint

Und unbestattet ihn den Vögeln lassen, die
Schon niederäugen, lüstern auf das reiche Mahl.
Ja solches, sprach man, hat der gute Kreon dir
Und mir – ich sag, auch mir! – großmächtig kundgetan,
Und kommt hieher noch, denen das, die's nicht gehört,
Recht klar zu machen, nimmt die Sache auch nicht leicht,
Als wär es nichts – auf jeder Weigrung steht vielmehr
Der Tod als Strafe: Steinigung auf offnem Markt.
So weißt du's nunmehr! Zeigen kannst du schnell genug,
Ob du die Edelbürtge, ob entartet bist.

Ismene

Was könnt ich, arme Schwester, wenn sichs so verhält,
Daran noch hindern oder helfen, uns zum Heil?

Antigone

Legst du mit Hand an? – frage dich! – stehst du mit ein?

Ismene

Bei welchem Unterfangen? Woran denkst du nur?

Antigone *ihre Hände hinweisend*

Hilfst du den Leichnam heben mit vereinter Kraft?

Ismene

Begraben willst du ihn? – was Theben ist verwehrt?

Antigone

Ja, meinen und auch deinen leiblichen Bruder – wenn
Du selbst nicht magst. Des Treubruchs soll mich niemand zeihn!

Ismene

Ach, du Verwegne – wenn es Kreon untersagt?

Antigone

Hat er doch, mich den Meinen zu entziehn, kein Recht!

Ismene

O Schwester, ach gedenke, wie der Vater uns
Zugrunde ging, verhaßt, verrufen überall,
Da er um selbstenthüllter Greuel willen selbst

Sich beide Augen ausriß mit selbsteigner Hand;
Wie dann die Mutter – anders noch genannt von ihm! –
Ihr schmachbedecktes Leben von sich tat am Strang;
Wie endlich beide Brüder sich an einem Tag
In blutgem Zweikampf ihr gemeinsam Todeslos
Auswirkten, kläglich, einer durch des andern Hand.
Und nun wir beiden ganz Verlaßnen – sieh doch nur,
Wie grausig wir zugrund gehn, wenn wir, dem Gesetz
Zum Trotz, mißachten eines Herrschers Spruch und Macht.
Vor allem laß uns einsehn, daß wir Frauen sind
Und nicht geschaffen, gegen Männer vorzugehn;
Und weiter, daß wir, streng beherrscht von Stärkeren,
Hierin gehorchen müssen und in Härtrem noch.
So will denn ich von denen in der Erde Schoß
Nachsicht erflehen, da Gewalt mir dies verwehrt,
Und will mich fügen denen, die am Steuer sind;
Denn handeln über Maß und Kraft, hat keinen Sinn!

Antigone

Nicht drängen mag ich, möchte auch, selbst wenn du nun
Die Hand noch leihen wolltest, deine Hülfe nicht.
Zeige dich, wie du bist! Ich bringe ihn allein
Zu Grab. Muß ich dann sterben, ists ein schöner Tod.
Geliebt für meinen frommen Frevel, darf ich ruhn
Bei ihm dann, den ich liebte. Muß ich länger doch
Denen da drunten wohlgefallen als der Welt!
Dort ruh ich ja für immer. Du magst, wenn du willst,
Entehren, was bei Göttern selbst in Ehren steht.

Ismene

Ich halt es minder nicht in Ehren; doch dem Staat
Zuwiderhandeln, das liegt nicht in meinem Blut.

Antigone

So schütze du das vor! Ich aber gehe jetzt
Und deck mit Erde den geliebten Bruder zu.

Ismene

Ach, du Unselge! – wie verzehrt mich Angst um dich!

Antigone

Sei nicht um mich bang – sichre du nur dein Geschick!

Ismene

Dann mindestens vertraue keinem Menschen dies
Vorhaben an – halt es geheim! – ich tu es auch.

Antigone

Ach, schrei es aus! Verhaßter macht dich mir nur noch
Dein Schweigen – tu es lieber dann gleich allen kund!

Ismene

Zu schauerkalten Taten drängt dein heißes Herz!

Antigone

Weil ich gefalle so, wem ich gefallen muß!

Ismene

Wenn du's nur könntest! Du begehrst Unmögliches.

Antigone

Nun, wenn ichs wirklich nicht vermag – wird Ruhe sein.

Ismene

Unmögliches erstreben, taugt von Anfang nicht.

Antigone

Wenn du so redest, wirst du nur gehäßger mir,
Bleibst auch dem Toten ewig dann verhaßt – mit Recht.

Ironisch

Lasse du mich und meinen blinden Unverstand
Nur büßen dieses Schaudervolle! Mir kann nichts
So Schreckliches bevorstehn wie unedler Tod!

Ismene

Geh denn, kannst du nicht anders – unbesonnen zwar,
Doch wahrhaft lieb dem Bruder – und der Schwester lieb.

Antigone geht nach links aufs Feld hinaus, Ismene durch die linke Seitentür in den Palast. Der Chor zieht ein.

Chor

Morgensonne, so strahlend schön,
Wie du nimmer zuvor der hohn
Siebentorigen Stadt erschienst:
O heut, endlich, flammtest du auf,
Gold'nes Auge des Tags, einher
Wandelnd über des Stromes Wellen –
Scheuchtest weißbeschildeten Feind,
Der von Argos prunkte heran,
Jach in die wildeste rasendste Flucht
Fort mit hangenden Zügeln –

Den Feind, der sich für Polyneikes erhob
Im Streit um den Thron, mit dräuendem Hohn,
Der hellkreischend schon
Wie ein Adler herabstieß auf unser Land,
Von des Schildes schneeweißem Flügel gedeckt,
Mit Roß und mit Troß
Und mähnenumflatterten Helmen!

Kreisend über den Dächern schon,
Mordbegierigen Muts umlechzt
Er den siebentorigen Mund –
Und floh, eh noch unseres Bluts
Sich ersättigen mocht sein Haß,
Eh denn auch des Hephaistos Pechglut
Unsern Kranz von Türmen ergriff.
Solch ein Schlachtgetümmel hub an
Hinter dem Adler – da hielt er nicht stand
Dem Thebanischen Drachen.

Großsprechend Geprahl der Zunge ist Zeus
Von Herzen verhaßt! – und wie er sie so
In mächtigem Schwall heranströmen sah,
Hochfahrend, umklirrt von Waffen und Gold,
Da fällte sein Strahl den ersten, der schon

Die Zinnen erklomm
Und den Sieg-Ruf vom Wall ließ erschallen.

Sausenden Falls auf die hallende Walstatt schlug er,
Fackel in Händen, der wütend mit Sturmestoben
Voller Hohn uns erst angeschnaubt,
Hohn und hassendem Drohn
Ja, ihm schlugs anders aus;
Andern fiel auch anders ihr Los –
Sanken dahin Ares, dem großen
Helfer im Wettkampf!

Sieben Führer ja, um sieben Tore im Kampf
Mit der gleichen Zahl, lassen Waffen und Wehr
Als Trophäen für Zeus, den Wender der Schlacht.
Zwei Unselige nur – einem Vater entstammt,
Einer Mutter – die mit gleich wuchtigem Stoß
Ihre Lanzen gekreuzt, sie teilten zumal
Gemeinsamen Todes Verhängnis.

Aber nun kam ja die glorreich erhabne Nika
Strahlenden Lächelns zum wagenberühmten Theben.
Laßt die Kriege vergessen sein!
Allen Tempeln der Stadt,
Tanzend fromm, nächtelang,
Froh mit Gesang, strömen wir zu!
Er, dessen Tanz Theben erschüttert,
Führe uns – Bakchos!

Doch seht, dort kommt der König des Lands,
Des Menoikeus Sohn, unser neuer Herr
Durch ein neues Geschick, das im Wechsel des Glücks
Ihm die Götter beschert. Was wälzt er im Sinn,
Daß er heute sich schon zusammenberief
Der Ältesten Rat,
Hieher durch den Herold uns ladend?

Sophokles / Oidipus

Der Chor

O wär vom Schicksal vergönnt mir,
Frommer Reinheit treu zu sein, in Worten wie
In Werken, allzeit! Herrschen doch Gesetze
Hochwandelnd in himmlischen Höhn,
Ätherischem Glanz entstammte. Ist Olympos
Ihr Vater doch; nimmer hat
Sie sterblichen Mannes Kraft
Gezeugt; und nimmer wird sie in Schlaf wiegen Vergessenheit;
Denn in diesen mächtig ist Gott und nie alternd!
Hoffärtiger Sinn pflanzt Tyrannen!
Hoffart, hat sie töricht übernommen sich
Im Reichtum, der nicht frommt und der nicht fruchtet –
Und höb sie sich höher als hoch,
In harmvollem Fall zur Strafe stürzt sie abwärts,
Wo nimmer des Fußes Halt
Ihr haftet. – Doch soll zum Heil
Der Stadt ein schöner Wetteifer frei walten, das ist mein Flehn.
Und es sei der Gott uns auf immer Herr und Hort!
Aber wer überheblich wandelt, ob im Wort nur, ob im Werk,
Nicht scheut vor dem Unrecht, noch vor
Heiligtümern Ehrfurcht hegt –
Hart packt ihn ein schlimmes Schicksal,
Seines üppigen Großtums Lohn,
So er nicht rechtlich-redlich den Gewinn sucht
Und sich enthält der Freveltat.
Ja, unantastbar Heilges frevelnd anrührt.
Wie prahlte da noch solch ein Mensch, daß er die Brust
Schirme vor der Götter Pfeilen?
Steht in Ehren solches Tun, wozu dann noch
Der heilige Chortanz?

Niemals wieder zum Heiligtum der Erdenmitte wall ich dann,
Noch je zu dem Schrein von Abai
Oder nach Olympos,

Wenn Götterwort nicht erfüllt wird,
Aufweisbar vor aller Welt.
Doch dir, Gewaltger – willst du so genannt sein –
Allherrscher Zeus, entgeh es nicht,
Noch deiner alles ahndenden ewgen Allmacht!
Verhallt ja schon jener Spruch an Laios –
Göttersspruch! – für nichts geachtet.
Nirgend leuchtet Phoibos mehr im alten Glanz –
Die Gottesfurcht endet.

Aus den Tragödien des Sophokles,
übertragen von Roman Woerner

*

Murasaki / Die neuen Frühjahrskleider

Aus dem japanischen Roman
Die Geschichte vom Prinzen Genji

Am Ende des Jahres fand die übliche Verteilung von Stoffen für Frühjahrskleider statt, und Genji war entschlossen, daß die jüngst Angekommene nicht das Gefühl haben sollte, schlechter gestellt zu sein als die vornehmsten Damen im Hause. Aber er fürchtete, daß, so anmutig und bezaubernd sie auch war, ihr Geschmack in Kleidern notwendigerweise ein wenig bäurisch sein müßte, und so beschloß er, ihr mit den Seidenstoffen, die er ihr schenkte, auch eine Anzahl gewebter Kleider zu senden, damit sie allmählich den Übergang zu den Moden des Tages fände. Die Ehrendamen des Palastes, von denen eine jede beweisen wollte, daß es nichts gab, was sie nicht über die neuesten Formen von Mieder und Rock wußte, machten sich mit solchem Eifer an die Arbeit, daß Genji, als sie ihm die Erzeugnisse ihres Fleißes zur Besichtigung brachten, ausrief: „Ich fürchte, euer Eifer ist übergroß gewesen. Wenn alle meine Geschenke in diesem Maßstab sein sollen (und ich wünsche nicht, Eifersucht hervorzurufen), dann werde ich es wahrhaftig nicht leicht haben.“ Mit diesen Worten ließ er, was sich in seinen Vorratsräumen an feinen Stoffen fand, herbeischaffen. Und Murasaki kam ihm mit vielen von den kostbaren Gewändern zu Hilfe, die er

ihr von Zeit zu Zeit für ihre eigene Kleiderkammer geschenkt hatte. Sie alle wurden nun ausgebreitet und besichtigt. Murasaki hatte eine besondere Begabung für solche Dinge, und es gab, wie Genji sehr gut wußte, in der ganzen Welt keine Frau, die ihre Färbemittel mit einem feineren Gefühl für Tönungen wählte. Kleid nach Kleid wurde nun frisch aus dem Klopfraum gebracht, und Genji wählte eins bald wegen seines wundervollen dunklen Rot, bald wegen eines seltsamen Musters oder einer auffallenden Farbenmischung und ließ es beiseite legen. „Dieses dort in die Schachtel, ganz am Ende", sagte er und händigte ein Kleid einer der Kammerfrauen ein, die neben den langen, schmalen Kleidertruhen standen, oder: „Versuche einmal dieses hier in deiner Truhe." „Du scheinst eine sehr gerechte Verteilung vorzunehmen," sagte Murasaki, „und ich bin überzeugt, daß niemand sich gekränkt fühlen kann. Aber wenn ich einen Vorschlag machen darf – wäre es nicht besser, mehr daran zu denken, ob die Stoffe zu der Gesichtsfarbe der Empfängerinnen passen werden, als ob sie in der Truhe hübsch aussehn?" „Ich weiß ganz genau, warum du das sagst", erwiderte Genji lachend. „Du willst, daß ich mich auf eine Erörterung der persönlichen Reize einer jeden Dame einlasse, damit du erfährst, in welchem Lichte sie mir erscheint. Aber ich werde den Spieß umkehren. Welcher immer von meinen Stoffen dir gefällt, den sollst du haben, und nach deiner Wahl werde ich wissen, wie du dich selbst siehst." „Ich habe nicht die geringste Ahnung, wie ich aussehe", antwortete sie leicht errötend. „Ich bin wohl auch der letzte Mensch in der Welt, der darüber befragt werden sollte. Man sieht sich selbst nie, außer im Spiegel..."

Nach vielem Hinundherreden wurden die Geschenke wie folgt verteilt: Murasaki selbst erhielt ein Untergewand, außen gelb und innen geblümt, leicht gemustert mit den roten Pflaumenblütenzeichen – ein Wunder neuzeitlicher Färberei. Das Kind aus Akashi bekam ein eng anliegendes langes Gewand, außen weiß, innen gelb, ganz überzogen mit einem durchsichtigen Überwurf aus schimmerndem rotem Flor. Der Dame aus dem Dorfe der fallenden Blumen schenkte er ein hellblaues Kleid mit einem eingewebten Muster von Meermuscheln. So herrlich das Kleid auch als ein Beispiel schwieriger Webarbeit war, wäre es doch zu hell im

Ton gewesen, wenn nicht ein ziemlich schweres rostrotes Vlies es bedeckt hätte.
Tamakatsura sandte er unter andern Geschenken ein eng anliegendes Gewand mit einem auf glattem rotem Hintergrund eingewebten Muster von Berg-Kerria. Murasaki schien kaum einen Blick darauf geworfen zu haben. Aber wie Genji richtig vermutete, versuchte sie die ganze Zeit, die Bedeutung dieser Wahl zu erraten. Tamakatsura, so schloß sie, sah ebenso wie ihr Vater Tō no Chūjō zweifellos gut aus. Bestimmt aber fehlte ihr seine Lebhaftigkeit und Abenteuerlust. Murasaki hatte keine Ahnung, daß sie auf irgendeine Weise verraten hatte, was in ihren Gedanken vorging, und war überrascht, als Genji auf einmal sagte: „Zu guter Letzt versagt dieses Abstimmen der Gewänder auf die Gesichtsfarbe völlig, und man schenkt fast auf gut Glück. Ich kann nie etwas finden, was meinen hübschen Freundinnen gerecht wird, oder etwas, was man nicht nur ungern an die häßlichen verschwendete." Und dabei blickte er mit einem Lächeln auf das Geschenk, das nun an Suyetsumu abgesandt werden sollte, ein Kleid, außen weiß und innen grün, ein sogenanntes Weidengewebe mit einer eingearbeiteten geschmackvollen chinesischen Weinranke.
Der Dame von Akashi sandte er ein weißes Unterkleid, auf dem man einen Zweig von Pflaumenblüten, hin und her fliegende Vögel und Schmetterlinge sah, einigermaßen nach chinesischer Mode geschnitten, mit einem sehr schönen dunkelvioletten Futter. Auch dieses entging Murasakis aufmerksamen Augen nicht, und sie deutete es sich dahin, daß die Nebenbuhlerin, über die Genji so leichthin zu ihr sprach, in Wirklichkeit einen beträchtlichen Raum in seinen Gedanken einnahm.
An Utsusemi, die nunmehr eine Nonne geworden war, sandte er einen grauen Mantel und dazu eine seiner eigenen Jacken, an die sie sich, wie er wußte, erinnern würde – jasmingesprenkelt, mit Aufschlägen von Höflingskarmesin und rötlichbraunem Futter. In jeder Schachtel lag ein Brief, worin die Empfängerin gebeten wurde, ihm die Gunst zu erweisen, diese Gewänder während des Neujahrsfestes zu tragen. Er hatte sich bei diesem Geschäft beträchtliche Mühe gegeben und konnte sich nicht vorstellen, daß irgendeines der Geschenke mit einer üblen Aufnahme zu rechnen



Hokusai: Der Fujijama unter dem Mond

hätte. Und wirklich wurde auch die Zufriedenheit über diese von ihm dargebrachten Huldigungen nicht nur durch die entzückten Briefe bewiesen, die alsbald eintrafen, sondern auch durch die ansehnlichen Belohnungen, die den Überbringern dieser Geschenke zuteil wurden.

Suyetsumu wohnte noch immer in dem alten Nijō-in, und der Bote, der ihr Geschenk hinbrachte, erwartete eine außergewöhnliche Belohnung, da er eine beträchtliche Entfernung zurücklegen mußte. Aber für Suyetsumu war so etwas nicht eine Frage des Wertes, sondern der Höflichkeit. Ein solches Geschenk, so hatte man sie vor langer Zeit gelehrt, war eine Art förmlicher Anrede, die in derselben Sprache beantwortet werden mußte, und so holte sie ein orangenfarbenes Kleid, das an den Ärmeln schon sehr ausgefranst war, hing es dem Boten über die Schultern und befestigte daran einen Brief, auf stark durchduftetes Michinoku-Papier geschrieben, das vom Alter nicht nur beträchtlich vergilbt war, sondern auch aufgequollen, doppelt so stark wie üblich. ‚Ach, leider', schrieb sie, ‚dient Dein Geschenk nur dazu, mich an Deine Abwesenheit zu gemahnen. Welches Vergnügen kann ich an einem Gewand finden, in dem Du mich nie sehen wirst?' Dabei lag das Gedicht: ‚War je ein Geschenk herzloser? Siehe, ich sende es dir zurück, dein chinesisches Gewand, – nur einen Augenblick getragen und doch verfärbt durchs Salz der Tränen.' Die Handschrift mit ihren altertümlichen Schnörkeln paßte ausgezeichnet zu dem gespreizten Stil des Gedichtes. Genji lachte immer von neuem, sooft er es las, und endlich, da er sah, daß Murasaki ihn erstaunt betrachtete, reichte er ihr das Schreiben. Inzwischen betrachtete er das beschmutzte alte Gewand, das dem entsetzten Boten anvertraut worden war, mit einer so bekümmerten Miene, daß der Mann sich hinter die Umstehenden schob und aus dem Raum schlüpfte, weil er fürchtete, einen ernsten Verstoß gegen die Hofsitte dadurch begangen zu haben, daß er ein so jämmerliches Stück in die Gegenwart des Erhabenen gebracht hatte. Seine peinliche Lage rief viel Geflüster und Gelächter unter seinen Kameraden hervor. Aber soviel man auch über die albernen Szenen, die das altmodische Benehmen der Prinzessin ausnahmslos hervorrief, lachen mochte – schon die Tatsache, daß das Festhalten an verflossenen Moden

zu einem so lächerlichen Erlebnis führen konnte, gab Anlaß zu sehr beunruhigenden Erwägungen. „Es ist nicht zum Lachen", sagte Genji. „Ihre Wendungen ‚chinesisches Kleid' und ‚verfärbt durch das Salz der Tränen' verursachten mir ein durch und durch unbehagliches Gefühl. Bei den Schriftstellern vor einem oder zwei Menschenaltern war jedes Kleid ‚chinesisch' und die Ärmel, gleichgültig, welcher Gelegenheit das Gedicht galt, stets von Tränen getränkt. Aber was ists mit deinen und meinen Gedichten? Sind sie nicht ganz genau so schlecht? Unsere stehenden Wendungen sind vielleicht verschieden von denen der Prinzessin, aber wir gebrauchen sie ebensoviel und verschließen uns beim Schreiben eines Gedichts ebenso der Sprache unserer eigenen Zeit. Das gilt nicht nur für Dilettanten wie uns, sondern auch für jene, deren ganzer Ruf auf ihrer vermeintlichen poetischen Begabung beruht. Stelle sie dir nur bei Hoffestlichkeiten vor, mit ihrem ewigen madoi, madoi, ‚Ich gehe irre, ich gehe irre'. Es ist ein Wunder, daß sie des Wortes nicht überdrüssig werden. Vor gar nicht langer Zeit wurde adabito, ‚Treulose', von feingebildeten Liebenden in jedem Gedicht, das sie tauschten, angewendet. Sie wandelten es in der dritten Zeile ab (der Treulosen, von der Treulosen und so weiter) und gewannen so Zeit, sich die letzte Verszeile auszudenken. Und so werden wir alle es weitertreiben, hübsch zusammengeflickte ‚Poetische Ratgeber' büffeln und, wenn wir eine genügende Anzahl von Phrasen unserem Gedächtnis eingeprägt haben, sie bei der nächsten Gelegenheit hervorholen. Es ist kein Verfahren, das zu großer Mannigfaltigkeit führt.

Aber wenn sogar wir einer Abwechslung bedürfen, um wieviel mehr dann diese unglückliche Prinzessin, deren Bedenken ihr verbieten, irgendein Buch zu öffnen, ausgenommen diese altmodischen, auf unansehnliches einheimisches Papier geschriebenen Sammlungen wohlbekannter Mustergedichte, mit denen ihr Vater, der Prinz Hitachi, sie vor langer Zeit vertraut machte. Von diesen abgesehn, scheinen der einzige Lesestoff, den er ihr gestattete, die ‚Kernstücke heimischen Sanges' gewesen zu sein. Unglückseligerweise besteht dieses Buch fast ganz aus ‚Fehlern, die zu vermeiden sind'. Und seine Androhungen und Einschränkungen führten nur dahin, ihren natürlichen Mangel an gewandtem Ausdruck zu

verschlimmern. Nach einer solchen Ausbildung ist es kein Wunder, daß ihre Schöpfungen etwas Abgetragenes haben."
„Du bist zu streng", entgegnete Murasaki, sich für die Prinzessin einsetzend. „Was immer du sagen magst, sie hat es diesmal fertig gebracht, eine Antwort zu senden, und noch dazu unverzüglich. Bitte, laß mich eine Abschrift ihres Gedichtes haben, damit ich sie dem Kind aus Akashi zeigen kann. Auch ich besaß einmal solche Bücher wie die ‚Kernstücke der Dichtkunst', aber ich weiß nicht, wo sie hingeraten sind. Wahrscheinlich sind die Würmer hineingekommen und sie wurden weggeworfen. Ich glaube, daß jedem, der mit den alten Phrasensammlungen nicht vertraut ist, Suyetsumus Gedicht entzückend einfallsreich und neuartig erscheinen muß. Laß uns versuchen . . ." „Zu nichts dergleichen", unterbrach sie Genji. „Ihre Bildung würde verdorben, wenn sie sich ernsthaft mit der Dichtkunst zu beschäftigen begänne. Es ist ein anerkannter Grundsatz, daß eine Frau, wie sehr sie sich auch für irgendeinen Zweig der Wissenschaft oder Kunst eignen mag, sich hüten muß, davon Gebrauch zu machen. Denn es besteht immer die Gefahr, daß sie dadurch von ihren gewöhnlichen Pflichten und Beschäftigungen ungebührlich abgelenkt werde. Sie muß gerade nur so viel von jedem Gegenstand wissen, daß es von ihr nicht heißen kann, sie habe ihn völlig unbeachtet gelassen. Darüber hinaus gehen kann sie aber nur auf die Gefahr hin, die Festung ihrer Keuschheit zu unterminieren oder jene Anmut der Formen zu verlieren, ohne die keine Frau Aussicht hat, zu gefallen."
Aber während dieser ganzen Zeit hatte er vergessen, daß Suyetsumus Brief selbst eine Antwort erforderte. In der Tat enthielt, worauf Murasaki hinwies, das Gedicht der Prinzessin eine verborgene Bedeutung, die als eine unmittelbare Bitte um weitere Tröstung ausgelegt werden konnte. Es hätte ihm gar nicht ähnlich gesehn, ein solches Ersuchen unbeachtet zu lassen, und da er fühlte, daß sie kein sehr anspruchsvolles Vorbild gegeben hatte, warf er schnell die folgende Antwort hin: ‚Wenn hier von Herzlosigkeit die Rede sein kann, so doch nicht von der meinen, sondern der deinen, da du davon sprichst, die Jacke zurückzusenden, die, richtig getragen, Träume von Liebe bringt.'

*

Max Mell / Der Wald

Hast du einmal einen Standort gewählt, einen näheren oder einen ferneren, wo du den besonnten Waldrand ganz vor dir hast und die erste Erhebung des ansteigenden Waldberges dazu, so bist du schwer weiter zu bringen: so etwa beginnt ein sommerliches Selbstgespräch. Es gibt viel zu schauen, und du willst viel schauen: dazu bist du an diesem schönen Tag in den Wald gegangen; wir leben davon, Gestalten zu suchen. Nicht lang, so fängst du in deinem Betrachten denn auch zu spielen an, mit Vorstellungen und, nach deiner Weise, mit den dazugehörigen Worten, suchst Ausdrücke für das, was du siehst, bringst es mit dem zusammen, was du gesehen hast, und findest so wie oft dein Vergnügen daran. Waldbäume wie die vor dir hast du dein Leben lang immer wieder gesehen; aber was du an ihnen hast und was du von ihnen weißt, hast du noch nicht ausgesagt und dich wohl nicht einmal genug um das Bild gekümmert, mit dem sie doch in dem Schatz deiner Vorstellungen stehn. Darüber fühlst du dich auf einmal beschämt: ist nicht vielleicht eine Gelegenheit da, ein weniges von dieser Schuld abzutragen? Ja, da mußt du dich aber ganz von neuem um die Waldbäume bekümmern. Solch ein Neubeginnen macht munter, und schon bist du willig, von deiner Stelle aufzubrechen und sachte in den Wald einzubiegen.

Noch sind hier seine Randgebiete, der Baumbestand ist abwechslungsreich und von Unterholz gefüllt, du kreuzest Wässerlein, die zu den Wiesen im Tal streben, sie sind hier schon lebhafter und haben kleine Schluchten und Berglein ausgeformt, und über Farnkraut und Beerenlaub, über Böschung und Erdhöhlung, die dir wohnlich dünkt, stehen sie, Nadelbäume und Laubbäume, an den lichteren Plätzen in ganzer, noch nirgends am Wachstum geschädigter Gestalt. Du machst dir klar, was jedem zuvörderst eigen ist und ihn auszeichnet, und ordnest deine Augenerlebnisse. Am Ende hast du festgestellt, es finden sich immer ein Laubbaum und ein Nadelbaum von ähnlichem Wesen. Da ist also Buche und Fichte. Wie gegensätzlich erscheinen sie zunächst! Die Buche breitet ihre Äste in Schichten grünen Blattwerks aus, von der Fichte hängts feierlich wie Fahnen. Doch du hast etwas anderes erspäht:

gemeinsam ist ihren Trieben und jungen Ästen, nach außen zu weisen, feurig sich zückend die der Buche, mit stillem klarem Fingerzeig die der Fichte. Du wägst die Worte und entscheidest dich dafür, als das Verwandte ihrer Baumgestalten anzusehen: Lust nach außen zu streben. Bei Birke und Lärche: Lust sich zu verschleiern. Bei Eiche und Kiefer: Lust sich zu ballen. Das siehst du in Waldrand und Waldwand gewebt und bist fröhlich gewillt, das, was du dir so zurechtlegst, mit heimzunehmen so gut wie sonst einen Fund, den der Wald bietet.

Tiefer gegen den Kern des Bergzugs hin triffst du vornehmlich Fichten an. Du betrachtest die schweigsame Gesellschaft in ihren Talaren. Mit dunkler Zeichnung legt der oberste ins Licht gehobene Trieb vor den Himmel oder vor den fernen blauen Berg ein feines Kreuz. Welche Kraft, zum Licht zu streben, in diesem höchsten starken geraden Trieb, aber ebenso stark in denen darunter, vieren und fünfen, die als Aufgabe haben, sich im Winkel zu ihm zu halten. Du gehst längs des Abhangs, ein tiefer stehender junger Baum reicht dir seine Spitze herauf, du siehst sie dir wieder einmal an: oder gestehe, hast du sie schon einmal aufmerksam genug betrachtet? Sie ist ein Zepter. Zuhöchst ist es besetzt mit einem Knauf, einem Nestchen der jüngsten frischgrünen Nadeln. Und mit solchen ist der ganze starke Griff ringsum besetzt, sie sind hart und kriegerisch und krümmen sich leicht gegen den Schaft. Siehst du näher hin, so findest du jede dieser Nadeln von einem schmalen blassen Säulchen getragen, sie hebt sich davon mit einer kleinen gelenkartigen Erhöhung wie mit einem Luftsprung, bis zu der reicht die tiefer sitzende Nadel, und so ists eine ganze lange Zeile von unten bis oben, und solcher Zeilen gehen um das ganze Zepter. Die Nebenzeile verschiebt immer die Folge, und indem so die benachbarten Nadeln tiefer oder höher ansetzen, ziehen sie in gewundenem Anstieg um den Schaft nach oben. Manchmal gibts einen Absatz mitten in der steilen Flucht von hinankletternden Nadeln, es sieht aus wie eine eigenmächtige Rast, die sie sich gestatten: da sitzt unter einer Nadel, der sich sogleich noch zwei kleine Nebenkrallen gesellen, ein braunes knospiges Knötchen, das wiederholt sich einige Male bei der ganzen Wanderung um den schlanken Körper, und oben, gleichsam als Vorspiel zum höchsten

Knauf, sammeln sich mehrere. Das wird im nächsten Jahr sich auffalten zu einem Quirl von neuen Trieben und einen neuen jüngsten Sproß, ein neues Zepter aus dem Nest der grünen Nadeln emporsenden: aus den Knöspchen, die da rings um den Schaft mit angesetzt sind, brechen dann gleichfalls neue Seitentriebe, die vielleicht niemals groß werden, aber in ihrer Anzahl ist das Wachstum gesichert. Du wirst inne, daß in dieser Gestaltung die Schönheit des Zepters liegt; eben darin, was den künftigen Sinn der Teile vorausdeutet, es ist also die Schönheit der Jugend. Sie ist es, die dieses Ragen des Triebes in die Himmelsluft so stolz und frei macht. Und du vergleichst den Wipfeltrieb erst gern dem Zepter, da du fühlst, wie Gesetzlichkeit hier waltet und Gesetzlichkeit sein Sinn ist.
Indessen, rückst du das einzelne betrachtete Stück an seine Stelle zurück und wendest den Blick nach dem Waldumkreis, siehst Baum an Baum, Wipfel an Wipfel, da entschwindet dir dieser Vergleich. Du musterst den Zackenrand der Bäume vor dir und bemerkst, wie wenige die Schönheit der Jugend behalten und dir noch einmal die Vorstellung des Zepters erwecken könnten oder nur die der Kerze. Es gibt neben den schlanken und feinen schräggelegte und gekrümmte in nicht geringer Zahl, und du erspähst wohl gar einen und den andern, den eine Wucherung entstellt. Wir sehen ähnliche, scheinbar gleiche Lebensbedingungen, die Wipfel aber erzählen stumm von den Einzellosen. Sie erzählen, und daß sie erzählen, das macht den Wald. Das Wachstum der Bäume schließt sich mit dem Dasein und dem Wachstum anderer Lebewesen zusammen, die sich alle erkennen und die entschlossen sind, einander zu brauchen. Wald ist das Wort für ein Zusammenleben, und wie die Willenskräfte der großen und der kleinen Wesen zu feiner Reibung aneinander kommen, das ist es, was den Wald mehr sein läßt als eine Menge Bäume, die mit Ziffern genannt werden kann. Auf jenem schlanken Wipfelzepter, das ich vorhin mit der Krücke meines Stockes zu mir bog, saß zwischen den grünen Nadeln ein kleiner grünspanfarbener Rüsselkäfer. Erst blieb er noch in seinem Tun dem saftigen Holz zugewendet, dann merkte er, daß etwas vor sich ging, er legte sich auf den Rücken und stellte sich tot. Nach einer kleinen Frist zappelte er mit den Beinchen,

hielt dann wieder still; zappelte wieder; zuletzt ließ er sich fallen. Nun, ich hätte ihn eigentlich nicht stören wollen; obwohl es im Augenblick wenigstens nicht geschadet hat. Nahe dem Ort, wo er ertappt worden war, stand ein winziges klares Tröpfchen Harz. Die Finger, die sich um den Schaft geschlossen, glänzen. Sie kleben und duften wunderbar vom herben, atemstärkenden Harz. Der kleine Gierige hat es hervorgelockt, aber vielleicht ist er gar nicht anders gierig als dieser starke Wipfelschaft, der so schnurgerade nach dem Himmel zeigt. Kann sein, daß dem nun bestimmt ist, späterhin keiner von den ganz schönen zu sein. Und kann sein, daß es doch ganz gut ist, wenn der Mann mit den Zahlen im Kopf durch den Wald geht, wenn er nur auch scharfe Augen hat. Am Ende aber: es ist eben Wald. Vieles lebt da zusammen, eines braucht das andere, und eines verbraucht das andere, wenn es kann; aber wir müssen es schon glauben, daß von einem innersten Kern auch ein Trachten ausstrahlt, die Wesen aufeinander abzustimmen, daß einem jeden seine glückliche Frist im Lichte gewährt ist.

Zwischen den Bäumen vor mir erscheint eine Farbe, die dem Wald nicht ganz einheimisch ist und auf die ich zugehe. Ich stehe noch unter den Stämmen, und hart an sie breitet sich meergrün ein Ährenfeld. Bis an den Waldboden, und es ist ja Waldboden, auf dem es wächst, dünn an manchen Stellen und mit kleinen Halmen; die schwarzen Baumstümpfe sehen durch die grünen Schleier hindurch; es ist das Korn, das man im ersten Jahre anbaut, wo man die Stämme geschlagen hat. Das trockene Reisig ist verbrannt worden, die Asche gibt guten Grund für das Gedeihen der Brotfrucht. Mitten im Feld hat man eine große Lärche stehen lassen, erst hoch oben beginnt der Kranz ihrer lichten Äste, und alle die Bäume rings um den Platz kehren die fuchsroten Schäfte ihrer Stämme heraus, denn sie sind bloßgelegtes Waldinneres. Lieblich steht das Meergrün, das von den Spitzen der Ähren ein Schillern erhält, zu dem ernsten Dunkel, das aus der Walddämmerung äugt. Das ist das Jahr, da macht der Waldwuchs der Brotfrucht Platz, da kommen die beiden zusammen, einmal in Menschengedenken geschieht das, und es ist wie ein großartiges Nachsinnen, mit dem das Antlitz der alten Fichte hier herabsieht. Die obersten Zweige

bewegt ein schwacher Wind, als rührte er an Fahnen von schwerem Stoff, die baumelnden Gewichte der dicht gedrängten Zapfen zerren daran, unten aber die vielen Halme ergreift es alle, sie winken, sie schaukeln, und indes dort nur noch über eine dicht-hangende Aststelle ein Rieseln läuft, ist es, als sprächen sie mit unzähligen leichten klingelnden Stimmchen durcheinander und fänden kein Aufhörens. Du stehst vor dem Bild, wünschest nur, was hier Reichtum heißen darf, recht und ganz zu fassen, und fühlst, wie sehr du das liebst, wie sehr du das brauchst.

*

Rudolf Alexander Schröder / Psalm

Wie soll ich dir nicht ewig danken,
Nicht unablässig sein entbrannt,
Zu brechen aus den Kerkerschranken,
Zu sprengen meines Irrtums Wand?

Gehandelt oder mißgehandelt,
Was blieb von all dem Hader mein?
Du blickst, da dünkt es umgewandelt
Und wird, was es gewesen, dein.

Gedächt ichs? Nein, ich kanns nicht denken;
Und doch gewahr ich und erfahr
Von Tag zu Tag das gleiche Schenken
Und alles, alles wunderbar:

Seit du im Mutterleib vor Zeiten
Mich unaussprechlich angeblickt,
In mir die Kräfte zu bereiten,
Dem Weg gemäß, dem Tag geschickt.

Du! – Weil ich dich verloren wähnte
Und nicht gewußt, was mir geschah,
Warst du, der namenlos Ersehnte,
Der Ohne Namen, selber da.

Mein Bruder in des Elends Kammer
Und in der Finsternis mein Gast,
Der du aus hundertfältigem Jammer
Mich neu und neu geboren hast;

Erbarmen, das vorm ewigen Horte
Der Gnaden niemals müde ward,
Und Unterweisung ohne Worte
Im Augen-Blick der Gegenwart.

Und ob ich täglich neu verlerne
Dein bündig Nein, dein heilig Ja,
Noch weiß ich: meine fernste Ferne
Bleibt deiner nächsten Nähe nah.

Wohl irren irdische Gedanken;
Doch einen halt ich ohne Wank:
Wie sollt ich dir nicht ewig danken?
Auf Knien, auf beiden, Lob und Dank!

Aus einem künftigen Werk

*

Gertrud von le Fort / Der Jungfrauenabend

Indessen wartete die Jungfer Erdmuth im Plögen-Haus auch noch immer auf Willigis Ahlemann, und schon neigte sich der goldene Oktobertag und es nahte die Stunde, die man den Jungfrauenabend nennt – das ist der Abend vor der Hochzeit: da versammeln sich die Freundinnen und Gefährtinnen noch einmal bei der schönen Jungfer Braut und nehmen sie in ihre Mitte und spielen und singen mit ihr die frohen Lieder und Spiele ihrer Jugend. Das dauert wohl zwei Stunden. Wenn es dann sieben Uhr schlägt, dann gehen sie miteinander auf den Marktplatz hinaus, dorthin kommt der Bräutigam mit den Bräutigamsführern, und sie tanzen miteinander den schönen Singetanz des Jungfrauenabends, – der dauert eine Stunde. Alsdann müssen sie alle auseinander und

schlafen gehen, so bestimmt es die Ordnung des Rates für den Jungfrauenabend. – Erdmuth ward es immer unruhiger und banger ums Herz, und sie dachte: Wenn wir nun zum Tanz auf den Markt hinausgehen und Willigis ist noch immer nicht da, und ich muß vor all meinen Gespielinnen allein dastehen wie heute morgen in der hohen Domkirche – was soll ich dann nur tun? Viel lieber möchte ich doch tot sein! –
Und da kam auch schon Ilsabe Fricken und meldete mit ihrer schrillen Stimme: die Mägdlein seien alle zum Jungfrauenabend versammelt, sie möge doch zu ihnen hinunterkommen.
Da dachte Erdmuth abermals: Ich wollte doch viel lieber tot sein als erleben, daß Willigis heute abend nicht kommt! Aber das kann ich ja wohl nicht erleben, das wird er mir doch nimmermehr antun! –
Wie sie nun die Treppe hinunterging – die Ilsabe Fricken immer eine Stufe hinter ihr –, da kam sie an der kleinen Tür vorüber, hinter der in ihrer Kindheit die Jungfer Itze gewohnt hatte, ihres Vaters selig ledige Schwester. Erdmuth sah sie noch ganz deutlich vor sich: eine steile alte Jungfer mit einem zugeschlossenen Gesicht, immerdar in unscheinbar anständiger Kleidung; derselben war vor zwanzig Jahren der Bräutigam am Hochzeitstage ausgesprungen, weil da ein Geschrei aufgekommen, Itze sei eine Hexe: sie sollte sich selber schöner gemacht haben, denn sie gewesen – das war Anno 12, als man zu Engeln bei Magdeburg die vielen Hexen ergriffen hatte.
Da dachte Erdmuth in ihrem Herzen: Aber ich bin doch keine Hexe, ich bin doch die schöne Erdmuth Plögen, es kann mir doch nicht ergehen wie meiner Muhme Itze!
Wie sie nun die zweite Treppe hinabstieg, kam sie an der schweren Brauttruhe der Jungfer Engelke vorüber, ihres Großvaters selig ledige Schwester, von der hatte sie sagen hören, ihr sei der Bräutigam am Hochzeitstag ausgesprungen, weil da ein Geschrei gewesen, Engelke habe einem anderen Äuglein gemacht. Also dachte die Jungfer Erdmuth in ihrem Herzen: Aber ich habe doch niemand Äuglein gemacht, ich bin doch die ehrsame Erdmuth Plögen, es kann mir doch nicht ergehen wie meiner Muhme Engelke!
Und wie sie nun die dritte Treppe hinunterstieg und auf die Haus-

diele kam, stand dort eine Tür offen, und hinter derselben sah sie schon den gedeckten Tisch für die Brautsuppe, die sollte sie morgen früh mit den Gästen einnehmen, bevor man zur Trauung ging. Da prangte auf dem Tisch der silberne Tafelaufsatz der Jungfer Regula, ihres Urgroßvaters selig ledige Schwester, von der wußte man gar nichts mehr, als daß sich überhaupt kein Freier an sie herangewagt hatte, und so war der silberne Aufsatz dageblieben wie die Jungfer Regula und stand nun auf dem Tisch des Plögen-Hauses genau an der Stelle, wo er schon gestanden hatte, als die Jungfer Engelke und die Jungfer Itze heiraten wollten.
Und da sagte auch die Ilsabe Fricken noch: „Aber Erdmuth, es braucht dir doch nicht zu ergehen wie deinen Muhmen Itze und Engelke!“ Also war es der Jungfer Erdmuth, als ob sie gar keine Hoffnung mehr habe, und sie dachte: Vielleicht kommt Willigis überhaupt nicht wieder, und es ergeht mir wirklich wie meinen Muhmen Itze und Engelke!
Derweil saßen ihre Freundinnen in ihrem Jungfernstübchen, in ihren steifen Tanzkleidern, die Kränzlein über den gekräuselten Haaren, vor sich Backwerk und Zuckerbrot die Hülle und Fülle, griffen aber nicht zu, sondern steckten die Köpfe zusammen. Erdmuth hörte beim Eintreten gerade, wie die eine sagte, es sei doch schon seit hundert Jahren keine Plögen-Jungfer mehr glücklich unter die Haube gekommen. Indem klatschte die Ilsabe Fricken so hastig in die Hände, da wurden die Schwätzerinnen rot, sprangen auf und bildeten einen Kreis um die Jungfer Braut; dieser aber schlug das Herz immer banger, und sie konnte bei den frohen Spielen kaum mitsingen. So ging die erste Stunde des Jungfrauenabends dahin. Wie nun die zweite Stunde anhub und die Mädchen schon so sehnsüchtig auf den Markt hinausäugten, stimmte die Ilsabe Fricken mit ihrer schrillen Stimme das schöne Singespiel von den zehn Jungfrauen an, das singt man die letzte Stunde vor dem Tanz. Da steht eine Jungfer auf und geht hinaus auf den Marktplatz und schaut nach dem Bräutigam aus. Dann kommt sie wieder und klagt der Braut, daß er noch immer nicht da sei, und fragt sie, ob sie denn noch warten könne. Da antwortet ihr die Braut: „Ei Jungfer, die Liebe vermag alles.“ Darauf geht die zweite Jungfer hinaus und kommt auch zurück und

klagt der Braut und fragt, wie sie es nur anfange, daß sie noch immer nicht ungeduldig werde. Da antwortet die Braut wieder: „Ei Jungfer, die Liebe vermag alles." Danach geht die dritte hinaus und die vierte und die fünfte und so fort, und jede kommt wieder und wird von der Braut zur Geduldigkeit ermahnt, weil die Liebe doch alles vermöge. Das kam die Jungfer Erdmuth jedesmal so hart an zu sagen und wurde ihr so bitterlich schwer, daß sie fast meinte, sie bringe es nicht über die Lippen. Sie dachte in ihrem Herzen: Das ist ja gar kein wirklich Spiel, das ist ja ein falsches Spiel – die Liebe vermag gar nichts! Wenn sie etwas vermöchte, dann könnte mir mein Bräutigam doch diese Stunde nicht antun, dann müßte er doch an mich denken! Oder meint etwa der Spruch, den ich hier sagen muß, gar nicht die Liebe des Bräutigams, sondern die Liebe der Braut? Dann hätte ich ja bis heute überhaupt nicht gewußt, was Liebe ist! Das kann doch nimmermehr sein!
Indessen waren die Jungfern abwechselnd zu ihrer Rechten und zu ihrer Linken getreten, so wollte es das Spiel: die zur Rechten stellten die klugen Jungfrauen vor, die nahmen den Rat der Braut an und blieben wartend bei ihr stehen, und die zur Linken waren die törichten, die schüttelten den Kopf zu ihrem Rat und setzten sich nieder und stellten sich schlafend. Da dachte Erdmuth in ihrem Herzen: Ich möchte mich doch am liebsten zu den törichten gesellen, denn die haben wahrhaftig recht! Ich möchte die Augen zumachen und nichts mehr sehen und hören! Ach, könnte ich mich doch hinter der Brauttruhe meiner Muhme Engelke verstecken oder in der kleinen Kammer meiner Muhme Itze – dort fürchten sich alle einzutreten, dort würde mich niemand suchen! Ach, wäre doch erst die Reihe an mir, draußen Umschau zu halten, dann könnte ich entfliehen!

Es war aber eben die Reihe an der kleinen Anna Guericke, und es dauerte so merkwürdig lange, bis sie zurückkehrte. Das kam durch den jungen Ratsherrn Otto Guericke, ihren Vetter, den sie draußen auf dem Marktplatz getroffen hatte. Denn im Rathaus warteten sie doch auch noch immer auf Willigis Ahlemann. Wie er nun gar nicht kommen wollte, hatte schließlich einer gemeint, es sei doch heute der Jungfrauenabend seiner Braut, vielleicht habe er

nicht widerstehen können, zuerst bei ihr vorzusprechen – einem Bräutigam könne man das wohl zutrauen. Darauf war Otto Guericke gegangen, um im Plögen-Haus nach ihm zu fragen.
Wie er nun vor seiner Base Anna stand mit seinem schmalen, kühnen Gesicht, ganz braun von der Sonne der Stadtwälle – denn er war doch Bau- und Schutzherr der Magdeburger Festungswerke –, da gefiel er ihr wieder einmal so gut, und sie fing an, mit ihm zu scherzen: er möge doch ums Himmels willen eine Tour mit ihr tanzen, sie vergehe ja bei diesem trübseligen Jungfernabend!
Er erwiderte lachend – denn er scherzte selber gern mit Anna Guericke –, nein, er könne nicht mit ihr tanzen; denn ob sie es nun glauben wolle oder nicht, sie spielten drüben auf dem Rathaus auch ein Spiel – er sei genau wie sie nur ausgeschickt, Umschau zu halten, und müsse gleich zurückkehren.
Darauf sie, unbändig kichernd: Ob das Spiel der Herren da drüben etwa das Spiel von den zehn Jungfrauen wäre?
Er, plötzlich sehr ernst: Es könne wohl sein, daß dieser Abend noch der Jungfrauenabend der Stadt Magdeburg werde. – Da wollte sie sich nun wieder vor Lachen ausschütten.

Es waren aber außer Anna Guericke bereits alle Jungfrauen an Erdmuth vorübergegangen, und als jene nun endlich zurückkehrte, kam der Schluß. Da muß die Braut selbst hinausgehen und nach dem Bräutigam Umschau halten; der ist inzwischen mit seinen Gesellen auf den Marktplatz gekommen, und sie kehrt fröhlich ins Haus zurück und ruft den Mädchen zu: „Mein Bräutigam ist da!" Dann gehen die Jungfrauen zu ihrer Rechten mit ihr auf den Markt hinaus zum Tanz, die zu ihrer Linken aber bleiben zurück und werden von den Bräutigamsführern unter allerlei Scherz und Schabernack aufgeweckt – so will es das Spiel.
Da dachte Erdmuth in ihrem Herzen: Wenn Willigis jetzt nicht kommt, und ich muß vor die Mädchen hintreten, allein, wie heute morgen in der hohen Domkirche, und muß sprechen: „Mein Bräutigam ist nicht da" – dann gehe ich zugrunde, dann kann ich nicht mehr warten, und dann kann ich auch nicht mehr vergeben, dann hat er mich zu schwer beleidigt! Ich bin doch die vielumworbene Erdmuth Plögen, das kann ich mir doch nicht antun lassen!

Indem schlug es sieben Uhr, und sie mußte hinausgehen. Wie sie nun die Türklinke in der Hand hielt, fühlte sie auf ihrem Nacken ganz deutlich das Brennen von all den neugierigen Jungfern-augen, die spannten und paßten hinter ihr her, was denn nun in aller Welt werden solle. Sie floh förmlich vor ihnen hinaus auf die dunkle Diele. Dort sprach sie, abermals in ihrem Herzen: Jetzt gehe ich zugrunde! Wie soll ich denn dies nur aushalten? Wie haben es denn nur meine Muhmen Itze und Engelke ausge-halten, daß ihr Bräutigam nicht kam?

Indem war ihr, als sage eine Stimme neben ihr im Dunkeln: Der Stolz vermag alles! Es klang genau wie die Stimme ihrer Muhme Itze, die war doch immer so leise und fast bescheiden ge-wesen, obwohl sich alle Leute beständig vor ihr gefürchtet hatten – also überkam die Jungfer Erdmuth einen Augenblick lang auch solch ein merkwürdiges Grauen in der Seele, zugleich aber spürte sie in ihrem Blut die Muhme Itze wie ihre allernächste und treueste Verwandte. Und schon wurde ihr auch so wunderlich gerettet und geborgen zumut, als ob sich alle Dinge, die sie geängstigt und ge-quält hatten, stracks verwandeln wollten, und als vermöge nun überhaupt nie mehr ein Mensch auf Erden sie zu kränken und zu verletzen; sie könne sich ruhig schlafen legen, und ob Willigis komme oder nicht komme, das sei ganz gleich! Sie sprach bei sich selber: Ja, nun bin ich hindurch! Nun brauche ich nicht mehr zu warten und zu verzeihen – nun ist es vorüber: der Stolz vermag alles.

Aber indem sie das noch bei sich sprach, fühlte sie einen ganz neuen und viel tieferen Schmerz als zuvor, so, als ob nicht Willigis, son-dern ihr eigenes Herz einen tödlichen Schlag gegen sie führe: es pochte so schonungslos gegen ihre Brust, als wolle es darinnen mit Gewalt eine Tür aufsprengen. Sie sprach bei sich selber: Ich habe ja noch nie gewußt, daß ich Willigis so lieb habe, wie jetzt, da ich mich von ihm wenden will! Ich glaube wahrhaftig, der Spruch in dem Spiel hat dennoch die Liebe der Braut gemeint. Und nun wurde ihr abermals so wunderlich gerettet und geborgen zumut, als ob niemand auf der ganzen Welt sie mehr kränken und ängstigen könne; sie brauchte aber nicht mehr in Itzes kleine Kam-mer zu schlüpfen, sondern konnte in die große Liebe ihres eigenen

Herzens flüchten – die vermochte alles, auch das Bitterste süß zu machen. Es stürzten ihr vor Bewegung die Tränen aus den Augen, als sie nun die Haustür öffnete und auf den Markt trat.
Draußen war der frühe Mond des Herbstabends bereits aufgegangen und breitete sein Licht über die Erde aus, so sanft, als ließe oben am Himmel eine stille, milde Frau ihren Schleier herunterhängen; der hüllte nun alles ein wie auf den papistischen Bildern der Mantel der Jungfrau Maria. Da sah die ganze Welt so wundersam beruhigt und begütigt aus, als ob hier noch niemals ein Menschenkind gestritten und getrotzt habe, oder als sei alles Streiten und Trotzen von dem zarten Himmelsschleier hinweggewischt wie die Tränen von eines ungebärdigen Kindes Wangen. Es war plötzlich gar nichts mehr vorhanden als die süße Sanftmut der geduldigen Dinge in ihrer Tiefe, die lagen so willig und einträchtig beisammen: die kleinen klein und die großen groß, darüber der Schatten der beiden Kirchtürme von Sankt Johannis wie ein schweigender Lobpreis des Schöpfers. Es kam der Jungfer Erdmuth vor, als ob die ganze Welt selig geworden sei und sie selber gehe durch ein Meer von lautloser Seligkeit immerfort auf Willigis zu, den sie doch weit und breit nicht zu erblicken vermochte. Es war, als werde alle Ferne zu Nähe, wie alle Bitterkeit zu Süße geworden war, oder als habe sie selbst einen anderen Geist empfangen, der alles verwandelte und gleichsam neu erschüfe, und sie sprach bei sich: Mir ist, als hätte mich Willigis in dieser Stunde zum ersten Male geküßt.
Da hörte sie plötzlich einen Hufschlag, der klang so hell, fast silbern durch die Nacht wie der Aufschlag eines Glockenhammers – das mußte der Hufschlag von Willigis' Schimmel sein, der hatte doch einen ganz anderen Hufschlag als alle anderen Pferde! Und da sah sie ihn wirklich aus dem Straßendunkel hinter der Johanniskirche hervor auf den lichten Marktplatz sprengen, als ob sie den Reiter mit ihrer Liebe herbeigezogen habe! Und nun – so meinte sie – mußte das Meer der Seligkeit, durch das sie auf ihn zukam, über ihm und ihr zusammenschlagen – sie fühlte bereits seinen stillen Kuß auf ihrem Munde wie ein unverbrüchliches Siegel.
Indem wieherte der Schimmel hell auf – der hatte sie bereits erkannt! Und dann hörte sie, wie er scharrend sich bäumte, als wolle

er nicht weiter und der Reiter gäbe ihm die Sporen – aber da stob er auch schon an ihr vorüber zum Rathaus. –

Wie sie nun noch ganz betäubt stand, allein, gleichsam aus dem Meer der Seligkeit an einen nackten, öden Strand geworfen, nichts begreifend als dieses: der Schimmel, nur der Schimmel hat mich erkannt –, da vernahm sie hinter sich ein leises Wispern und Flüstern, und als sie zusammenschrak und den Kopf umwandte, sah sie in der offenen Tür des Plögen-Hauses die Jungfer Ilsabe Fricken und, auf den Zehen stehend, über ihre Schulter blickend, die kleine Anna Guericke. Und daneben stand Agnete Brauns und machte ihren großen Mund auf, und an den Fenstern drückten die anderen Mädchen die Gesichter gegen die Scheiben und spannten und spähten nach ihr hin, und alle waren Zuschauer gewesen, wie der Schimmel sie erkannt, aber der Reiter vorübergesprengt war! Indem fuhr gleichsam die ganze holde Mondnacht vor ihren Augen in einen Abgrund hinunter, und alle Seligkeit war wie nie gewesen, und es gab nichts mehr als die bösen Mädchen unter der Tür des Plögen-Hauses.
Derweil hatten sich diese aber auch erschrocken, als Erdmuth sich so plötzlich umwandte, und Ilsabe Fricken sagte ganz betreten: „Ach verzeih uns doch, Erdmuth, daß wir hier draußen stehen, aber wir wußten ja nicht, daß du noch immer auf Willigis wartest." Und dann sagte Anna Guerike: „Ja, verzeihe uns, aber wir selbst konnten doch auch nicht länger auf Willigis warten."
Da wurde Erdmuth so schwarz vor den Augen wie vorhin auf der dunklen Diele des Plögen-Hauses, und sie sagte – es klang genau wie die Stimme ihrer Muhme Itze, die war nun plötzlich ihre allereigenste Stimme geworden: „Habt ihr etwa auf Willigis gewartet? Ich warte gar nicht auf ihn – und nun will ich schlafen gehen, gute Nacht!" Da sprang der Ilsabe Fricken vor lauter Staunen die Klinke aus der Hand, und die Tür fiel so heftig ins Schloß, daß der Krach, laut hin über den ganzen Marktplatz hallend, all die großen und kleinen Häuser aus ihrem Frieden emporschreckte. Erdmuth fühlte plötzlich eine so tiefe Traurigkeit wie noch nie in ihrem Leben, so, als sei auch in ihrem Inneren eine Tür zugefallen und sie stehe nun gleichsam ausgeschlossen vor ihrem



Kopf der schönen Madonna in Breslau
Um 1400

eigenen Herzen und habe wirklich keine andere Zuflucht mehr als Itzes kleine Kammer. Sie lief, ohne sich umzublicken, um das Haus herum auf die dunkle Diele und die Stiege hinauf.
Die Kammer lag noch genau so, wie Itze sie verlassen hatte: alles darinnen war so ordentlich aufgeräumt wie in einem echten Altjungfernstübchen. Es war auch nicht das geringste Unheimliche oder Bedenkliche da zu erblicken – etwa ein schwarzes Buch oder eine geheimnisvolle Phiole oder irgendein Zeichen an der Wand –, sondern es gab hier nur solche Dinge, die der Mensch zu seiner Notdurft und Ordnung braucht. Es roch auch nicht nach Blumen, wie Itze sie doch hatte zaubern können – so sagte man –, sondern es roch ein wenig muffig nach lange eingeschlossener Luft; das war wiederum ganz natürlich. Nur das Mondlicht, das durchs Fenster fiel, sah beunruhigend und sonderbar verwirrt aus, nicht wie draußen in der duftigen Landschaft, dem Schleier einer milden Frau ähnlich, sondern es war bleich und doch grell, so, als ob es gar nicht das wirkliche, sondern ein anderes, gespenstisches Mondlicht sei. Erdmuth konnte seinen Anblick kaum ertragen, und sie dachte: Wenn ich nicht schnell die Augen zumache und alles vergesse, dann muß ich mich hier zu Tode weinen oder fürchten. Sie warf sich auf Itzes leere Bettstatt nieder, schloß die Augen und schlief ein. –

Aus dem Buch „Die Magdeburgische Hochzeit"

*

Friedrich Hebbel / Proteus

Was oben und unten in Fülle und Kraft
Die ewige Mutter erschuf und erschafft,
Sie hat es in Formen, in steife, gehüllt,
In starrende Normen das Leben gefüllt.

Und wie's in den Formen auch brauset und zischt,
So bleibt es doch immer mit Erde gemischt,
Nie kann sichs entreißen der dumpfen Gewalt,
Da wird es so trübe, da wird es so kalt.

Doch mich hat sie nimmer gebannt in den Ring,
Mit welchem sie grausam die Wesen umfing,
Ich steige hinunter, ich steige empor,
Nach eignem Behagen im wirbelnden Chor.

Ich schlürfe begierig aus jeglichem Sein
Mit tiefem Entzücken den Honig hinein,
An keines gebunden, muß jedes mir schnell
Die Pforten entriegeln zum innersten Quell.

Ich bins, der die Welle des Lebens bewegt,
Der ihre gewaltigste Strömung erregt,
Und dann, was sie innerlich eigen besitzt,
Enteilend, ins dürstende Weltall verspritzt.

Ha! oben in Wolken in bläulichem Glanz
Mit brausenden Stürmen der schwindelnde Tanz!
Als Blitz, dies Verflammen im nächtlichen Blau!
Als Regen, dies Tränken der durstigen Au!

Im Kelche der Blume, im farbigen, nun
Das stille Verschließen, das liebliche Ruhn!
Und wenn ich entsteige der tauigen Gruft,
Umströmt mich, entbunden, der glühendste Duft!

O seliges Wohnen in Nachtigallbrust!
O süßes Zerrinnen in heimlichster Lust!
Ich hauch ihr die Liebe ins klopfende Herz,
Dann scheid ich, da singt sie in ewigem Schmerz.

In Seelen der Menschen hinein und hinaus!
Sie möchten mich fesseln, o neckischer Strauß!
Die fromme des Dichters nur ists, die mich hält,
Ihr geb ich ein volles Empfinden der Welt.

Aus den „Deutschen Gedichten" in der Insel-Bücherei



Gudmundur Kamban
Isländer entdecken im Jahre 1000 Amerika

An Bord von Leifs Schiff waren jetzt drei Menschen mehr, als er von Hause mitgenommen hatte: der Priester und zwei schottische Hochländer, ein Mann und eine Frau, die Haig und Haigie hießen – Haki und Hekja wurde das in seiner nordischen Form. Der König hatte diese Hochländer von seiner Schottland-Reise mitgebracht und sie Leif zum Abschied geschenkt in der Meinung, daß er die beiden auf Grönland gut gebrauchen könnte. Sie zeichneten sich, wie so viele ihrer Landsleute, durch ihre Schnelläufer-Fähigkeiten aus und wurden ‚die ohne Zwerchfell' genannt, weil sie's im Laufen selbst mit einem Pferde oder einem Fuchs aufnehmen konnten. Sie waren sehr schweigsam, obgleich sie die Sprache jetzt recht gut verstanden. Ihre Kleidung war merkwürdig und zweckmäßig. Sie bestand aus einem einzigen Kleidungsstück, das sie selber Kaval nannten, einer Art Hemd, mit einer Kapuze daran, ärmellos und an den Seiten offen, zwischen den Beinen durch einen Knopf und eine Öse zusammengehalten.

Die Seeleute jener Zeit hatten ein feines Gefühl dafür, ob ein Schiffsführer auf seinen Fahrten das Glück mit sich hatte oder nicht. Es gab Schiffer, denen das Glück durch dick und dünn folgte, und andere, die das Unglück wie ein Tier zu jagen schien. Leif Erikson segelte mit günstigem Wind aus Norwegen ab. Am ersten Abend sah es so aus, als wollte der Wind zum rasenden Sturm auffrischen. In der Nacht flaute er ab, und mit einem schwachen Wind achterlich von dwars segelten sie über ein spiegelblankes Meer, bis sie Island in Sicht bekamen, ganz wie auf der Überfahrt von Westen her. Die Matrosen fingen schon an, darüber zu spaßen: auf dem Schiff, auf dem Leif am Steuer säße, könnte niemandem etwas zustoßen, und fanden sich gutgelaunt damit ab, daß sie über zwei Wochen gebraucht hatten, um diese Strecke zurückzulegen. Bei Gegenwind oder diesigem Wetter hätte es ja auch ebensogut doppelt solange dauern können. Leif selber aber war ungeduldig und brannte darauf, daß endlich eine östliche Brise einsetzte, ein guter Schiebewind. Südlich von Island ging sein Wunsch auch in Erfüllung, ja, mehr als das. Der Wind

sprang um, wehte hart aus Norden. Das war noch besser. Der Kurs, den er jetzt einschlug, hätte seinen Vater gefreut; denn Erik hatte ihn immer wieder vor dem Fahrwassergürtel südlich der Gunbjörnschären gewarnt und immer noch nicht verstehen können, wie eigentlich alle seinen Gefahren entrannen.
Es war eine Lust, endlich einmal schäumendes Bugwasser zu sehen, und dieser Lust gab Leif sich hemmungslos hin. Nicht auszuhalten wars, zweimal hintereinander ein Weltmeer zu besegeln und beide Male das Gefühl zu haben, man säße in einem Waschtrog und schaukelte darin. Lieber zu weit nach Westen kommen, wenn der frische Wind aus Norden anhalten sollte; und sprang er wieder einmal um, dann konnten sie jeden Wind, aus welcher Richtung er auch blasen mochte, gebrauchen.
Als zehn Tage später Leif endlich bei sich beschloß, so hart wie nur irgend möglich am Winde zu halten, war er sich vollkommen klar darüber, daß sie sich weit südlich von Grönland befinden mußten und nicht unbeträchtlich westlich davon. Aber der Wind war hart, den weiten Weg aufzukreuzen eine langweilige Sache – warum also nicht einfach segeln, solange dieser Wind anhielt? Er genoß es, er liebte es. Jetzt erst merkte man, daß man draußen auf dem wilden, weiten Meer war; solch eine Fahrt war es, von der er bei allem Umherplantschen in den grönländischen Fahrwassern geträumt hatte. Sie sollten sehen, er erreichte Herjolfsnes in kürzerer Frist als so mancher Kaufmann, der sich Tage und Nächte lang aufkreuzend mit dem Grönlandmeer herumschlug. Eine mutige Betrachtungsweise. Ein Mann, der das Meer um des Meeres willen liebte.
Und das taten Leifs junge Matrosen auch. Ein herrlicher Einfall, der da Leif gekommen war! fanden sie. Das war doch eine andere Reise als die vorangegangene! Ein Abenteuer wars, Tag für Tag vor dem Winde einherzufliegen, nur, um in die entgegengesetzte Richtung umzukehren, sobald es einer anderen Ecke der Welt gefiel. Der Wind mochte machen, was er wollte – aber das wollten auch sie: sich ganz ruhig ihm anvertrauen, bis er sie heimtrug. Herrlich!
Für dies eine Mal wurde es ein lustiger Wettstreit in sich versteifender Ausdauer. Sie alle waren ebenso zäh wie der zäh aus

Norden wehende Wind. Aber die Natur ist ein behender Widersacher und gebietet über vielerlei Anschläge. Ein langer Zeitraum vollständiger Unsichtigkeit trat ein, bei Tag und bei Nacht. Sturm, rastlos umlaufende Winde, die Tage grau in grau, meistens sonnenlos, die Nächte pechschwarz. Und bei diesem wochenlangen blinden Umhertreiben auf See, dem sie von jetzt an erbarmungslos ausgesetzt waren – zum Schluß insgesamt sechs Wochen lang, seit ihrer Abfahrt aus Norwegen –, fing jeder Tag damit an und endete jeder Tag damit, daß sie sich über die Richtung ihrer Fahrt heftig stritten. Am vierzigsten Tag meinten die meisten unter ihnen einer günstigen Berechnung zuzuneigen, wenn sie ihren Kurs bei dem anfangs so steten, starken Nordsturm im Durchschnitt auf einen genau westlichen veranschlagten. Aber Leif, der stolz darauf war, ein Schiff zu besitzen, das härter am Winde und mit geringerer Abtrift zu segeln vermochte als jedes andere, das er kannte, sagte ihnen, sie könnten sich auf sein Wort verlassen: die ganze Zeit über hätten sie ein gut Stück nach Norden aufgewonnen. Kurs nach Osten und nirgend anderswohin, behauptete er, sobald sie sich nur erst einmal vergewissern könnten.

Am nächsten Tage endlich brach die Sonne in vollem Glanze hervor und ward mit erhobenen Armen gegrüßt. Der Wind kam aus Südwesten. Der Priester hielt einen Dankgottesdienst.

Keiner von ihnen vermochte sich auch nur im entferntesten eine Vorstellung zu machen, wie lange Zeit sie noch gebrauchen würden, ehe sie Grönland erreichten, selbst wenn dieser günstige Wind ununterbrochen anhielt, aber jetzt galt es wieder zu segeln!

Eine blauschwarze, sternklare Mondscheinnacht wölbte sich über ihnen. Lange wars her, daß man so sorgenlos hatte schlafen gehen können. Plötzlich da, noch vor Mitternacht, erscholl ein dröhnender Jubelruf vom Vordersteven: Land! Kameraden, Land!

Der Matrose, der es entdeckt hatte, konnte mit seiner Jubelbotschaft nicht schnell genug über die Hindernisse an Deck vorwärts kommen.

Land an Backbord! Ganz in der Nähe!

Dreißig hellwache Augen starrten in den nächsten Minuten der Küste entgegen, die sich ganz deutlich gegen den leuchtenden Nachthimmel abhob.

Land! Und so nahe! Eine Landzunge! – Aber nirgends auch nur ein Schimmer der weißen Zinnen, die selbst in viel tieferem Dunkel ihre runden oder zackigen Umrisse gegen einen grönländischen Nachthimmel abzeichneten. Ein neues Land! Die Ostküste eines neuen Landes im Westen!

Leif Erikson stand inmitten seiner Mannen. In diesen Augenblicken nicht ihr Führer, sondern wie jeder andere der vierzehn: stumm auf diese ferne, feste Erde blickend, auf das Land, das ihnen verschwiegen und geheimnisvoll und zugleich offen und hingegeben seinen ersten Gruß in der Nacht entbot; einen Gruß laubreich wiegender Zweige im Wogen der Wälder bis ganz an den Strand hinunter, in des Mondes strahlendem Schein; das Land, das sie immer näher zu sich zog, heran an seinen buchtenden Strand, hin zu seiner unwandelbaren Wacht unter den Sternen. Reglos lauschend standen sie alle, vergeblich lauschend, vergeblich wie auf Bergeshöhen oder in einem weltverlorenen Heiligtum. Der Erdgeruch, des Landes nächstes Botenzeichen, löste ihre Stille: Erdgeruch von einer seltsamen, ungekannten, warmen Fülle – so ganz anders als draußen auf dem Meer aus nur ein paar Meilen Abstand.

Die weichen Umrisse unter dem Leuchten des nächtlichen Himmels deuteten – mehr denn auf Berge – auf große, waldbestandene Höhen hin. Und nun fing man an, nach menschlichen Behausungen Ausschau zu halten. Die mußte man in des Mondlichts fast taghellen Strahlen erspähen können. Aber der Zufall hatte sie hier zu einer waldreichen, augenscheinlich unbewohnten Halbinsel geführt, deren letzten Ausläufer sie jetzt rundeten. Dwars von ihr sprang der Wind um, nach Südost, und stand vom offenen Meer her. Leif war schnell entschlossen, diesen Wind auszunutzen und die Nacht darauf zu verwenden, daß er die Bucht westlich von dem Norduser der Halbinsel durchkreuzte. Wenn die sich nicht allzu tief ins Land hinein erstreckte und die Küste dort bewohnt war, würde schon das Morgengrauen, bevor die Bucht ihr Ende hatte, neue Erlebnisse bieten!

Sie fuhren die ganze Nacht hindurch und bis tief in den kommenden Tag hinein, ehe die tiefe Bucht ein Ende hatte. Ein Land, das zahllose Menschen hätte ernähren können, und dabei nicht ein ein-

ziges Haus! Unbewohntes Land? Leif war zurückhaltend in seinen Folgerungen. Er ließ Anker werfen, wollte aber mit dem An-Land-Gehen noch warten.

Jeder von ihnen hatte die Überzeugung, daß dies eins der Länder sein mußte, die Bjarni Herjolfsson vor vierzehn Jahren in Sicht bekommen hatte. Das vermehrte nur noch ihre wilde Ungeduld, die Planken zu verlassen. Schon war das Schiffsboot zu Wasser gebracht, und Leif hatte seine liebe Not, die Leute zurückzuhalten. Nur der Priester war so besonnen wie der Führer des Schiffes.

Wir haben nicht solche Eile wie Bjarni, sagte Leif. Aber falls hier Menschen wohnen – wir kennen weder ihre Zahl noch ihre Waffen. Niemand geht von Bord, ehe es ganz hell geworden ist und ich selber ins Boot steige.

Leif gebrauchte seine jungen Augen fleißig und wich in der nächsten Stunde nicht vom Hüttendeck. Vorläufig jedoch konnte er nichts anderes Lebendiges als Schwärme von Möwen und anderen Seevögeln über dem Strande gewahren. Die Landschaft vor ihm bestand abwechselnd aus Wäldern und freien Flächen, einem welligen Gelände, aber auch nicht ein Hirsch oder ein Wolf trat aus den Wäldern, und auf den offenen Feldern war ein Pferd oder ein Ochse oder ein Schaf erst recht nicht zu entdecken! Und hier gab es bestimmt keine menschlichen Behausungen, wenn die nicht verborgen in den Wäldern lagen. Fischer konnten hier nicht wohnen, oder auch die waren zum Winter weggezogen von hier, ohne ein Zeichen ihres Daseins oder Wirkens zu hinterlassen. Kein Anlegeplatz, der auch nur die geringste Spur einer menschlichen Hand trug, kein Speicherhaus, kein Bootsschuppen, nicht ein einziger Trockenplatz! Ein Adlerpaar kam aus der Tiefe des Landes geflogen, über die Wälder, über das Meer hinweg. Ein Schwarm von anderen Vögeln, großen, graubraunen, die er nicht kannte – groß wie Gänse –, flog an einem Waldrand auf und verschwand in einem anderen. Die Sonne stand strahlend am Himmel, aber Leif wartete. Er trug die Verantwortung für seine Leute. Wenn es hier überhaupt Menschen gab, dann sollten sie sich seinen Augen zeigen. Der einen langen Stunde Ungeduld beschwichtigte er damit, daß er der Besatzung den Befehl gab, eine gemeinsame Mahlzeit für

sie zu bereiten. Dann erst ging er mit der gesamten Mannschaft ins Boot.
Vom weißgelben Sandstrand bis zum nächsten Gehölz war es nur einen Steinwurf weit. Sie ruderten das Boot zu einem geeigneten Landeplatz, und vom Vordersteven aus sprang jeder der Männer an Land: jeder – dessen erste Bewegung auf der neuen Erde es war, sich nach dem Meere umzudrehen, als wollte er ihm zurufen: Hier stehe ich! Sie ließen all ihre Sachen im Boot zurück, das sie nur ein Stückchen über die Flutlinie zogen, und gingen miteinander landeinwärts, auf dem ganzen Weg am Rande des Waldes. Einige der Bäume erkannte Türk sofort wieder. Hier wuchsen Eiche und Buche Seite an Seite, Bergahorn wechselte ab mit Ulmen und Pinien, und auf dem ersten, kleinen Höhenzug, den sie bestiegen, wuchs ein ganzer Maßholderwald. Aber hier gab es auch Gewächse, die er nie zuvor gesehen hatte: Riesenbäume, die dem Ahorn ähnelten, deren dreigliedrige Blätter aber viel größer waren, und namentlich kleinere Gewächse jeglicher Art, die zu bestimmen seine Pflanzenkenntnisse nicht ausreichten.
An diesem ersten Tag reichte die Zeit nur für ein paar Stunden Aufenthalt in dem neuen Lande. Denn solange sie die Umgebung noch nicht ausgekundschaftet hatten, wollte Leif nach Anbruch der Dämmerung nichts aufs Spiel setzen. Sie verbrachten die Nacht an Bord, aber am nächsten Morgen waren sie mit dem ersten Sonnenstrahl auf den Beinen.
Ihre Morgenwanderung galt einem fremden Höhenzug.
Tiefer drinnen im Lande erhoben sich höhere Berge, von denen man eine weite Aussicht haben mußte, und nun befahl Leif seinen beiden schottischen Läufern, sich dorthin aufzumachen, vorsichtig zu sein, aufmerksam für alles: frische Spuren oder alteingetretene Pfade, ob ein Baum, der am Boden lag, selbst gestürzt oder abgehauen worden war, und vor allem, wenn sie die Berge erreicht: ob irgendwo Rauch aus der Tiefe aufstieg. Sie sollten sich vorher ausgiebig stärken und noch bei Tageslicht umkehren.
Es war an einem der ersten Oktobertage, aber die Sonne brannte mit solcher Kraft, wie Leif und seine Leute sie an irgendeinem Juli- oder Augusttag in Norwegen nicht erlebt hatten.



Hokusai: Heulender Dorfhund

Alle folgten Leifs strengem Befehl, sich nicht zu weit voneinander zu entfernen, alle, mit Ausnahme Türks. Immer wieder verloren sie ihn aus den Augen, und jedesmal, wenn sie ihn zurückgerufen hatten, erzählte er ihnen vom Pflanzenreichtum und beschrieb ihn schier endlos, ohne daß sie davon auch nur das geringste verstanden. Schon an diesem ersten Tag nach der Landung hatten sie beinahe genug damit zu tun, auf Türk aufzupassen. Zum Schluß fürchtete Leif, daß sie ihn in irgendeinem unwegsamen Waldesdickicht, wo er ihre Rufe nicht hörte, verlieren könnten. Aber nein, zurück kam er jedesmal, doch im nächsten Augenblick lief der alternde Mann schon wieder wie ein Geißlein davon oder nahm die Gelegenheit wahr, sich heimlich von ihnen wegzustehlen, offenbar viel zu neugierig, um sich den Weisungen seines Pflegesohnes unterordnen zu können.

Plötzlich hörten sie einen Schrei. Einen Schrei, so gellend, als schriee ein Kind, das zu Schaden gekommen ist. Jeder der Männer in der Schar erstarrte und blieb stehen, wie er grad stand, als ihn der Schrei erreichte.

Leif ... Leif ... L . e . i . f! schrie es, dreimal.

Türk! Was war ihm zugestoßen? War er überfallen worden?

Der Ruf kam von jenseits einer bewaldeten Anhöhe her, deren Rücken sie just zustrebten. Alle zwölf rannten, so schnell sie nur konnten, hinauf. Sie blickten in eine Talsenke, der gegenüberliegende Hang war in die brennende Glut der Mittagssonne getaucht. Nach dem anstrengenden Lauf bei dieser Hitze hätten sie ihr Unterzeug auswringen können.

L . e . i . f! schrie Türk.

Und jetzt, da sich der Abstand verringert hatte, merkten sie, daß seine Stimme von Jubel erfüllt war.

Kommt! kommt! kommt! rief er, schnell! kommt her!

Leif war der erste, der ihn erreichte, die anderen folgten in den nächsten Sekunden.

Leif! Sieh, was ich gefunden habe! schrie Türk und hielt eine lichtgrüne Traube gegen die strahlende Sonne.

Was ist das?

Weintrauben sind das!

Weintrauben ...?

Ja, Weintrauben! Sieh her, der ganze Abhang ist voll davon!
Keiner von den Männern, die herangestürzt kamen, hatte jemals Trauben gesehen, saftige Trauben an einem Weinstock. Einige von ihnen aber kannten getrocknete Trauben, die braunrot und kleiner und ohne jegliche Ähnlichkeit mit dieser Frucht waren.
Pflegevater, sagte Leif, glaubst du nicht, daß du dich irrst?
Ich mich irren? Ich? Wenns um Weintrauben geht? Ich, der ich sie in meiner ganzen Kindheit und Jugend in Franken gepflückt habe? Ich, wenns um Weintrauben geht? Und wenn ich blind wäre, den Geschmack bekäme ich trotz allem heraus! Schmeck sie, pflück sie, sie sind ganz reif!
Die Nordländer machten sich über die saftigen, von der Sonne durchglühten Trauben her wie ein Starenschwarm über einen Kirschbaum. Wo auf dem Abhang ein Baum oder ein Felsblock war, sah man die Trauben groß und schwer herabhängen. Aber Türk klärte sie auf, daß er noch viel größere Trauben als an diesen wildwachsenden Weinstöcken gesehen hätte; sie würden unter geregeltem Anbau größer.
Diese Bemerkung ließ bei Leif den Eindruck aufkommen, Türk wäre sich vielleicht doch nicht so ganz sicher, daß diese Frucht richtiger Wein genannt werden konnte; er selber war von seinem Zweifel nicht abzubringen und gab ihm aufs neue Ausdruck:
Pflegevater, hör, ich kann es nicht glauben. So weit nach Süden können wir nicht gekommen sein.
Es ist doch ein Jammer, daß unter uns nicht noch einer aus Deutschland ist, gab Türk zur Antwort. Der würde über euren Unglauben lachen. Aber ich werde euch schon zur Überzeugung bringen.
Leif jedoch bestand bis auf weiteres auf seinem nordwestlichen Kurs und Türk auf seinen Trauben.

Aus dem Roman „Ich seh ein großes schönes Land"

*

Ernst Bertram / Reimsprüche

Alle Bilder hangen längst
In den Himmeln wunderbar,
Und der Sternenvogel ist,
Eh der erste Vogel war.

Alle Worte schweigen lang
In dem Himmel überzeit,
Eh dein frühstes Lied erklang,
Singst du seit der Ewigkeit.

*

Du lernst nur Eines wissen
Auf diesem äußern Pfade:
All diese Herrlichkeiten
Sind Bilder ohne Gnade.

Du lernst nur Eines fühlen
Im Irren deiner Wildnis:
Die innigste der Stunden
Ist Gnade ohne Bildnis.

*

Wie immer noch einem jeden,
Wird dir auch, was du wagst:
Alle Orakel reden
Die Sprache, darin du fragst.

*

Beginnt Gesetz zu singen,
Erglänzen die Götter im Saal,
Denn der Seligen Speise
Wird die tönende Zahl.

*

Mitnehmen kannst du nichts,
Allein es folgt dir nach
Ein Schimmer jeden Lichts,
Das aus dem Aug dir brach.

Vererben kannst du nur
– All andres wird ein Rauch –
Von deinem Trost die Spur,
Von deiner Not den Hauch.

*

Bild war zuerst und Bildnis bleibt zuletzt.
Zum Bilde Gottes waren wir gesetzt –
Als wessen Abbild werden wir zerfetzt?
Und wessen Antlitz, keuchend und verhetzt
In so zersprungenem Spiegel, sind wir jetzt?

*

Hans Carossa / Ankunft in München

Wären alle Apfelbäume ausgestorben und gäb es auf der ganzen Welt nur noch einen einzigen, nicht sehr ansehnlichen Reinettenkern, was finge man mit ihm an? Sollte man ihn zerlegen, ihn mikroskopisch untersuchen und der Nachwelt eine genaue Beschreibung von ihm aufbewahren? Oder ihn auf gut Glück in die Erde stecken, auch wenn recht geringe Hoffnung bestünde, daß ein neuer Baum aus ihm wird? Eine ähnliche Frage stellten wir uns zuweilen bei dieser Schilderung eines jugendlichen Lebens, das einmal so da war und so gewiß nie wiederkommt, weil eben auch diese Art Mensch gewissermaßen im Aussterben ist. Künstler haben uns zum Glück bewiesen, daß in der geistigen Welt beide Wege vereinbar sind, und so wollen auch wir es versuchen, wollen die Stoffe erkunden, aus denen sich das Menschengewächs aufbaute, möchten es aber noch lieber als lebendiges Bild unzerlegt in die Herzen der Freunde senken und hoffen, daß es dort Entwicklungen erfahre.

Die Landeshauptstadt, in der ich mich nunmehr zum Arzt ausbilden sollte, war mir bisher nur aus der Überlieferung bekannt, besonders der mütterlichen; dazu kam eine gewisse Vorstellung, die das Wort München durch seinen bloßen Klang erweckte. Etwas gnomenhaft in sich Hineingehuscheltes war darin, zugleich ein Ton wie leichter Wellenschlag, und irgendwo im Hintergrunde wechselten bald lustig, bald schauerlich die bunten Szenen jener efeukranzbemalten Münchener Bilderbücher, deren gereimte Texte man stellenweise schon auswendig wußte.
Die steigernde Art, mit der die Mutter von ihrer Vaterstadt zu sprechen pflegte, hatte dem Knaben die Empfindung eingegeben, als wohnten dort nur Glückliche und Gescheite, denen das Allerschwerste leicht gelang. In solcher Träumerei bekräftigte mich der Veilchen- und Maiglöckchenhauch, der unsere Münchener Tanten und Basen umwehte, wenn sie in Kading zu Besuch waren. Denn obwohl ich die Tuben und Fläschchen, denen sie diesen Vorzug verdankten, mit Augen sah, so war ich doch treulich bereit, ihn ihrer natürlichen Haut zuzuschreiben, und glaubte, eine Münchnerin könne nur wohlriechend sein. Im übrigen schwebte mir eine Auslese großer Männer vor, die, von liebenswerten Frauen begleitet, unter Siegestoren und in Glaspalästen wandelten und jeden Ankömmling wohlwollend begrüßten. In heilig düstern Kirchen aber brannte zwischen farbenreichen Glasfenstern das Ewige Licht, und unterirdisch, in silbernen Särgen, geliebt und unvergeßlich, schliefen die toten Kurfürsten und Könige. Sogar die Beichtstühle waren kleine Kapellen, aus denen geschnitzte Engel stiegen, und die Priester, die darin walteten, hatten sicherlich die Macht, von den allergrößten Sünden loszusprechen, die der Pfarrer von Kading nie und nimmer hätte vergeben können. Mitten in einem gewaltigen Stadtschloß aber wachte Luitpold von Wittelsbach, der weißbärtige Greis, dessen Bild in allen Schulen und Wirtshäusern des Landes hing. Als Kind hatte man ihn beneidet um das breite orangene Band, das quer über seinem blauen sternglänzenden Waffenrock lag; später lebte man in dem allgemeinen Vertrauen, zu dem er sein zweifelsüchtiges, ewig dem ertrunkenen König nachtrauerndes Volk allmählich erzogen hatte. Er nannte sich nur Prinzregent und verwaltete selbstlos die Krone, deren wirk-

licher Träger, unheilbarem Wahnsinn verfallen, in einem parkumgebenen weißen Gebäude dahindämmerte. Daß zwei jugendliche zum Thron berechtigte Brüder bald nacheinander in Geistesumnachtung versunken waren, darin wollte schon damals mancher ein Zeichen sehen, als wären die Tage unserer Könige gezählt.
Uns aber fehlte der Sinn für trübe Wahrsagereien; wir empfanden die traurige Heimsuchung als eine Art Familienunglück und redeten ungern darüber, doch vergaß die Mutter nie, an Ludwigs Todestag in ihrem schwarzen Seidenkleid zur Kirche zu gehen.
Als der Mann aber, der mit starken behutsamen Händen die Geschicke der Welt im Gleichgewicht hielt, galt uns der alte Bismarck, auch als er schon seines Amtes enthoben war. Oft klang sein harter Name nordstürmisch in unser windstill beschauliches Niederbayern herein, und der verschlossene, langsam kränkelnde Vater belebte sich jedesmal kräftig, wenn auf den Gründer des Reiches die Sprache kam. In der Anerkennung seiner Verdienste fanden sich die Eltern stets zusammen; wir beide, die Schwester und ich, erkannten das früh, und so manches Mal, wenn sich innerhalb der Familie Spannungen bilden wollten, spielten wir mit unschuldig listigen Fragen den alten Kanzler ins Gespräch hinein, immer mit gutem, ausgleichendem Erfolg.
Dem Vater war es ohnehin keine geringe Sorge, daß ich zuviel Goethe las; man könne auch in lauter Geist versumpfen, meinte er und atmete auf, wenn ich mich über der Geschichte der Befreiungskriege betreffen ließ oder gar über der „Ärztlichen Rundschau", in welcher er seine neuesten mit Pilokarpin geheilten Fälle zu beschreiben pflegte. Der verfeinerten Art, wie er Kranke behandelte, entsprach es wohl, daß er an Bismarck weniger die Gewaltnatur bewunderte als die Weisheit, die den unwägbaren Mächten des Völkerlebens entgegenkam. Hoch rechnete ers dem Alten an, daß er dem Lande Bayern seine besonderen Rechte ließ und nach dem Kriege mit Frankreich den Gegner versöhnlich zu stimmen strebte. Ja, hier ging der stille besinnliche Landarzt über den großen Staatsmann weit hinaus, und obwohl er wußte, daß ihm niemand zustimmen würde, so wiederholte er doch in allen politischen Unterhaltungen sein Censeo, wir müßten uns mit den Franzosen verbinden, das wäre die Rettung der Welt. Er konnte

nie begreifen, warum es zwischen den Vertretern der Staaten anders zugehen sollte als zwischen den einzelnen Menschen, warum es dort als unweise und schändlich gilt, einem Gegner herzlich die Hand zu bieten. Hatte er seinen hintergründigen Tag, so äußerte er wohl auch einmal, wir Bayern vertrügen uns doch neuerdings aufs allerbeste mit den Preußen, da könne es nicht gar so schwierig sein, auch mit den Nachbarn jenseits des Rheins gut Freund zu werden. Dieser Ausspruch rief in der „Realen Taferne zum Hölzernen Wirt", wo die Kadinger Bürger an den Donnerstagabenden zusammenkamen, jedesmal unermeßliches Gelächter hervor; heute aber würde er wohl gar nicht mehr verstanden. Auch die Ältesten unter uns entsinnen sich ja schwerlich einer Zeit, wo an manchen Münchener Häusern Zettel hingen, die freundlich kundgaben, hier seien Zimmer zu vermieten, „auch an Preußen".
Der Mutter war es nach vielen Versuchen geglückt, im Garten jene purpurbraunsamtene Fliegenragwurz zum Blühen zu bringen, die sonst in unserer Gegend nicht gedieh, und zu Pfingsten überraschte sie den Vater damit. Sogleich kam diesem der Einfall, die schönsten Muster der eigentümlichen Blumenart an den fürstlichen Greis nach Friedrichsruh zu schicken. Die Pflanzen wurden samt ihren Zwiebeln ausgegraben und sorgfältig verpackt. Spät am Abend schrieb der Vater noch einen kurzen Brief, der dem Paket beigelegt wurde.
Wie sooft, wenn ich den ernsten Mann seinen Angelegenheiten hingegeben sah, drängten sich mir doppelt stark die meinigen auf. Ich bezog mein Kämmerchen und schrieb ein umfangreiches Gedicht ins Reine, dessen erste Fassung seit langem in einem Schulheft lag. Am hellen Tag zwischen Hausaufgaben entstanden, trug es dennoch den finsteren Titel „Nachtgedanken". Die sehnsüchtige Angst einer Seele, die nach Unbekanntem drängt, aber das Gewohnte nicht preisgeben will, suchte darin einen Ausdruck. Fritz Kaufmann, ein jüngerer Mitschüler, der schon seltsam reife Strophen schrieb, hatte mir nahegelegt, meine Verse nach Berlin an Otto von Leixner zu schicken, dem er ein untrügliches Urteil zutraute. Diesem Rat beschloß ich nun zu folgen. Der Sohn hielt wie der Vater sein Geschriebenes geheim, und am nächsten Morgen waren die beiden Sendungen fertig. Stefanie durfte das Flie-

genblumenpäckchen ins Postamt hinübertragen; ich begleitete sie, meinen Doppelbrief in der Tasche. Wir genossen es, daß der Herr Vorstand Oho! sagte, als er die Paketadresse las, taten aber gleichgültig, als gehörten die Beziehungen zum Hause Bismarck nun einmal in unser alltägliches Leben.

Wochen vergingen; die Schulen waren geschlossen, die bunten Letztlinge des Frühlings im Garten verblüht, als eines Morgens der Vater von einer nächtlichen Entbindung nach Hause kam, wo schon wieder Kranke auf ihn warteten. Während er im Wohnzimmer stehend frühstückte, fragte er, was die Post gebracht habe. „Nichts Besonderes, nur etliche Drucksachen und einen Brief aus Friedrichsruh", bemühte sich die Mutter ganz nebensächlich zu antworten, was ihr schlecht gelang. Und nun erlebten wir alle den frohesten Tag. Bismarcks freundliche Worte, die mehr noch den mitgesandten Zeilen als den Blumen galten, sie verjüngten den überwachten Vater im Augenblick. Die Art, wie er das wappengeprägte Briefblatt bald weglegte, bald wieder an sich nahm, seh ich noch vor mir: ganz ähnlich hatte er einmal ein Stück Meteoreisen betrachtet, das ihm aus dem Nachlaß eines Patienten geschenkt worden war. Ihn, der viele zur Genesung führen konnte, bis er selbst ermüdbar und von Reizmitteln abhängig wurde, ihn erquickte der Widerhall, der von dem großen Zeitgenossen kam, auf lange hinaus. Übrigens hatte er damals bereits begonnen, sich von den Seinigen ein wenig abzuwenden und sich für seine Kranken aufzusparen. Wollten wir ihn uns wieder ganz nahe bringen, so mußten wir uns schon irgendein Fieber oder wenigstens einen Luftröhrenkatarrh zuziehen; dann freilich ließ er uns gleich seine volle Liebe fühlen. Bei so großem Fleiß hätte mancher ein ansehnliches Vermögen erworben; aber hiefür sind Menschen seiner Art nicht begabt. Sie gehen versonnen im eignen Hause ein und aus und wischen die Zeichen nicht weg, die dann und wann ein Armer mit Kreide an die Türpfosten schreibt, um es auch andern mitzuteilen, daß hier ein guter Mann wohne.

Dem Sohne war ebenfalls ein Widerhall beschieden gewesen; seine Nachtgedanken wurden in Berlin gut aufgenommen. Vielleicht entsprach es ihm nicht ganz, daß das befeuernde Lob in Ermahnungen überging, die weniger der Kunst als der sittlichen

Lebensführung galten; diese Zeilen las er nicht so oft wie die andern. „Behalten Sie die Alten in Ihrem Herzen", so schloß Otto von Leixner seinen Brief; „aber lernen Sie Ihre Zeit so schauen im Gemüte, wie jene die ihrige geschaut haben! Graben Sie in sich, suchen Sie Ihres Wesens Kern, aber überhasten Sie nichts! Vermeiden Sie es, in dem nur Neuen die Lösung zu erblicken! Freuen Sie sich Ihrer sehnsuchtreichen Jugend; aber lernen Sie es, das Verlangen nach sinnlichem Ausleben zu bändigen! Glauben Sie mir: jeder Funke Kraft, den Sie in sich aufsammeln, wird die Wurzeln Ihrer Begabung nähren. Nicht predige ich Askese; jeder von uns muß durch Irrtum und Sünde zur Wahrheit; aber bewahren Sie sich, soviel Sie können, die Reinheit Ihres Geistes! Die erlösende Kunst darf keine verweibste sein; einer männlichen, aus Kraft keuschen, gehört die Zukunft."
Der alterfahrene Mann, der im Berlin der neunziger Jahre lebte, hatte gewiß gute Gründe, so zu mahnen und zu beschwören; dem jungen Lehrling Goethes aber war das Weib noch ein Geheimnis, es erregte ihm bald Furcht, bald Vertrauen, auf keinen Fall wollte er sichs verdächtigen lassen. Das Lob des keuschen Lebens war ihm, seit er denken konnte, von Katheder und Kanzel herab verkündet worden; aus der Hauptstadt des Reiches hatte er sich etwas anderes erwartet, er wußte selbst nicht, was. Immerhin hatte Leixner zugegeben, daß der Weg zur Wahrheit über die Sünde führe; dieser Satz klang ihm tröstlich, er wollte ihn als eine Art Notgroschen in seinem Gedächtnis hinterlegen. Überhaupt lernte er aus dem Brief des fernen Weisen immer besser das herauszulesen, was er sich wünschte, und trug ihn als Talisman immer bei sich.
Vor dem Übergang zur Hochschule wurde ich noch mitten in unserer stillen katholischen Gegend Zuschauer einer Szene, die mir den Zeitgeist voraus zu spüren gab, aber auch den stillen Triumph des Zeitlosen. Zwei Stunden von Kading entfernt liegt gegen die bayrischen Waldberge hin der Flecken Pilgersdorf. Dort befand sich der Arzt seit Jahren im Kriegszustand mit dem Pfarrer, der ihm zuerst ein paar vertrauliche Mahnungen erteilt hatte, dann aber, als diese nichts fruchteten, von der Kanzel herab eine öffentliche; denn jener lebte mit einer Frau, die ihren Mann verlassen hatte,

in bürgerlicher Ehe, ohne kirchlich getraut zu sein. Der Doktor, ein massiger vollbärtiger Erdgott, nahm die Rüge nicht an; seine Erwiderung war prompt: er erklärte für sich und seine Familie feierlich den Austritt aus der Kirche und hielt auch künftig seine zahlreichen Kinder dem Religionsunterricht fern. Als nun der älteste Sohn unheilbar erkrankte, bot ihm der Pfarrer seinen geistlichen Beistand an, wurde aber abgewiesen. Der Knabe starb; der Arzt wünschte keine kirchliche Bestattung, sondern berief einen Freidenker aus München, einen Schüler Haeckels, damit er am Grab einige Worte spreche. Mein Vater, der mit dem Pilgersdorfer Kollegen von der Schulzeit her befreundet war, empfing die Todesanzeige; für ihn war das Teilnehmen am Leichenbegängnis unbedingte Pflicht, und weil die Mutter daheim blieb, so nahm er mich mit. Wir kamen mit unserer Kalesche ein wenig verspätet an; der Trauerzug setzte sich bereits in Bewegung. Ein Aufgebot von Gendarmen war aus Landau gekommen und bewachte die Friedhofstraße, um Störungen zu verhindern. Es kam aber niemand in den Sinn, Unruhe zu stiften. Die Bevölkerung war ihrem rauhen, hitzigen, aber geschickten Arzt nicht weniger gewogen als dem streitbaren Priester, und wie bei anderen Beerdigungen folgten viele dem Sarg, während ländliche Musikanten schlecht und recht ihre klagenden Märsche bliesen. Ich brannte vor Neugier, den heidnischen Redner zu sehen, den ich mir in höllenfürstlicher Schönheit, einem abtrünnigen Engel gleich, erwartete; statt dessen wurde er die Enttäuschung des Tags. Daß er sein halbergrautes Haar in langen Locken trug und schwermütig schüchtern durch eine trübe Brille sah, ließ ich mir noch gefallen; aber der Arme war krank, er litt an einer Schwächung des Rückenmarks, wie mir der Vater nachträglich erklärte. Solang er schwieg, schien alles in Ordnung; kaum aber hatte er die Stimme erhoben, da ging seine Ergriffenheit in beide Kniee über; diese fingen zu zittern an, und je lebhafter er sprach, um so mehr steigerte sich dieses Beben, das auch Schultern und Arme nicht in Ruhe ließ. Statt sehen zu dürfen, wie er das Volk verwirrte, mußte man Angst um ihn haben; er stand so dicht an der Grube, daß die Stiefelspitzen ihren Rand überragten; wenn das Übel weiterwuchs, konnte er hineinfallen. So hafteten denn die Blicke

der Pilgersdorfer befremdet und nicht ohne Wohlwollen an der leidenden Erscheinung, die so eindringlich mahnte, dem alten Glauben doch lieber treu zu bleiben. Es lag auch nahe, sie mit dem abwesenden Pfarrherrn zu vergleichen, der ein sichtlich gottbegünstigter Mann war mit unternehmender Miene und ruhigen Gliedern, ein Mann, der im Hochsommer, bei drohendem Gewitter, auch selbst auf die Felder ging und mit gewaltigen Gabelschwüngen Garben auflud.

Immerhin hörte man sich den Fremden ruhig an und hielt auch die mitgebrachten kreuzgeschmückten Gebetbücher höflich geschlossen, während er aus einem grauen Bändchen gereimte Strophen vorlas. Diese verkündeten auch durchaus nichts Böses, und wer sich eine Art Satansmesse erwartet hatte, kam nicht auf seine Kosten; denn da war nur die Rede von der All-Einheit, vom höchsten Wesen, von der Weltseele und vom Hinübergehen in das Geheimnis der ewigen Weisheit, lauter sanfte Wendungen, die niemand kränkten.

Männer und Frauen waren auf dem Friedhof in zwei Scharen auseinander geordnet; ich stand auf der Männerseite ganz vorn, der jungen Hofbäuerin von Wirnsing gegenüber, die mir mit ihren schwarzen Kopftuchflügeln einen Teil ihrer Genossinnen verdeckte. Sie nickte mit einem treuherzigen und etwas pfiffigen Lächeln meinem Vater zu, nicht ohne guten Grund, wie ich zufällig wußte. Fünf Kinder hatte er im Lauf der Jahre mit Hilfe seiner schauerlich gebogenen Zangen aus ihrem Schoß ans Licht gehoben, und alle fünf lebten. Sie kehrte jedoch gleich in ihren fraulichen Ernst zurück, und während sie versonnen auf die Zitterkniee blickte, hörte ich sie deutlich wispern: „Gegrüßt seist du, Maria, voll der Gnaden, der Herr ist mit dir." Mein Platz war nahe der niedrigen Mauer; man sah zwischen weißer Kirche und weißem Pfarrhof abgeerntetes Gelände; eine Schafherde weidete grau dahin, und während sie sich langsam verzog, erglühte die Ferne wie ein roter Feuersee. Das waren späte Mohnfelder; sie verrauchten bläulich gegen die Waldberge hin, die hier schon plastischer aus ihrem Dunst hervortraten als in Kading. Welch erwärmende Schau! Man konnte sich über den bäuerlichen Arzt verwundern, der nicht zu merken schien, wie alle noch so hohe Ge-

dankbarkeit in dieser Landschaft klanglos blieb, da sie den Menschen keine Anschauungen gab. Große Mutter und Mutter Gottes, hier waren sie seit Jahrhunderten eins geworden; in jedem Herzen lebte das ergreifende Bild der Erdkreispatronin und ihres ernst lächelnden, welterhaltenden Kindes. Unter ihrem blauen lichterdurchwobenen Mantel hatte alles Raum, Wald, Feld und Garten, die kleine Schwalbe, die im Stall ihr Nest baute, so gut wie der Falke, der möglicherweise dazu bestimmt war, sie zu schlagen, und sämtliche Menschen, die Lebendigen wie die Toten.
Dem fremden Prediger waren wir dankbar, daß er seine Sache kurz machte; kaum eine Viertelstunde dauerte die ganze Feier. Zuletzt warf jeder seine drei Schäuflein Erde auf den Sarg, wie es auch sonst gebräuchlich war; an Stelle des Weihwasserkessels aber stand ein Korb voller Herbstblumen bereit. Das trotzige verweinte Elternpaar zog Astern und Gaillardien heraus und warf sie dem Sohn ins Grab. Die Verwandten taten desgleichen, auch der Vater und ich und ein paar andere Leute; den Bauern und Bäuerinnen genügte der herkömmliche Erdwurf. Jedes drückte den Trauernden die Hand; wir wurden im Doktorhause bewirtet und fuhren sodann über das Dorf Ganacker nach Kading zurück. Es war eine nachdenkliche Heimkehr; der Vater schwieg sich über das Ereignis aus und brach nur einmal grollend los, weil man es versäumt habe, den jungen Menschen mit Pilokarpin zu behandeln. Wäre das früh genug in den richtigen Dosen geschehen, so hätte man sich, meinte er, den heutigen Aufzug ersparen können.

*

Im Oktober 1897 reiste ich von Kading nach München. Zum ersten Mal verließ ich auf dem Landshuter Bahnhof den Personenzug nicht, sondern fuhr weiter und war noch kaum ein Stündchen über Freising hinausgekommen, als ein Kind, zum offenen Fenster hinauszeigend, rief: „Die Frauentürme!" Da sah ich die zwei kugeligen Kuppeln der berühmten Kathedrale. Der föhnige Tag zog wie eine unendliche Linse die tiefblauen schneefleckigen Alpen so nahe heran, als träten die Berge in die Straßen herein.
Auf dem Bahnhofplatz traf ich einen rotbemützten Studenten, der in flehendem Ton eine vorbeigehende Klosterfrau ansprach.

Er mochte irgendeines heimischen Gebräus zuviel genossen haben, besaß aber noch genügende Geistesklarheit, um der Nonne seine Bedrängnis zu erläutern. Er habe einen Frühschoppen mitgemacht und viele geziemende Streifen getrunken, spüre übrigens keine schnöden Folgen davon, sehe sich nur leider außerstande, seinen ihm entfallenen Spazierstock eigenhändig aufzuheben. Gott im Himmel sei Zeuge, daß er es mehrmals versucht habe, er müsse aber für sein Gleichgewicht fürchten und würde ihrer Heiligkeit lebenswierig dankbar sein, wenn sie dieses Werk der christlichen Karitas an ihm verüben wollte. Ein wuchtiger Stock mit prächtigem Hirschhorngriff lag auf dem Straßenpflaster, und gern hätte ich meinerseits den Wunsch des Jünglings erfüllt, zweifelte jedoch an meiner Berechtigung und wollte jedenfalls abwarten, wie sich die geistliche Dame verhalten würde. Sie ging zunächst, stark errötend, weiter, ohne den Kopf zu wenden, kehrte jedoch, da sie den Hilferuf als echt empfand, plötzlich um, bückte sich, überreichte dem Behinderten, ohne ihn anzusehen, seinen Stock und eilte gesenkten Blickes weiter, von überschwenglichen Dankesworten gefolgt.

In der Augustenstraße fand ich schnell das fünfunddreißigste Haus, das heute noch so klein und einstöckig zwischen hohen Gebäuden steht wie damals. In der Wohnung zur ebenen Erde erwartete mich Maria. Vierzig Jahre lang hatte sie den Eltern der Mutter gedient; nun bezog sie eine mäßige Rente und vermietete die guten Zimmer. Sie war mir immer als ein Schutzengel der Familie geschildert worden; das mußte ich mir jetzt vor Augen halten, um durch ihre äußere Erscheinung nicht befremdet zu werden. Den großen schwarzen Augen entströmte freilich noch ein Seelenglanz; doch vernachlässigte sie sich leider, und auf Wangen, Kinn und Oberlippe war ein ansehnlicher grauer Bart gewachsen, gegen den sie offenbar nichts unternahm. Sie führte mich in die große Stube, die mich nun aufnehmen sollte; hier hatten die Großeltern gewohnt, und in der fensterlosen, durch Vorhänge verschließbaren Bettnische, meinem künftigen Schlafraum, waren sie gestorben.

An einer Wand hing das jugendliche Bildnis des Großvaters; er war da noch ein schlanker Mann mit lockigem Haupt und ernstem Blick; Zylinderhut und Handschuhe lagen neben ihm auf

einem Tischchen. Der alten Dienerin kamen die Tränen, während sie mich vor die Bildtafel führte: „So sah er aus, als er zu Ludwig dem Ersten ging. Beim Eintreten ist ihm der Zylinderhut zu Boden gefallen; aber Seine Majestät hat es nicht zu bemerken geruht.“ Mir weckte die Erwähnung jenes Fürsten eine Lesebucherinnerung, und ich fragte, ob er dem Großvater vielleicht von Goethe erzählt habe. Selten hatte mir etwas so gut gefallen wie die Schilderung jener beschwerlichen Reise, die der Bayernkönig unternahm, um den greisen Dichter in Weimar zu besuchen, und weil ich mir unter einer Audienz noch eine Art Plauderstunde vorstellte, so hielt ich es durchaus für wahrscheinlich, daß dabei von der berühmten Zusammenkunft die Rede war. „Schon möglich,“ sagte Maria, „daß auch von Schiller und Goethe gesprochen wurde; der Herr Rat Voggenreiter war ein sehr gebildeter Mann.“ Als ich sie aber bat, ihr Gedächtnis doch ein bißchen anzustrengen, schmunzelte sie in ihren Bart hinein, gab zu, die Audienz habe nur zwei Minuten gedauert, und ging in die Küche, um bald mit einem Teegedeck wiederzukommen; dann holte sie auch noch einen Kuchen, dessen Schaumdecke mit Stachelbeeren gespickt war. Wenig Eindruck machte ihr mein Hinweis auf die Verabredung mit zwei Freunden, die mich zwischen fünf und sechs Uhr im Kaffeehaus Luitpold erwarteten. „Das ist nicht weit“, sagte sie. „Sie biegen an der nächsten Ecke links in die Brienner Straße ein und gehen geradeaus. Es liegt auf der rechten Seite.“

Während ich aß und trank, brachte sie ein schwarzes messingschildbeschlagenes Photographiealbum und begann eine Ahnenlehre, die mir im Augenblick wenig willkommen war. Seit langem woben meine Stimmungen lebenwitternd in Geist und Zukunft hin; Faust und Antigone standen mir näher als irgendein Urgroßvater, und arg verdreht wäre mir einer vorgekommen, der hätte beweisen wollen, daß ich ohne die verwitterten und verknitterten Bauern- und Beamtengesichter, die mich aus den Fensterchen des Buches anblickten, gar nicht auf der Welt wäre. Maria aber erließ mir nichts, und während ich mich in aller Stille wütend fragte, ob ich wohl, über alle Hochachtung hinweg, den Mut aufbringen würde, der treuen bärtigen Tyrannin am ersten Januar die Stube zu kündigen, nannte sie alle die Bewohner der papiernen

Kolumbarien beim Namen und berichtete mir ausführlich deren Erlebnisse, auch wenn ich zuweilen einwarf, die Mutter habe dies alles oft erzählt.
Da saß in Rottaler Tracht mit dunklem Kopftuch die achtzigjährige Katharina Voggenreiter; sie hatte, als Napoleon über Passau nach Österreich zog, das Vieh von Seestetten gehütet und mit ihren zwölf Jahren einen guten Einfall gehabt, indem sie die schönsten Rinder von der Heerstraße weg in das abgelegene Setzenbachtal zurücktrieb, damit sie nicht in die Hände der Franzosen fielen.
Aus dem nächsten Fensterchen sah eine mehr städtisch anmutende Base. Von ihr wußte Maria nur zu berichten, auf welch ungewöhnliche, aber einfache Weise sie Ehefrau geworden war. Als geschwisterlose Tochter eines Friedberger Notars galt sie den Ihrigen von der Geburt an als ein Sorgenkind. Zu jener Zeit nämlich waren die Notariate noch wie Thronfolgen in gewissen Familien erblich, und so mußte nach dem frühen Tode beider Eltern das einträgliche Amt in fremde Hände fallen, wenn sich das Kind nicht einen Juristen erheiratete. Dazu bot aber die kleine Stadt keine Gelegenheit, und bald wußte sich die Frau des Vormunds keinen Rat mehr, als dem Jungfräulein den Reisekorb zu packen, es mit Weihwasser zu besprengen und ihm einen Platz in der Postkutsche zu besorgen, damit es draußen in der Welt ein rechtskundiges Mannsbild auftreibe. Die Kleine reiste nicht weit. Am Abend kam sie in München an, wo sie nahe dem Dom zu Unserer Lieben Frau in dem einfachen Gasthof abstieg, aus welchem später das Weinhaus Kurz hervorgegangen ist. Beim Abendessen fiel der Wirtin die einsame Pilgerin auf; sie setzte sich zu ihr an den Tisch, fragte freundlich nach dem Reiseziel und wußte bald alles. Nun führte sie die Ermüdete selbst mit einem Kerzenlicht auf ihr Zimmer, empfahl ihr, zum heiligen Andreas zu beten, und riet ihr, ja nicht etwa schon in aller Frühe weiterzureisen. In dem Gasthof wohnte seit kurzem ein junger Gerichtsreferendar; diesem erzählte sie am anderen Morgen beim Kaffee den ganzen Verhalt und hatte gerade ihren Bericht beendet, als die Notariatserbin zum Frühstück herunterkam. Wie es nun weiterging, wußte auch Maria nicht genau; jedenfalls vollzog sich noch am gleichen Tage die

Verlobung. Tags darauf begaben sich die Brautleute in den Dom hinüber, um sich betend unter den Schutz der Mutter Gottes zu stellen; dann fuhren sie mit nächster Post nach Friedberg. Uns Heutige mag befremden, daß die zwei jungen Menschen es nicht für nötig hielten, erst ihr Innenleben gegeneinander abzustimmen, bevor sie die Heirat wagten; doch hat man nie gehört, daß dieser Ehestand mißglückt wäre, wohl aber, daß viele Kinder aus ihm hervorgegangen sind und daß die beiden Gatten miteinander sehr alt wurden.

Diese kleinen Begebenheiten gefielen mir damals nicht so gut wie heute; ich fand sie gar zu bürgerlich und war froh, als ein Hausierer die Erzählerin hinausklingelte und mir Gelegenheit gab, schleunig den Weg zum Café Luitpold anzutreten; doch sandte mir Maria durch das offene Fenster noch Ratschläge nach: „Wenn Ihnen eine Equipage begegnet und Sie sehen vorn auf dem Bock einen dunkelgrünen Mann mit weißem Federhut, so ist das ein Leibjäger, und hinter ihm sitzt Seine Königliche Hoheit, der Prinzregent. Sie müssen dann stehen bleiben, den Hut abnehmen und sich verneigen."

An der Ecke bog ich in die ruhige Brienner Straße ein, die bald in ganzer Breite von einem herrlichen Bauwerk unterbrochen war, und ehe ich noch das Ganze überblickte, wußte ich schon, wo ich mich befand. Ich stand vor dem berühmten hellenischen Tor, dessen Abbildung im Kadinger Pfarrhof hing, und zwischen seinen Säulen erschienen auch schon die Tempel, zu denen es den Eingang bildete. Während meiner Landshuter Zeit waren mir die Propyläen allmählich aus dem Sinn gekommen, bis im letzten Jahre der Lenker unseres Gymnasiums, der gestrenge Max Rottmanner, im bayrischen Geschichtsunterricht auf sie zu sprechen kam. Jener erste Ludwig, der Verehrer Goethes, hatte am Tage nach seiner Abdankung die Mittel zu ihrer Erbauung gestiftet und also die Lieblosigkeiten seiner Münchner, die ihm nach Kräften den Thron verleideten, höchst christlich und höchst königlich vergolten.

Wer möchte nicht griechische und sizilische Kinder beneiden, die zwischen den schönen Heiligtümern ihrer Ahnen zum Leben erwachen! Wir vergessen nur, daß Gewöhnung auch abstumpft, und bedenken kaum, daß jene feierlich große Befremdung, mit welcher



Judas

Vom Westlettner des Naumburger Doms

das Höchste der Künste die Seele anrührt, uns Nordländer vielleicht mächtiger trifft als die nachgeborenen Einheimischen. Wir sind auch meistens empfänglich genug, um schon durch den bloßen Begriff einer großen Architektur bewegt zu werden, und dazu bedürfen wir nicht notwendig des Originals; es genügt auch die Nachahmung, sie mag noch so abgeschwächt sein. So wurde mir, als Meister Klenzes Hallenbau meinen Weg überragte, ein Schauder voraus zuteil, den ich eigentlich erst in Pästum oder in Segesta hätte erleben dürfen. Den lichten Marmorton, den die Radinger Zeichnung ahnen ließ, zeigten übrigens die wirklichen Propyläen nicht mehr. Von Verwitterung und beizendem Bahnhofqualm waren sie schon dunkelgrau und -grün verfärbt, besonders oben um die Nebenpforten herum, wo nur einzelne Stellen dank der herabrinnenden Feuchte weiß abstachen, hängenden Eiszapfen ähnlich.

Es waren wenig Menschen unterwegs; der Abend ließ die westliche Vorderseite des Baues in fahler Deutlichkeit leuchten; ein behelmter Schutzmann schritt hin und her. In mir erklang Vergangenheit; lang vergessene Bedenken des Kindes regten sich, dem es unglaubhaft erschienen war, daß ein Tor wie dieses für Menschen unserer Tage gebaut sei, und ein mutwilliges Hochgefühl gab mir ein, den Beamten zu fragen, ob es wohl erlaubt wäre, hindurchzugehen. Er kniff bedrohlich die Augen zusammen, fand mein Aussehen aber doch wohl harmlos genug, um an die Ernsthaftigkeit meiner Frage zu glauben. Er ermunterte mich sogar, die hohen Stufen zu besteigen, durch die man zu der Säulenhalle des Innenraums gelangt. „Spazierens nur umeinander und schaungs Ihnen alles gemütlich an! Es is der Müh wert", sagte er wohlwollend und entfernte sich, um die Betrachtung nicht zu stören.

Das Tor war durchschritten, die Straße ging weiter; links und rechts, hinter herbstlichen Rasenflächen, dämmerten die hellgrauen Tempel. Welche Gottheiten sich darin verehren ließen, darum konnte ich mich jetzt nicht kümmern; ohne Aufenthalt eilte ich weiter, um die Freunde wiederzusehen. Bald umfing mich der Kaffeepalast mit seinem herrlich ausgeschmückten Raum, darin sich die Schritte von selber verlangsamten. Alles war hier danach an-

getan, dem Neuling vorzuspiegeln, er weile wirklich in einem Heiligtum. In gläsernen Lilien glühten Fäden elektrischen Lichts; das leuchtete weiter in schwarzen Marmorsäulen. Den bildergezierten Decken und Wänden galten die nächsten Blicke; da stand in goldumrahmtem Schneefeld splitternackt ein geflügeltes Kind, von Raben umkrächzt, das Gesichtchen zum Weinen verzogen; anderswo ruhten zwei Liebende auf Wolken; eine Hand hob über sie den grünen Kranz des Ruhms, als hätten sie durch ihr Glück den größten Sieg errungen.
Die Freunde blieben noch aus; ich suchte ein freies Tischchen; aber nun hielt mir eine Seitenwand noch viel größere Gemälde entgegen. Es war ein ruhiges Dasein, ein Dasein ohne Widerstände, das hier in einfachen Szenen sich erfüllte; doch schien ein größeres, bewegteres dahinter zu warten. Dunkelbraun vor orangenem Abendhimmel steht eine Barke, beschnitzt mit kleinen Tier- und Menschenköpfen; sie muß erst angekommen sein: leere Netze hängen feucht an den Masten, und südländische Knaben schütten aus Weidenkörben die Gaben des Meeres auf den Uferkies, breite goldäugige Fische, Riesenkrebse mit gelben und himmelblauen Scheren, Muscheln voll farbiger Schatten und Scheine. Am Fuß einer Marmorstiege sitzt ein dunkler Mann inmitten unendlicher Obstfülle; ein weißes Tuch liegt auf seinem Kopf; aber es ist von einem Band so zusammengehalten, daß eine Art Hut entsteht. Der Mann hat eine dunkelgrüne Melone angeschnitten; man sieht schwarzviolette Kerne im lachsroten Fruchtfleisch. Oben auf der Treppe aber steht eine junge Frau und überlegt, ob sie herabsteigen soll; eine andere beugt sich, abgewandt, mit aufgestützten Ellenbogen über eine Brüstung und schaut nach einem Stückchen Leinwand hin, das aus bleichem Himmel in das Bild hineinragt; es ist der Zipfel eines gelben Segels, und so fühlt man auch hier das nie Gesehene, das Meer.
Nun aber lenkten lebende Frauen und Männer, die unter den Bildern saßen, den Sinn auf sich, doch nicht für lange; denn soweit ich sah, wurden sie alle an himmlischer Anmut weit übertroffen von den jugendlichen, weiß und schwarz gekleideten Mädchen, die ihnen dienten. In diesen sah ich die wahren Walterinnen des Hauses; ihr leichter Gang, die Sicherheit, mit welcher sie aus hohen

silbernen Kannen erwünschte Getränke in Porzellanschalen gossen, dies alles atmete den Geist vornehmer Gastlichkeit, einzig würdig der glanzvollen Stätte, die den Namen des Regenten trug. Als ich nach dem Preis von Kaffee und Hörnchen fragte, fand ich ihn sehr gering und konnte nicht mehr glauben, daß dieser wunderbare Betrieb auf seine Besucher angewiesen sei, bildete mir vielmehr ein, er nehme nur der Form wegen eine kleine Bezahlung an. Leider gab es Gäste, die nicht fühlten, wo sie sich befanden. Mit den armseligen Münzen, womit sie den königlichen Aufenthalt vergüten zu können meinten, stießen sie hart auf den schimmernden Marmor der Tischplatten und gaben dadurch jenen göttlichen Mädchen zu erkennen, wie sehr sie es eilig hatten, wieder in die unfestliche Welt hinaus zu kommen. So störten sie die feierliche Stimmung des blau durchrauchten, wie von Gebeten durchsummten Raums, und wenn jene taktvoll den scharfen Ton überhörten, wagten sie sogar, ihnen gebieterisch böse Worte zuzuschreien. Aber dergleichen Ungehörigkeiten achtete man hier nicht einmal eines Tadels wert; ja die Trägerinnen der silbernen Kannen, für Beleidigungen unnahbar, übertrieben ihre Großmut, indem sie den Toren auch noch beim Ankleiden in ihre Mäntel hineinhalfen und ihnen nachriefen: Auf Wiedersehen!

Ich war indessen bemüht, für Arme und Beine die Haltung zu finden, die dem tempelhaften Raum gemäß wäre, bis ich merkte, daß es zum Ritual dieser Gastlichkeit gehörte, manchmal eine Zeitung andächtig in der Hand zu halten, und die Hochblonde, die mich bediente, erriet meinen Wunsch; sie eilte zu einem karussellartig drehbaren Gestell, das mit vielen Tagesblättern und etlichen Zeitschriften behangen war, wählte eine schwarze Mappe und legte sie mir auf das Tischchen. Drei Hefte lagen lose darin; auf gelbem Umschlag, zwischen flammentragenden Pfeilern, stand als Titel: Die Gesellschaft, herausgegeben von Michael Georg Conrad. Ich blätterte und las und las, und als endlich, sehr verspätet, Walter und Hugo kamen, da trafen sie nicht mehr den nämlichen Menschen, der zwei Stunden früher durch die Propyläen gegangen war. „Hinaus über das Gewesene!" Dies war der Ton, auf den alle Gedichte, alle Abhandlungen der Zeitschrift gestimmt waren. Unerhörte Worte fand ich ausgesprochen; es war die Rede von

neuen Sinnen, neuen Gefühlen, von Liebe, die über Leichen tanzt, von der scheinheiligen Verlogenheit, in welcher die christlich entnervte Menschheit seit beinah zweitausend Jahren unselig dahinsieche, von den erlösenden Wundern des nackten Weibes. Das Wasser kann in einen trockenen Schwamm nicht gieriger eindringen, als die neuen Vorstellungen von mir Besitz ergriffen, und wenn auch, wie sich später zeigte, tief innen eine undurchlässige Schicht war, die manches nicht annahm, so warf sich doch die Frage auf, ob mein Kadinger und Landshuter Leben denn überhaupt ein Leben gewesen war. Der Vater hielt die Bismarck-Zeit für die beste, glücklichste, die Deutschland je gesehen hatte; die neuen Geister waren anderer Meinung; sie selber wollten ein goldenes Weltalter erst heraufführen.
Am erregendsten war ein Bericht von Moeller-Bruck, der verkündete, Richard Dehmel habe den Mittelpunkt der Welt in sich entdeckt und Seelengebiete gefunden, die der Menschheit von heute noch verschlossen seien. War je von Goethe, von Shakespeare, von Homer so gesprochen worden? Aber die Rühmungen klangen echt, und glühend echt, ins Tiefe wühlend, war Dehmels Gedicht von der Bastardzeugung, das innerhalb des Aufsatzes abgedruckt war. Alles daran empfand ich als neu, vor allem das Grausame, das zwischen den Geschlechtern fiebert. Mein eigenes Leben wußte noch nichts davon; war es aber je vor meinen Augen hervorgetreten, so hatte mir der Blick dafür gefehlt.
Beim Weiterblättern begegnete mir der Name Otto von Leixner; schon griff ich nach dem kostbaren Brief, der wohlverwahrt in meiner Tasche steckte; in ihm glaubte ich einen Ausweis zu haben, der mir den Übertritt ins Reich der neuen Geister sicherte; doch nur Sekunden währte die kühne Hoffnung. Der Schriftsteller, den Landshut hoch in Ehren hielt, hier war er als ein schwächlicher Salbaderer verworfen, und so glich der schöne Brief im Augenblick nur noch einem abgelaufenen Reisepaß.
Versuche ich mich nach vier Jahrzehnten in die Erregung jener Stunde zurückzuleben, so wird mir erst ganz bewußt, wie folgenreich sie für das weitere Leben war. Dem Achtzehnjährigen, der noch alles Gedruckte für tief begründet hielt, mußten die neuen Botschaften verführerisch klingen; er konnte ihnen alles entnehmen,

was er sich zuweilen wünschte. Keine Verzichte, keine Entsagungen, keine besonderen Leistungen wurden verlangt; unendlicher Genuß der Freiheit war Gebot. Wollte sich aber dagegen dennoch ein Mißtrauen in der Seele regen, so wurde es beschwichtigt von einer anderen Stimme, die den Aufruf zur Lebenslust immerfort begleitete, von der Stimme des empörten Mitleids mit allen Armen und Entbehrenden des Volks. Tief wurde hinabgeleuchtet in die Dunkelheiten des gesellschaftlichen Elends, die Befreiung und Beglückung aller in drohendem Ton gefordert und als Vision vorausverkündet. Ein Unerfahrener, der dies las, durfte sich schon halb und halb als Miterlöser aller Unterdrückten fühlen und um so besseren Gewissens das Recht auf irdische Freuden, die der strenge Leitner widerriet, für sich in Anspruch nehmen.

Die Welt, in der wir aufgewachsen waren, stand noch im Bann der klassischen Erzieher; sie lebte seelisch, wenn man so sagen will, von Zinsen. Das Grundvermögen, wenn sie es auch nicht gerad vermehrte, so griff sie es doch auch nicht wissentlich an. Dagegen hatten die Männer, die in den gelben Heften schrieben, keine Furcht vor der Verschwendung; sie waren zusehends bereit, auch von den Erbgütern zu zehren. Einer solchen Richtung entsprach es auch, daß alles grell mit Namen genannt wurde, was uns noch immer als unnennbar galt. Im Elternhaus war der Verkehr vielleicht allzu schamhaft gewesen, und wie man schon über die Geisteserkrankung der zwei königlichen Brüder im Gespräch schnell hinwegging, so breitete man auch Schweigen über die Vorgänge des geschlechtlichen Lebens. Der Vater sogar, der Arzt, litt unter Hemmungen, wenn er den Sohn aufklären wollte, was er doch für seine Pflicht hielt; diesem aber widerstrebte es, ihm entgegenzukommen und einzugestehen, daß er sich aus den sorglos herumliegenden Lehrbüchern der ärztlichen Kunst schon einigermaßen unterrichtet habe. Auch das Los der Unbemittelten hörte ich den Vater nie bereden; doch ebensowenig verlor er ein Wort über die Dienste, die er ihnen Tag um Tag unentgeltlich erwies.

Als die liebenswürdige Bedienerin wieder einmal an meinem Tisch vorüberkam, sagte ich ihr unumwunden, wie sehr ich ihr Einfühlungsvermögen bewundere, da sie mir gleich angesehen, welche Zeitschrift unter den vielen vorrätigen für mich die richtige war.

Sie aber wies bescheiden Dank und Lob zurück und sprach von den gelben Heften auf eine Weise, als wäre nichts Besonderes an ihnen. Wenn ich sie so unterhaltlich fände, dürfte ich sie auch mitnehmen, es lese sie sonst sowieso kein Mensch.

Endlich kamen die Freunde. „Was fehlt dir?" fragte Hugo, während er sein graues, ganz neues Herbstmäntelchen auszog, „hast am Ende schon die Großstadt genossen? Du bist ja ganz blaß." Ich deutete auf die Zeitschrift: „Lest einmal! Ihr werdet schauen." – Hugo hatte sich in den Ferien gut erholt, war jedoch nicht um einen Zoll gewachsen und behielt noch immer seine pfirsichflaumigen Wangen; doch klang die Stimme männlicher. Mich zur Geduld bezähmend, ließ ich den Strom der ersten Mitteilungen vorüberrauschen; dann schob ich Hugo die Doppelseite der „Gesellschaft" hin, auf welcher Dehmels Gedicht abgedruckt war. Mißtrauisch ließ er sich ein; aber unversehens ergriffen ihn die wühlenden, keuchenden, stöhnenden Strophen. Auch er wechselte die Farbe; sein Atem ging noch schneller als sonst. Immer wieder zurücklesend, stützte er den Kopf in die Hand; ich sah mit banger Genugtuung, wie der wilde neue Geist auch in diese klare zarte Seele hereinbrach. Auf einmal beugte sich mütterlich die Kannenbringerin über seine Schulter, und nun kam es an den Tag, daß auch diese Schöne, der ich soviel Weisheit zutraute, im Wesentlichen versagte; denn sie hielt unseren Freund für ein Kind. „Was kriegt denn der Kleine?" fragte sie zärtlich, „eine Torte vielleicht? Oder einen Mohrenkopf? Oder einen Schokolad mit Schlagrahm?" Ihr fehlte die Witterung dafür, daß hier einer saß, der das Reifezeugnis eines Gymnasiums erworben hatte, einer, in dem die Dämonen des Jahrhunderts zu wühlen begannen. Zum Glück war Hugo längst gewöhnt, seinen Unmut über solche Verkennungen unter Witzen zu verbergen, und als er den Sinn des weichlichen Gefrages begriffen hatte, verlangte er in rauhem Ton eine Brasilzigarre und ein Pilsener Bier. Jetzt erkannte die Mundschenkin ihre Torheit; sie entschuldigte sich und war froh, daß Hugo sich leicht beschwichtigen ließ. In mir aber erlosch die bedingungslose Verehrung, die ich von Anfang an dem blonden Weib gewidmet hatte; zugleich verlor der Prachtraum viel an Tempelhaftigkeit.

Auch Walter hatte eines der gelben Hefte zur Hand genommen. Das Gedicht konnte ihn im Augenblick nicht fesseln; er sparte sichs für ein ander Mal und blätterte so lang, bis ihm ein Aufsatz über neue Musik begegnete. Diesen las er durch; dann drängte er weiter, zog ein Geldstück heraus und warf es auf die Marmorplatte, daß es tanzte. Schon wollte ich dies ungehörig finden; aber schließlich ist es nicht dasselbe, ob man zornig den Stein mit einer Münze bearbeitet oder ob man sie nur darüber hinkreiseln läßt. Überdies wars ein Goldstück; es gab einen edlen Klang. Das Gold hatte sich noch nicht aus dem Volk zurückgezogen; auf Millionen Wegen rieselte der Fluß der kleinen glänzenden Scheiben durch alle Hände: jeder Knecht, jede Magd, jeder Schneeschaufler, jeder kleine Ministrant konnte noch seinen Lohn in dem weltgültigen Metall empfangen, das mystische Deuter für einen sonnenverwandten Stoff erklären. Die Bedienerin überhörte auch keineswegs den reinen hellen Ton; lächelnd eilte sie herbei, nahm unsere Bezahlung entgegen, sagte „Nix für ungut!" zu Hugo und bat uns, bald wiederzukommen. Walter legte das Heft in die schwarze Mappe zurück, nicht sehr befriedigt. In einer Großstadt, meinte er kühl, werde allerhand geschrieben und gedruckt; wo käme man hin, wenn man gleich am ersten Tag auf das nächste beste hereinfiele? Das wäre ja nicht anders, als wollte man jeden Wachtmeister, der eine neue Uniform anhabe, gleich für einen Generalfeldmarschall halten.

Aus einem künftigen Buche

*

Konrad Weiß / Mathilde

Aus der König Heinrich-Ballade

Schaut unser Blick Geschichte an,
so bricht der Sinn wie Weib an Mann
und schüttert, wie ein Vogelschwarm
das Herz umringt, so reich und arm,

und knospet schwerer ohne Ziel
und will doch mehr und will noch viel
und wird wie Tränen zwischen Tau
und doch wie eine starke Frau.

Man nennt ihn auch vom Vogelherd,
der König war wohl wild und zahm,
da fand er eine Fraue wert,
als er nach Herford freien kam.

Mathilde still mit Werk und Buch,
die Blume unter Nonnen hier,
empfangend ihres Herrn Besuch,
wie wuchs der roten Wangen Zier

und war zu Lilien doch erbleicht
der starken und der stillen Magd,
wie wenn der Jäger fängt und scheucht
die Vögel, der im Schlachtfeld jagt.

Mathilde wurde sein Gemahl,
sie war aus Widukinds Geschlecht,
und Heinrich hob der Sachsen Recht
zuhöchst mit Kindern dieser Wahl.

Doch wie sie ihm begegnet war,
blieb auch ihr Sinn gefangen schwer,
sooft er zog in blutger Schar,
da nahm sie einen Schild sich her

und streute Körner in ihm hin,
die Vögel flogen nach der Hand
und Vögel ihr um Herz und Sinn,
bis sie den schweren Sinn gebannt.

Und kam auch jene andre Zeit,
da war ein Samstag, und der Tod
lief König Heinrich zum Geleit,
tat zu Memleben ihm Gebot.

Da flutet still ihr Augenlicht,
doch stärker all der Sinngrund spielt,
das Buch, das sie in Händen hielt,
empfing das sinkende Gesicht.

Und da sie ihren Herrn begrub
zu Quedlinburg vor dem Altar,
sooft ihr Sinn zu quellen hub,
reicht sie den Vögeln Futter dar.

Bis sich das Herz gefangen gibt;
so wird die Welt im Blicke stumm
und kreist nur Wasser um und um,
das unser Auge nicht mehr trübt.

Und wieder als ein Samstag war,
ein Rüsttag allem schweren Sinn,
da trat sie aus der Frauen Schar
und starb zu König Heinrich hin.

Je mehr der Blick Geschichte schaut,
der Sinn wird immer mehr gewillt,
und immer jünger wird das Bild
und harrender die stille Braut.

So wird der Brautsinn aufgefrischt
durch Schwere, daß er nicht erlischt,
dann sinkt das Haupt ins Buch hinein,
und langsam wird das Bild zu Stein.

*

Friedrich Schnack / Löwenzahn

Das Löwenzahnlicht erhellte die Tage entschwundener Kinderzeit. Ein kleiner Mund hat einst im Mai in die Gloriole der Samenkrone geblasen, das Licht verlöschte. Die Jugend verflog wie die leichten Fallschirme der Blume mit ihren schwebenden Gondeln. Man weiß nicht, wohin sie gekommen ist und wo alle die luftigen Fahrzeuge landeten. Viele Löwenzahnjahre sind seitdem vergangen, viele Sonnen über den Honighügel hinabgerollt in das Tal des Vergessens. Doch immer strahlend blühen die Löwenzahnblumen. Der neue Frühling und Sommer entzündet die neuen

Lampen. Gehören sie noch mir? Leuchten sie noch für mich? Sie werden wohl alle Sibylle zu eigen sein. Ihre löwenjunge Sonne steht hoch am Himmel.

Die Blume ist gewöhnlich wie der Pfennig im Geldbeutel, aber golden gleich dem Dukaten. Der Juni ist ein reicher Feldbesitzer und Pflanzer: mit dem Gold des Löwenzahns bezahlt er den Pachtzins. In vergangenen Jahrzehnten, als noch die Postkutschen auf den Landstraßen rollten, das Posthorn geblasen wurde und die Hausfarbe der deutschen Post Gelb war, sagten die Landleute, im Frühjahr müsse das Feld wie ein Postkittel aussehen, dann käme ein gutes Jahr!

Die Wiese, wogengleich in den blauen Himmel emporstürmend, ist postkittelgelb. Ausgelassen blüht und prunkt der Löwenzahn. Kaum sieht man das Gras, das Haar der Erde. Der glänzende Teppich, die Goldschwelle vor dem Himmel, schimmert als lange Glücksstraße für Immen und Hummeln.

Wir dürfen die Wiese nicht betreten, das Gras ist heilig. So verwandeln wir uns für einen Augenblick in Schmetterlinge und fliegen darüber.

Seliger Flug! Unter den Faltern liegt das gelbe Meer, alles sieht chinesisch aus. Es blüht das gelbe Reich der Mitte. Der gelbe Fluß strömt, und Honigbäche strudeln.

Die Schmetterlinge schreiben verzückte Flügelschriften in die Luft, und ihre Zeichen bedeuten: Lieber Löwenzahn! Sibylle wünscht sich tausend Löwenzahnwiesen. –

Die Tiefe antwortet. Verworren summend, brummt ein dunkelstimmiger Chor: Kommt kopfunter herunter in das Löwenzahnwunder!

Die Hummeln.

Sinkt, ertrinkt, die Löwenzahnsonne blinkt! tönt es schwirrend.

Die Bienen.

Das lassen sich die Schmetterlinge nicht ein zweites Mal sagen. Man fordert sie auf, in die Wiese zu kommen. Und sie gleiten aus den Lüften.

Millionen gelber Gesichter schauen ihnen entgegen, das ganze Reich der gelben Mitte mit all seinen gelben Leuten, versammelt zum Löwenzahnfest.

Da sinken die Falter geblendet mitten hinein ...
Nach dem Erwachen aus dem kleinen Löwenzahntraumbild sitzen wir am Wiesenrain, und Sibylle bläst eine Lampe, einen verblühten Löwenzahn, aus. Wie Rauch entschweben die Federschirmchen. Vier sind indes auf dem Löwenzahnboden verblieben.
Die Löwenzahnuhr zeigt vier Uhr nachmittags.
Für Sibylle bedeutet es eine andere Zeit. Sie hat das Blumenorakel befragt, und es hat ihr geantwortet. In vier Jahren werde sie heiraten, meint sie.
Dann wäre sie einige Monate über neunzehn. Ein bißchen früh zur Ehe. Vielleicht. Bestimmt wird sie aber nicht lange darauf warten müssen.
Möge sie Glück in der Liebe haben, wenn es ihr auch nicht gelang, mit einem Atemstoß alle die Lichtlein wegzublasen!
Die Fallschirme schweben auf und nieder, und ungehemmt rollt die Goldwoge gegen uns.
Warum heißt die prächtige Sonnenpflanze Löwenzahn? Der Name dürfte aus Löwenländern kommen. Mit ihrem bäuerischen, aus Viehländern stammenden Namen wird sie Kuhblume genannt. Die Kühe fressen das Kraut gerne und geben dann viel Milch.
Das lange, frischgrüne und saftige Blatt ist zahnartig zerfetzt: das Gebiß des Löwen. Vermutlich haben die Ärzte Arabiens, die schon in frühester Zeit den Löwenzahn in ihren Heilschatz aufnahmen, ihr den Namen Löwenzahn gegeben. Sie kannten die Zähne des Löwen. Der kahlen Fruchtplatte wegen, einer Tonsur ähnlich, heißt die zu den Korbblütlern gehörende Blume auch Mönchshaupt, eine anschauliche, doch wenig gebräuchliche Bezeichnung. Noch viele andere, zum Teil recht derbe Namen führt die Pflanze. Der Löwenzahn hat sie alle besiegt.
Aus der im Gras büschelig wachsenden, auf kahlem Boden tellerartig ausgebreiteten Blattrosette, die auch im Winter treibt und grünt, erhebt sich die glatte, luftgefüllte Röhre des blumengekrönten Schaftes. Die Blüte ist sonnenhaft, abends schließt sich ihr Auge. Nektarsüß schmeckt ihr feiner Duft, bitter aber ihr Milchsaft.
Der Löwenzahn ist eine Alltagspflanze und ein Schandfleck für vornehme Rasenflächen. Aber im Gewöhnlichen hält die Schöp-

fung zuweilen hohe Gedanken und mächtige Eigenschaften verborgen, die wie in einem Zauberschlaf ruhen, bis sie ein kundiger Geist aufweckt und befreit. Die Blume ist lichtgeweiht. Ihr wurde die Kraft zuteil, gegen das Dunkel zu stehen. Krankheiten verdunkeln das innere Licht. Wie wird es von neuem entbrannt? Wie dient der Löwenzahn, die solare Pflanze?

Schon in alter Zeit erkannte der schauende Sinn heilbegabter Menschen eine natürliche Beziehung des bittern Saftes und der gelben Blumenfarbe zu Gelbsucht und Harngelb. Der Mensch richtete an die Pflanze die Frage: Wie wesest du in mir? Ahnungsvoll wurde die Ähnlichkeit gedeutet: Bitteres war für Bitteres, Gelbes für Gelbes geschaffen.

Der gallige Saft des Löwenzahns hat sich als ein kraftvolles Mittel bei Erkrankung der Gallenwege, der Leber und Nieren bewährt und bei Gelbsucht erwiesen. Der Saft löst, reinigt, scheidet aus, regt die stockende Galle zu vermehrter Absonderung an und klärt trübes Blut. Der flutende Kreislauf der Löwenzahnmilch, wird er nicht gleichsam im Kreislauf des Blutes gespiegelt? Heilwirkend angewandt, senkt er erhöhten Blutdruck, erhöht er gesenkten. Er ermuntert die träg gewordenen Drüsen und bewegt Blut und Wasser gleich Flüssen und Bächen, die nicht länger gestaut sind. Die Röhre des Blütenschaftes ist ein Gleichnis für die Röhren des Leibes: für Luftröhre, Darm, Gallenweg, Adern, Nieren und Harngefäße. Die sonnenhafte Blüte stellt die Sonne des Gesichts dar, das Auge. Wie sich abends das Auge zum Schlummer schließt, so tut sich die Blume zu. In Auge und Blüte ist der Wechsel von Tag und Nacht ausgedrückt, Licht und Finsternis. Weichen soll die Finsternis der Krankheit und anbrechen der Tag der Gesundheit. Auftun soll sich das reine, gesunde Auge – Augenwurzel sei der Löwenzahn! Die Volksheilkunde verwendete auch ehemals die Tinktur aus Wurzel und Saft dazu, entzündliche Augenkrankheiten zu heilen.

Mannigfaltig sind die Tugenden der alltäglichen und reichen Pflanze; wahrscheinlich sind noch nicht alle ihre Kräfte erforscht. Sie ist eine benedeite Arznei. Preis ihr! Sie gehört zu den großen Wohltätern des Menschen. Niemals werden sich ihre Gaben erschöpfen. Noch am letzten Erdentag wird sie frisch sein und einem

Kranken Linderung schenken. Ihr goldener Teppich wird dann wie je und je in den Äther emporrollen, aus dem der himmlische Frühling heraustritt. Und Sibylle, das selige Mädchen, wird zu seinen Füßen sitzen, die Schmetterlingsflügel ausruhend gefaltet und eine Löwenzahnlampe in der Hand. Sie bläst mit gespitztem Mund anmutig in die Gloriole, und wie Nebelflöckchen verschweben die Fallschirme zu andern Sternen, wo es keinen Löwenzahn gibt. Keines der kleinen Lichtlein wird auf der Scheibe der Samenkrone zurückbleiben – die Löwenzahnuhr ist abgelaufen. Und indem sich das kleine Wölkchen auflöst, wird der Gesang der Bienen in den letzten Löwenzahnwiesen aufbrausen, und wie ein Schluchzen tönt die Sommerendweise: Trinkt, ihr Immen, trinkt, ehe die Löwenzahnsonne sinkt!
Und alle trinken noch einmal vom Honig der Erde.
Wie aber wird es mit mir sein?
Ich befrage das Orakel des Löwenzahns und blase eine Lampe aus. Die Rauchfederchen wirbeln davon, keines bleibt zurück. Die einen ziehen mit der Luftströmung, die andern sinken zu Boden.
Meine Blumenscheibe ist geleert, doch ist sie nicht ganz weiß. Sie zeigt eine schwärzliche Farbe, wie wenn die Lampe nicht rein gebrannt hätte. Ihr Boden ist berußt. Bedenklich! Ich käme nicht in den Himmel, versichert Sibylle, die Scheibe betrachtend. Sie sei nicht weiß und klar. Ein angedunkelter Fruchtboden sei ein ungünstiges Vorzeichen.
Ich Unseliger! An meinem Fruchtboden werde ich erkannt werden. Nicht verwunderlich! Ich habe mich zu sehr der irdischen Liebe ergeben. Auch bin ich mit einem Naturwesen befreundet, mit einer Blumenfee und Wassernixe. Eine heidnische Freundschaft.
Bekümmert betrachte ich die ausgelöschte Lampe. Meine Flamme hätte klarer brennen sollen. Mein Feuer war nicht stark, nicht gut genug. Ihm mangelte der hell anfachende Luftzug des Geistes.
Dennoch schöpfe ich Hoffnung. Habe ich nicht die Erde geliebt, Gottes Werk, und habe ich nicht die Sonne verehrt und die Wolken gerne gehabt? Habe ich mich nicht zu dem kleinen Gras niedergebeugt, und neigte ich mich nicht demutsvoll und vertrauend zu den wilden Feldblumen? Habe ich nicht begriffen, welch ein hohes Meisterstück der Natur der Löwenzahn ist? Und habe ich

nicht allen Hochmut bei den mächtigen und geistvollen Feldkräutern abgelegt? Und war ich nicht froh, im frühesten Frühling das Leberblümchen zu erschauen und in seiner blauen Blüte das Auge Gottes oder eines seiner Geister?

Komm herein! wird sicherlich der Herr zu mir sagen, wenn ich einst vor seiner Tür stehe, meine ausgeblasene Lebenslampe in der Hand. Zwar halten die zünftigen Botaniker nichts von deinen Blumenbildern, und die echte Wissenschaft kennt nicht deinen Namen. Du bist auch sonst nicht gerühmt worden. Aber du hast meine Blumen geliebt. Komm herein! Ich brauche einen verständigen Mann für die Himmelswiesen. Beschreibe ihre Blumen und erforsche ihre Geheimnisse!

So wird er zu mir sagen.

Und ich werde zu den ewigen Feldblumen hineingehen.

Aus dem Buch „Sibylle und die Feldblumen"

*

Dante / Das Fegfeuer

Zweiter Gesang

Es rührte schon der Sonne lichter Rand
Den Horizont, des Mittagskreis den Bogen
Zum Scheitel über Zions Zinnen spannt;
Und gegenüber stieg aus Ganges' Wogen
Die Nacht und kam, die Waage in der Hand,
Die wachsend sie verliert, heraufgezogen:
Drum safranfarb bereits, wo ich nun stand,
Vor Alter glänzt' Auroras holde Wange,
Die weiß und rosenrot zuvor entbrannt.
Wir standen noch am Strande, wie wer lange
Zuvor sich seinen Weg bedenkt und geht
Mit Wunsch und Willen, eh der Fuß im Gange:
Und sieh! Wie Mars oft, eh der Frühwind weht,
Sank er im West zum Meeresspiegel nieder,
Rotglühend hinter dichten Dünsten steht,

So strahlte mir – o säh ichs einmal wieder! –
  Ein Licht, und übers Meer hin flogs heran,
  Wie keine Schwinge schnellt ihr Fluggefieder.
Ich blickte fragend meinen Führer an,
  Und als ich wieder drauf mein Auge richte,
  Schiens heller schon, und größer ward es dann.
Nun strahlt' es beiderseits in weißem Lichte –
  Ich sah nicht, was – und auch am untern Rand
  Kam weißer Schimmer mählich zu Gesichte.
In Schweigen alleweil der Meister stand,
  Bis in dem ersten Weiß sich Flügel zeigen;
  Doch als er nun den Fergen recht erkannt,
Da rief er: „Eile dich in Staub zu neigen!
  Sieh, Gottes Engel: falte deine Hände!
  Siehst solche Boten nun herniedersteigen.
Sieh menschlich Werkzeug ihn verschmähn, als stände
  Kein Ruder ihm, kein ander Segel an
  Als nur sein Flügelpaar zur fernsten Lände.
Schau, wie so steil sich reckend himmelan,
  Die Lüfte teilt das ewige Gefieder,
  Das nie, wie Erdenflaum, sich wandeln kann!"
Nah kommend nun und näher strahlt' er wieder,
  Des Himmels Flügelbote, lichtrer Helle,
  Daß in der Näh ichs nicht ertrug und nieder
Mein Auge senkte. Und sein Schifflein schnelle,
  Das leichte, ließ er ans Gestade gleiten –
  Das furchte kaum mit seinem Kiel die Welle.
Auf seiner Stirn den Glanz der Seligkeiten,
  Am Heck der gottgesandte Schiffer stand,
  Und mehr denn hundert Seelen ihm zur Seiten.
„Da Israel zog aus Ägyptenland",
  Den Lobpsalm sangen sie und bis zum Ende
  Mit einer Stimme alle miteinand.
Noch hob er, segnend mit dem Kreuz, die Hände,
  Drauf warf hinab zum Strand sich Paar für Paar,
  Und er stieß ab, rasch, wie er kam zur Lände.

Die dort zurück am Lande blieb, die Schar
Blickt in die Runde, landfremd wie mich däuchte,
Wie wer da lauter Neues wird gewahr.
Rings schnellte Pfeile lichten Tags die Leuchte
Des Himmels, die vom Mittagskreise grad
Mit flammendem Geschoß den Steinbock scheuchte:
Da hob zu uns die Stirne auf und bat
Der neuen Pilger Schar: „So ihr imstande,
Zum Berg zu gehen weiset uns den Pfad."
Virgil darauf: „Ihr wähnet hierzulande
Des Ortes wohl uns kundig? Just wie ihr
Fremdlinge sind wir selbst an diesem Strande;
Nur eben, eh ihr kamet, kamen wir:
Auf andren Wegen, rauh und streng zu gehen,
Daß Kurzweil uns bedünkt das Klimmen hier."
Die Seelen, die an meines Odems Wehen
Gewahrt, daß Lebenshauch mich noch durchdringt,
Sie blieben blaß vor Staunen vor uns stehen;
Und wie den Boten, der den Ölzweig bringt,
Um Kunde zu empfahn, in dichtem Schwalle,
Sich drängend ohne Scheu, das Volk umringt,
So starrten mir die heilsgewissen alle,
Die Seelen ins Gesicht, vergessend schier
Die Heiligung von ihrem Sündenfalle.
Und aus dem Schwarme sah ich nahen mir
So sehnsuchtsvoll mich zu umfahn die eine,
Daß gleichen Sehnens Drang mich zog zu ihr.
O Schemen, wirklich nur dem Augenscheine!
Dreimal mit Armen wollt ich ihn umfangen,
Dreimal statt seiner Brust drückt ich die meine.
Wohl malte Staunen sich auf meinen Wangen;
Drum lächelt er, dieweil er rückwärts wich,
Und vorwärts drängend kam ich nachgegangen.
Von ihm zu lassen, bat er sänftiglich;
Da kannt ich ihn und bat ihn nach Gefallen
Zu harren, Rede mir zu stehn, auf mich.

Und er: „Wie dort im Fleische du vor allen
Mir lieb, so lieb ich dich, von ihm befreit.
Gern wart ich. Doch warum willst du hier wallen?"
„O mein Casella, daß ich einst bereit
Zur Wiederkehr, muß diesen Gang ich wagen,"
Sagt ich, „doch was nahm dir so lange Zeit?"
Und er: „Nicht darf ich über Unbill klagen,
Wenn er, der aufnimmt, wen er will und wann,
Die Fahrt mir mehr als einmal abgeschlagen:
Sein Wollen hält gerechter Will in Bann.
Jetzt freilich nimmt er, seit drei Monden grade,
Jedweden, wer da will, in Frieden an.
Auch mich, der damals harrte, zum Gestade,
Wo Tibers Flut in Salz taucht, hingewandt,
Auch mich nahm jetzt er auf in seiner Gnade.
Zur Münde dort er nun den Fittich spannt:
Dort sammelt stets sich, was beim letzten Gange
Nicht niederfährt zum acherontischen Strand."
Und ich: „Wenn nicht die Lust am Minnesange
Und seine Übung neue Pflicht dir wehrt,
Der oft mein Herz gestillt mit seinem Klange,
O tröste meine Seele, die, beschwert
Mit Fleisch und Bein, gewagt hier einzudringen
Und sich in solcher Bangigkeit verzehrt!"
„Minne, die spricht im Sinne . . .", so zu singen
Begann er da, holdselig, daß seither
Im Innern mir die süßen Töne klingen.
Der Meister, ich, der Pilger ganzes Heer,
Wir standen freudevoll um ihn im Kreise,
Als läg uns sonsten nichts am Herzen mehr;
Andächtig lauschten alle seiner Weise –
Da sieh, der Alte! „Säumige Seelen ihr,
Was ficht euch an?" so rief der würdige Greise:
„Was soll die Lässigkeit, das Rasten mir?
Zum Berge, auf, der Hülle los zu werden,
Die Gott zu schaun dem Blicke wehret hier!"

Wie Tauben auf der Weide, die in Herden
Voll Ruhe Körner picken oder Saat,
Still, ohne die gewohnten Trutzgebärden,
Wie die, wenn irgend, was sie fürchten, naht,
Im Nu die Atzung lassen, weil dem Drange
Gewalt ein übermächtig Drängen tat:
So sah ich lassen jene Schar vom Gange
Und, wie wer flieht und weiß noch nicht wohin,
Enteilen gleich, hinan zum Bergeshange.
Nicht säumiger war unsrer Flucht Beginn.

Aus Dantes Göttlicher Komödie,
übertragen von Friedrich von Falkenhausen

*

Ricarda Huch / Erinnerung

Ich freute mich auf Triest, namentlich auf das Meer, und als wir abends ankamen, verlangte ich trotz der späten Stunde es noch zu sehen. Sofort aber hatte ich den Eindruck, daß weder die Stadt noch das Meer meinen Erwartungen entsprachen. Triest hatte nicht das Monumentale, auf Schritt und Tritt das Auge durch Schönheit Beglückende, was den meisten italienischen Städten, dagegen das Schäbige und Herabgekommene, was einzelnen von ihnen eigen ist, was dort, verglichen mit den einstigen Herrlichkeiten, tragisch anmutet, hier verstimmte. Und das Meer! Es war nicht das elementarische Ungeheuer, das ich zu sehen erwartete, es war wie die laufende Möwe, die vom dämonischen Räuber zur watschelnden Ente geworden ist; kriecherisch duckte es sich unter der drückenden Luft: Nur wenn die Bora blies, der heroische Wind von Triest, sprang es wie in einem Freiheitsrausch hoch auf in zackigen, schwarzblanken Wellen. Der sonntägliche Spaziergang nach dem berühmten Schloß Miramar, der am Meer entlang führte, war für mich der Inbegriff der Langweile; die Wagen der reichen Triestiner, die im langsamen Tempo hintereinander fuhren, und die Fußgänger auf der staubigen Straße schienen eine unvermeidliche, trübselige Zeremonie auszuführen.

Wir stiegen zuerst, es war im Spätherbst, in einer Pension ab. Als ich im Frühling von einer kleinen Reise zurückkehrte, überraschte mich mein Mann damit, daß er eine Wohnung gemietet und eingerichtet hatte, was er in so kurzer Zeit zustande bringen konnte, weil er bereits eine Anzahl Patienten hatte, die sich beeiferten, ihm gefällig zu sein und zur Hand zu gehen. Sogar für eine Bedienung hatte er gesorgt: es war eine ältere Frau, die des Morgens kam und blieb, bis sie nach Tisch die Küche in Ordnung gebracht hatte. Sie hieß Fanny Calcina, war aber gewohnt, Giovanna genannt zu werden. Sie konnte einfache italienische Gerichte zubereiten, vor allem Risotto und Polenta; ich hatte in Wien allerlei aufgelesen, und ich zweifelte nicht, daß wir mit Hilfe von Kochbüchern das Bestmögliche hervorbringen würden. Ich besaß aus meiner norddeutschen Heimat die Davidis, eine weitherzige Seele, die mit zahllosen Eiern und riesigen Kalbskeulen wirtschaftete, und das klassische Wiener Kochbuch, die Prats, das mir Max Kalbeck zum Abschied geschenkt hatte mit einem anmutigen Widmungsvers, in dem sich alles auf Prats reimte. Wir hatten einen großen italienischen Herd mit offenem Feuer; während wir an diesem tätig waren, pflegte mir Giovanna aus ihrem Leben zu erzählen. Sie sprach, wie es zuweilen Leute aus dem Volke tun, anschaulich und bilderreich und mit sichtlicher Lust am Wort. Sie konnte einen wohl an die Viehmännin mahnen, die den Brüdern Grimm einst Märchen erzählte; aber die großartige Südländerin, die nicht ohne erschreckende Härten war, unterschied sich doch auch wieder sehr von der gemütvollen deutschen Frau. Giovanna hatte die schöne Gabe, das, was sie erlebte, in ruhiger, heller Seele aufzufangen, als hätten nicht inzwischen Gewitter und Stürme diesen Spiegel verdunkelt. Ihr Mann hatte sie mit sechs oder sieben kleinen Kindern verlassen, die sie nun allein in mühseliger Arbeit durchbringen mußte. Jetzt hatte sie noch für den Jüngsten zu sorgen, der an Krücken ging und durch und durch krank war. Er interessierte mich doppelt, weil er Riccardo hieß. Sie liebte ihn zärtlich und war glücklich, wenn ich ihr etwas gab, was sie ihm mitbringen konnte; trotzdem merkte ich, daß sie im Grunde auf seinen Tod wartete, der ihn und sie erlösen würde. Was sollte aus ihm werden, wenn sie nicht mehr für ihn arbeiten konnte?

Ich bewunderte diese Frau, die mit Humor und großartiger Überlegenheit von den Leiden und Kämpfen ihres Lebens sprach, als gingen sie sie persönlich nichts an, und in der eine lebenslange Folge von Entbehrungen und Enttäuschungen keine Bitterkeit erzeugt hatte. Freundlichkeit war ihr so eigen, daß sie ihre Gesichtszüge geprägt hatte.

Im Sommer wurde es sehr heiß. Da ich viel Bewegung gewöhnt war, stand ich früh auf und ging vor dem Frühstück eine Stunde spazieren; später wäre es unmöglich gewesen. Zu Hause bei geschlossenen Läden war es leidlich. Man sah durch die Sparren der Jalousie die violetten Karstberge; durch die siedende Luft drang kein Laut, außer daß zuweilen ein Verkäufer seine Ware ausrief: capuzzi! capuzzi! langgedehnt und schwermütig. Gegen Abend stellten wir uns zuweilen vorn auf einen Wagen der Trambahn und fuhren hin und her, um den durch die schnelle Fahrt erzeugten Luftzug zu genießen.

Für den Anfang September erwarteten wir die Geburt unseres Kindes; in der zweiten Hälfte des August kam eine Freundin, die wie ich in Zürich studiert hatte und noch als Assistentin dort tätig war, um mir während dieser Zeit zur Seite zu stehen. Sie und mein Mann verstanden sich gleich sehr gut, und da wir alle drei gern lachten, ging es lustig zu, wenn wir zusammen waren. Einmal begegneten wir in unserer ausgelassenen Stimmung dem Arzt, der mich betreute. Er war ein auffallend schöner Mann, männlich von Charakter und Erscheinung. Er sah uns etwas überrascht an und glaubte sich verpflichtet, mich aufzusuchen und mir auf schonende Weise zum Bewußtsein zu bringen, daß ich einer ernsten und nicht gefahrlosen Stunde entgegengehe. Wenn er annahm, daß wir sehr unerfahren und ahnungslos waren, hatte er nicht unrecht; ich, sechs Jahre älter als mein Mann und zehn Jahre älter als meine Freundin, hätte es am wenigsten sein sollen; aber ich war zu sorglos und unbekümmert, als daß seine Mahnung Eindruck auf mich gemacht hätte.

An einem der ersten Septembertage wurde bei Beratung des Speisezettels der Wunsch nach Fischen ausgesprochen. Wir aßen selten Fisch, weil der Fischmarkt, wo er gekauft werden mußte, weit von unserer Wohnung entfernt war; daher kam es, daß ich die

italienischen oder ortsüblichen Namen für die verschiedenen Fische nicht gut kannte. Ich entschied mich für einen wohlschmeckenden Fisch, der, weil er ganz klein ist, mit Kopf und Schwanz gegessen wird, und überlegte mir, daß ich etwa neun Stück auf die Person rechnen müsse. Als ich Giovanna auftrug, sechsunddreißig Fische von dieser Sorte zu bringen, auf deren Namen ich mich nicht mehr besinne, sah sie mich etwas erstaunt an, sagte aber nichts, und ich beachtete es nicht. Ich hatte den Namen des Fisches mit dem Namen eines anderen verwechselt! Giovanna kam, sechsunddreißig voluminöse Tiere schleppend, vom Markt zurück. Der Chimborasso von Fischen, der mittags vor uns aufgetürmt wurde, erregte großes Vergnügen. Mein Mann konnte aus einem unscheinbaren Anlaß ein unendliches Feuerwerk von Witzen schlagen. Vor Jahren hatte ich in der Literaturstunde von einem satirischen Dichter gehört, dessen Hauptwerk dreißig Epigramme auf Herrn Wahls große Nase waren; die fielen mir dabei ein. Am Abend gingen wir, die Abkühlung der Nacht erhoffend, in den unserer Wohnung gegenüberliegenden Giordino publico und aßen Eis. Wenn wir mitten in einem Gespräch über entlegene Dinge waren, kam mein Mann mit einer überraschenden Wendung wieder auf die sechsunddreißig Fische und löste durch die bloße Berührung des Wortes unser Gelächter aus. Am folgenden Morgen meldete sich das Kind; ich habe immer angenommen, es sei ein Kind des Lachens gewesen.

*

Otto Freiherr von Taube / Septemberterzinen

Settembre, andiamo. È tempo di migrare.
Gabriele d'Annunzio

September. – Komm, denn es ist Zeit zu wandern.
Die Felder stehn nicht mehr im dunstigen Brand,
In milder Klarheit dehnt sich eins am andern.

In Klarheit weist die Straße durch das Land;
Den Kronen, die sie beiderseits umsäumen,
Entfallen Früchte schon auf ihren Rand.

Jetzt ist das Gehn nicht Mühn. Es ist ein Träumen,
Ein selbstvergessenes ganz gelöstes Glück:
Dies Schreiten unter fruchtbehangenen Bäumen.

Und kaum bewußt erhebst du Stück für Stück,
Das dir zu Füßen tropfte, zum Genießen
Und wandelst fort und schaust niemals zurück.

Wozu auch rückschaun? Wo du, hingewiesen
Von deiner Bahn, nur Bäume schaust und Licht –
Blau, seliges, über Äckern, über Wiesen;

Wo ein Gewölbe, blau, das niemals bricht
Und stets sich dehnt und mit dir weiterschreitet,
Dir Zuversicht in deine Seele spricht,

Auch überm Wald schaut, der dich bald umbreitet,
Auch, wo du jetzt aus seinem Schatten gehst,
Sich strahlend über jenen Höhen weitet,

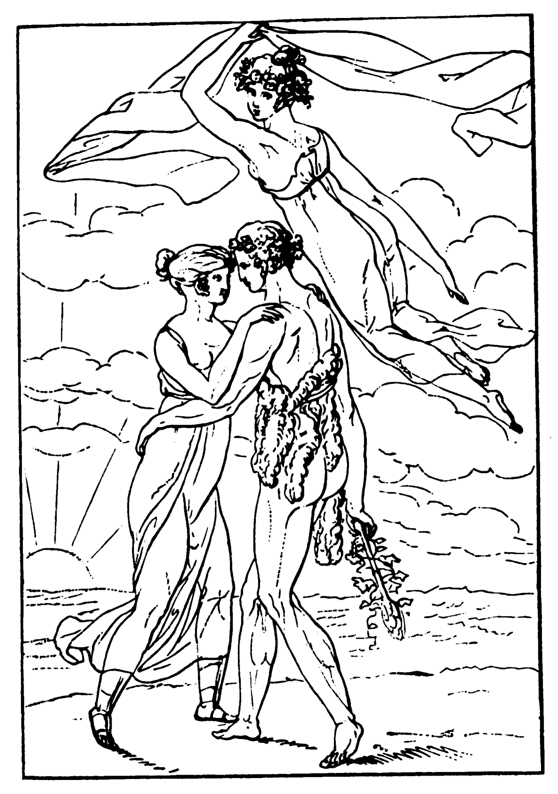
Auch überm Dorf ruht, drinnen du nun stehst
Und hinter Zäune, hinter Dornenhecken
Verliebt – doch neidlos – in die Gärten spähst

Nach Ranken, die bis zu den Dächern lecken,
Nach Kronen – schon vergilbt – nach all der Flut
Von Blumen, gold und roten Feuerflecken.

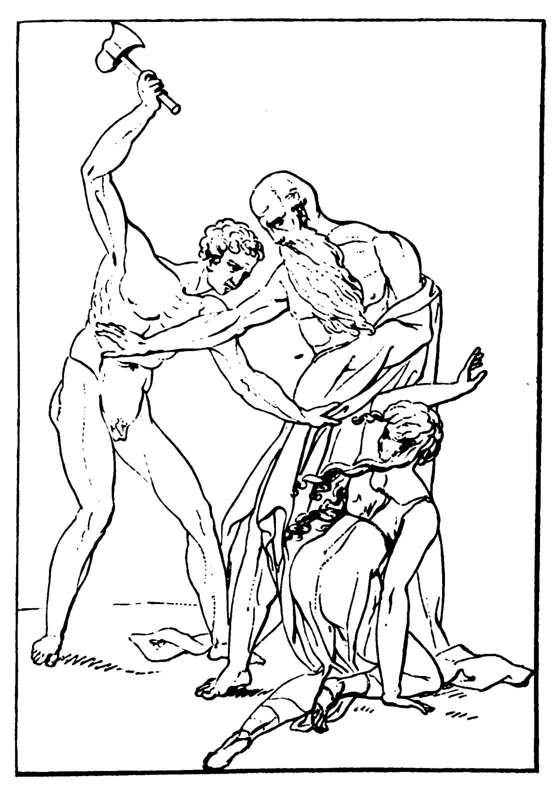
Und einem Flammenrausche ohne Wut,
Nur mild und zart, erliegen Sinn und Denken.
– So stehst du da und fühlst dich reif und gut

Und bist auf kurz gefeit und nicht zu kränken.

*



Vinzenz Raimund Grüner
Umrißzeichnung zu Goethes Pandora
in der Insel-Bücherei



Vinzenz Raimund Grüner
Umrißzeichnung zu Goethes Pandora

Rainer Maria Rilke / Drei Briefe aus der Kriegszeit

An Thankmar Freiherrn von Münchhausen

Am Tage Mariä Himmelfahrt 1914
[15. August]

Mein lieber Thankmar,

Ihre Mutter hätte mir nichts Herzlicheres tun können, als mir diesen Briefumschlag schicken, in den ich nun schnell diesen Gruß einschließe, mit ein paar Gedichtzeilen aus den ersten Tagen dieses ungeheueren August.

Durch Hellingrath (der morgen als Freiwilliger einrückt) erfuhr ich schon von der schönen Möglichkeit für Sie, als Fahnenjunker an dem Handeln dieses Weltjahrs teilzunehmen; niemand hats schwerer, als wer unhandelnd zurückbleibt: wird er überhaupt die übernächste neue Zeit begreifen, die so anders sein wird? –

Nun sind Ihre unentschlossenen Pläne Ihnen durch ein entschlossenes allgemeines Schicksal abgenommen worden – ich kann mir vorstellen, daß dies eine unvergeßliche Freude ist, so mit einem in Einer Gewalt und Einem Gefühle zu sein, besonders nach den vielwilligen Zeiten, die uns alle längst beirrt und ermüdet haben.

Ich bin in Geist und Herzen recht treu auf Ihrer Seite, Lieber, –

Ihr

Rilke

An Thankmar Freiherrn von Münchhausen

z. Z. (höchst vorläufig) Widenmayerstraße 32 III,
am 28. Juni 1915

Guter Freund,

das war mir herzlich, nach der Karte zu greifen, auf der ich endlich wieder Ihre Schrift erkannte! Gott sei Dank, es geht Ihnen verhältnismäßig gut, der nicht zu eindringliche Eingriff des Schicksals hat Ihnen einige Ruhe und Wochen des Beisammenseins mit Ihrer Mutter gebracht, das wird Ihnen Beiden gütig und

ergiebig geworden sein in diesen, man möchte denken, Arges wie Gutes übertreibenden Zeiten.
Denn so Gutes, wie Wiedersehen, muß eine Süßigkeit haben, die man ihm sonst nie zuzuschreiben wüßte; das ungeheuere Unheil schafft eine neue Skala des Empfindens, da es so tief herunterreicht, steigt es auch weiter an, ist es auch mehr, was man fühlt? Oder liest man nur einfach Fahrenheitsche Lebensgrade ab, statt wie sonst Réaumur?
Unsereiner, Lieber, der so ganz Nichtkombattant geblieben ist, hat viel Zeit zu zweifeln: es ist wohl immer, sagt sich unsereiner, alles Elend da und alle Not bis zur äußersten. Es ist immer die ganze Not in Gebrauch unter den Menschen, soviel da ist, eine Konstante, wie es auch eine Glückskonstante gibt; nur die Verteilungen wechseln. Wer nicht gewußt hätte, daß es soviel Not gibt, an dem wärs jetzt, erschüttert zu sein. Aber wer, wahrhaft Lebendiger, hat das nicht gewußt? Wunderbar freilich ist die Sichtbarkeit des Ertragens, Hinnehmens, Leistens so großer Not auf allen Seiten, bei Allen. Größe kommt an den Tag, Standhaftigkeit, Stärke, ein zum-Leben-stehen quand-même – –, aber wieviel in solchem Verhalten ist Verbissenheit, ist Verzweiflung, ist (schon schon) Gewohnheit? Und kaum, daß so Großes sich zeigt und bewährt, kann das irgend den Schmerz mindern, darüber, daß solches Wirrsal, solches Nicht-aus-und-ein-wissen, die ganze trübe Menschenmache dieses heraufgereizten Schicksals, daß genau diese Nichts-als-Heillosigkeit nötig war, um Beweise von Herzhaftigkeit, Hingabe und Großheit zu erzwingen? Während wir, die Künste, das Theater, in eben denselben Menschen nichts hervorriefen, nichts zum Aufstieg brachten, keinen zu verwandeln vermochten. Was ist anderes unser Metier, als Anlässe zur Veränderung rein und groß und frei hinzustellen, – haben wir das so schlecht, so halb, so wenig überzeugt und überzeugend getan? Das ist Frage, das ist Schmerz seit bald einem Jahr, und Aufgabe, daß mans gewaltiger täte, unerbittlicher. Wie?!
Lieber Thankmar, so siehts bei mir aus, innen. Äußerlich rüst ich mich, aufs Land zu gehen, wenn sich ein kleines Landhaus findet, wie ich es (für mich allein) suche; sitze vorläufig hier in der Wohnung von Bekannten (die aufs Land gegangen sind) mit dem

schönsten Picasso (den „Saltimbanques"), in dem so viel Paris ist, daß ich, für Augenblicke, vergesse.
Schreiben Sie mir wieder und sagen Sie Ihrer guten Mutter alle meine Verehrung.

Ihr getreuer

Rilke

An Gräfin Aline Dietrichstein

Chiemsee, Herren-Insel, Schloßhotel,
am 26. Juni 1917

Meine liebe Gräfin Aline,

es geht mir hier wie in München: daß immer wieder zu viele Bekannte da sind, die mich in Gespräche ziehen –, bei der jetzt so geringen inneren Spannung reicht es dann kaum mehr zum Schreiben, in demselben Maße, als ich in persönlichem Umgang mitteilsam sein muß, nimmt meine Schreibfähigkeit ab: dies aber nur zur Erklärung, warum ich Ihnen nicht rascher wieder geschrieben habe. Ich habe viel an Sie gedacht, das darf ich Ihnen versichern, und manches Erfreuende gewissermaßen für Sie gesehen, so gestern das Eichhörnchen, das mitten in einem Gartenweg der großen Schloßterrasse mir entgegenlief, immerzu, bis dicht vor meine Füße, erst da überwog Verdacht und Befremdung seine Neugier und Abenteuerlust, es bog quer durch den Rasen ab und nahm einen Umweg, – nun aber auch gleich einen extremen, nicht über die flache Erde, sondern indem es seinen ausweichenden Bogen hoch in die Äste verlegte und nun von Baum zu Baum übersprang bis ins dichtere Gehölz hinein. Damit habe ich Ihnen nun auch gleich die schöne Terrasse genannt, die vor dem sogenannten „alten Schloß", der früheren Augustinerabtei, mit einem leichten Schwung, wirklich wie ein hängender Garten eingerichtet ist, drei Wege, der Fronte des Schlosses parallel, der am Schloß entlang führende etwas, eine Spur nur, höher angelegt, dazwischen Rasenplätze und hellstehende Platanen, das Ganze gegen den Lindenplatz, der jetzt Restaurationsgarten ist, durch eine dichte Buchenkurtine abgeschlossen, so daß man, durch

sie, wie in einen lichten Saal unter die Platanen tritt, keine Farbe als helles Grün und die grau und gelblich gefleckten Platanenstämme, nur am Rande des Schlosses entlang ein Begonienband vor einer Reihe höherer Fuchsien: so haben Sie die Terrasse, von deren äußerstem Wege aus, über ein unter ihr gelegenes Wiesenland hin, man den See überschaut, und in ihm die beiden Eilande, für die ich am Schlusse meines letzten Briefes das richtige Gleichnis gefunden habe: wirklich so medaillonhaft wehmütig enthalten sie sich selbst diese beiden Inselovale. Die Fraueninsel müssen Sie sich viel kleiner vorstellen, als diese hier mit ihren königlich aufgepflegten Wäldern; von der Herreninsel müßte man sagen, daß ihre hohen Bäume aus Stolz, vielleicht nicht ohne Trotz, so groß geworden sind, das geschonte Leben der Klosterherren hat sich in diesen Buchen und Eschen und Kiefern berechtigt und selbstbewußt zum Himmel erhoben und ausgebreitet, während die berühmten Linden (sie blühen jetzt), die drüben auf dem Anger des Frauenklosters stehen, aus Stille und Innigkeit durch die Jahrhunderte so groß geworden sind. Die Herreninsel ist ein einziger, jetzt ganz erschlossener Waldpark, die Insel Frauenwörth, heute noch klösterlich, trägt noch eine Welt der Einkehr mit vielen Mauern und Unzugänglichkeiten, in deren lichte reine Ordnung manchmal ein Gittertor zögernd erlaubten Einblick gewährt. Was sonst, im Freien, die Insel bevölkert, sind die kleinen Gewerkleute, Fischer, Zimmerer, Schlosser und Gärtner, die seit immer im Klosterverhältnis stehen; die bilden mit ihren blumenüberladnen Gärtchen und neugierig befensterten Häuschen eine offene Weltlichkeit, die über die Natur hinüber, unmerklich in den verschwiegenen und verheimlichten Bereich der Nonnen übergeht. Den Übergang bildet der blumige Kirchhof, am Kirchenweg rechts und links angelegt; hinter einer Hecke ein nicht mehr für Gräber benutzter sanfter Wiesenhang, an dessen höchster Stelle der uralte Glockenturm sich erhalten hat, alleinstehend, zwischen ihm und der Kirche, drängt ein alter Holunderbusch blühend herüber. Mit dem Turm ist, so wie man ihn gewahrt, die kleine Insel samt ihrer innigen Natur an die Vergangenheit geheftet, der Turm setzt Daten und löst sie alle wieder auf, indem er, seit er steht, Zeit und Schicksal hinausläutet über den See, als ob er die Sichtbarkeit aller hier

aufgegebenen Leben in sich zusammenfaßte und immer wieder ihr Vergängliches unsichtbar, in der sonoren Verwandlung der Töne, in den Raum hinübergäbe. Der Inhalt wie vieler Leben ist in diesem Läuten vergangen und zergeht drinnen in der Kirche in den verschwebenden Stimmen immer anderer Frauen, die, vom Nonnenchor aus, gegen Altäre und Pfeiler und Wölbungen ansingen. Manchmal meint man, wenn man gegen Abend allein in der Kirche sitzt, und der Abendschein, der durch die beiden ländlichen Gitterfenster der hintersten Kapelle hereinstrahlt, richtet dort etwas wie eine Wohnung ein, – man meint, es müsse aus so vielen versungenen Stimmen ein wiederum Sichtbares sich niederschlagen; geht man aber dann die Nebenschiffe entlang und tritt in die Seitenkapellen ein, so ist [es] grade noch hell genug, daß man da und dort die Figur einer Äbtissin, im Schriftrahmen des Grabsteines, erkennen kann, jeweils einer einzigen gestrengen Frau, die dafür Zeugnis ablegt, daß es ihr gelungen ist, in ihrer Gestalt und in ihrem Gewand alle ihre Anvertrauten maßgebend zu vertreten und zu verschweigen. Irgendwo auf den tirolischen Besitzungen des Klosters ist der rote Marmor gebrochen worden, aus dem alle diese Grabmäler gebildet sind, meistens die Äbtissin selbst darstellend, überragt von der üppigen Spirale des hohen Stabes, in ihrer geschlossenen, herrschenden Tracht, die in parallelen Falten hinunterweist, wo, zu ihren Füßen, ihr rühmliches Wappen neben dem alten Klosterwappen ausgehauen erscheint, den zwei gekreuzten, in gewechseltem Feld aufrecht stehenden Wasserrosenblättern. Aber selbst von den Regentinnen auf Frauenwörth: wie wenig hat ihr Tod so gestaltet überdauern lassen. Nur einige wichtigere oder vom Zufall geschonte Steine sind erhalten geblieben, während die Überlieferung, bis auf karolingische Königstöchter zurück, zweiundfünfzig Äbtissinnen zählt. Nach einer vorübergehenden Aufhebung des Klosters im Jahre 1803 geht die erneute Reihe weiter, und denken Sie, daß nun dieser lieblich entlegenen klösterlichen Gemeinschaft (seit 1913) eine Freiin von Eichendorff vorsteht, die Äbtissin Maria Placida, eine Enkelin Eichendorffs.

Hab ich Ihnen irgendwie, Gräfin Aline, das gezeigte Oval ausgefüllt? Ich zweifle, ob sich einzeln Geschautes in meinen Zeilen

zum wirklichen Bild durchringt, es ist, als ob die zerrissene Zeit mir verwehrte, in mir die richtige Synthese herbeizuführen, – ich merke es auch in meinen Gesprächen und Gedanken, daß ich überall im Einzelnen stecken bleibe. Seien Sie also nachsichtig gegen meine nicht sehr fähige Feder, wenn Ihnen diese Blätter nur einen Nachmittag verkürzen helfen und Bilder und Erinnerungen, vor allem aber die Versprechungen künftiger Reisen und Eindrücke in Ihnen hervorbringen. Ja, nun darf ich Sie aber über das zweite Medaillon, die andere Insel, die man von meinem Fenster und von der Platanenterrasse aus übersieht, nicht im Unklaren lassen: das ist die Krautinsel, seit alters eine Gartendependance der Fraueninsel, auf der das Kloster und die übrigen Bewohner ihre alten Anrechte auf Garten- und Gemüseland weitererhalten haben. Man rudert von hier im Boot in zwanzig Minuten hinüber, schöner aber ists hinüberzusehen, besonders am Abend, oder wenn ein Gewitter die beiden Inseln drüben in dunkleren Konturen zusammennimmt.

Ich bin nun vierzehn Tage hier draußen und muß vor dem Ersten in München zurück sein, wo mir die Auflösung meiner Wohnung unruhige Tage bereiten wird. Dort wird sich dann auch entscheiden, welches Aussehen mein Sommer bekommt, ob ich ihn in München, in einem provisorischen Unterkommen, zubringe oder reisen kann. Für den Ihren stehen sicher die Pläne schon fest, welche es auch seien, Sie werden ihn gewiß mit dem Recht der Genesenden recht innig empfinden und erleben. Immer mit vielen Wünschen zum Guten

Ihr aufrichtig ergebener

Rilke

Aus Rainer Maria Rilke: Briefe aus den Jahren 1914 bis 1921

*

Annette von Droste-Hülshoff / Durchwachte Nacht

Wie sank die Sonne glüh und schwer,
Und aus versengter Welle dann
Wie wirbelte der Nebel Heer
Die sternenlose Nacht heran! –
Ich höre ferne Schritte gehn –
Die Uhr schlägt zehn.

Noch ist nicht alles Leben eingenickt,
Der Schlafgemächer letzte Türen knarren;
Vorsichtig in der Rinne Bauch gedrückt
Schlüpft noch der Iltis an des Giebels Sparren,
Die schlummertrunkne Färse murrend nickt,
Und fern im Stalle dröhnt des Rosses Scharren,
Sein müdes Schnauben, bis vom Mohn getränkt
Es schlaff die regungslose Flanke senkt.

Betäubend gleitet Fliederhauch
Durch meines Fensters offnen Spalt,
Und an der Scheibe grauem Rauch
Der Zweige wimmelnd Neigen wallt.
Matt bin ich, matt wie die Natur! –
Elf schlägt die Uhr.

O wunderliches Schlummerwachen, bist
Der zartern Nerve Fluch du oder Segen? –
's ist eine Nacht, vom Taue wach geküßt,
Das Dunkel fühl ich kühl wie feinen Regen
An meine Wange gleiten, das Gerüst
Des Vorhangs scheint sich schaukelnd zu bewegen,
Und dort das Wappen an der Decke Gips
Schwimmt sachte mit dem Schlängeln des Polyps.

Wie mir das Blut im Hirne zuckt!
Am Söller geht Geknister um,
Im Pulte raschelt es und ruckt,
Als drehe sich der Schlüssel um,

Und – horch, der Seiger hat gewacht!
's ist Mitternacht.

War das ein Geisterlaut? So schwach und leicht
Wie kaum berührten Glases schwirrend Klingen,
Und wieder wie verhaltnes Weinen steigt
Ein langer Klageton aus den Syringen,
Gedämpfter, süßer nun, wie tränenfeucht
Und selig kämpft verschämter Liebe Ringen; –
O Nachtigall, das ist kein wacher Sang,
Ist nur im Traum gelöster Seele Drang.

Da kollerts nieder vom Gestein!
Des Turmes morsche Trümmer fällt,
Das Käuzlein knackt und hustet drein;
Ein jäher Windesodem schwellt
Gezweig und Kronenschmuck des Hains; –
Die Uhr schlägt eins.

Und drunten das Gewölke rollt und klimmt;
Gleich einer Lampe aus dem Hünenmale
Hervor des Mondes Silbergondel schwimmt,
Verzitternd auf der Gasse blauem Stahle;
An jedem Fliederblatt ein Fünkchen glimmt,
Und hell gezeichnet von dem blassen Strahle
Legt auf mein Lager sich des Fensters Bild,
Vom schwanken Laubgewimmel überhüllt.

Jetzt möcht ich schlafen, schlafen gleich,
Entschlafen unterm Mondeshauch,
Umspielt vom flüsternden Gezweig,
Im Blute Funken, Funk' im Strauch
Und mir im Ohre Melodei; –
Die Uhr schlägt zwei.

Und immer heller wird der süße Klang,
Das liebe Lachen; es beginnt zu ziehen
Gleich Bildern von Daguerre die Deck entlang,
Die aufwärts steigen mit des Pfeiles Fliehen;

Mir ist, als seh ich lichter Locken Hang,
Gleich Feuerwürmern seh ich Augen glühen,
Dann werden feucht sie, werden blau und lind,
Und mir zu Füßen sitzt ein schönes Kind.

Es sieht empor, so froh gespannt,
Die Seele strömend aus dem Blick;
Nun hebt es gaukelnd seine Hand,
Nun zieht es lachend sie zurück;
Und – horch, des Hahnes erster Schrei! –
Die Uhr schlägt drei.

Wie bin ich aufgeschreckt, – o süßes Bild,
Du bist dahin, zerflossen mit dem Dunkel!
Die unerfreulich graue Dämmrung quillt,
Verloschen ist des Flieders Taugefunkel,
Verrostet steht des Mondes Silberschild,
Im Walde gleitet ängstliches Gemunkel,
Und meine Schwalbe an des Frieses Saum
Zirpt leise, leise auf im schweren Traum.

Der Tauben Schwärme kreisen scheu,
Wie trunken, in des Hofes Rund,
Und wieder gellt des Hahnes Schrei,
Auf seiner Streue rückt der Hund,
Und langsam knarrt des Stalles Tür, –
Die Uhr schlägt vier.

Da flammts im Osten auf, – o Morgenglut!
Sie steigt, sie steigt, und mit dem ersten Strahle
Strömt Wald und Heide vor Gesangesflut,
Das Leben quillt aus schäumendem Pokale,
Es klirrt die Sense, flattert Falkenbrut,
Im nahen Forste schmettern Jagdsignale.
Und wie ein Gletscher sinkt der Träume Land
Zerrinnend in des Horizontes Brand.

Aus dem Insel-Band „Deutsche Gedichte"

S. Salminen / Katrina

Katrina war die älteste von drei Töchtern eines Bauern im nördlichen Österbotten. Sie war die schönste, die fröhlichste und die stolzeste der drei Schwestern. Stark war sie, jung, rank von Wuchs, und die Arbeit schien ihr ein Spiel zu sein, ob es nun galt, Holz im Walde zu fällen, auf den Feldern zu pflügen und zu eggen oder daheim auf dem Hof zu spinnen und zu weben. Es war eine Freude, Katrina zu sehen, wenn sie an einem Winternachmittag mit einem Fuder Holz aus dem Walde heimkehrte und die Sonne hinter der schneebedeckten Weite versank. Da saß sie gemächlich auf der Fuhre, ihre Hände, die in leuchtendblauen, handgestrickten, wollenen Fäustlingen steckten, hielten mit sicherem Griff die Zügel, und die Füße in den prächtigen Langschäftern schlugen keck den Takt zu dem fröhlichen Lied, das sie sang. Das Kleid und der Mantel aus dickem, handgewebtem Tuch schützten sie gegen die beißende Kälte, und ihre runden Wangen waren unter dem Kopftuch warm und rot wie Vogelbeeren. Die blauen Augen strahlten vor Lebenslust.
Es gab keinen heiratsfähigen Mann im Kirchspiel, der nicht sein Glück bei Katrina versucht hatte. Ein jeder wollte sie zu seinem Arbeitsgefährten, zu seiner Frau und zur Mutter seiner Kinder machen. Aber Katrina war jung und unbeschwert, und noch hatte die Liebe ihr Herz nicht gefangen.
An einem Frühlingsabend begegnete sie einem jungen Seemann, der mit seinen Kameraden von der Küste hergekommen war. Die fremden Seeleute vertrieben sich des Abends mit der Dorfjugend die Zeit. Und da schlug für Katrina die Schicksalsstunde.
Es war eine helle Frühlingsnacht, als sie mit dem jungen Seemann durch die Felder wanderte. Ein durchsichtiger, verwunschener Schleier lag über den Wiesen, und im Gras am Wegrand schnarrte der Wachtelkönig. Der junge Mann, Johan hieß er, ging mit seinem wiegenden Seemannsgang neben Katrina einher; seine blauen Augen lugten schelmisch unter der hellen Haarsträhne hervor, die ihm ins Gesicht hing, er schwatzte und schwatzte, unbekümmert und in einer bezaubernd fremden Mundart.
Bist du niemals irgendwo anders gewesen? fragte er. Du solltest mal wegfahren und dir die Welt ansehen – nach Åland müßtest du

kommen. Da bekämst du etwas anderes zu sehen als diese eintönige Ebene hier oben. Hast du denn die nicht schon satt?
Ach nein, meinte Katrina unsicher.
Ich brächte es nicht fertig, mein ganzes Leben auf einem Fleck zu hocken. Ich müßte etwas von der Welt sehen – aus Abenteuerlust, verstehst du? Nur deshalb fahren wir ja zur See. Glaub nicht, daß wir auf Åland keine Felder hätten! Oh, sogar große, prachtvolle Bauernhöfe! Ich selbst hab auch einen großen, schönen Hof, ein richtiges Herrenhaus: weiß gestrichen, mit zwei Wohnungen und Balkons. Solch altmodische, niedrige Häuser wie hier gibt es bei uns nicht. Unsere Häuser sehen mehr städtischen Villen ähnlich. Ja, ich hätte es gar nicht nötig, zur See zu fahren, aber ich will mich ein bißchen umtun, das ist das Ganze.
Und wer bestellt die Felder?
Das besorgen die Knechte. Und außerdem bestellen die sich auch beinahe von selbst. Es wächst ja alles wie Gras. Auf Åland haben wir halt ein anderes Klima, mußt du bedenken, nicht solch eins wie hier. Ihr habt wahrscheinlich einen verdammt kalten Winter und sehr viel Schnee?
Mitunter kommt es vor, daß wir einschneien, aber kalt, finde ich, ist es eigentlich nicht.
Ihr werdet eingeschneit? Friert ihr dann nicht zuschanden? Auf Åland ist das anders. Bei uns fällt selten Schnee, aber dafür wächst eben dort auch alles.
Hier wächst auch alles. An Roggen und Kartoffeln ist bei uns kein Mangel.
Roggen und Kartoffeln, haha! Was sind Roggen und Kartoffeln! Nein, da lob ich mir schon Weizen, richtigen, echten, goldgelben Weizen und Gemüse und Obst, Äpfel...
Äpfel?
Natürlich, soviel du willst!
Gibt es auf Åland wirklich Äpfel? – Katrina schien der Gedanke an die Äpfel nicht aus dem Kopf zu wollen.
Natürlich gibt es Äpfel bei uns. Ich hab selbst einen großen Obstgarten. Jeden Morgen kannst du hinausgehen und so viele, wie du nur Lust hast, aus dem taufeuchten Grase auflesen – so viele, wie du Lust hast: rote und gelbe und grüne und blaue Äpfel...

Blaue Äpfel? stammelte Katrina verdutzt, aber jetzt war sie bereits fähig, alles zu glauben.

Ja, ja, blaue Äpfel, alle Sorten, alle Farben, sagte der junge Mann, der bei seinem Erzählen in Schwung gekommen war und sich nicht mehr aufhalten ließ...

Eine nagende Unruhe war über Katrina gekommen. Der Ort, an dem sie ihre sorglosen dreiundzwanzig Jahre verlebt hatte, schien ihr unerträglich kümmerlich und ärmlich zu sein. Die Einförmigkeit der Ebene machte sie krank vor Langeweile. Die weiten, wogenden Roggenfelder und die dunkelgrünen, üppigen Kartoffeläcker konnten ihre Augen nicht mehr erfreuen. Sie träumte von goldenen Weizenfeldern und duftenden Früchten – Äpfeln, vor allem, Äpfeln, die dort, viel weiter im Süden, auf den paradiesischen Ålandinseln gediehen. Sie fing an, auf die schwerfälligen, wortkargen Männer ihrer Heimat geringschätzig herabzusehen, und betrachtete ihre und ihrer Freundinnen Kleider mit Widerwillen. Jetzt erst wurde sie gewahr, wie klobig und geschmacklos diese steifen, handgewebten Sachen waren. Auf Åland war das anders. Die Männer dort waren weitgereist und gewandt und höflich und wußten sich wie Herren zu benehmen, und die Frauen trugen hübsche Kleider aus Stoffen, die in einer Fabrik gewebt waren. Dort war es auch nicht so kalt, daß sie sich der Kälte wegen wie Vogelscheuchen ausstaffieren mußten.

Wider Erwarten hatten die Eltern gegen eine Heirat mit Johan nichts einzuwenden. Der Vater hatte von den reichen Åländern gehört und gab gerne zu: Dort, tiefer im Süden, gedieh mancherlei, das hier, so hoch im Norden, nicht recht wuchs oder nicht reifte. Die Mutter wußte von einer Bekannten zu erzählen, die einen Seemann aus Åland geheiratet hatte und später eine vornehme Frau geworden war. Vor langer Zeit war sie wieder einmal nach Österbotten gekommen, und gar nicht zu beschreiben, was für feine Kleider sie da besessen hatte. Zusammen mit ihrem Mann, der Kapitän geworden war, hatte sie auf Reisen gehen können und sogar London und Paris gesehen.

Katrinas Geschwister verhehlten nicht, daß sie die ältere Schwester ein wenig um ihr Glück beneideten, und sie und die Mutter wollten Katrina nun mit einer ansehnlichen Brautaussteuer versehen.

Aber davon wollte sie nichts wissen. Johan versicherte, das wäre nicht notwendig – auf Åland benutzte man ganz andere Arten Leinen und andere Kleider. Außerdem blieb jetzt nicht mehr viel Zeit zum Spinnen und Weben. Das Schiff, auf dem ihr zukünftiger Mann angemustert war, sollte in wenigen Tagen nach Süden fahren – und sie mit. Katrinas Mutter war unzufrieden, daß sie ihrer Ältesten nicht die Aussteuer mitgeben durfte, und der Vater machte ein finsteres Gesicht. Denn was würden die Nachbarn sagen, wenn seine älteste Tochter eines Samstagsabends zum Pastor ging und sich trauen ließ, ohne die geringste Festlichkeit – schlimmer als ein Kätnermädel, das gezwungen gewesen war, zu heiraten? Doch jetzt war Johan der einzige, auf den sie hörte.

Auf der Reise nach Süden wehte ein frischer, achterlicher Wind, und der kleine Schoner legte die Strecke in weniger als einer Woche zurück. Der Schiffer und die anderen Seeleute fanden es höchst neuartig und vergnüglich, eine junge Braut an Bord zu haben. Sie hatten Johan eine Einzelkoje überlassen und alles so hübsch wie nur möglich gemacht. Johan nun, der wußte Katrina im Handumdrehen zu erklären, daß er etwas Besseres wäre als die anderen ‚Greise' an Bord. Und seine junge, verliebte Frau, die niemals vorher zur See gefahren war, glaubte ihm jedes Wort.
Johan stammte von einer mittelgroßen Insel östlich der ‚Festen Åland', wie die Åländer die große Insel nennen, um die herum die vielen Tausend kleinen Inseln, Holme und Schären verstreut liegen. Diese Insel, Torsö, hat die Form eines Sterns mit vier Zacken – vier Landzungen –, und auf jeder der vier Landzungen liegt ein kleines Dorf. In allen vier Dörfern zusammen wohnten ungefähr fünfhundert Menschen, und mitten auf der sternförmigen Insel stand die Kirche und späterhin auch die Schule.
Am frühen Morgen eines Hochsommertages ging das Schiff in einer kleinen Bucht unter der westlichen Landzunge der Insel vor Anker, und während der Schoner frischen Proviant einnahm, sollte Johan die Erlaubnis haben, seine junge Frau zu ihrem neuen Heim zu begleiten. Mit dem Schiffer und etlichen Männern von der Besatzung ruderten die beiden an Land: das kleine Boot wurde an einer Landungsbrücke aus roh zubehauenen Pfählen, die von dem felsigen

Strand ins Wasser hinausführte, vertäut, und dann blieben Johan und Katrina allein und fingen an, landeinwärts zu wandern.
Anfangs schlängelte der Weg sich auf dem schmalen Uferstreifen zwischen dem Wasser und einem grauen Bergrücken entlang, aber ganz unvermutet bog er landeinwärts ab, und zu seinem Erstaunen bekam der Fremde da etwas zu sehen, was der ungastliche Strand gar nicht hatte erwarten lassen. Die Hügel zur Rechten des Weges senkten sich, und an Stelle der dürftigen, kleinen Kiefern, die man vom Wasser aus sah, wuchsen jetzt hohe, rankstämmige Fichten und alte, bärtige Weißtannen, ein prächtiger, tiefer Nadelwald. Zur Linken schmiegte das Wasser der Bucht sich an einen stillen, flachen Grasstrand, wo Binsen nahe dem Ufer Wurzel gefaßt hatten und weiter draußen ein dichter Schilfwald im Sommerwind wogte. Man sah dort einen Landungssteg, Boote und graue, strohgedeckte Häuser. Hinter dieser kleinen, sommerlich-schönen Bucht ragte, etwas weiter entfernt vom sanft ansteigenden Ufer, ein anderer, noch tieferer Tannenwald wie eine düstere Mauer auf. Und am Abhang, vor dem dunklen Hintergrund des Waldes, stand ein kleines, rotes Haus mit weißen Fensterpfosten. Die beiden Wälder zogen sich landeinwärts hin, aber das Tal zwischen ihnen weitete sich und gab Raum für Felder und Wiesen. Ganz hinten im Tal war das Dorf noch eben zu erkennen, und hinter dem Dorf zeichneten sich die dunklen Umrisse von weitgespreizten Windmühlenflügeln gegen die Bläue des Sommerhimmels ab.
Das war Västerby, und die beiden Wälder, die sich wie zwei liebevolle Arme zu beiden Seiten um die ‚Sternodde' streckten und das Dorf vor den rauhen Seewinden schützten, hießen der Norderhag und der Süderhag.
Katrina war schrecklich neugierig und sehr gespannt auf alles, was da kommen sollte. Nicht ein Busch oder ein Stein am Wegrand entging ihren forschenden Blicken. Sie war schweigsam, zum ersten Mal hörte sie Johans endlosem Wortschwall nicht zu. Als der Mann kein Gespräch in Gang zu bringen wußte, stimmte er ein Seemannslied an. Und im Zeitmaß des Liedes schlingerte er sorglos und unbekümmert neben Katrina einher und schwang ihr winziges Kleiderbündel.

Jetzt unterschied man deutlicher in der Ferne die Häuser des Dorfes, die sich von beiden Seiten her an den Weg drängten. Eine gute Kronslandstraße ist das, dachte Katrina bei sich, doch eigentlich recht schmal!
Ja, das also ist Västerby! rief Johan mit einem Mal und sang dann gleich weiter.
Katrina bekam hin und wieder ein altmodisches, rotgestrichenes Gehöft zu Gesicht, das abseits von der Landstraße in einer Senke und halb verborgen von Bäumen und Büschen lag. Hie und da, auf dem Gipfel einer Anhöhe, prunkten hellgestrichene, neumodische Anwesen. Ihr stand das Herz still. Welches von denen sollte ihr Heim werden? Dort, links vom Wege, stand ein schönes Haus mit zwei Wohnungen, und es besaß auch Balkons, aber das war nicht weiß, sondern gelb gestrichen. Und Johan führte sie weiter; also konnte es das nicht sein. Und dort sah man ein stattliches, hellgraues Haus, von einem großen Obstgarten umgeben – vielleicht war es das? Johan zeigte auf das schöne Anwesen, und Katrinas Wangen fingen schon an zu glühen, aber der Mann sagte:
Dort wohnt Kapitän Nordkvist, der König auf der Insel hier. Er besitzt den größten Hof und den Laden und hat eine Menge Schiffe auf Fahrt. Das ist ein Kerl, sage ich dir, mehrfacher Millionär. Er ist auch der Reeder unserer ‚Frida'. Verdammich, er ist der größte Reeder in ganz Finnland!
Er räusperte sich stolz, aber Katrinas Vermutungen zielten schon auf ein anderes hellgestrichenes Haus südlich des Weges ab. Jetzt zeigte Johan auf dieses Haus und erklärte prahlerisch:
Da wohnt Kapitän Svensson, auch ein Großbauer, und der geizigste Kerl in der Gemeinde.
Aha, sagte Katrina.
Vornehm abseits auf einem wunderbaren Hügel mit dem dunklen Norderhag als Hintergrund stand ein hübsches, hellgrünes Haus. Das ist es, dachte Katrina, hoffentlich ists das! Es ist so hell, daß man es weiß nennen könnte, und Balkons trägt es auch. – Sie wagte nicht, geradheraus danach zu fragen, und meinte nur wie beiläufig: Sieh, Johan, dort steht ein schönes Haus!
Ja, das dort, stimmte Johan zu, das ist ein schönes Haus, dort wohnt Kapitän Engman. Land hat er nicht, aber eine Menge

Geld. Hols der Teufel! Aber der Kerl ist der gerissenste alte Schiffer, den es gibt.
Aha, meinte Katrina. Und wer wohnt in dem hübschen Hof mit dem blauen Gatter dort? Der sieht aus wie einer von unseren Höfen daheim.
Ja, dort wohnt Kalle Seffer. Und mit einem Ton, als berichtete er von irgendeiner Heldentat, fügte er hinzu: Seffers sind die diebischste und dreckigste Bande im ganzen Dorf. So viel Läuse, wie es in diesen Häusern dort gibt, haben auf deines Vaters Hof nicht Platz.
Himmel! rief Katrina. – Aber wann kommen wir zu den Feldern? fragte sie dann.
Zu den Feldern? An den meisten sind wir doch schon vorbei.
Diese kleinen Fleckchen waren die Felder? Und warum sind die denn mit so vielen Gattern abgeteilt?
Das muß so sein. Siehst du, jeder Bauer hat seine Osterwiese und seinen Westeracker, seinen Norderanger und seine Süderwiese. Wald haben wir, soviel wir nur brauchen können, deshalb können wir es uns erlauben, Einfriedungen zu machen.
Aha, meinte Katrina wieder. Sie hatte das Gefühl, als schrumpfte die Welt um sie herum zusammen und als würde alles sehr viel enger und verwickelter.
Dicht am Wege stand ein kleines, rotes Haus mit weißen Eckpfosten. Es war von einem Gärtchen umgeben, und auf einer Seite glaubte Katrina einen Schimmer vom Gemüsegarten erhaschen zu können. Zum Wege hin standen Sonnenblumen und Ringelblumen in voller Farbenpracht. Blühende Pelargonien leuchteten aus den kleinen Fenstern, an denen luftige Gardinen im Winde flatterten. Längs dem rot und weiß gestrichenen Zaun standen fünf große, dicht belaubte Bäume und breiteten ihre Zweige über die Landstraße aus.
Katrina blieb stehen und sperrte sprachlos die Augen auf. Apfelbäume... flüsterte sie endlich.
Ja, gab Johan zur Antwort, das hier ist Fruns, wie wir sagen. Hier wohnt eine alte Pastorswitwe. Gute Äpfel hat sie, das kannst du mir glauben. Sieh, dort im Haus sitzt sie selbst und lehrt Elvira Eriksdottir Schreiben. Tja, manche von den Bauern sind feine

Leute. Erkas' Kleine kommt hierher und lernt Lesen und sogar Schreiben und Sticken, wie ein richtiges Kapitänsfräulein.
Und wo liegt Erkas?
Das liegt da hinten, der rote Bauernhof hinter Nordkvists ist es. Als Bauer taugt Eriksson nicht viel, aber er hat die schönste Frau auf ganz Åland.
Aha, meinte Katrina nur wieder. Sie fing an, müde zu werden, die Spannung nahm kein Ende. Wann würde Johan endlich sagen: Dort wohnen wir?
Sie gelangten auf einen freien Platz mitten im Dorf, und Johan erklärte, das wäre der Markt, auf dem sich an Sonntagen das ganze Dorf versammelte.
Wirklich! rief Katrina aus.
Jawohl. Und der rote Bauernhof dort zur Rechten gehört Blom. Der junge Viktor Blom ist der krummbeinigste Kerl in der ganzen Gemeinde, und stottern tut er auch. Dort drüben ist der Laden, das ist Nordkvists Unternehmen. – Die Landstraße bog nach Süden ab, und der Weg, dem sie jetzt durchs Dorf folgten, war schmal und steinig. Ununterbrochen führte er bergan, und der Boden wurde trocken und mager, hie und da trat schon der nackte Fels zutage. Die Häuser am Abhang waren klein und ärmlich.
Und wer wohnt hier? fragte Katrina.
Hier wohnen die Kätner.
Weiter und immer weiter führte er sie. Jetzt umgab sie beinahe überall nur noch der nackte Berg, und die niedrigen Katen sahen armselig aus. Auf den höchsten Anhöhen standen die Windmühlen des Dorfes. Eine Elster saß auf einem Mühlenflügel und lachte höhnisch. Katrina wurde das Herz schwer, aber immer noch erwartete sie, daß durch ein Wunder ein großes, weißes Haus mit Balkons und einem Obstgarten vor ihr auftauchen könnte. Mit einem Mal jedoch blieb ihr Mann vor einer der Katen stehen.
Ja, da wären wir also! rief er mit seinem stolzesten und fröhlichsten Gesicht und machte eine großartige Handbewegung.
Katrina blieb stehen; sie starrte und starrte...
Vor ihr eine niedrige Hütte, ungestrichen und ohne Bretterverschalung, windschief an allen Ecken und Enden und mit einem vom Sturm zerzausten Schindeldach. Sie stand hier auf der nackten

Felshalde, es gab nicht eine Spur Grün um sie herum, ausgenommen ein paar Nesseln, die in dem hinausgeworfenen Kehricht rund um die niedrige Treppe Wurzel geschlagen und sich auch zwischen ihren verfaulten Stufen hervorgezwängt hatten. Die Überreste eines zerfallenen Gatters lagen auf dem Hang und zeigten, daß das Haus auch einmal eingezäunt gewesen war. Einen Stall oder Holzschuppen schien es nicht zu geben, aber ein Abtritt stand da, ebenso grau und verfallen wie die größere Hütte, und seine Tür hing schief an einem einzigen Scharnier.
Katrinas Blicke richteten sich wieder auf das Haus. Es hatte zwei kleine Fenster mit uraltem, grünlichem Glas; eine von den Scheiben war entzwei und das Loch mit Lumpen verstopft. In die Tür hatten Ratten an der Schwelle ein großes Loch genagt.
Die junge Frau war stumm, wie vom Blitz geschlagen; dann endlich kam sie zu sich und wandte sich an ihren Mann. Sie maß ihn mit eisigen Blicken, zeigte auf das Haus und sagte höhnisch: Ach so, das also ist dein großes, weißes Haus mit Balkons – und nach einem Blick über den Berghang und die Nesselstauden fügte sie hinzu: –...und dein Landbesitz und deine Apfelbäume.
Der Mann jedoch ließ sich nicht aus der Fassung bringen. In hellem Staunen zog er die Brauen hoch. Mein großes, weißes Haus? Dann leuchtete es in seinem Gesicht auf, er begriff. Ach! ach so! Hahaha, aber du hast ja doch wohl nicht alles geglaubt, was ich so schwatzte?

Aus dem schwedisch-finnischen Roman „Katrina",
übertragen von Edzard Schaper

*

Jakob Böhme-Worte

Hat uns Gott Macht gegeben, seine Kinder zu werden und über die Welt zu herrschen, warum nicht auch über den Fluch der Erde?

*

Alles ist Babel, was sich miteinander beißet und um die Buchstaben zanket. Die Buchstaben stehen alle in einer Wurzel, die ist der Geist Gottes. Gleichwie die mancherlei Blumen alle in der

Erde stehen und wachsen alle nebeneinander, keine beißt sich mit der andern um die Farben, Geruch und Geschmack; sie lassen die Erde und Sonne, sowohl Regen und Wind, auch Hitze und Kälte mit sich machen, was sie wollen, sie aber wachsen eine jede in ihrer Essenz und Eigenschaft: also ists auch mit den Kindern Gottes; sie haben mancherlei Gaben und Erkenntnis, aber alles aus Einem Geiste. Sie freuen sich nebeneinander der großen Wunder Gottes und danken dem Höchsten in seiner Weisheit. Was sollen sie lange um den zanken, in dem sie leben und sind, dessen Wesen sie selber sind?

Es ist die größte Torheit in Babel, daß der Teufel hat die Welt um die Religion zankend gemacht, daß sie um selbstgemachte Meinung zanken, um die Buchstaben; da doch in keiner Meinung das Reich Gottes stehet, sondern in Kraft und der Liebe. Auch sagte Christus und ließ es seinen Jüngern zuletzt, sie sollten einander lieben; dabei würde jedermann erkennen, daß sie seine Jünger wären, gleichwie er sie geliebet hätte. Wenn die Menschen also sehr nach der Liebe und Gerechtigkeit trachteten, als nach Meinungen: so wäre gar kein Streit auf Erden; wir lebten als Kinder in unserm Vater und bedürften keines Gesetzes noch Ordens.

Denn mit keinem Gesetz wird Gott gedienet, allein mit Gehorsam. Die Gesetze sind wegen der Bösen, die nicht der Liebe und der Gerechtigkeit wollen, die werden mit Gesetzen getrieben und gezwungen. Wir haben nur alle einen einzigen Orden, der ist, daß wir dem Herrn aller Wesen stille halten und unsern Willen ihm ergeben, und lassen seinen Geist in uns wirken, spielen und machen, was er will, und was er in uns wirket und offenbaret, das geben wir ihm wieder dar als seine Frucht.

So wir nun um die mancherlei Frucht, Gaben und Erkenntnis nicht zanketen, sondern erkenneten uns untereinander als Kinder des Geistes Gottes: was wollte uns richten? Lieget doch das Reich Gottes nicht an unserm Wissen und Wähnen, sondern in der Kraft.

Wenn wir nicht halb soviel wüßten und wären viel kindlicher, hätten aber nur einen brüderlichen Willen untereinander und lebten als Kinder Einer Mutter, als wie die Zweige an einem Baume, die alle von Einer Wurzel Saft nehmen: so wären wir viel heiliger.

Das Wissen ist nur zu dem Ende, daß wirs lernen, weil wir die göttliche Kraft verloren haben in Adam und sind nun jetzt zum

Bösen geneigt, daß wir es lernen erkennen, wie wir böse Eigenschaften in uns haben, und daß das Bösestun Gott nicht gefällt, damit wir mit dem Wissen lernen recht tun. So wir aber die Kraft Gottes in uns haben und begehren von allen Kräften recht zu tun und recht zu leben: so ist das Wissen nur unser Spiel, darin wir uns erfreuen.

Denn das wahre Wissen ist die Offenbarung des Geistes Gottes durch die ewige Weisheit; der weiß in seinen Kindern, was er will; er geußt seine Weisheit und Wunder durch seine Kinder aus, gleichwie die Erde die mancherlei Blumen. So wir nun im Geiste Christi als demütige Kinder nebeneinander wohneten und erfreuete sich je einer des andern Gaben und Erkenntnis: wer wollte uns richten? Wer richtet die Vögel im Walde, die den Herrn aller Wesen mit mancherlei Stimme loben, ein jeder in seiner Essenz? Straft sie auch der Geist Gottes, daß sie nicht ihre Stimmen in eine Harmonie führen? Gehet doch ihrer aller Hall aus seiner Kraft, und vor ihm spielen sie.

Darum sind die Menschen, die um die Wissenschaft und um Gottes willen zanken und einander darum verachten, törichter denn die Vögel im Walde und die wilden Tiere, die keinen rechten Verstand haben. Sie sind vor dem heiligen Gott unnützer als die Wiesenblumen, welche doch dem Geist Gottes stille halten und lassen die göttliche Weisheit und Kraft durch sich offenbaren. Ja sie sind ärger denn die Disteln und Dornen unter den schönen Blumen, welche doch stille stehen. Sie sind als die räuberischen Tiere und Vögel im Walde, welche die andern Vögel vom Gesang und Lobe Gottes abschrecken.

*

Träget doch eine Biene aus vielen Blumen Honig zusammen, ob manche Blume gleich besser wäre als die andere; was fraget die Biene darnach? Sie nimmt, was ihr dienet. Sollte sie darum ihren Stachel in die Blume stechen, so sie des Saftes nicht möchte, wie der verächtliche Mensch tut? Man streitet um die Hülsen, und den edeln Saft, der zum Leben dienet, lässet man stehen. Was hilft mich die Wissenschaft, so ich nicht darinnen lebe?

*

Es ist alles magisch; was der Wille eines Dinges will, das empfähet er. Eine Kröte nimmt nur Gift an sich, wenn sie gleich in der besten Apotheke säße, desgleichen auch eine Schlange; jedes Ding nimmt nur seiner Eigenschaft in sich: und obs guter Eigenschaft Wesen äße, so machets doch alles in sich zu seiner Eigenschaft. Obgleich eine Kröte Honig fräße, wird es doch in ihr zu Gift. Wie denn der Teufel ein Engel war; als er aber nichts Gutes wollte, so ward ihm sein himmlisch Wesen doch zum Höllengift, und blieb sein böser Wille ein Mal böse wie das andre.
Also ist uns hoch zu betrachten unser Leben, was wir wollen tun und fürhaben; wir haben Böses und Gutes in uns: in welchem wir unsern Willen schöpfen, dessen Essenz wird in uns rege; und solche Eigenschaft ziehen wir auch von außen in uns. Wir haben beide Mysteria, Göttlich und Teuflisch, in uns, von beiden ewigen Welten und auch der äußern Welt; was wir aus uns machen, das sind wir; was wir in uns erwecken, das ist in uns rege.

*

Tun, Tun muß es sein, oder es gilt nicht!

*

Das Buch, da alle Heimlichkeit innen lieget, ist der Mensch selber: er ist selber das Buch des Wesens aller Wesen, dieweilen er die Gleichheit der Gottheit ist. Das große Arkanum lieget in ihm, allein das Offenbaren gehöret dem Geiste Gottes.

*

Wer Gott findet, der findet alles mit und in ihm.

Aus Jakob Böhmes Schriften, ausgewählt und herausgegeben von
Friedrich Schulze-Maizier

*

Felix Timmermans / Die gestohlenen Edelsteine

Für die kleine Antonia

Als der weiße Winter geschmolzen war und in Bächen und Flüssen dem Meere zutrieb, lag die Welt wieder kahl, dürr und verlassen da.

Da schickte der Herrgott den Lenz herab, um Wälder und Wiesen, Felder und Weiden wieder hübsch zu machen. Der Lenz, das ist eine Schar von kleinen, lieblichen Mädchen, die sehr ausgelassen und unerfahren sind und immer nur spielen wollen. Deshalb wurden sie mit ihrem Auftrag, die Welt zu schmücken, nicht gut fertig.

Aber Mutter Sonne kam ihnen zu Hilfe; mit ihrem Licht und ihrer Wärme hegte und pflegte sie die zarten Blumen und die empfindlichen Pflänzchen, die die Lenzmädchen so unordentlich und leichtfertig an die Bäume und Sträucher gehängt und über Wälder und Wiesen verstreut hatten. Sonst hätte man allerlei erleben können.

Als nun alles in schönster Blüte stand, legten sich die kleinen Fräulein, müde geworden von ihrem Spiel und ihrem ausgelassenen Treiben, auf einer Wolke zum Schlafen nieder und überließen Mutter Sonne die ganze Arbeit.

Als es Abend wurde, hätte Mutter Sonne auch gern ein Auge zugetan, und so rief sie ihren treuen Lehrbuben, den pausbäckigen Maarten Mond, damit er die schönen Blumen behüte und sie mit irgendeinem Spiel beschäftige. Sobald Mutter Sonne in ihrer Schlafstube war, rief Maarten Mond seinen alten Freund, Herrn Tau, den Diamantschleifer, und bat ihn, die Blumen und Kräuter mit seinen kostbaren Edelsteinen zu verzieren.

„Herzlich gern", sagte der graue Herr Tau, und sofort ging er daran, im Licht von Maarten Monds Gesicht die glänzenden Edelsteine zu verteilen.

Die Rosen im Garten des Schlosses wollten die meisten und auch die größten haben, und sie bekamen sie auch.

Dennoch weckte das nicht im geringsten den Neid der anderen Blumen. Für diese galten die stolzen Rosen als Emporkömmlinge, die sich an die Zeit nicht mehr erinnern, als sie noch mit

ihren siebenblättrigen Zweiglein – jetzt haben sie nur fünf, das erscheint ihnen vornehmer – und mit einem schlichten Blümchen irgendwo an einem einsamen Bach standen. Jetzt wissen sie nicht mehr wohin vor Vornehmheit, blähen sich auf, versehen sich mit scharfen Sporen wie Hähne oder Ritter, tragen prahlerisch einen bunten Lockenkopf und tragen keine Scheu, sich „Königin der Blumen" nennen zu lassen. Da muß man ja lachen. Lauter anmaßender Hochmut, denn ohne Hilfe der Menschen, die sie beschneiden und pfropfen, sie anbinden und sonst was tun, wären sie nichts. Sobald der Gärtner, der Mann, der die Blumen immer anders haben will, sie ein wenig verwahrlost, kommt ihre wilde Natur wieder zum Vorschein, und sie können die Zeichen ihrer geringen Herkunft nicht verleugnen. Dann sprießen unten am Stamm gleich wieder wilde Triebe mit sieben Blättern und mit einer erbärmlichen Blüte hervor. Ja, ja, wenn man so über Nacht plötzlich zu etwas kommt! Nein, da ist es doch besser, meine ich, man bleibt, was man ist, und blüht sorglos, frei und unbekümmert in der guten, ungezwungenen Natur, wie einem nun einmal die Blätter gewachsen sind. Nichts geht über eigene Schönheit!

Aber für den guten Herrn Tau galt eine Blume soviel wie die andere, wenn sie nicht gerade aus Papier war, und jede erhielt so viele Juwelen, wie sie nur haben wollte. ‚Jedem nach seinem Geschmack!' dachte er. Und so schmückte er die Rosen im Garten, die Wiesen und die Blumen an den Flüssen, und zog dann in den Wald. Auch hier hatte er allerhand zu tun. Bald waren die Farnkräuter und die Schlüsselblumen, die Maßliebchen und die kleinen Lilien, jede nach Rang und Wunsch, mit den schönsten Edelsteinen, die man sich denken kann, geziert. Maarten Mond goß sein silbernes Licht darüber hin, und alle Edelsteine glänzten und funkelten in geheimnisvoller Schönheit, wie der Schmuck einer Märchenprinzessin.

„Mutter Sonne wird sich freuen, wenn sie morgen früh wach wird und alle ihre Lieblinge so herrlich geschmückt vorfindet", sagte Maarten Mond zu Herrn Tau.

„Gern geschehen, stets zu Diensten", erwiderte der alte Diamantschleifer und wollte gehen, aber er blieb stehen und schnupperte. „Was ist das für ein feiner Duft?" sagte er.

Er blickte um sich, suchte, bückte sich, und da bemerkte er im tiefen Schatten, zwischen Gras und Unkraut versteckt, ein lilafarbenes Blümlein.
„Wer bist du?" fragte Herr Tau, „bist du nicht das Veilchen?"
„Jawohl, Herr," sagte ein kleines Blümlein, „ich bin das Veilchen."
„Ich wußte doch, daß mir noch etwas fehlte", sagte der Alte. „Diese schöne Farbe und der feine Duft! Man muß wirklich mit der Nase am Boden herumkriechen, um dich zu finden. Weshalb hast du dich so versteckt, liebes kleines Ding?"
„Ach Herr," erklärte das Veilchen, „ich bin damals aufgeblüht am Karfreitag, als unser Heiland am Kreuze starb, deshalb trage ich ein lila Kleid, denn Lila ist doch die Farbe der Trauer, und deshalb verstecke ich mich im Dunkeln und traure."
„Das ist sehr schön und lieb von dir, Karfreitagsblümlein, aber du kannst doch nicht ewig trauern, weil du ein lila Kleid trägst. Und außerdem, hast du vergessen, daß es nach Karfreitag auch ein Ostern gab, an dem der Heiland wieder auferstanden ist?"
Ach nein, davon wußte das Veilchen nichts, und es lächelte freundlich, weil es jetzt nicht mehr zu trauern brauchte.
„So ist es recht, du hast den herrlichsten Duft und die schönste Farbe, und deshalb werde ich dich nun mit den schönsten Edelsteinen schmücken, die ich habe", sagte Herr Tau, der mit seiner roten Nase genießerisch das Veilchen beschnupperte.
Der alte Diamantschleifer holte aus der weißen Watte seiner Juwelenschachtel die reinsten Edelsteine, die er je geschliffen hatte. Er steckte dem Veilchen einen an jedes Ohr, und um das goldene Herzchen hängte er ein Kleeblatt aus drei glitzernden Steinen. Dann schob er Gras und Unkraut beiseite, so daß ein milder Mondstrahl ungehindert auf das Veilchen fallen konnte.
Wie herrlich, wie edel glitzerten und funkelten da die Edelsteine auf dem tief dunklen, violetten Samt!
Herr Tau war selber ganz überrascht. Er wußte nicht, daß seine Steine so schön sein konnten. Jetzt erst fiel es ihm auf, und zugleich empfand er seinen Beruf als den herrlichsten der Welt.
Das Veilchen bebte vor Glück, als es sich betrachtete. Auch alle Blumen und Kräuter waren voll Lob und Bewunderung. Sie

reckten den Hals, um besser sehen zu können, und die eine flüsterte es der anderen zu, es raunte von Blume zu Blume, und auch die Worte des Herrn Tau wurden nicht vergessen.
Obwohl die stolzen Rosen das Veilchen mit eigenen Augen nicht sahen, sondern nur davon hörten, so konnten sie es sich doch gut vorstellen. Sie platzten bald vor Neid und Eifersucht, zogen vornehm ein Doppelkinn und zuckten verächtlich die Achseln.
Als Herr Tau fortgegangen war, rief der gemütliche Maarten Mond, der dem Blumenvolk eine ganze Nacht lang gefällig sein wollte, einige Nachtigallen, um die Blumen mit ihren schönen Liedern zu erfreuen. Sogleich kamen ein paar herangeflogen und hängten Girlanden von Klangperlen von Baum zu Baum.
Die Blumen wiegten sich auf ihren Stengeln, neigten das Köpfchen im Takte der Musik. Es war ein so herrliches Spiel, daß der lauschende Sternenhimmel ein ganzes Stück tiefer kam, um besser sehen und hören zu können. Ja, einige Sterne ließen sich sogar vom Himmel fallen, damit ihnen nichts entginge.
Das Maßliebchen, das kecke Ding, zitterte in seinem Spitzenröckchen wie die erste Tänzerin eines Opernballettes, die Schlüsselblumen läuteten mit ihren Glöckchen, die Butterblumen ringelten sich auf und zu, und das Veilchen wiegte sich hin und her und überließ sich ganz der Seligkeit der Musik und der Seligkeit seines Glückes.
Maarten Mond lachte, weil alles so schön und lustig war. Nur die Rosen, die hörten, wie man sich da unten vergnügte, freuten sich nicht. Sie wiegten sich nicht nach dem Sang der Nachtigall; für Schloßherrinnen war das nicht fein genug. Aber sie konnten auch nicht, denn sie waren festgebunden an einem grün bemalten Stock. Sie ärgerten sich, sie konnten es nicht ertragen, daß das Veilchen so sehr wegen seiner Schönheit und seines Schmuckes gepriesen wurde. Wären die Rosen frei gewesen, wie die Tiere, dann hätten sie mit einer wahren Tigerwut das ganze lobende und bewundernde lustige Gesindel in Fetzen zerrissen, und von dem Veilchen wäre natürlich nichts mehr übrig geblieben. Während sie so dastanden und auf Rache sannen, kam aus einem Maulwurfsloch – auch in Schloßgärten gibt es Maulwurfslöcher – ein Erdmännchen hervorgekrochen, das jetzt im Mondschein auf Raub

ausgehen wollte. Diese Erdmännchen sind wahre Unholde, die nachts die Vogeleier austrinken, die Kirschen von der Sonnenseite anbeißen, Honig stibitzen und zum Spaß den jungen Vögeln den Hals umdrehen. Sie sind sehr schlau, grausam, listig und eigensinnig. Das Männchen reckte seine Glieder, gähnte und wollte gerade auf Raub ausgehen, als die Rosen es anredeten und sagten: „Guten Abend, Pirrewitje Kanditje, wir wissen von den Bienen, die aus unserem Herzen die Süßigkeit sammeln, wo der beste Honig zu finden ist; wir wissen von den Vögeln, die unseren herrlichen Duft genießen, auf unseren Zweigen tanzen und singen, in welchen Nestern frische Eier liegen . . .“

„Und wo ist das, schöne und edle Rosen?“ fragte Pirrewitje Kanditje, der sich wunderte und sehr stolz war, weil die Rosen, die ihm sonst keinen Blick gönnten, ihn nun plötzlich anredeten.

Und die Rosen antworteten: „Das werden wir dir sagen, wenn du für uns die Edelsteine des Veilchens aus dem Walde stehlen wirst.“

„Sehr gern,“ sagte Pirrewitje Kanditje, „da braucht ihr nicht lange zu warten“, und er trabte in den Wald hinein.

Plötzlich verstummten die Nachtigallen, die Blumen wiegten und neigten sich nicht mehr, aber das Veilchen, das mehr der Musik gelauscht hatte, die seinem goldenen Herzen entstieg, als dem Gesang der Vögel, tanzte und wiegte sich immer weiter und hörte nicht, wie das Erdmännchen sich näherte, das Blumen und Vögel erschreckt und zum Schweigen gebracht hatte.

Pirrewitje Kanditje sah das Veilchen bei seinem lustigen Treiben und war starr vor Verwunderung von dem Funkeln der schönen Edelsteine. Da dachte das Erdmännchen: diese Steine verkaufe ich nicht den Rosen für ihr dummes Geschwätz; ich verkaufe sie lieber für vieles Geld an unsere unterirdische Königin, denn so schöne Edelsteine hat sie noch nie gesehen.

Um in ihren Besitz zu gelangen, mußte das Erdmännchen mit List zu Werke gehen, denn es kannte die Freunde der Blumen, die seine eigenen Feinde waren, wie das Wasser, die Bienen, die Vögel und die giftigen Düfte gewisser Blumen. Deshalb trat es freundlich und leise zu dem Veilchen und sagte: „Ach, liebes Veilchen, wie bist du so schön! Ein schöneres Blümchen hab nie ich gesehn!“

„Oh,“ meinte das Veilchen, „das machen die schönen Edelsteine.“

„Nein," sagte Pirrewitje, „du machst die Edelsteine schön. Bei anderen Blumen wären sie lange nicht so herrlich." Das Erdmännchen glaubte zu lügen, aber es sprach die Wahrheit, und darin liegt der Sinn dieser ganzen Geschichte für den, der sie begreifen will. Es sagte noch viele liebe Dinge, die bei einer ersten Blumenliebe angebracht sind: „Du bist die Zierde des Waldes, dein Duft ist wie ein Bote des Himmels, so daß du auch den anderen das Leben zur Seligkeit machst."

Und wie jeder Mensch seine Schwächen hat, so hat auch jede Blume ihre Schwächen und hört sich gerne loben, selbst das bescheidene Veilchen. Ihm wurde ganz weich ums Herz, und in einem Rausch von Glück hörte es Pirrewitje zu, der ihm den Arm um das violette Köpfchen legte und ihm die Samtwangen streichelte. Das Veilchen, das doch so wenig Freundschaft gekannt hatte, war wie betäubt und legte sein Köpfchen an Pirrewitjes Brust. In einem solchen Augenblick geschah es, daß Pirrewitje, ganz geschickt und ohne daß das Veilchen etwas merkte, diesem den Edelstein aus einem Ohr entwendete.

‚Das wäre einer,' dachte das Erdmännchen, ‚gleich folgt der zweite.' Wieder hob es die Hand zum anderen Ohr. Aber der treue Maarten Mond, der den Diebstahl gesehn hatte, zog rasch eine Wolke vor sein leuchtendes Gesicht, so daß Pirrewitje den Edelstein nicht mehr sah und deshalb dem Veilchen ins Auge stach.

„Au! Au!" rief das Veilchen, denn es tat sehr weh. Es erwachte aus seinem Glücksrausch, bemerkte sogleich, daß der Edelstein aus seinem Ohr verschwunden war, und rief: „Hilfe, mein schöner Ohrbrillant ist fort!"

Pirrewitje Kanditje wurde ganz wild vor Habgier und wollte um jeden Preis auch die anderen Juwelen haben. Er riß dem Veilchen den anderen Brillanten aus dem Ohr und das schöne Kleeblatt vom Hals und machte sich damit aus dem Staube.

„Dieb! Dieb! Betrüger!" rief das Veilchen. „Freunde, haltet den Dieb! Pirrewitje hat die Edelsteine aus meinen Ohren und mein schönes Kleeblatt gestohlen."

Sofort riefen alle Blumen: „Haltet den Dieb, haltet den Dieb!"

Die Rosen, die das Geschrei bis in den Schloßgarten gehört hatten, lachten sich ins Fäustchen. Jeder tat, was er konnte, um auf

seine Art den Dieb aufzuhalten. Maarten Mond ließ so rasch wie möglich sein Licht wieder scheinen, aber alles ging viel schneller, als man es schreiben oder lesen könnte: die Brennessel richtete sich auf, machte sich breit und schickte ihr schärfstes Gift zu den zackigen Zähnen, um jemand bei der geringsten Berührung auf den Tod zu vergiften, die Distel öffnete ihre Stachelarme, bereit, sofort zuzugreifen. Gewiß hätten auch die Bienen geholfen, diesen Honigdieb zu fangen, auch die Vögel hätten sicher nichts lieber getan, als dem Eierdieb die Augen auszupicken, aber Vögel und Bienen schliefen. Von den kleineren Vögeln wachte nur die Nachtigall, und diese hatte wie alle Sängerinnen, ein viel zu weiches Herz, als daß sie jemand etwas hätte zuleide tun oder gar Blut vergießen können. Den anderen Tieren war das Schicksal der Blumen gleichgültig, und die größeren Vögel, wie Eule und Nachtrabe, ließen alles ruhig geschehen, denn es waren ja nicht ihre Nester, aus denen Pirrewitje die Eier stahl. Dazu war er auch viel zu ängstlich und zu feige, denn die hätten ihm bald das Fell ausgezogen wie einen Handschuh.
Aber es war der Brombeerbusch, dem die große Tat gelang, den kühnen Dieb festzuhalten. Geduldig saß er mit seinen dornenbewaffneten Ranken da, die in zierlichen Schnörkeln und Arabesken zusammengerollt waren, und wachte über seine jungen Früchte, aus denen später weiche, dunkelrote Beeren werden sollten. Er entfaltete sein Rankengewirr, bog seine verschnörkelten Schlingen auseinander, reckte seine Zweige lang aus und flocht damit ein dichtes Netz, so daß selbst eine Maus kaum noch hindurchkonnte. So machte sich jeder Brombeerbusch breit, bis er mit dem nächsten verflochten und verschlungen war und Pirrewitje Kanditje wie in einem Käfig gefangen saß.
„Gib die Juwelen her!" riefen die Blumen einstimmig. Sie taten es aus eigener Besorgnis, denn was heute mit dem Veilchen geschah, konnte morgen ihnen zustoßen.
„Nein!" rief Pirrewitje Kanditje, verblendet durch seine Habgier; er betrachtete die Steine in seiner hohlen Hand, wie herrlich sie funkelten. Er würde sie gewiß bei der unterirdischen Königin für einen hohen Preis loswerden. Die Brombeerbüsche zogen ihre Kreise noch dichter und fester zusammen. Pirrewitje rannte

hin und her, sah sich umzingelt und gefangen. Er suchte nach einem Loch im Gestrüpp oder im Erdboden, aber wo eines vorhanden war, da wurde es sofort von den dornigen Brombeersträuchern versperrt. Immer näher kamen die verschlungenen Ranken. Sie würden ihn totdrücken, und bald würde er wie ein blutender Fetzen in den Dornen hängen. Die Blumen riefen: „Gib die Edelsteine zurück!" Aber obwohl er den Tod vor Augen sah, wollte er sie nicht hergeben. So ein böses und habgieriges Männlein war Pirrewitje Kanditje.

Die Blumen haben nun einmal eine zarte und weiche Mädchennatur, und deshalb riefen sie Maarten Mond zu: „Mach dein Licht aus, damit wir das schreckliche Geschehen nicht zu sehen brauchen!"

„Es wird schnell vorüber sein," sagte Maarten Mond, der gerade nicht zu den Schlauesten gehörte, „ich werde Mutter Sonne rasch wecken, sie hat mehr Licht und also auch mehr Verstand." Maarten Mond beeilte sich, Mutter Sonne hinter der Erde zu rufen, aber kaum hatte er an die Tür ihrer Schlafstube geklopft, da kündete Mutter Sonne sich am östlichen Fenster schon mit bunten Fahnen und Lichtpfeilen an.

Pirrewitje, der die Sprache des Mondes und der Sonne nicht verstand, freute sich und lachte. „Es wird Tag, nun bin ich gerettet", meinte er.

In roter Glut tauchte die Sonne nun hinter der Erde auf, und aus ihren goldenen Wolken erklang es wie ein Trompetenschall: „Gib die Juwelen wieder her!"

„Nie!" rief das Erdmännchen, das sich die köstlichen Edelsteine noch einmal betrachtete. Im strahlenden Sonnenlicht erglänzten sie wie kleine Sonnen, die unaufhörlich Strahlen in allen Farben des Regenbogens aussenden.

„Ich kann dich mit dem dünnsten meiner Pfeile töten," rief die mächtige Mutter Sonne.

„Nein, nicht, nicht," flehten die Blumen, „denn dann verschießen unsere Farben und verfliegt unser Duft."

Als Pirrewitje das hörte, bekam er wieder Mut. Mutter Sonne würde wohl auf die Blumen hören und ihn nicht töten. Und deshalb rief er kühn: „Und ich gebe sie doch nicht her!"

'Dann weiß ich einen anderen Rat', dachte Mutter Sonne. Sie wartete eine Weile, bis der habgierige Pirrewitje noch einmal die Edelsteine betrachten würde, und das dauerte nicht lange, denn gleich danach öffnete er wieder die Hand, um die Brillanten zu bewundern. Wie schön funkelten sie, ihre Strahlen waren zuckendes Leben, es war eine Freude, sie zu betrachten. Diese Gelegenheit nutzte die Sonne und schoß plötzlich einen ihrer geheimnisvollen Strahlen in Pirrewitjes offene Hand. Und siehe da, die Steinchen rollten zusammen und flossen ineinander zu einem dicken Tropfen Wasser.
„O weh, o weh," schrie das Männlein traurig und wütend zugleich, „es ist nur noch Wasser, es ist nur noch Wasser, du böse Sonne, du falsche Betrügerin."
Und die Blumen schüttelten sich vor Lachen, so daß mancher Edelstein aus ihren Kelchen fiel. Der Brombeerbusch rollte seine Zweige wieder zusammen, und Pirrewitje Kanditje konnte gehen. Er war so verzweifelt, daß er sich vor Wut den Bart ausreißen wollte, aber er zog so heftig, daß er auch den Kopf mit abriß. Die Blumen fielen vor Schrecken und Entsetzen fast in Ohnmacht.
Die Nachricht verbreitete sich von Blume zu Blume, und sie kam denn auch zu den Rosen. „Soso, sieh mal an", sagten die Rosen und taten, als wüßten sie von nichts. „Uns geht das nichts an," sagten sie hochmütig, „denn wir stehen im Garten des Schlosses."
Mutter Sonne rief rasch Herrn Tau, der vorsichtshalber die Edelsteine bis zur nächsten Nacht einsammeln mußte, damit sie nicht von anderen Pirrewitjes oder gar von den Menschen gestohlen würden. Und Mutter Sonne sagte noch: „Fortan werde ich die Edelsteine, mit denen du die Blumen geschmückt hast, jedem Dieb in seinen Händen zu Wasser werden lassen."
Und wenn Mutter Sonne so etwas sagt, so glaube mir, dann geschieht es auch.

Aus dem Flämischen übertragen von Peter Mertens

*

Ludwig Christoph Heinrich Hölty

Der Stern der Seelen

Eine Phantasie

Jenen freundlichen Stern, den Gespielen der Abenddämmrung
Und Verkünder der Ruh, bewohnen die Seelen der Menschen,
Eh der Allschaffende ruft und die Seelen vom Schlummer erwachen,
Vom halbwachenden Schlummer, den unter Blumen sie schliefen.
Geuß durch die Wipfel des Hains, wo ich singe, schönster der Sterne,
Hellres Licht! Dich beschwebt ich in meiner schlummernden Kindheit,
Und Jahrtausende träumt ich in deinen Talen vorüber.
Süßes Gefühl der Erinnrung beschleicht die Bewohner des Erdballs,
Wenn sie dich schaun; dein hellströmender Lichtglanz füllt sie mit Wonne,
Alle lieben sie dich, besuchen den Hain, wo du funkelst.

Aus dem Insel-Band „Deutsche Gedichte"

*

Karl Heinrich Waggerl / Freundschaft mit Büchern

Aus meinem Kindesalter sind mir zwei Bücher in dauernder Erinnerung geblieben, ein geistliches und ein weltliches. Das eine war das Gebetbuch meiner Mutter. An Sonntagen, wenn ich neben ihr im Kirchenstuhl hockte und nach und nach alles versuchte, was sich mit bloßen Händen und Füßen gegen die Langeweile erfinden läßt, dann sah die Mutter plötzlich zürnend auf mich nieder und gab mir das heilige Buch.

Sie hätte sichtlich gern ein Kopfstück vorausgeschickt, aber das durfte sie hier nicht tun, die Kirchenbank war eine Freistatt aller Sünder. So saß ich also beglückt und warm zwischen weiten Frauenröcken eingebettet, hielt das Buch auf meinem Schoß und blätterte darin. Schon der Druck war wunderlich genug, groß

und verschnörkelt, Gottes oder Christi Namen standen immer rot dazwischen und füllten eine ganze Zeile aus. Ich buchstabierte die seltsamen Anrufungen und Litaneien, darin die Mutter Gottes ein elfenbeinerner Turm genannt wird, ein goldenes Haus oder eine Arche, und sie nimmt es nicht übel. Vor allem aber betrachtete ich immer wieder die vielen losen Bilder zwischen den Blättern. Da gab es Andenken an Wallfahrten, die sich meine gute Mutter für das Heil der Ihren auferlegt hatte, manche kostbar bemalt oder mit Goldstaub bestreut, und andere, die man auseinander falten konnte, und dann kam Unsere Liebe Frau zum Vorschein, schwarz von Angesicht und ein wenig einer gesprenkelten Motte ähnlich. Auf etlichen Blättchen sah man Heilige abgebildet, die wurden einem nach der Beichte mitgegeben, damit der Büßende nicht ganz ohne Trost und Beistand blieb.
Am zahlreichsten aber waren die Sterbebilder. Ich fand unsere ganze jenseitige Verwandtschaft im Gebetbuch der Mutter versammelt. Einige hatte ich selber bei Lebzeiten gekannt, dann waren sie plötzlich verschwunden, und eine Weile später tauchten sie in diesem Buche wieder auf. Viele aber waren mir ganz fremd, die Mutter nannte mir ihre Namen, wenn ich sie auf dem Heimweg danach fragte, und manchmal knüpfte sie auch ein mahnendes Wort daran. Der war liederlich, sagte sie, und deswegen ließ ihn Gott in den Wildbach fallen, merk dir das! Noch schlimmer stand es mit anderen, etwa mit unserem Großvater, von dem die Sage ging, daß er als Bergführer eine Goldader entdeckt hatte, aber vorzeitig krank wurde und als der düstere Mensch, der er war, mit seinem Geheimnis zu Grabe ging! Manchmal, wenn ich sommers um Beeren geschickt wurde, nahm ich heimlich sein Bild mit mir, des Glaubens, er werde es sich doch nicht versagen können, ein bißchen das Gesicht zu verziehen, wenn ich zufällig seinem Schatz auf die Spur käme. Aber das tat er nicht, er blieb verschlossen, ein unheimlicher Mann mit seinem schwarzen Wangenbart, Gott verzeihe ihm! Wir könnten alle in Freuden leben, wenn er nur rechtzeitig den Mund aufgetan hätte.
Das andere, das weltliche Buch, aber war der Kalender. Den kaufte der Vater im Spätherbst auf dem großen Jahrmarkt, und wenn der dicke Band endlich erstanden war und sicher in

Daniel Chodowiecki: Die Oderfähre

meinen Armen lag, dann hatten alle Buden mit ihren Knallbüchsen und Rollschlangen, mit Lebkuchen und türkischem Honig keinen Reiz mehr für mich. Denn der Kalender barg unerschöpfliche Schätze an Kurzweil und Erbauung für ein ganzes Jahr. Die eigentlichen Kalenderseiten blieben freilich der Mutter vorbehalten. Sie merkte dort an, wenn nach Gestalt des Mondes und nach den Tierkreiszeichen unsere Haare geschnitten oder die Bohnen im Garten gelegt werden mußten. Das war eine geheime und weitläufige Wissenschaft, in der nur die Mutter Bescheid wußte, und selbst der Vater zweifelte offenbar nicht daran, daß sie es gewissermaßen in ihrer Macht hatte, uns alle mit krausem Haar vom Widder oder mit glattem vom Wassermann zu versehen.
Aber der übrige Teil des Kalenders gehörte mir. Wochen brachte ich allein damit zu, die Bilder alle farbig auszumalen oder nach meinem Gefallen zu ergänzen, und dann waren noch immer die Geschichten nicht gelesen, die Merkwürdigkeiten der Welt nicht bestaunt, kein Rätsel war gelöst und kein Spaß verstanden. Beiläufig gesagt, ich konnte mich an Scherzen überhaupt nicht belustigen, ich wollte jeden ergründen. War etwa von dem Gast die Rede, dem der Kellner die Fliege in der Suppe als Fleischgericht anrechnete, so plagte ich den Vater tagelang mit dieser Fliegengeschichte, sie war für mich kein Scherz, sondern eine bitter ernste Rechtsfrage.
Bitter ernst nahm ich auch alle anderen Erzählungen. Der Kalendermann hatte einen seherischen Blick für alles Rätselhafte und Künftige, und wenngleich die Mutter meinte, ein Mensch werde niemals fliegen lernen, es holte ihn denn der Teufel durch die Lüfte, wie es zuweilen vorgekommen sei, so glaubte ich doch an das Wunder, und mein Glaube hat recht behalten. Ich las die Berichte von den Abenteuern frommbeherzter Missionare, die ergreifenden Beispiele vom Kampf der Tugend gegen die Mächte der Finsternis – ach, nie wieder im Leben ist mir das Gute so liebenswert, das Böse so verächtlich erschienen! Manche dieser Geschichten könnte ich noch heute nacherzählen, heute freilich nicht ohne ein Lächeln. Aber vielleicht macht es gar nicht sehr viel aus, daß ich zuallererst bei einem einfältigen Kalendermacher statt bei einem größeren Licht des Geistes in die Lehre ging. Und

heimlich hole ich mir ja noch immer Rat aus der Erinnerung, wenn mein eigener Witz versagt und alle Weisheit, die auf Stelzen geht.
Um jene Zeit kamen auch andere Bücher in meine Hand, aber die meisten waren mir viel weniger lieb. Denn zwischen der ersten Fibel und dem Leitfaden der Naturgeschichte für die Oberstufe senkte sich immerfort Schulstaub und Mühsal auf meine Kinderwelt herab. Die Mutter hätte es für sündhaft gehalten, ein Buch zu kaufen, das nicht zum Lernen oder sonst für einen nützlichen Zweck taugte. Ich aber war um so eifriger hinter allem Gedruckten her, und besonders die Ruhebänke auf den Promenaden hielt ich im Auge, weil vergeßliche Kurgäste dort manchmal ihre Bücher liegen ließen. Brachte ich so einen Fund nach Hause, so verschloß ihn die Mutter gleich in die Nählade, damit ich nicht daran verdürbe. Aber ich hatte das Buch schon längst gelesen, weit schneller, als meine gute Mutter es für möglich hielt, und sie wunderte sich nicht wenig, daß ich ihr Fortgang und Ende gleichsam weissagen konnte, wenn ihre eigene Neugier noch kaum über die ersten Seiten hinaus war.
Eine dieser Geschichten ist mir schon damals vor allen lieb gewesen, nämlich die des schiffbrüchigen Robinson. Das Buch gehörte dem Sohn des Doktors in der Nachbarschaft, und weil es ihm streng verboten war, mit uns Gassenkindern umzugehen, mußte ich meinen ganzen Scharfsinn daran wenden, bis ich diese Kostbarkeit endlich durch einen recht anrüchigen Kunstgriff beim Kugelspiel an mich bringen konnte.
Ich besaß den Band noch, als ich längst den Kinderstrümpfen entwachsen war und meine Jugend in den Schützenlöchern und Kavernen der Gebirgsfront begraben mußte. Irgendwo verlor ich dann das Buch auf den endlosen Märschen oder in der traurigen Dämmerung der Gefangenschaft, ich weiß es nicht mehr, damals verlor ich viel. Es gesellte sich in diesen Jahren ja auch manches andere Buch zu mir und wurde nicht eben wert gehalten, aber einige blieben mir doch dauernd, aus Zufall oder weil sie mir wahrhaft teuer waren.
Später, als ich in die Stille geriet und mein Leben im Dorf einzurichten begann, fügte es sich bei meinem Hang zum Hand-

werk ganz von selbst, daß ich mich mehr und mehr auch mit dem Äußeren des Buches befaßte, mit seiner dinglichen Gestalt. Viele vergilbte Schwarten habe ich mühsam zerlegt, um den alten Meistern hinter ihre Schliche zu kommen. Ich sah mit Bewunderung, wie sie den Vorsatz falzten oder das Kaptal umstachen und noch den Heftfaden kunstvoll über die Bünde schlangen, obwohl das doch nie jemand zu Gesicht bekam. Schließlich lernte ich es auch, und daran habe ich noch immer meine Freude. Stehe am Schrank vor den schönen gewandeten Büchern, befühle das köstliche Leder, schlage eines und das andere auf und suche darin nach dem Wort, das mir lieb ist. Und so wird es wohl auch bleiben: am liebsten binde ich Bücher, weniger gern lese ich sie, und am wenigsten mag ich sie selber schreiben.

*

Briefe Hölderlins

An Neuffer

Jena, d. . . Nov. 94

Ich bin nun hier, wie Du siehst, lieber Bruder! und ich habe Ursache, mich darüber zu freuen, nicht sowohl, weil ich hier bin, als weil mich mein Hiersein in dem Glauben bestätiget, daß es uns leicht wird etwas durchzusetzen, sobald wir nur nicht ans Ziel getragen sein, sondern mit eignen Füßen gehen wollen und es nicht achten, wenn zuweilen ein hartes Steinchen die Sohle drückt. Ich weiß gar wohl, daß es ein größer Ziel gibt, und größere Mühe, mehr Arbeit und mehr Gewinn; aber zu großen Dingen hat man in dieser Welt auch selten mehr als kleine Beispiele.

Ich habe jetzt den Kopf und das Herz voll von dem, was ich durch Denken und Dichten, auch von dem, was ich pflichtmäßig, durch Handeln, hinausführen möchte, letzteres natürlich nicht allein. Die Nähe der wahrhaft großen Geister und auch die Nähe wahrhaft großer selbsttätiger mutiger Herzen schlägt mich nieder und erhebt mich wechselsweise, ich muß mir heraushelfen aus Dämmerung und Schlummer, halbentwickelte, halberstorbne Kräfte sanft und mit Gewalt wecken und bilden, wenn ich nicht am Ende zu einer traurigen Resignation meine Zuflucht nehmen soll, wo man sich mit andern Unmündigen und Unmächtigen tröstet, die Welt gehen läßt,

wie sie geht, dem Untergange und Aufgange der Wahrheit und des Rechts, dem Blühen und Welken der Kunst, dem Tod und Leben von allem, was den Menschen, als Menschen interessiert, wo man dem allem aus seinem Winkel mit Ruhe zusieht, und wenns hoch kömmt, den Forderungen der Menschheit seine negative Tugend entgegenstellt. Lieber das Grab als diesen Zustand! Und doch hab ich oft beinahe nichts anders im Prospekt. Lieber alter Herzensfreund! in solchen Augenblicken vermiß ich oft recht Deine Nähe, Deinen Trost und das sichtbare Beispiel Deiner Festigkeit. Ich weiß, daß auch Dich zuweilen der Mut verläßt, ich weiß, daß es allgemeines Schicksal der Seelen ist, die mehr, als tierische Bedürfnisse haben. Nur sind die Grade verschieden. Eine Stelle, die ich heute in dem Vorberichte zu den Wielandschen sämtlichen Werken zufällig ansah, brennt mir noch im Herzen. Es heißt da: die Muse Wielands habe mit dem Anfange der deutschen Dichtkunst angefangen und ende mit ihrem Untergange! allerliebst! Nenne mich einen Kindskopf! aber so was kann mir eine Woche verderben. Sei's auch! Wenns sein muß, so zerbrechen wir unsre unglücklichen Saitenspiele und tun, was die Künstler träumten! Das ist mein Trost. – Nun auch was von hier. Fichte ist jetzt die Seele von Jena. Und gottlob! daß ers ist. Einen Mann von solcher Tiefe und Energie des Geistes kenn ich sonst nicht. In den entlegensten Gebieten des menschlichen Wissens die Prinzipien dieses Wissens und mit ihnen die des Rechts aufzusuchen und zu bestimmen und mit gleicher Kraft des Geistes die entlegensten kühnsten Folgerungen aus diesen Prinzipien zu denken und trotz der Gewalt der Finsternis sie zu schreiben und vorzutragen, mit einem Feuer und einer Bestimmtheit, deren Vereinigung mir Armem ohne dies Beispiel vielleicht ein unauflösliches Problem geschienen hätte – dies, lieber Neuffer! ist doch gewiß viel und ist gewiß nicht zu viel gesagt von diesem Manne. Ich hör ihn alle Tage. Sprech ihn zuweilen. Auch bei Schiller war ich schon einige Male, das erste Mal eben nicht mit Glück. Ich trat hinein, wurde freundlich begrüßt und bemerkte kaum im Hintergrunde einen Fremden, bei dem keine Miene, auch nachher lange kein Laut etwas Besonders ahnden ließ. Schiller nannte mich ihm, nannt ihn auch mir, aber ich verstand seinen Namen nicht. Kalt, fast ohne einen Blick auf

ihn begrüßt ich ihn und war einzig im Innern und Äußern mit Schillern beschäftigt. Der Fremde sprach lange kein Wort. Schiller brachte die Thalia, wo ein Fragment von meinem Hyperion und mein Gedicht an das Schicksal gedruckt ist, und gab es mir. Da Schiller sich einen Augenblick darauf entfernte, nahm der Fremde das Journal vom Tische, wo ich stand, blätterte neben mir in dem Fragmente und sprach kein Wort. Ich fühlt es, daß ich über und über rot wurde. Hätt ich gewußt, was ich jetzt weiß, ich wäre leichenblaß geworden. Er wandte sich drauf zu mir, erkundigte (sich) nach der Frau von Kalb, nach der Gegend und den Nachbarn unseres Dorfs; und ich beantwortete das alles so einsilbig, als ich vielleicht selten gewohnt bin. Aber ich hatte einmal meine Unglücksstunde. Schiller kam wieder, wir sprachen über das Theater in Weimar, der Fremde ließ ein paar Worte fallen, die gewichtig genug waren, um mich etwas ahnden zu lassen. Aber ich ahndete nichts. Der Maler Majer aus Weimar kam auch noch. Der Fremde unterhielt (sich) über manches mit ihm. Aber ich ahndete nichts. Ich ging und erfuhr an demselben Tage im Klub der Professoren, was meinst Du? daß G o e t h e diesen Mittag bei Schiller gewesen sei. Der Himmel helfe mir, mein Unglück und meine dummen Streiche gut zu machen, wenn ich nach Weimar komme. Nachher speist ich bei Schiller zu Nacht, wo dieser mich so viel möglich tröstete, auch durch seine Heiterkeit, und seine Unterhaltung, worin sein ganzer kolossalischer Geist erschien, mich das Unheil, das mir das erste Mal begegnete, vergessen ließ. Auch bei Niethammer bin ich zuweilen. Das nächste Mal mehr von Jena. Schreibe mir itzt auch bald, lieber Bruder!

Dein Hölderlin

Meine Adresse ist: an -- im Vogtischen Garten.

An N e u f f e r

Frankfurt

Hätt ich Dich doch bei mir, lieber Bruder! daß wir uns einmal wieder Freude machen könnten mit unsern Herzen. Die Buchstaben sind für die Freundschaft, wie trübe Gefäße für goldnen Wein. Zur Not schimmert etwas durch, um ihn vom Wasser zu unterscheiden, aber lieber sieht man ihn doch im kristallnen Glase.

Ich möchte wissen, wie Dir's jetzt gerade geht. Ich wollt, es ginge Dir, wie mir. Ich bin in einer neuen Welt. Ich konnte wohl sonst glauben, ich wisse, was schön und gut sei, aber seit ichs sehe, möcht' ich lachen über all mein Wissen. Lieber Freund! es gibt ein Wesen auf der Welt, woran mein Geist Jahrtausende verweilen kann und wird und dann noch sehen, wie schülerhaft all unser Denken und Verstehen vor der Natur sich gegenüber findet. Lieblichkeit und Hoheit, und Ruh und Leben; und Geist und Gemüt und Gestalt ist ein seliges Eins in diesem Wesen. Du kannst mir glauben, auf mein Wort, daß selten so etwas geahnet und schwerlich wieder gefunden wird in dieser Welt. Du weißt ja, wie ich war, wie mir Gewöhnliches entleidet war, weißt ja, wie ich ohne Glauben lebte, wie ich so karg geworden war mit meinem Herzen, und darum so elend; konnt ich werden, wie ich jetzt bin, froh, wie ein Adler, wenn mir nicht dies, dies eine erschienen wäre, und mir das Leben, das mir nichts mehr wert war, verjüngt, gestärkt, erheitert, verherrlicht hätte, mit seinem Frühlingslichte? Ich habe Augenblicke, wo all meine alten Sorgen mir so durchaus töricht scheinen, so unbegreiflich, wie den Kindern.
Es ist auch wirklich oft unmöglich, vor ihr an etwas Sterbliches zu denken, und eben deswegen läßt so wenig sich von ihr sagen.
Vielleicht gelingt mirs hie und da, einen Teil ihres Wesens in einem glücklichen Zuge zu bezeichnen, und da soll Dir keiner unbekannt bleiben. Aber es muß eine festliche durchaus ungestörte Stunde sein, wenn ich von ihr schreiben soll. –
Daß ich jetzt lieber dichte als je, kannst Du Dir denken. Du sollst auch bald wieder etwas von mir sehen.
Was Du mir mitteiltest, hat Dir herrlichen Lohn gewonnen. Sie hat es gelesen, hat sich gefreut, hat geweint über Deine Klagen.
O sei glücklich, lieber Bruder! Ohne Freude kann die ewige Schönheit nicht recht in uns gedeihen. Großer Schmerz und große Lust bildet den Menschen am besten. Aber das Schusterleben, wo man Tag für Tag auf seinem Stuhle sitzt und treibt, was sich im Schlafe treiben läßt, das bringt den Geist vor der Zeit ins Grab.
Ich kann jetzt nicht schreiben. Ich muß warten, bis ich weniger mich glücklich und jugendlich fühle. Leb wohl, treuer, geprüfter, ewiglieber Freund! Könnt ich ans Herz Dich drücken! Das wäre

jetzt die wahre Sprache für Dich und mich! Dein Hölderlin
d. 10. Jun.
Ich reise heute noch nach Hamburg ab, wegen dem Kriege. Leb wohl, mein Bruder! Die Zeit drängt mich Ich schreibe, wo möglich, Dir bald wieder.

An Schiller

Frankfurt, d. 30. Jun. 1798

Halten Sie es nicht für Unbescheidenheit, daß ich Ihnen wieder einige Gedichte zuschicke, wenn ich schon mich zu der Hoffnung Ihres Beifalls nicht berechtigt finde.

Sosehr ich von mancher Seite niedergedrückt bin, so sehr auch mein eignes unparteiisches Urteil mir die Zuversicht nimmt, so kann ich es doch nicht über mich gewinnen, mich aus Furcht des Tadels von dem Manne zu entfernen, dessen einzigen Geist ich so tief fühle und dessen Macht mir längst vielleicht den Mut genommen hätte, wenn es nicht eben so große Lust wäre, als es Schmerz ist, Sie zu kennen.

Sie durchschauen den Menschen so ganz. Es wäre deswegen grundlos und unnütz, vor Ihnen nicht wahr zu sein. Sie wissen es selbst, daß jeder große Mann den andern, die es nicht sind, die Ruhe nimmt und daß nur unter Menschen, die sich gleichen, Gleichgewicht und Unbefangenheit besteht. Deswegen darf ich Ihnen wohl gestehen, daß ich zuweilen in geheimem Kampfe mit Ihrem Genius bin, um meine Freiheit gegen ihn zu retten, und daß die Furcht, von Ihnen durch und durch beherrscht zu werden, mich schon oft verhindert hat, mit Heiterkeit mich Ihnen zu nähern. Aber nie kann ich mich ganz aus Ihrer Sphäre entfernen; ich würde mir solch einen Abfall schwerlich vergeben. Und das ist auch gut; solang ich noch in einiger Beziehung bin mit Ihnen, ist es mir nicht möglich, ein gemeiner Mensch zu werden, und wenn schon der Übergang vom Gemeinen zum Vortrefflichen noch schlimmer ist als das Gemeine selbst, so will ich doch in diesem Falle das Schlimmere wählen. Ihr wahrer Verehrer

Hölderlin

Aus den Briefen Hölderlins in der Insel-Bücherei

Anton Coolen / Der Einzug des Doktors

Niemals würde man es im Dorf vergessen, wie Friso van Taeke eingezogen war, als er sich hier niederließ! Das war ja auch wahrhaft unvergeßlich! Mennoniten und Reformierte hatten sich dabei über alle trennenden Meinungen hinweg gefunden und einträchtiglich gefeiert bis ans Morgenrot.

Es war in jenen Tagen, als in Friesland die erste Eisenbahn gebaut war, von Harlingen nach Leeuwaarden. Viel Menschen kamen hin, um das neue Wunder, den ersten Zug, zu bestaunen. Was für eine Zeit war das! Seit der Französischen Revolution war es dem Lande sehr gut gegangen, und so sah man überall eitel Fortschritt, die Welt wurde je länger, immer schöner und aufgeklärter und hat wohl noch nie solches Wohlgefallen an sich selbst gehabt wie damals am Ende des vorigen Jahrhunderts. Das waren so die sechziger, siebziger Jahre mit Dampf und Technik, und jetzt kamen die Eisenbahnen und machten auch noch den Verkehr so bequem! Das hatte auch sein Gutes über die bloße Bequemlichkeit hinaus: Die Menschen lernten einander kennen und schätzen, kamen rascher und besser zueinander, Vorurteile und Grenzpfähle mußten fallen. Jetzt machte man vor nichts mehr Halt, jetzt war alles möglich! Unter den Älteren aber gab es noch viele, die da meinten, diese Eisenbahn wäre denn doch nicht recht mit dem Worte Gottes in Einklang zu bringen; und sie erwarteten die gewisse Strafe für solches Gottversuchen. Nein, man durfte nicht mit Dampf und mit solcher unfaßbaren Geschwindigkeit sein Leben aufs Spiel setzen! Sie hielten sich an die ausdrücklich von Gott gewollte Postkutsche und an die Treidelkähne. Junge Leute aber sind nicht so bedenklich: nicht lange, und die erste junge Friesin fuhr mit der Eisenbahn von Harlingen nach Leeuwaarden und war nun die Sehenswürdigkeit ihrer Familie. Jedermann starrte das unternehmende Mädchen an wie eine Erscheinung aus andern Welten, und tief erschüttert lauschte man dem aufregenden Bericht von ihrer Reise, von ihrer eigenen Verwirrung und von der Angst, die ihre armen Eltern um sie auszustehen hatten.

Daniel Chodowiecki: Porträtsitzung

Friso van Taeke freute sich gewiß auch und ganz besonders über allen Fortschritt, denn er war ein vorurteilsfreier Mann. Er war zur Eisenbahn hinausgeritten, und als nun der Zug vorüberbrauste, nahm er seinen hohen Hut ab und grüßte: „Salve victoria aetatis nostrae!“ Und er fühlte, wie der Wind ihm Haare und Brauen zauste.
In eben jenen Tagen nun geschah es, daß er in seinen neuen Wohnort zog. Mit dem Zug werde er kommen, so hatte er ankündigen lassen. Natürlich war das Unsinn und pure Wichtigtuerei von diesem Reiter, diesem Freiherrn von Münchhausen. Wie hätte er denn überhaupt mit dem Zuge kommen können? Das Dorf lag ja gar nicht an der Bahn! An Landwegen lag es und am Wasser, an einem Kanal. Aber wie die Menschen sind: Da kam nun so ein sonderbarer Doktor, von dem sie schon mancherlei gehört hatten, und da glaubten sie eben von vornherein an seinen ‚Zug‘, kamen hinaus, um diesen Zug zu sehen. Und Friso van Taeke kam, ohne Dampf und ohne Technik, und seine Pferde waren nicht von Eisen. Vielleicht war er ein wenig aus dem Gleichgewicht gekommen durch die Eisenbahn, durch den Umsturz der Zeit und den Wandel der Bildung. Denn er kam so närrisch und mit großem Tamtam daher wie die alten umherziehenden Wundärzte, mit einem ganzen Heerbann! Zu seiten des Weges standen die Menschen und guckten. Sogar die Kühe waren neugierig an die Hecken ihrer Melkplätze gekommen. Die Bauernwagen mußten den Weg frei machen für diese ungewöhnliche Karawane.

Vorneweg fuhr ein Bauernwagen, darauf standen zwei Kerle, als Narren herausstaffiert; sie trugen ein Spruchband, darauf war etwas sehr Erhabenes zu lesen, ein Wahlspruch, der den Zug eröffnen sollte: ‚Ich verbinde euch, Gott heilt euch!‘ Aber hinter diesen Kerlen mit dem Spruchband dampfte und qualmte es auf dem ersten Wagen, Rauchwolken kamen aus einem steilen Rohr, ein Küchenherd thronte hoch oben, und drei rotschwarze Kobolde, drei Gnomen standen davor und schürten das Feuer, das waren Friso van Taekes kleine Söhne: Tjerk, Evert und Wobbe. Die Kohlen holten sie von dem Wagen, der hinter ihnen fuhr, sie

wurden ihnen über die Pferde hin zugereicht, und halsbrecherisch turnten die Jungen an Deichsel und Pferden entlang, um die herübergereichten Stücke fassen zu können. Dann tanzten sie wieder vor ihrem Ofen. Sie machten das Türchen auf und beugten sich zum Feuer, ihre schwarzen Gesichter waren purpurn in der roten Glut. Und hinter dem Kohlenwagen, in einer friesischen Federkutsche, die ganz weiß und golden war und innen mit rotem Samt ausgeschlagen, fuhren Friso van Taeke und seine Frau. Nein, dieser Doktor mit seinen weißen Brauen und dem roten Bart! Alle Leute mußten danach gucken. Wie sonderbar er doch aussah in der kurzen Kutte und dem hohen Hut; in der einen Hand trug er den Stab mit den beiden Schlangen des Äskulap und in der andern die Leier von dessen Vater Apoll, dem Gott der Dichter, der Moral und der Ärzte. Aber gern legte er einmal die Symbole zu seinen Füßen nieder, um einen Pokal anzunehmen, den man ihm überreichte. Er stand auf und trank der Menge zu: „Fryslan bôppe!" Den Ruf kann auch der schweigsamste Mann aus einem Friesendorf nicht hören, ohne zu jauchzen und mitzurufen. Und wie herzlich hatte da auch die Frau Doktor mit eingestimmt! Freundlich war sie und ein wenig verlegen, aber wohl auch von ihres Mannes Vergnügen an diesem Unfug angesteckt. Sie trug die friesische Tracht, die goldene Kappe, deren Glanz gedämpft war durch die zarte Spitze der Haube. Wie funkelten die feinen Ohrgehänge zu beiden Seiten ihrer ebenmäßigen Stirn! Sie trug auch das spitzenbesetzte Umschlagetuch und eine Schnur schimmernder Wachsperlen. Eine Spitzenschürze hatte sie über dem buntgeblümten hellen Kleid und die silberne Bügeltasche auf dem Schoß. Sie war ganz rot geworden und schlug die Hände vors Gesicht. Aber dann trank sie sich Mut und Fassung an für die überschäumende Ausgelassenheit ihres Mannes. Sie schaute gen Himmel und mußte beinahe weinen über ihre schwarzen Jungen. Da riefen sie ihr zu. Sie sah auf. Sie sah die rotgeranderten Augen in den schwarzen Jungengesichtern, und wie die Lider so weiß darüber auf- und zuklappten. Die Kinder krähten: „Mutter! Mutter!"

Und sie lachte unter ihren Tränen und stieß mit ihrem Manne an. Sie hatte ihre Fassung wieder. Sie war blond unter der hellen

Mütze, sie trug die heimatliche Festkleidung. Hinter ihr kam eine Kutsche mit einem Herold; in viel zu weiten Stiefeln, die um seine Beine schlotterten, stand er da und hatte einen breiten Federhut auf dem Kopf. Er trug die mit der Wasserrose gezierte Fahne, die bunt und prächtig flatterte, und wenn der Herold die gewaltige Flagge schwenkte, mußte die Frau Doktor den Kopf immer ein wenig einziehen. „Eala frya Fresena!" Man sang, schüchtern noch und gedämpft, und so singend, wand sich der Zug dahin in der Abendsonne. Männerstimmen sangen und Frauen, halblaut, es war ein wunderlicher Chor. Aber hinter der friesischen Fahne kam dann die Musikkapelle: Geigen, Becken und Trompeten, und die Musikanten stimmten das Lied an, dem auch der schweigsamste Friese vom Dorfe nicht widerstehen kann. Alle Menschen fielen ein, und jetzt sangen sie laut:

Frysk bloed tsjuch op,
Wol nou ris brûze en siede!

– Friesenblut, rausche auf! Brause nun und walle! –

Hinter den Musikanten kamen dann noch viele zweispännige niedrige Bauernwagen mit Möbeln und Hausrat, und auch ein Wagen mit der Apotheke, der war mit Bildern beklebt: Prachtvoll ringelte sich da die Schlange mit dem erschröcklichen offenen Maul über der breiten Schale. Und ganz am Ende des Zuges kam die fliegende Gastwirtschaft! Wagen mit Weinfässern, Wagen mit Biertonnen, Wagen mit Branntweinkrügen und Schiedamer, lauter Tonnen und Fässer, und die glatten Dauben dufteten in der Glut der Sonne. Nein, es war kein Wunder, daß die Leute so ausgelassen waren. Hurtige Hände griffen zu, schenkten ein, die gefüllten Gläser gingen, wie die Eimer an einer Brandstätte, von Hand zu Hand bis zu den ersten Wagen, wo die Narren standen mit dem Spruchband vor dem rauchenden Herd. Oh, was für dicke graue Rauchwolken kamen da heraus! Manchmal verschwanden die drei kleinen schwarzen Teufel ganz in den Schwaden und mußten furchtbar husten. Auch die Zuschauer am Wege wurden von den Männern auf den Getränkewagen nicht vergessen. Wer nur ein Glas hatte, kriegte es gefüllt. So ganz mit rechten Dingen ging das nun nicht mehr zu, wo hatten sie alle nur so plötzlich die

vielen Gläser her, Becher, Kannen, Teetassen? „Auf den neuen Doktor!“ Als man das Dorf mit seinen stillen Häusern und den zwei kleinen Holztürmen, dem der Mennoniten und dem der Reformierten, erreicht hatte, waren schon einige auf dem Deich zurückgeblieben. Aber sie rafften sich wieder vom Abhang auf und holten den Zug ein, wenigstens diese fliegende Gastwirtschaft! Denn es lag ihnen ja nichts daran, nun unbedingt an der Spitze des Ganzen zu marschieren. Sie blieben bescheiden hinten, bei ihren Wagen mit den Tonnen.

So kam der Zug in die Mitte des Dorfes, auf den Dorfplatz, eine Rasenfläche unter Ulmen. Hier stand das Gemeindehaus, und hier war auch die Doktorwohnung, eine zierliche Giebelfront mit einem sauberen, von Ketten und Steinpfosten begrenzten gepflasterten Sitzplatz davor, einem Balkon über der Tür. Neben dem Hause standen, kleiner und mit breiten Toren, Kutschhaus und Pferdestall. Das Fest ging weiter. Wir wissen alle, daß die Friesen zurückhaltende und schweigsame Menschen sind. Aber seht sie einmal auf dem Eise! Dann erkennt ihr sie nicht wieder. Dann haben sie etwas vom Winde und von der Gewalt des Sturmes. Und waren sie jetzt auch nicht gerade auf dem Eise, so hatten sie doch diesen plötzlichen, unerwarteten Schwung festlicher Freude und Bewegtheit, der sie mitriß. Vielleicht spürten sie auch wieder etwas von der verführerischen Unabhängigkeit, der verloren gegangenen tollen Unbezähmbarkeit in ihrem uralten Freibeuterblut. Im Handumdrehen war für die Musikanten eine Estrade aus Tonnen und Brettern gebaut, und nun illuminierte man die Giebelfront unter den Ulmen mit Lampions, die Friso van Taekes schwarze Söhne aus den mitgebrachten Körben zu Dutzenden, ja zu Hunderten austeilten. Das war ein prächtiges Bild, unter den sommerlich belaubten Bäumen all die roten, orangefarbenen und violetten schwach schimmernden Lichter vor dem noch klaren Abendhimmel! Sanft schwangen sie im Grünen mit, und die perlenden Schnüre zogen sich bis ans Doktorhaus. Über der offenen Tür, über den Fenstern waren auch hier Lampions aufgehangen, und ihr sanftes Widerbild schimmerte im glänzenden Spiegelglas der Fensterscheiben. An einem der Fenster kamen auch die schwarzen

Maschinisten über den Lampions zum Vorschein, die Leute sahen, wie die kleinen schwarzen Gesichter nahe an der milden Glut lachten. Paare tanzten, sangen und küßten sich, die Reformierten nahmen die Mennoniten wie Brüder auf. Der Geist der Verbrüderung ergriff alle Herzen. Über alten Haß hinweg trank man sich begeistert zu. Feinde wurden zu Freunden. Sünder weinten vor Reue und Freude. Keiner hatte je einem andern etwas Böses zugedacht, immer nur Gutes! Man mußte auch freigebig sein und der Armen gedenken, man sammelte Geld für sie. Der Nachtwind sang in den rauschenden Kronen der hohen Ulmen. Doch der Sang von Bäumen und Wind ging unter im Lärm der Musik und der singenden Stimmen. Da, mit einem Male, wurde die Estrade, auf der die Musikanten saßen, kurz und klein geschlagen. Aber es war keineswegs bös gemeint! Es war nur die hemmungslose Begeisterung von ein paar ganz Wildgewordenen, die sich in bloßen Worten eben nicht mehr genügend austoben konnten. Über den Trümmern zerriß eine Kette von Lampions, ein paar gingen aus, andere loderten auf in klarer Flamme wie eine Fackel, die rasch zusammensank und schief und glimmend herabhing. Eine Estrade war nun nicht mehr da, aber man half sich: die Musikanten fanden einen neuen Platz, auf dem Balkon und vor den Fenstern der Doktorwohnung, das war auch viel prächtiger! Der Geistliche der Mennoniten kam und ereiferte sich, was das hier für wilde Sitten wären! Er mußte zu dem neuen Doktor, er mußte ihn sprechen! Man sah, wie er sich, blaß und verstört, durch die Menge drängte und dann mit einem Sprung über die Schwelle im Haus verschwand. Zwei Stunden später erschien er wieder in der Festbeleuchtung und bei der Musik auf der Schwelle vor all den Menschen; Rock wie Weste hatte er verkehrt angezogen, hier vorn und hinten, dort links und rechts vertauscht! Um den Hals hing ihm ein Tau, daran vor seinen Knieen ein Fäßchen baumelte. In jeder Hand hielt er ein Weinglas hoch empor und sang, eigensinnig gegen die Musikkapelle an, das Vivat aus seiner Studentenzeit. Man konnte es sich nicht erklären. Dieser Wiking da drinnen war sicher ein Gastgeber von unwiderstehlicher Liebenswürdigkeit, oder vielleicht war der Pfarrer auch sein alter Studienfreund? Erst gegen vier Uhr in der Frühe zerschmetterten die Musikanten die

Geigen gegenseitig auf ihren Schädeln und zogen ab, einer hatte noch eine Violine als Halskragen um. Jetzt konnten sie mittun bei der allgemeinen Ausgelassenheit da unten, dabei hatte man nun keine Musik mehr nötig! O nein! Die Menschen hatten ja Musik, brausende, inwendige Musik, mehr als genug! Sie hörten alles und stimmten schallend ein im aufglimmenden Morgenrot, vor dem die Flämmchen in den Lampions mit immer kleineren Rucken kümmerlicher und blasser wurden und mit einem letzten Aufflackern erloschen.

Ja, die Wirte unter den rauchgeschwärzten Deckenbalken wußten noch lange davon zu erzählen, sie hatten es von alten Leuten, die dabei gewesen waren. In jener alten, barbarischen Zeit verstand man sich noch darauf, Feste zu feiern! Jetzt geht es in feineren Formen vor sich.

Friso van Taeke wird am andern Tage wohl nicht mehr als einen stummen Blick der Ernüchterung gehabt haben für die Hefe im geleerten Pokal. Als er an diesem Nachmittag einmal hinausging, den Garten bei seinem Hause zu besichtigen, erhob sich ein Mann aus den Sträuchern. Das war der letzte der Festgenossen, von den Schritten des Doktors eben erst geweckt. Friso van Taeke grüßte den Mann kühl und sah ihm nach, als er durch die Hintertür in den Flur ging und durch den vorderen Ausgang das Haus verließ. Friso van Taeke ging zum Stall und Kutschhaus. Hier standen ein paar Männer bei einem Wirrwarr von Wagen, Kisten und Hausrat. Friso van Taeke ließ sein Pferd satteln und ritt in seiner kurzen Mönchskutte, den hohen Hut auf dem Kopf, zum Dorf hinaus. Er setzte ruhig über Gräben und Hecken. Er wollte das Land kennen lernen, dieses Land, in dem er ein beliebter und wegen seiner Tüchtigkeit geachteter Arzt werden sollte, ein sehr angesehener Mann.

Aus dem Roman: „Die drei Brüder“



Andreas Zeitler / Die Gartenernte

In der Nacht hatte es noch dünn und leise, aber anhaltend geregnet. Beim Morgengrauen dann war ein ungestümes Wehen über das finstere Gewölk hergefallen und hatte es bald auseinander getrieben. Nun leuchtete der reingefegte Himmel über dem Tal wieder so seidig blaßblau, so prangend und verheißungsvoll, wie er zu dieser Jahreszeit in der kalten Frühe nur leuchten konnte. Die tannendunklen Waldhäupter des Gebirges deckten noch duftige, mattblaue oder grüngraue Schleier. Von den höchsten löste die Sonne eben die volle, rötlichblonde Mähne, heiter machte sie sich ans Steigen, und das herbstliche Land, das noch von Nässe funkelte und das mütterliche Gestirn mit unzähligen blanken Tropfenaugen spiegelnd begrüßte, verjüngte sich mehr und mehr unter ihrem Licht. Die klare Luft war erfüllt von dem hellen Zwitschern und Schnalzen der Stare, die sich unruhig in dunklen Schwärmen über den sattbraunen oder milchig grünen Fluchten der Äcker auf und nieder warfen und zum Fluge rüsteten.

Regina stand unter den ufernahen Bäumen ihres Gartens und blickte über das Wasser hinweg und zwei offenen Autobussen nach, die weit drüben auf der Straße neben der Eisenbahn dicht hintereinander dahineilten. Ihre prächtig glänzenden Karosserieen schossen rote Blitze herüber, und die Kleider der Schulklassen, die eng gepferdht darin saßen, flammten weiß. Ganz fern, wie ein munteres Vogelrufen aus großer Höhe, war das vergnügte Kreischen der kleinen Mädchen zu hören.

Habe sie es nicht vorausgesagt, daß es heute schön werden würde, fragte sie Käthe, die den Weg vom Hause herunterkam und lächelnd zwei leere Obstschwingen ins Gras setzte. Regen am Erntedanktag – es sei auch nicht auszudenken! Verdürbe doch dann das große gemeinsame Fest, das alle froh und dankbar machen solle.

Sie hob die Leiter auf, die vor ihr am Boden lag, und lehnte sie mit kundigen Griffen in das Geäst des nächsten Baumes. Käthe rüttelte zur Vorsicht kräftig daran, um sich zu überzeugen, daß sie auch wirklich fest stand. Dann reichte sie dem Mädchen einen kleinen, runden Pflückkorb, den man mit einem Eisenhaken

an die Leitersprossen hängen konnte, wo man ihn gerade brauchte. Behende stieg Regina bis hoch in den durchsonnten Wipfel hinauf, der die besten spätreifen Äpfel des Gartens trug. Das sommerliche Unwetter hatte ihm keinen schweren Schaden zufügen können, weil das Haus damals mit seinem langen Dach gegen den Sturm einen gleich hohen Schutzwall bildete. Was in jener Nacht an den Zweigen geblieben war, ergab noch eine erfreuliche Ernte. Mit hübschen roten Streifen geschmückt, glänzten die gedrungenen hellgelben Früchte überall lecker aus dem Laub, und die gesunde Farbe und der feine Glast ihrer Haut verhießen ein mürbes, wohlschmeckendes Fleisch. Regina ließ erst noch ein Weilchen verstreichen, ehe sie mit dem Abnehmen begann. Sie stützte sich auf die beiden Leiterholme und sah andächtig um sich. Das unbegreifliche Wunder des Lebens, das der Tod erbarmungslos vernichtete und doch auch wieder auf geheimnisvolle Weise nährte, teilte sich ihrem empfänglichen Herzen in der reichen Krone als ein leiser Jubel mit, der vorübergehend die Glieder lähmte und ausgekostet sein wollte...

Käthe, die kein Leid zu verwinden hatte und alles noch mit den gleichen Augen ansah wie früher, machte sich inzwischen unten schon emsig zu schaffen; an einer langen Stange schob sie den eisenfingerigen Rand eines aufgespreizten Leinwandsäckchens unter die niedergebogenen Äste und riß damit säuberlich Apfel um Apfel ab.

Sobald beide Schwingen gehäuft voll waren, schüttete sie die Ausbeute in einen Waschkorb, der auf dem Steinplatz vorm Hause bereit stand, und Regina schleppte die Leiter zu einem anderen Baum.

„Muß es gerade der sein?" fragte die Alte etwas verwundert, als sie mit den leeren Geflechten wieder durch das nasse Gras zu ihr herunterwatete und sah, daß der beste Birnbaum diesmal der auserwählte war.

Aber Regina ließ sich nicht beirren. Ohne ein Wort der Entgegnung klomm sie lächelnd in die Höhe und warf ihr die erste Birne zu, die sie abbrach. Jene fing sie geschickt mit der vorgehaltenen Schürze auf und dankte ihr. Bevor sie hineinbiß, drehte sie bewundernd die gewichtige Frucht auf den Fingerspitzen vor den begehrlich

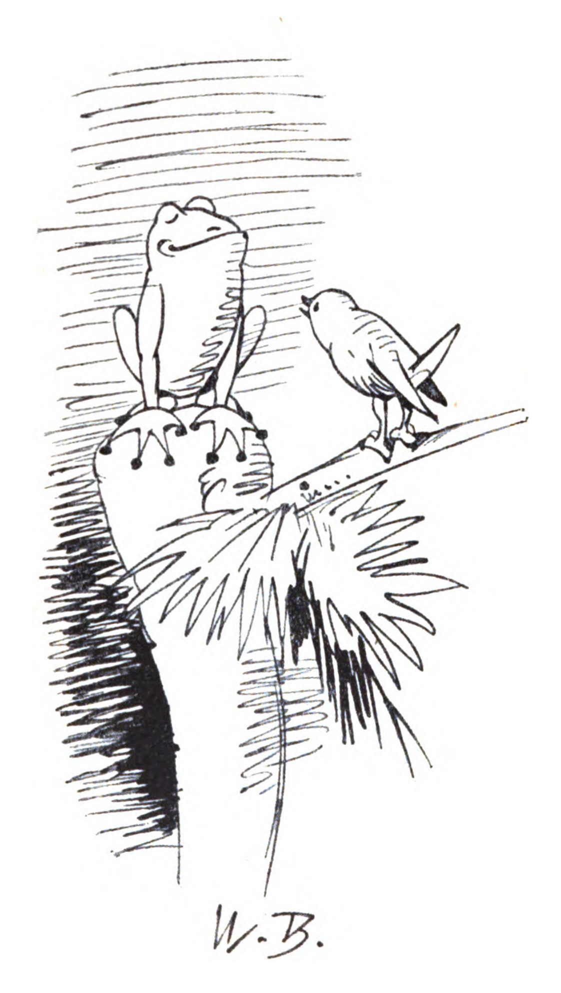
blitzenden Augen und meinte, daß ihr diese Sorte von allen, die sie in ihrem Leben versucht habe, nun einmal die liebste sei.
Ihr selber schmecke sie nicht weniger, erwiderte Regina und senkte dabei den gefüllten Pflückkorb an einer Leine herab. Doch eben deshalb wollten sie nicht auf die ganze Fülle erpicht sein, sondern einen Teil an Arme und Kranke ablassen.
Wie vorher bei den Äpfeln, begnügte sie sich auch hier mit der Menge, die in die flachen Mulden hineinging, und verließ den Baum wieder, als in jeder gleich einem Schatze von erstarrten Sonnentropfen ein gleißender Birnenberg stand.
Während Käthe die Birnen zu den Äpfeln tat und durch eine aufrecht in den Waschkorb gestellte Pappe die einen von den anderen trennte, lud sich Regina die Leiter auf die Schulter, raffte dazu noch den Pflücker vom Boden auf und trug die beiden Geräte an ihren Platz hinter dem Hühnerstall zurück, wo sie, gegen Sonne, Regen und Schnee hinreichend geschützt, das Jahr über verwahrt wurden. Hernach begab sie sich von neuem in den Garten, und nun waren es ihre Gemüsebeete, auf denen sie erntete. Nicht anders als beim Obst wählte sie auch dort mit Bedacht das Schnittreife aus und häufte es in die zwei mitgebrachten Schwingen, die wiederum ihr Maß bildeten. Sie zog die dicksten Möhren aus der Erde, löste die rötesten Tomaten von ihren Stielen und setzte an die prallsten Kohlrabiköpfe, den festesten Blumenkohl und das rundeste Welschkraut das Messer, und bald lag das Beste beisammen, das ihr bis zu diesem Morgen zugewachsen war. Damit es recht frisch und appetitlich aussähe, putzte sie rasch das Unbrauchbare weg und brauste zuletzt alles noch unter der Wasserleitung flüchtig ab.
Ihrem Vater war gleichfalls bei der festtäglichen Morgenarbeit eine Aufgabe zugefallen. Im vorderen Garten hatte er inzwischen zusammengesucht, was er Blühendes noch an Büschen und Stauden entdecken konnte. Voller Stolz brachte er jetzt einen dicken, in der Morgensonne taublank leuchtenden Strauß herbei, den er mit beiden Händen umspannen mußte. Er breitete ihn behutsam auf dem Tische des Vorplatzes aus und humpelte dann wieder davon, um noch zwei lange Tannengewinde zu holen, die bereits am Vorabend gebunden worden waren und während der Nacht

auf der Regentonne gelegen hatten, damit sie ihre Frische behielten. Ehe er sie dort wegnahm, besprühte er sie noch einmal reichlich und kam dann mit der tropfenden dunkelgrünen Bürde, aus der ihn beim Tragen der herbstliche Bergwald würzig anroch, gerade zurecht; denn Regina und Käthe hatten nun das Gemüse in einen zweiten Waschkorb geschichtet und wollten mit dem Ausschmücken beginnen.

Mit ein wenig Blumendraht und einem Rest bunten Bandes war das bald bewerkstelligt. Um den Rand der Körbe wurde das Tannengewinde gelegt; in dieses hinein flochten sie aus Astern, späten Nelken, Levkojen, letzten Gladiolen und Zinnien ein üppiges Muster, das sie mit den flammenzüngigen Sternen und Bällen der Dahlien und Georginen vollendeten. Eine einzelne nachgekommene Sonnenblume, die im laueren Strahlenbad der Nachsommermittage bloß ein schmächtiges Haupt in die Höhe gereckt hatte, wollte mit ihrem stillen, warmen Licht nicht recht in die farbensprühende Unruhe des Gewindes passen, wo es von rahmweißen, lachsfarbigen, fast schwarzen, schwefelgelben, korallenroten und blauvioletten Tupfen wimmelte; sie ließen sie auf ihrem rauhblättrigen Schafte lustig schaukelnd wie das Tagesgestirn über den Äpfeln und Birnen stehen. Als sie fertig waren, nahmen sich die Früchte und das Gemüse noch einmal so gut aus.

Sie gingen nun in die Küche, wo sich für jeden noch etwas zum Heraustragen fand. Der Hauptmann nahm das Henkelkörbchen mit den Eiern, Regina bepackte sich mit den Honiggläsern und einem der Brote, Käthe ergriff das andere; im Hinausgehen fiel ihr die Bütte mit den Pflaumen ein, die in der Speisekammer vergessen worden war, sie kehrte um und klemmte sich auch diese noch unter den Arm. Man war sich nicht gleich einig, wie man die Sachen unterbringen sollte; zu guter Letzt entschied Regina. Auf jeden Korb wurde obenauf ein Brot getan, die Eier und die Pflaumen gesellte man dem Gemüse, den Honig dem Obst.

Aus der Erzählung „Fränkischer Sommer"



Wenn einer, der mit Mühe kaum
Gekrochen ist auf einen Baum,



Schon meint, daß er ein Vogel wär,



So irrt sich der.

Bücher aus dem Insel-Verlag

Mein Rat ist nicht, daß man ohne Unterschied allerlei Bücher zusammenraffe und nur an derer Menge denke. Ich wollte die Wahl darunter haben und mit rechtschaffenen Büchern meine Librerei versorgen und gelehrte Leute darüber zu Rate ziehen.

*

Martin Luther

Neuerscheinungen 1937

Die Preise beziehen sich, wo nichts anderes angegeben ist, auf den in Leinen gebundenen Band.

Böhme, Jakob: Schriften. Ausgewählt und herausgegeben von Friedrich Schulze-Maizier. (Hausbücher der Insel.) M 4.50

Die neue Böhme-Ausgabe will aus dem Gesamtwerk des „Philosophus teutonicus" durch Auswahl des heute noch Lebendigen ein Bild des Menschen darbieten und die Entwicklung des Philosophen deutlich machen. Sie zeigt Böhmes faustisches Bemühen um einen letzten Lebenssinn, seinen unerschrockenen Blick in die Abgründe des Daseins, der jeder kleinmütigen Lebensverdüsterung zu trotzen wagt: Ritter zwischen Tod und Teufel.

Buchwald, Reinhard: Schiller. Zwei Bände. I. Der junge Schiller. II. Wander- und Meisterjahre. Mit 14 Bildtafeln. M 15.–

Seit mehr als einem Menschenalter ist dies zum ersten Mal wieder eine umfassende Schiller-Biographie. Reinhard Buchwald hat zahlreiche neue Quellen erschlossen und dem Bildnis des Dichters viele neue Züge gegeben. Er hat aber vor allem auch einen neuen Weg der Lebensbeschreibung beschritten und Schillers Lebenslauf als Geschichte seines Geistes gestaltet. Bei alledem ist sein Werk kein gelehrtes Buch, sondern eine allgemein verständliche fesselnde Darstellung, wohl das lebendigste Schillerbuch, das die Gestalt des Dichters in ihrer ganzen Größe vergegenwärtigt.

Chodowiecki, Daniel: Von Berlin nach Danzig. Eine Künstlerfahrt im Jahre 1773. 100 Bilder nach den Originalen der Staatlichen Akademie der Künste in Berlin mit erläuterndem Text und einer Einführung von Wolfgang von Oettingen. Stammbuch-Querformat in Schuber. M 4.50

Dies Werk gehört zu den reizvollsten Schöpfungen des berühmten Meisters. Seine Zeichnungen geben uns das deutlichste Bild der Danziger Gesellschaft. Das entzückende Büchlein ist ein schönes Seitenstück zu dem vor zwei Jahren erschienenen „Reise-, Zerstreuungs- und Trostbüchlein" Goethes.

Coolen, Anton: Die drei Brüder. Roman. Aus dem Niederländischen übertragen von Bruno Loets. M 5.–

Wie in seinen Romanen „Brabanter Volk" und „Das Dorf am Fluß" hat Anton Coolen auch hier wieder eine Reihe unvergeßlicher Gestalten geschaffen: den alten Landarzt Friso van Taeke, seine Schwester Frode und seine drei Söhne. Ländliches Idyll und tragische Erschütterung sind in einer bewegten Handlung verschlungen

von einem Erzähler, den man mit Recht in die Nachbarschaft eines Hamsun gestellt hat, der aber seinen eigenen Stil einer großen Fabulierkunst hat.

Dantes Göttliche Komödie. Übertragen von Friedrich Freiherrn von Falkenhausen. (733 Seiten.) M 7.50; in Leder M 14.–

Dantes Weltgedicht hat einen neuen Übersetzer gefunden, der bei strenger Treue gegen den Gedankengehalt des Urbilds auch seine Vers- und Reimform gewahrt hat. Die neue Ausgabe bietet ausführliche Erläuterungen und eine Einführung in die Ideenwelt der Dichtung. Wir glauben, daß mit diesem Werk das geschaffen ist, was das Ziel so vielfacher Bemühungen war: ein deutscher Dante.

Flaubert, Gustave: Frau Bovary. (Bibliothek der Romane.) M 3.50

Achtzig Jahre nach seinem Erscheinen (1857) hat dieser Roman nichts von seiner Kraft verloren. Mit der tiefen Durchleuchtung seelischer Vorgänge hat er die Haltung der psychologischen Romane eingeleitet. Nach manchen Verirrungen auf diesem Gebiet ist es nun um so aufschlußreicher und erfreulicher, dieses Meisterwerk wieder zu lesen, dessen Größe in der zuchtvollen Gestaltung liegt.

Die Geschichte vom Prinzen Genji, wie sie geschrieben wurde um das Jahr Eintausend unserer Zeitrechnung von Murasaki, genannt Shikibu, Hofdame der Kaiserin von Japan. Zwei Bände (etwa 1200 Seiten). M 16.–

Das berühmte Romanwerk der klassischen Dichtung Japans erzählt die Liebesgeschichten des Prinzen Genji, eine bunte Kette von Abenteuern, die in der Schilderung durch eine Frau besonders reizvoll sind, da sie uns Einblick gibt in das intime Leben jener Zeit. Den Freunden großer epischer Dichtung und allen kulturgeschichtlich interessierten Lesern bringen die beiden Bände die schönste Unterhaltung für viele lange Abende.

Kamban, Gudmundur: Ich seh ein großes schönes Land. Roman. Aus dem Dänischen übertragen von Edzard Schaper. M 6.50

Wie in seinem Roman „Die Jungfrau auf Skalholt" läßt der isländische Dichter auch hier eine Großzeit nordischer Vergangenheit lebendig werden. Er schildert die Fahrt der Isländer, die um das Jahr 1000 nach Grönland und von dort zur ersten Entdeckung Amerikas führten. Neben den mutigen Wikingern stehen einige herrliche Frauengestalten. Den Hintergrund der figurenreichen Szenen bildet eine Welt, in der die alte Götterzeit und das Christentum miteinander ringen. Ein großartiges Werk epischer Kunst.

Keller, Gottfried: Die Leute von Seldwyla. (Bibliothek der Romane.) M 3.50

Zum Ruhme dieser humorvollen Erzählungen braucht gewiß nichts gesagt zu werden. Sooft man sie auch liest – immer findet man neue Züge in diesen Schweizer Porträts.

le Fort, Gertrud von: Die Magdeburgische Hochzeit. Erzählung. M 5.50

In großen starken Bildern schildert die Dichterin die tragische Situation Magdeburgs im Dreißigjährigen Krieg. Mit den geschichtlichen Ereignissen ist das Schicksal einer jungen Magdeburgerin verknüpft. Die Eroberung und Zerstörung der Stadt, die schon in den zeitgenössischen Flugblättern mit grausiger Poesie als „Hochzeit" bezeichnet wird, erscheint als Jüngster Tag und Weltgericht: aus dem Untergang erhebt sich das Ewige in reiner Herrlichkeit.

Manesse. — Bildtafeln aus der Manessischen Liederhandschrift. Jedes Blatt in Umschlag M 6.–

Zu den bisherigen acht Tafeln kommen jetzt zwei neue: Kaiser Heinrich und Wolfram von Eschenbach. Es sind sowohl wegen der dargestellten Persönlichkeiten wie nach ihrem künstlerischen Wert zwei besonders schöne Blätter, die in ihrem Farbenreichtum einen herrlichen Wandschmuck bilden. Siehe auch Seite 174.

Meiner, Annemarie: Lob des Alters. Sprüche der Weisheit. Gebunden M 2.50

Dieses kleine Brevier der Lebensweisheit hat schnell viele Freunde gefunden. Gelassen und voll ernster Fassung, mit gesundem Menschenverstand und auch humorvoll sprechen hier Menschen aller Zeiten vom Sinn des Alters. Es ist ein rechtes Trostbüchlein, und wahrlich nicht nur für alte Leute. In seiner gefälligen Ausstattung ist es ein besonders reizvolles Geschenkwerk.

Mell, Max: Das Donauweibchen. Erzählungen und Märchen. M 5.–

Der österreichische Dichter, der vor kurzem mit dem Mozartpreis ausgezeichnet wurde, vereinigt in diesem Bande seine erzählenden Dichtungen. Wie in seinen dramatischen Arbeiten, namentlich im „Apostelspiel", finden wir auch hier eine volkstümliche Kunst, die aufs schönste die große Überlieferung der österreichischen Erzähler aufnimmt und fortführt. Die Reihe der Legenden und Erzählungen wird eröffnet durch ein besonders reizvolles Stück, den Umkreis von Geschichten „Das Donauweibchen". Den Beschluß bilden die bezaubernden „Paradiesmärchen".

Mövius, Ruth: Rainer Maria Rilkes Stunden-Buch. Entstehung und Gehalt. M 6.–

Indem die Verfasserin, mit dem Schaffen des Dichters sehr vertraut, der Entstehung des Stunden-Buches nachgeht und Rilkes Anschauung von Gott und Welt entwickelt, gibt sie uns einen tiefen Einblick in die Werkstatt des Künstlers. Das Buch erhält seine besondere Bedeutung für alle Rilke-Freunde durch zahlreiche hier zum ersten Mal veröffentlichte Mitteilungen aus den Handschriften des Rilke-Archivs.

Preetorius, Emil: Vom Wesen ostasiatischer Malerei. Mit einer Lichtdrucktafel. Gebunden M 3.–

Ausgehend von der Verwandtschaft zwischen Malerei und Schreibkunst des Ostens, gibt Emil Preetorius Betrachtungen über den sinnbildlichen Charakter chinesischer Bildwerke. Die kleine Studie leitet zum Verständnis östlicher Kunst und Weltanschauung. Im Druck der Leipziger Akademie bildet der Band eine schöne Gabe für Bücherfreunde und Kunstliebhaber.

Rilke, Rainer Maria: Briefe aus den Jahren 1914 bis 1921. Herausgegeben von Ruth Sieber-Rilke und Carl Sieber. M 7.—; in Halbleder M 9.–

Mit diesem Band wird die Reihe der Brief-Veröffentlichungen zu einem vorläufigen Abschluß gebracht. Er bildet in der Reihe den fünften Band, der sechste (Briefe aus Muzot, 1921–1926) liegt bereits vor. Die neuen Briefe zeigen die Erschütterung des Dichters durch den Krieg und seinen Weg zur Sammlung und Vorbereitung, deren Frucht die „Duineser Elegien" und die „Sonette an Orpheus" wurden. Der Band enthält wieder eine Reihe großer, auch in der Form des Briefes vollendeter Zeugnisse des Menschen und Künstlers.

Salminen, S.: Katrina. Roman. Aus dem Schwedischen übertragen von Edzard Schaper. M 6.50

Dieser große Roman einer jungen schwedischen Dichterin ist ein Hoheslied echten Frauentums. Die fröhliche Katrina läßt sich durch die Versprechungen eines lustig schwadronierenden Seemanns verlocken, ihm als seine Frau nach den Åland-Inseln zu folgen. Aber statt der versprochenen Herrlichkeiten findet sie die elendeste Hütte der Insel als ihr Heim. Tapfer nimmt sie den Kampf mit dem harten Leben auf und geht durch Glück und Elend sicher ihren Weg. Die packende Geschichte dieses Lebens ist wieder einmal im schönsten Sinne ein großes Frauenbuch.

Schnack, Friedrich: Sibylle und die Feldblumen. Mit 8 handkolorierten Blumenbildern. M 6.–

Aus der schönen Stadt Freiburg im Breisgau wandert der Dichter mit der fünfzehnjährigen Sibylle hinaus in die Wiesen, Wälder und Felder, um mit ihr das Blumenjahr vom Schneeglöckchen bis zur Christrose und dem weihnachtlichen Mistelzweig zu erleben. Aufs anmutigste durchdringen sich Landschaftserlebnis und belehrende Schilderung. Es ist recht ein Buch für Blumenfreunde und solche, die es werden wollen.

Schneider, Reinhold: Kaiser Lothars Krone. Leben und Herrschaft Lothars von Supplinburg. M 5.–

Die Regierungszeit Kaiser Lothars (1125–1137) ist ein Jahrzehnt deutscher Geschichte, in dem sich viele wichtige Entscheidungen an-

bahnten. Reinhold Schneider schildert die Zeit in ihren Menschen und den trüben geistigen Kräften und bietet wie in seinen früheren Werken eine fesselnde Verbindung von geschichtsphilosophischer Problematik und dichterischer Darstellung.

Sophokles: Tragödien. Übertragen von Roman Woerner. M 6.–

Die sieben Tragödien des Sophokles erscheinen hier in einer Übertragung, die bemüht ist, alle Schönheiten des Originals zu bewahren. Es kam dem Übersetzer vor allem auch darauf an, die lautlichen Kunstmittel aus dem Griechischen mit zu übernehmen, die zahlreichen gewollten Alliterationen, Reime und Gleichklänge. Dadurch erhält dieser neue deutsche Sophokles neben allen früheren Versuchen seine ganz besondere Bedeutung.

Streuvels, Stijn: Der Flachsacker. Roman. Aus dem Flämischen übertragen von Peter Mertens. (Dichter unserer Zeit.) M 3.75

Im Mittelpunkt dieses Meisterwerkes des flämischen Dichters steht der Großbauer Vermeulen, ein Herrscher in seinem Reich, der auch dem eigenen Sohn nicht weichen will. Das Leben des Bauern, des Hofes und seiner Leute, die Feldarbeit im Wandel der Jahreszeiten, und die Natur selbst in ihrer Größe und Unerbittlichkeit – alles das, was seither so vielfach geschildert worden ist, hat hier bereits seine geradezu klassische Gestaltung gefunden.

Swift, Jonathan: Gullivers Reisen. (Bibliothek der Romane.) M 3.50

Gullivers Reisen sind zumeist nur als Buch für die Jugend bekannt. Und wer hätte nicht seine Freude an den Begegnungen mit den kleinen Leuten in Liliput und mit den Riesen in Brobdingnag. Aber erst dem Leser des Ganzen erschließt sich der tiefere Sinn des Buches, die Problematik, die der Satiriker Swift mit wunderbarer Phantasie behandelt hat.

Tolstoi, Leo: Anna Karenina. Roman in zwei Bänden. (Bibliothek der Romane.) M 7.–

Eines der großartigsten Romanwerke der Weltliteratur liegt hier wieder in vollständiger, neu durchgesehener Ausgabe vor. Der Roman ist mehr als eine Ehegeschichte, er gibt ein Bild der russischen Gesellschaft, deren Oberschicht immer wieder die gesunde Natur des Volkes gegenübergestellt wird. Es ist eine ganze Welt in diesem Werk.

Deutsche Weihnachtslieder. In zweifarbigem Druck. Geb. M 1.80

Dieses besonders reizvolle Büchlein vereinigt unsere bekanntesten Weihnachtslieder, bearbeitet von Helmut Walcha für zweistimmigen Gesang oder Blockflöten (in C und F). Der Satz erfolgte unter der Leitung von Paul Koch, dem Sohne Rudolf Kochs, in der Werkstatt des Hauses zum Fürsteneck in Frankfurt am Main. Eine wahrhaft liebenswerte Weihnachtsgabe!

Zeitler, Andreas: Fränkischer Sommer. Erzählung. M 4.–

Dieses erste Buch eines jungen deutschen Erzählers führt den Leser in die lichtgesättigte, heitere und anmutige Landschaft Oberfrankens. Wir erleben einen gesegneten Sommer, dessen letzte Entfaltung jedoch ein schweres Unwetter verhindert. Auch über Menschen bricht Unglück herein; aber am Ende steht die Gewißheit, daß sich das Grausame doch wieder ins Liebreiche verwandelt, wenn wir uns nur stark erweisen.

Die Jubiläumsbände der Insel-Bücherei

Jeder Band gebunden 80 Pfennig

Busch, Wilhelm: Hernach. Ein Bilderbuch mit Reimen. (Nr. 507)

Carossa, Hans: Gedichte. Vom Dichter ausgewählt. (Nr. 500)

Conrad, Joseph: Jugend. Erzählung. (Nr. 511)

Deutsche Gedichte. Ausgewählt von Katharina Kippenberg. (Nr. 512)

Goethe: West-östlicher Divan. (Nr. 501)

Das kleine Buch der Greife. Einheimische Raubvögel. 24 farbige Bildtafeln nach alten Stichen. Mit einem Geleitwort von Otto Fehringer. (Nr. 515)

Hokusai: Der ewige Berg Fujijama. 36 Bilder nach japanischen Holzschnitten. (Nr. 520)

Hölderlin: Briefe. Mit einem Nachwort von Adolf von Grolman. (Nr. 506)

Kierkegaard-Brevier. Herausgegeben von Peter Schäfer und Max Bense. (Nr. 519)

Koch, Rudolf: Ein Deutscher. Kleine Schriften. (Nr. 504)

Kudrun. Dem alten Epos nacherzählt von Severin Rüttgers. (Nr. 509)

Mozart: Briefe. Mit einem Geleitwort von Max Mell. (Nr. 516)

Die Muttergottes. Deutsche Bildwerke. 48 Bildtafeln. (Nr. 517)

Die Bildwerke des Naumburger Doms. 44 Bildtafeln. Mit einem Geleitwort von Wilhelm Pinder. (Nr. 505)

Nietzsche, Friedrich: Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben. Mit einem Nachwort von Hans Freyer. (Nr. 523)

Das kleine Pilzbuch. 36 farbige Bildtafeln von Willi Harwerth. Geleitwort von Sandor Limbach und Friedrich Schnack. (Nr. 503)

Pindars Olympische Oden. Übertragen und eingeleitet von Franz Dornseiff. (Nr. 513)

Schaper, Edzard: Das Lied der Väter. Erzählung. (Nr. 514)

Schaumann, Ruth: Der Petersiliengarten. Ein Märchen. (Nr. 510)

Stifter, Adalbert: Der Heilige Abend. (Bergkristall.) Erzählung. (Nr. 518)

Timmermans, Felix: Beim Krabbenkocher. Erzählung. (Nr. 508)

Waggerl, Karl Heinrich: Kalendergeschichten. (Nr. 522)

Wagner, Richard: Die Meistersinger von Nürnberg. (Nr. 502)

Weiß, Konrad: Die kleine Schöpfung. Verse mit Zeichnungen von Karl Caspar. (Nr. 521)

Als Jubiläumsschrift erschien:

Die Insel-Bücherei 1912–1937. Gebunden 50 Pfennig. Mit Beiträgen von Rudolf G. Binding, Annemarie Meiner, Richard Jütte und Severin Rüttgers sowie vollständigem Verzeichnis der Insel-Bücherei.

In neuer Gestalt erschienen folgende Insel-Bände:

Arndt, Ernst Moritz: Katechismus für den deutschen Kriegs- und Wehrmann. Die deutsche Wehrmannschaft. (Nr. 71)

Briefe des Feldmarschalls Blücher. (Nr. 357)

Goethe: Pandora. Ein Festspiel. Mit den vier Bildern der Originalausgabe. (Nr. 411)

Das Evangelium und die Briefe Sankt Johannis. Mit einem Nachwort von Adolf von Harnack. (Nr. 127)

Alte deutsche Liebeslieder. (Nr. 4)

Schwester Mechthild von Magdeburg: Gesichte. Dichtungen der deutschen Mystik. (Nr. 404)

Plutarch: Das Leben des Themistokles. Übertragen und eingeleitet von Wilhelm Capelle. (Nr. 122)

Wernher der Gärtner: Meier Helmbrecht. Übertragen von Fritz Bergemann. (Nr. 304)

Das Inselschiff

Eine Zeitschrift für die Freunde des Insel-Verlags. Achtzehnter Jahrgang. 4 Hefte. M 3.–; Einzelheft M 1.–

Bis 1937 erschienen:

Älteste deutsche Dichtungen. In gegenübergestellter Ursprache und Übertragung. Herausgegeben von Karl Wolfskehl und Friedrich von der Leyen. Mit einem ausführlichen Nachwort. M 6.–

Arabische Märchen. Aus mündlicher Überlieferung gesammelt und übertragen von Enno Littmann. M 7.–

Bach, Johann Sebastian: Hohe Messe in H-Moll. Faksimile-Ausgabe der Handschrift in Lichtdruck. 500 numerierte Exemplare. In Halbpergament M 60.–; in Ganzlederhandband M 80.–

Beethovens Briefe. In Auswahl herausgegeben von Albert Leitzmann. Mit 16 Bildtafeln. M 5.–

Bertram, Ernst: Deutsche Gestalten. Fest- und Gedenkreden. M 6.–
Inhalt: Bach – Klopstock – Goethe: Gesang und Gesetz; Geheimnislehre; Sinnliche Überlieferung – Schiller – Norden und deutsche Romantik – Beethoven – Kleist – Stifter – Möglichkeiten deutscher Klassik.

– ***Gedichte.*** In Halbpergament M 4.–

– ***Griecheneiland.*** Gedichte. In Halbpergament M 4.–

– ***Michaelsberg.*** Prosadichtung. M 4.–

– ***Das Nornenbuch.*** Gedichte. In Halbpergament M 4.–

– ***Der Rhein.*** Gedichte. In Halbpergament M 4.–

– ***Straßburg.*** Ein Gedichtkreis. In Pappband M 4.–

– ***Wartburg.*** Spruchgedichte. In Halbpergament M 4.–

Billinger, Richard: Sichel am Himmel. Gedichte. M 4.50

Blumenbuch: siehe unter Koch, Seite 173.

Die Blümlein des heiligen Franziskus von Assisi. Übertragen von Rudolf G. Binding. Mit 84 Initialen und Einbandzeichnung von Carl Weidemeyer-Worpswede. M 3.50

Burkhard, Arthur: Hans Burgkmair. Mit 117 Abbildungen. M 10.–

Carolinens Leben in ihren Briefen. Auf Grund der von Erich Schmidt besorgten Gesamtausgabe in Auswahl herausgegeben von Reinhard Buchwald, eingeleitet von Ricarda Huch. Mit 16 Bildtafeln. M 6.50

Carossa, Hans: Eine Kindheit und Verwandlungen einer Jugend. Neue Ausgabe in einem Bande. M 5.–

– ***Der Arzt Gion.*** Eine Erzählung. M 5.–

– ***Tagebuch im Kriege.*** Wohlfeile Ausgabe des „Rumänischen Tagebuchs". M 3.–

Carossa, Hans: Führung und Geleit. Ein Lebensgedenkbuch. M 5.–

– *Geheimnisse des reifen Lebens.* Aus den Aufzeichnungen Angermanns. M 5.50

– *Gedichte.* M 4.–

– *Buch des Dankes für Hans Carossa* zum 15. Dezember 1928. Mit Beiträgen zeitgenössischer Dichter, zwei Lichtdrucktafeln und einer Lithographie. M 5.–

Cervantes: Don Quixote. Vollständige deutsche Ausgabe, besorgt von Konrad Thorer. Mit einem Essay von Turgenjeff und einem Nachwort von André Jolles. Auf Dünndruckpapier in zwei Bänden. (1550 Seiten.) M 12.–; in Leder M 20.–

Claes, Ernest: Black. Die Geschichte eines Hundes. Aus dem Flämischen übertragen von Peter Mertens. M 3.80

– *Bruder Jakobus.* Roman. Aus dem Flämischen übertragen von Peter Mertens. M 5.50
Siehe auch Seite 179.

Clausewitz, Karl von: Vom Kriege. Bearbeitet und eingeleitet von Friedrich von Cochenhausen. Über 700 Seiten. M 6.50

Coolen, Anton: Brabanter Volk. Roman. Aus dem Niederländischen übertragen von Elisabeth und Felix Augustin. M 5.–

– *Das Dorf am Fluß.* Roman. Übertragen von Hermann W. Michaelsen. M 5.–

Cooper, Duff: Talleyrand. Übertragen von Karl Lerbs. Mit 5 Bildtafeln. M 7.50

Cortes, Ferdinand: Die Eroberung von Mexiko. Mit den eigenhändigen Berichten Cortes' an Kaiser Karl V. von 1520 und 1522. Herausgegeben und eingeleitet von Arthur Schurig. Mit zwei Bildnissen und einer Karte. M 6.50

Corti, Egon Caesar Conte: Die Tragödie eines Kaisers. (Maximilian von Mexiko.) Mit 4 Bildtafeln. M 7.50

– *Die trockene Trunkenheit.* Ursprung, Kampf und Triumph des Rauchens. Mit 64 Bildtafeln. M 12.–

– *Der Zauberer von Hamburg und Monte Carlo.* Mit 16 Bildtafeln. M 8.–

Dante: Opera omnia. (In italienischer Sprache.) Enthaltend La Divina Commedia. Il Canzoniere. Vita Nuova. Il Convivio sowie die lateinischen Schriften und Briefe. Mit einer Einleitung von Benedetto Croce. Ausgabe auf Dünndruckpapier in zwei Bänden. (1080 Seiten.) M 10.–

Dehn, Fritz: Rainer Maria Rilke und sein Werk. Eine Deutung. M 6.–

Deutsche Gedichte in Handschriften. Wiedergabe in Lichtdruck. Halbpergamentband M 8.50.

Deutsche Vergangenheit. Nach zeitgenössischen Quellen herausgegeben von Johannes Bühler. Das Werk umfaßt 9 Bände mit je 16 Bildtafeln. Es besteht aus zwei Abteilungen, der politischen und der kulturhistorischen Reihe. Vorzugspreis des gesamten Werkes M 60.–

Die politische Reihe. Jeder Band M 7.50

Die Germanen in der Völkerwanderung – Das Frankenreich – Die Sächsischen und Salischen Kaiser – Die Hohenstaufen.

Die kulturhistorische Reihe. Jeder Band M 7.50

Klosterleben im deutschen Mittelalter – Deutsches Geistesleben im Mittelalter – Ordensritter und Kirchenfürsten – Fürsten und Ritter – Bauern, Bürger und Hansa.

Dickens, Charles: Martin Chuzzlewit. M 8.–

– *David Copperfield.* M 8.–

– *Der Raritätenladen.* M 8.–

– *Oliver Twist und Weihnachtserzählungen.* M 8.–

Die Bände enthalten zahlreiche Federzeichnungen aus den englischen Originalausgaben von Cruikshank, Cattermole, H. K. Browne und anderen.

Die Briefe der Diotima an Hölderlin. Mit der Abbildung einer Büste und dem Faksimile eines Briefes. M 3.50

Disteli: Abenteuer des berühmten Freiherrn von Münchhausen. Mit Lichtdrucken nach 16 Radierungen und 16 Zeichnungen von Martin Disteli. Herausgegeben von Gottfried Wälchli. Einmalige Ausgabe in 800 Exemplaren. Halbpergamentband M 9.50

Eichendorff, Joseph von: Werke. Ausgewählt und herausgegeben von Franz Schultz. Zwei Bände. (1080 Seiten.) M 6.–

Elisabeth Charlotte (Liselotte): Briefe der Herzogin Charlotte von Orleans. Ausgewählt und eingeleitet von Hans F. Helmolt. Mit 16 Bildtafeln. M 6.50

Faesi, Robert: Das Antlitz der Erde. Gedichte. M 4.–

Fichte: Reden an die deutsche Nation. Revidierte Ausgabe mit einer Einleitung von Rudolf Eucken. M 2.50

Geese, Walter: Gottlieb Martin Klauer. Der Bildhauer Goethes. Mit 64 Bildtafeln. M 7.–

Goethe: Sämtliche Werke in siebzehn Bänden. Herausgegeben von Fritz Bergemann, Hans Gerhard Gräf, Max Hecker, Gunther Ipsen, Kurt Jahn und Karl Schüddekopf. Ausgabe auf Dünndruckpapier in dunkelbraunem Leinen M 135.–; in rotbraunem Leder M 235.–

Die vollständigste aller heutigen Goethe-Ausgaben. Der Text umfaßt 15000 Seiten. – Die Bände sind auch einzeln in dunkelblauem Leinen ohne durchlaufende Bandbezeichnung unter folgenden Titeln lieferbar:

I. Romane und Novellen I. M 10.–

II. Romane und Novellen II (Wilhelm Meister). M 9.50

III. Autobiographische Schriften I (Dichtung und Wahrheit). M 8.–

IV. Autobiographische Schriften II. M 8.–

V. Autobiographische Schriften III. M 8.–

VI. Dramatische Dichtungen I (Faust). M 5.–

VII. Dramatische Dichtungen II (vor der italienischen Reise entstanden) M 9.–

VIII. Dramatische Dichtungen III (nach der italienischen Reise entstanden). M 10.–

IX. Kunstschriften I. M 8.–

X. Kunstschriften II. M 8.–

XI. Übersetzungen und Bearbeitungen fremder Dichtungen. M 9.50

XII. Schriften zur Literatur- und Kulturgeschichte I. M 7.50

XIII. Schriften zur Literatur- und Kulturgeschichte II. M 7.50

XIV–XV. Lyrische und epische Dichtungen. 2 Bände. M 12.–

XVI–XVII. Naturwissenschaftliche Schriften. Mit 48 zum großen Teil vielfarbigen Tafeln. 2 Bände. M 20.–

Ergänzungsbände in der Ausstattung der Gesamtausgabe:

Goethes Briefe und Tagebücher. Herausgegeben von Hans Gerhard Gräf. Ausgabe auf Dünndruckpapier in zwei Bänden. (1750 Seiten.) M 18.–; in Leder M 30.–

Gespräche mit Eckermann. Herausgegeben und eingeleitet von Franz Deibel. Vollständige Ausgabe in einem Bande auf Dünndruckpapier. (797 Seiten.) M 7.50; in Leder M 13.–

Goethes Gespräche ohne die Gespräche mit Eckermann. Ausgewählt von Flodoard Freiherrn von Biedermann. Ausgabe auf Dünndruckpapier in einem Bande. (791 Seiten.) M 9.50; in Leder M 16.–

Goethes Werke in sechs Bänden (Der Volks-Goethe). 3900 Seiten. Im Auftrage der Goethe-Gesellschaft herausgegeben von Erich Schmidt. Neu bearbeitet von Gustav Roethe. M 18.–

Goethe: Farbenlehre. Eingeleitet von Gunther Jpsen. Mit 32 zum großen Teile vielfarbigen Tafeln. Vollständige Ausgabe auf Dünndruckpapier in einem Bande. M 10.–

— ***Faust.*** Gesamtausgabe. Enthaltend Urfaust, Fragment (1790). Tragödie I. und II. Teil, Paralipomena. Ausgabe auf Dünndruckpapier in einem Bande. (577 Seiten.) M 3.50; in Leder M 6.50

— ***Sämtliche Gedichte in zeitlicher Folge.*** Herausgegeben von Hans Gerhard Gräf. Ausgabe auf Dünndruckpapier in zwei Bänden. (1300 Seiten.) M 12.–; in Leder M 20.–

— ***Gedichte.*** Auswahl in zeitlicher Folge. Herausgegeben von Hans Gerhard Gräf. M 3.–

— ***Naturwissenschaftliche Schriften.*** Herausgegeben von Gunther Jpsen. Mit 48 zum großen Teil vielfarbigen Tafeln. Ausgabe auf Dünndruckpapier in zwei Bänden. (1583 Seiten.) M 20.–

— ***Italienische Reise.*** Mit den Zeichnungen Goethes, seiner Freunde und Kunstgenossen in 124 zum Teil farbigen Lichtdrucktafeln. Neu herausgegeben vom Goethe-Nationalmuseum (Folio.) In Halbleder M 50.–; in Leder M 80.–

Die Briefe des jungen Goethe. Herausgegeben von Gustav Roethe. M 3.50

Goethes Briefwechsel mit Marianne von Willemer. Herausgegeben von Max Hecker. Fünfte, verbesserte Auflage. Mit 10 Abbildungen auf Tafeln. M 7.50

Briefe von Goethes Mutter. Ausgewählt und eingeleitet von Albert Köster. Mit 16 Bildtafeln. M 4.50

Bettinas Leben und Briefwechsel mit Goethe. Auf Grund des von Reinhold Steig bearbeiteten handschriftlichen Nachlasses neu herausgegeben von Fritz Bergemann. Mit 17 Bildtafeln und 2 Faksimiles. M 7.50

Goethe im Bildnis. Mit 102 Bildtafeln. Herausgegeben und eingeleitet von Hans Wahl. M 5.–
Siehe auch Seite 180.

Brüder Grimm: Märchen. Vollständige Ausgabe in zwei Bänden. M 9.–

— ***Märchen.*** Auswahl in einem Bande. Mit acht handkolorierten Bildtafeln und vielen Holzschnitten von Fritz Kredel. M 6.50

Hamburg. – Das alte Hamburg. 154 Bildtafeln. Herausgegeben von Carl Schellenberg. M 9.50

Haslund-Christensen, Henning: Jabonah. Abenteuer in der Mongolei. Mit einem für die deutsche Ausgabe geschriebenen Geleitwort von Sven Hedin. Aus dem Dänischen übertragen von Helmut de Boor. Mit 118 Abbildungen und einer Karte. M 6.50

Haupt, Georg: Rudolf Koch der Schreiber. Mit 64 Bildtafeln und vielen Textabbildungen. M 8.50

Hebel, Johann Peter: Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes. Druck der Mainzer Presse in 1000 Exemplaren. In Halbleinen M 15.–

Der Heliand in Simrocks Übertragung und die Bruchstücke der Altsächsischen Genesis. Eingeleitet von Andreas Heusler. M 3.50

Hey-Speckter: Hundert Fabeln für Kinder. Von Wilhelm Hey. Mit den Bildern von Otto Speckter. M 2.50

Hofmannsthal, Hugo von: Die Gedichte und kleinen Dramen. M 5.–

– *Das Salzburger Große Welttheater.* Geheftet M 2.–; in Pappband M 2.50

Hölderlin, Friedrich: Sämtliche Werke. Ausgabe auf Dünndruckpapier in einem Bande. (1043 Seiten.) M 9.–; in Leder M 15.–

– *Gesammelte Briefe.* Eingeleitet von Ernst Bertram. M 6.–; in Leder M 12.–

– *Hyperion oder der Eremit in Griechenland.* M 3.– in Leder M 6.–

Ομηρου επη. (Ιλιας Οδυσσεια)
Homers Werke (Ilias und Odyssee) im griechischen Urtext herausgegeben von Paul Cauer. Neue Ausgabe auf Dünndruckpapier. M 6.–

Homers Odyssee. Neu übertragen von Rudolf Alexander Schröder. M 4.50

Huch, Ricarda: Der große Krieg in Deutschland. Gekürzte Ausgabe. M 2.50. Vollständige Ausgabe siehe Seite 179.

– *Entpersönlichung.* In Halbleinen M 4.75

– *Von den Königen und der Krone.* Roman. In Halbleinen M 5.25

– *Luthers Glaube.* Briefe an einen Freund. M 5.–

– *Menschen und Schicksale aus dem Risorgimento.* M 5.–

– *Die Verteidigung Roms.* Der Geschichten von Garibaldi erster Teil. M 6.–

– *Der Kampf um Rom.* Der Geschichten von Garibaldi zweiter Teil. M 6.–

– *Der Sinn der Heiligen Schrift.* In Halbleinen M 5.–

– *Wallenstein.* Eine Charakterstudie. In Pappband M 3.25

Huch, Ricarda: Gesammelte Gedichte. M 6.75
Siehe auch Seite 179.

Humboldt, Wilhelm von: Die Brautbriefe Wilhelms und Karolinens von Humboldt. Herausgegeben und eingeleitet von Albert Leitzmann. M 6.50

Imerslund, Per: Das Land Noruega. Erlebnisse in Mexiko. M 4.50

Jacobsen Jens Peter: Sämtliche Werke in einem Bande. Mit dem von A. Helsted 1885 radierten Porträt. Auf Dünndruckpapier. (877 Seiten.) M 8.50; in Leder M 15.–

Jantzen, Hans: Deutsche Bildhauer des dreizehnten Jahrhunderts. Mit 136 Abbildungen. M 10.–

Kamban, Gudmundur: Die Jungfrau auf Skalholt. Roman. Deutsche Ausgabe von Edzard Schaper. M 7.50

Kant: Kritik der reinen Vernunft. Ausgabe auf Dünndruckpapier. (650 Seiten.) M 7.–

– *Kant-Aussprüche.* Herausgegeben von Raoul Richter. M 3.50

Kassner, Rudolf: Das Buch der Gleichnisse. M 4.50

– *Die Moral der Musik.* Aus den Briefen eines Musikers. In Pappe M 4.–

– *Die Mythen der Seele.* M 4.–

– *Physiognomik.* Mit 45 Abbildungen. M 7.50

– *Das physiognomische Weltbild.* M 7.50

– *Von der Einbildungskraft.* M 4.50

Katharina II. von Rußland: Memoiren. Herausgegeben und eingeleitet von Erich Böhme. Mit 16 Bildtafeln. M 6.50

Kippenberg, Anton: Geschichten aus einer alten Hansestadt. M 3.80

Kleist, Heinrich von: Sämtliche Werke. Herausgegeben von Friedrich Michael. Ausgabe auf Dünndruckpapier in einem Band. (1187 Seiten.) M 9.–; in Leder M 15.–

– *Briefe.* Herausgegeben von Friedrich Michael. M 3.50

Koch, Rudolf: Das ABC-Büchlein. In Pappband M 2.80; Vorzugsausgabe: 100 Exemplare auf der Handpresse gedruckt im Haus zum Fürsteneck zu Frankfurt a. M. In Halbleder M 30.–

– *Das Blumenbuch.* Zeichnungen von Rudolf Koch. In Holz geschnitten von Fritz Kredel. 250 Holzschnitte im Format $23^1/_2 \times 31^1/_2$ cm. Druck der Mainzer Presse in 1000 Exemplaren. Die Handkolorierung besorgte Emil Wöllner. Drei Teile. Gebunden M 80.–

– *Deutschland und angrenzende Gebiete.* Eine Landkarte. In vielen Farben gedruckt. Größe: 163 × 120 cm. Unaufgezogen M 18.–; nach Landkartenart aufgezogen mit Stäben M 30.–

Koch, Rudolf: Die Weihnachtsgeschichte. Ein Blockbuch in zehn Holzschnitten. In Pappband M 1.80

– *Das Zeichenbuch.* M 5.–
Siehe auch Seite 179.

König. – Gestalt und Seele. Das Werk des Malers Leo von König. 64 Bildtafeln. Mit einer Einführung von Reinhold Schneider. M 8.–

Kühnemann, Eugen: Goethe. Zwei Bände. (1118 Seiten.) M 15.–

Lawrence, David Herbert: Liebende Frauen. Roman. M 6.–

– *Der Hengst St. Mawr.* Roman. M 5.–

– *Der Marienkäfer.* Novellen. M 6.–

– *Der Regenbogen.* Roman. M 6.–

– *Die gefiederte Schlange.* Roman. M 6.–

– *Der Zigeuner und die Jungfrau.* Novellen. M 6.–
Siehe auch Seite 179.

Lenau, Nikolaus: Sämtliche Werke und Briefe in sechs Bänden. Vollständige kritische Ausgabe, herausgegeben von Eduard Castle. M 40.–

Luthers Briefe. In Auswahl neu herausgegeben von Reinhard Buchwald. Mit 10 Bildtafeln. M 3.50

Acht Bildtafeln aus der Manessischen Liederhandschrift. Wiedergabe in farbigem Lichtdruck in der Originalgröße ($35^1/_2 \times 25$ cm). Herr Hartmann von Aue – König Konrad der Junge – Graf Kraft von Toggenburg – Herr Werner von Teufen – Herr Walther von der Vogelweide – Klingsor von Ungerlant (Der Sängerkrieg) – Der Tannhäuser – Meister Johannes Hadloub. Jedes Blatt M 6.–; die acht Blätter in Leinenmappe M 48.– Siehe auch Seite 162.

Mell, Max: Das Nachfolge Christi-Spiel. Geheftet M 2.50, in Pappband M 3.50

– *Die Sieben gegen Theben.* Dramatische Dichtung. Geheftet M 2.50; in Pappband M 3.50

– *Das Spiel von den deutschen Ahnen.* In Pappband M 3.50

Meller, Simon: Peter Vischer. Mit 145 Abbildungen. M 10.–

Mottram, Ralph H.: Der „Spanische Pachthof“. Eine Romantrilogie 1914 bis 1918. Mit einem Vorwort von John Galsworthy. Übertragen von T. Francke. (720 Seiten.) M 8.50

Mozart: Wolfgang Amadeus Mozarts Leben in seinen Briefen und Berichten der Zeitgenossen. Herausgegeben von Albert Leitzmann. Mit 16 Bildtafeln und 2 Faksimiles. M 7.–

Mühlberger, Josef: Die große Glut. Roman. M 5.50

– *Die Knaben und der Fluß.* Erzählung. M 3.80

Der Nibelungen Not und Kudrun. Herausgegeben von Eduard Sievers. Ausgabe auf Dünndruckpapier. (624 Seiten.) M 6.–

Nietzsche, Friedrich: Briefe. Ausgewählt und herausgegeben von Richard Oehler. M 4.50

Novalis: Dichtungen. Herausgegeben von Franz Schultz. M 4.50

Die Rache des jungen Meh oder Das Wunder der zweiten Pflaumenblüte. Aus dem Chinesischen übertragen von Franz Kuhn. In der Art chinesischer Blockbücher gebunden M 6.–

Die Räuber vom Liang schan Moor. Aus dem Chinesischen übertragen von Franz Kuhn. Mit 60 Holzschnitten einer alten chinesischen Ausgabe. (840 Seiten.) M 12.–

Rendl, Georg: Der Bienenroman. M 5.–

Renker, Armin: Das Buch vom Papier. Mit 46 Abbildungen in Lichtdruck, 4 Wasserzeichentafeln, 13 Papierproben und 1 Karte. Neue Auflage. In Halbleinen M 10.–

Rilke, Rainer Maria: Gesammelte Werke in sechs Bänden. M 35.–; in Halbleder M 45.–

Ergänzungsbände in der Ausstattung der Gesamtausgabe:

– *Erzählungen und Skizzen aus der Frühzeit.* M 7.–; in Halbleder M 9.–

– *Briefe und Tagebücher aus der Frühzeit. 1899–1902.* M 7.–; in Halbleder M 9.–

– *Briefe aus den Jahren 1906 bis 1907.* M 7.–; in Halbleder M 9.–

– *Briefe aus den Jahren 1907 bis 1914.* M 7.–; in Halbleder M 9.–

– *Briefe aus Muzot (1921–1926).* M 7.–; in Halbleder M 9.–

– *Briefe an seinen Verleger (1906–1926).* M 7.–; in Halbleder M 9.–

– *Erste Gedichte.* M 5.–

– *Frühe Gedichte.* M 5.–

– *Das Buch der Bilder.* M 5.–

– *Neue Gedichte.* M 5.–

– *Späte Gedichte.* M 5.–

– *Duineser Elegien.* M 3.–

– *Das Stunden-Buch.* Enthaltend die drei Bücher: Vom mönchischen Leben – Von der Pilgerschaft – Von der Armut und vom Tode. In Halbleinen M 3.–

– *Geschichten vom lieben Gott.* M 4.50

– *Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge.* M 5.–

– *Über Gott.* Zwei Briefe. In Pappband M 2.–

– *Auguste Rodin.* Mit 96 Bildtafeln. M 7.–

Rilke-Bibliographie. Bearbeitet von Fritz Adolf Hünich. Erster Teil: Das Werk des Lebenden. M 6.–

Sachs, Hans: Ausgewählte Werke. (Gedichte und Dramen.) Mit 52 Holzschnitten nach Dürer, Beham u. a. Herausgegeben von Paul Merker und R. Buchwald. Zwei Bände. In Halbleinen M 10.– Kolorierte Ausgabe, in der sämtliche Holzschnitte mehrfarbig mit der Hand koloriert wurden, in Halbpergament M 16.–; in Schweinsleder M 30.–

Schaeffer, Albrecht: Helianth. Bilder aus dem Leben zweier Menschen aus der norddeutschen Tiefebene in neun Büchern. Neue Ausgabe in zwei Bänden. (1400 Seiten.) M 15.–

– *Griechische Heldensagen.* Nach den alten Quellen neu erzählt. Zwei Bände. M 10.–

– *Josef Montfort.* Roman. M 6.50

– *Das Prisma.* Novellen und Erzählungen. Auf Dünndruckpapier. M 6.50

– *Der göttliche Dulder.* Dichtung. M 6.25

– *Parzival.* Ein Versroman in drei Kreisen. M 7.50

– *Gedichte aus den Jahren 1915 bis 1930.* M 4.–

Schaper, Edzard: Die sterbende Kirche. Roman. M 6.–

– *Das Leben Jesu.* M 6.50

Scheffler, Karl: Der Geist der Gotik. Mit 100 Bildtafeln. M 7.–

– *Deutsche Maler und Zeichner im neunzehnten Jahrhundert.* Mit 77 Bildtafeln. M 9.–

– *Holland.* Mit 100 Bildtafeln. M 9.–

– *Italien.* Tagebuch einer Reise. Mit 118 Bildtafeln. M 9.–

– *Paris.* Notizen. Mit 87 Bildtafeln. M 9.–

– *Der junge Tobias.* Eine Jugend und ihre Umwelt. M 6.–

Schmidt, Paul Ferdinand: Philipp Otto Runge. Sein Leben und sein Werk. Mit 80 Bildtafeln. M 10.–

Schnack, Friedrich: Der erfrorene Engel. Roman eines Mädchens. M 5.–

– *Klick aus dem Spielzeugladen.* Roman für das große und kleine Volk. M 4.–

– *Das Leben der Schmetterlinge.* Naturdichtung. M 6.–

– *Der Lichtbogen.* Falterlegenden. M 4.50

– *Die brennende Liebe.* Roman der drei Lebensalter. M 6.–
Eine neue Bearbeitung der drei schönsten Romane des Dichters: Beatus und Sabine – Sebastian im Wald – Die Orgel des Himmels.

Schneider, Reinhold: Auf Wegen deutscher Geschichte. Eine Fahrt ins Reich. M 3.80
Inhalt: Der Wald – Paderborn – Speyer – Bremen – Tangermünde – Nürnberg – Rudolstadt – Hohenzollern – Ostland.

– *Das Inselreich.* Gesetz und Größe der britischen Macht. M 8.50

Schopenhauer: Parerga und Paralipomena. Herausgegeben von Hans Henning. Ausgabe auf Dünndruckpapier in zwei Bänden. (1340 Seiten.) M 10.–

– *Aphorismen zur Lebensweisheit.* Taschenausgabe. M 3.50

Schröder, Rudolf Alexander: Der Wanderer und die Heimat. M 4.75

– *Mitte des Lebens.* Geistliche Gedichte. M 5.–

– *Gedichte.* M 6.–

Scott, Gabriel: Fant. Roman. In Verbindung mit dem Dichter besorgte Übertragung aus dem Norwegischen von Edzard Schaper. M 5.50

Sieber, Carl: René Rilke. Die Jugend Rainer Maria Rilkes. Mit 5 Bildtafeln und einem Faksimile. M 5.–

Sillanpää, Frans Eemil: Eines Mannes Weg. Roman. Aus dem Finnischen übertragen von Rita Öhquist. M 5.–

– *Menschen in der Sommernacht.* Roman. Aus dem Finnischen übertragen von Rita Öhquist. M 3.80
Siehe auch Seite 179.

Stendhal, Friedrich von (Henri Beyle): Gesammelte Werke. Übertragen von Arthur Schurig und Otto Freiherrn von Taube. Ausgabe auf Dünndruckpapier in acht Bänden. (5200 Seiten.) M 55.–
Als Einzelausgaben erschienen:

– *Das Leben eines Sonderlings.* Die autobiographischen Fragmente, ergänzt durch Briefstellen, Aufzeichnungen, Dokumente. Übertragen von Arthur Schurig. M 8.50

– *Von der Liebe.* Übertragen von Arthur Schurig. M 7.–

– *Armance.* Übertragen von Arthur Schurig. M 5.–

– *Rot und Schwarz.* Roman. Übertragen von Arthur Schurig. M 8.–

– *Lucien Leuwen.* Roman. Übertragen von Otto Freiherrn von Taube. M 8.50

– *Zwölf Novellen.* Übertragen von Arthur Schurig. M 7.–
Inhalt: Erinnerungen eines italienischen Edelmannes – Vanina Vanini – Die Truhe – Der Liebestrank – Der Fluch – Die Fürstin Campobasso – Die Familie Cenci – Vittoria Accoramboni – Die Herzogin von Palliano – Die Äbtissin von Castro – Eine Klostertragödie – Schwester Scolastica.

Stendhal, Friedrich von (Henri Beyle): Gedanken, Meinungen, Geschichten aus den Büchern über Mozart, Rossini, Bonaparte, Literatur, Länder und Leute. Übertragen von Arthur Schurig. M 8.–
Siehe auch Seite 181.

Stifter, Adalbert: Werke in drei Bänden (Volks-Stifter). Mit einer Einleitung von Adolf von Grolman. M 12.–
Die Ausgabe umfaßt die Erzählungen, Nachsommer und Witiko.
Einzelausgaben siehe Seite 181.

Taube, Otto Freiherr von: Der verborgene Herbst. Roman. In Halbleinen M 4.75
– *Die Löwenprankes.* Roman. In Halbleinen M 4.50
– *Das Opferfest.* Roman. M 6.–

Tausend und eine Nacht. Die Erzählungen aus den Tausendundein Nächten. Vollständige deutsche Ausgabe in sechs Bänden. Zum ersten Male aus dem arabischen Urtext der Calcuttaer Ausgabe vom Jahre 1839 übertragen von Enno Littmann. Eingeleitet von Hugo von Hofmannsthal. Auf Dünndruckpapier. (5120 Seiten.) M 50.–; in Leder M 90.– Die Bände sind auch einzeln in Leinen je M 9.– erhältlich.
Siehe auch Seite 181.

Terry, Charles Sanford: Johann Sebastian Bach. Mit einem Geleitwort von Professor D Dr. Karl Straube, Kantor zu St. Thomae. Neue Ausgabe. Mit einem Bildnis Bachs in Lichtdruck und 32 Bildtafeln. M 6.50

Tietze, Hans: Albrecht Altdorfer. Mit 127 Abbildungen. M 10.–

Timmermans, Felix: Bauernpsalm. Roman. Aus dem Flämischen von Peter Mertens. M 5.–
– *Pieter Bruegel.* Mit Zeichnungen des Dichters. Übertragen von Peter Mertens. M 6.–
– *Die Delphine.* Eine Geschichte aus der guten alten Zeit. Mit Zeichnungen des Dichters. Übertragen von Peter Mertens. M 5.–
– *Franziskus.* Mit Zeichnungen des Dichters. Übertragen von Peter Mertens. M 5.–
– *Der Pfarrer vom blühenden Weinberg.* Roman. Übertragen von Peter Mertens. M 5.–
Siehe auch Seite 179.

Der Traum der Roten Kammer. Aus dem Chinesischen übertragen von Franz Kuhn. (789 Seiten.) M 12.–

Tsudzumi, Tsuneyoshi: Japan, das Götterland. Herausgegeben vom Japan-Institut, Berlin. M 6.–
– *Die Kunst Japans.* Herausgegeben vom Japan-Institut, Berlin. Mit 8 farbigen Tafeln und 127 Abbildungen. M 20.–

Villers, Alexander von: Briefe eines Unbekannten. Ausgewählt und eingeleitet von Wilhelm Weigand. Mit 2 Bildnissen. M 6.50

Waggerl, Karl Heinrich: Schweres Blut. Roman. M 5.–

– *Das Jahr des Herrn.* Roman. M 5.–

– *Mütter.* Roman. M 5.–

– *Wagrainer Tagebuch.* M 3.–

Siehe auch unten.

Walschap, Gerard: Heirat. Roman. Aus dem Flämischen übertragen von Felix Augustin. M 4.50

Wilde, Oscar: Die Erzählungen und Märchen. Mit 10 Bildtafeln sowie Initialen, Titel- und Einbandzeichnung von Heinrich Vogeler-Worpswede. In Halbleinen M 4.50

Wilhelmine Markgräfin von Bayreuth: Memoiren. Herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von Annette Kolb. Mit 10 Bildtafeln. M 6.50

Dichter unserer Zeit

Jeder Band in Leinen M 3.75

Claes, Ernest: Flachskopf. Mit einem Vorwort und Bildern von Felix Timmermans.

Huch, Ricarda: Der Dreißigjährige Krieg. Vollständige Ausgabe, Zwei Bände (1400 Seiten).

– *Das Leben des Grafen Federigo Confalonieri.*

– *Michael Unger.* Roman.

Koch, Rudolf: Die Kriegserlebnisse des Grenadiers Rudolf Koch. Mit einem Selbstbildnis Kochs als Grenadier.

Lawrence, D. H.: Söhne und Liebhaber. Roman.

Sillanpää, Frans Eemil: Silja, die Magd. Roman.

Streuvels, Stijn: Der Flachsacker. Roman. Aus dem Flämischen neu übertragen von Peter Mertens.

Timmermans, Felix: Das Jesuskind in Flandern. Mit Zeichnungen des Dichters.

– *Pallieter.* Roman. Mit Zeichnungen des Dichters.

Waggerl, Karl Heinrich: Brot. Roman.

In dieser Reihe erschien außerdem:

Eisherz und Edeljaspis oder *Die Geschichte einer glücklichen Gattenwahl.* Roman. Mit chinesischen Holzschnitten. Übertragen von Franz Kuhn.

Die Hausbücher der Insel

Jeder Band in Leinen M 4.50

Als der Großvater die Großmutter nahm. Ein Liederbuch für altmodische Leute.

Böhme, Jakob: Schriften. Ausgewählt von Friedrich Schulze-Maizier.

Bürger, Gottfried August: Wunderbare Reisen des Freiherrn von Münchhausen. Mit den Holzschnitten von Gustav Doré.

Busch, Wilhelm: Aus alter Zeit. Mit vielen Handzeichnungen des Meisters. Herausgegeben von Otto Nöldeke und Hans Balzer.

Deutsche Erzähler. Ausgewählt und eingeleitet von Hugo von Hofmannsthal. Die früher vierbändige Ausgabe jetzt in einem Bande. (1005 Seiten.)

Inhalt: Arnim: Der tolle Invalide – Brentano: Geschichte vom braven Kasperl und dem schönen Annerl – Büchner: Lenz – Droste-Hülshoff: Die Judenbuche – Eichendorff: Taugenichts – Fouqué: Undine – Goethe: Novelle – Gotthelf: Barthli, der Korber – Grillparzer: Der arme Spielmann – Hauff: Das kalte Herz – Fr. Hebbel: Aus meiner Jugend – E. T. A. Hoffmann: Der Elementargeist – Gottfried Keller: Spiegel, das Kätzchen – Heinrich von Kleist: Das Erdbeben in Chili – Eduard Mörike: Mozart auf der Reise nach Prag – Jean Paul: Leben des vergnügten Schulmeisterlein Maria Wuz in Auenthal – Schiller: Der Geisterseher – Sealsfield: Erzählung des Obersten Morse – Stifter: Der Hagestolz – Tieck: Der blonde Eckbert.

Deutsche Heldensagen. Herausgegeben von Severin Rüttgers. Mit einem erklärenden Anhang. (616 Seiten.)

Inhalt: Das Hildebrandslied – Beowulf – Walther und Hildegund – Sigfrid und die Nibelunge – Wieland der Schmied – König Rother – Der getreue Wolfdietrich – König Dietrich von Bern – Kudrun – Der Nibelunge Not.

Deutsche Volksbücher. Herausgegeben von Severin Rüttgers.

Inhalt: Der hörnern Siegfried – Die vier Haimonskinder – Herzog Ernst – Wigoleis – Kaiser Barbarossa – Die schöne Melusine – Die geduldige Griseldis – Die schöne Magelona – Hirlanda – Fortunat – Eulenspiegel – Die Schildbürger – Doktor Faust.

Meister Eckharts Deutsche Predigten und Traktate. Neue Ausgabe. Herausgegeben von Friedrich Schulze-Maizier.

Goethe und seine Welt in 580 Bildern. Herausgegeben von Hans Wahl und Anton Kippenberg.

Hauff, Wilhelm: Märchen. Vollständige Ausgabe.

Schwab: Sagen des klassischen Altertums. Vollständige Ausgabe. Mit 96 Bildern von John Flaxman.

Stifter, Adalbert: Erzählungen.
Inhalt: Der Hochwald – Abdias – Brigitta – Der Hagestolz – Der Waldsteig – Bunte Steine – Nachkommenschaften – Die Sonnenfinsternis am 8. Juli 1842.
– *Der Nachsommer.* Roman.
– ***Witiko.*** Roman.

Die schönsten Geschichten aus 1001 Nacht.

Waldmann, Emil: Albrecht Dürer. Sein Leben und seine Kunst. Mit 192 Bildtafeln.

Die Bibliothek der Romane

Jeder Band in Leinen M 3.50

Balzac, Honoré de: Verlorene Illusionen.

Coster, Charles de: Uilenspiegel und Lamme Goedzak. Ein fröhliches Buch trotz Tod und Tränen. Übertragen von Albert Wesselski.

Defoe, Daniel: Robinson Crusoe. Nach der ältesten deutschen Übertragung. Nachwort von Severin Rüttgers.

Flaubert, Gustave: Frau Bovary. Roman. Übertragen von Arthur Schurig.

Fontane, Theodor: Effi Briest. Roman.

Goethe: Die Wahlverwandtschaften. Ein Roman.

Gotthelf, Jeremias: Wie Uli der Knecht glücklich wird. Nachwort von Paul Ernst.

Grimmelshausen, Hans Jakob Christoffel von: Der abenteuerliche Simplizissimus. Nachwort von Reinhard Buchwald.

Jacobsen, Jens Peter: Niels Lyhne. Roman. Übertragen von Anka Matthiesen.

Keller, Gottfried: Der grüne Heinrich.
– *Die Leute von Seldwyla.*

Lagerlöf, Selma: Gösta Berling. Erzählung aus dem alten Wermland. Übertragen von Mathilde Mann.

Scheffel, Joseph Victor von: Ekkehard. Eine Geschichte aus dem 10. Jahrhundert.

Stendhal, Friedrich von: Rot und Schwarz. Zeitbild von 1830. Übertragen von Arthur Schurig.

Stevenson, R. L.: Die Schatzinsel. Übertragen von Karl Lerbs. Mit 46 Holzschnitten von Hans Alexander Müller.

Swift, Jonathan: Gullivers Reisen.

Tolstoi, Leo: Anna Karenina. Roman in zwei Bänden (je 700 Seiten).

Inhalt

Bilderverzeichnis

Die Zeichnungen
für Umschlag und Kalendarium schuf Rudo Spemann

Gedruckt von Spamer in Leipzig





